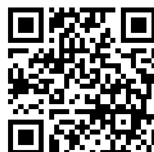



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08736326 7

12 Vols in 6

Jahrbüch

Jahrbücher der Literatur.

Zweyter Band.



1818.

April. May. Juny.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des zweyten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. II.

Der Beschluß der Anzeige des Werkes über Aegypten, so wie der Beschluß des Artikels über Preßfreyheit wird im nächsten Bande geliefert werden.

Jahrbücher der Literatur.

April May Juny 1818.

Art. I. Narrative of an expedition to explore the river *Zaire*, usually called the *Congo*, in *South Africa*, in 1816, under the direction of Capitain I. K. *Tuckey*, R. N. To which is added the Journal of Professor *Smith;* some general observations on the country and its inhabitants; and an Appendix: containing the natural History of that part of the Kingdom of *Congo*, through which the *Zaire* flows; published by permission of the Lords Commissioners of the Admiralty. *London John Murray*, *Albemarle-Street*. 1818. In quarto 498 S. mit einer Karte und Kupfern.

»Die Regierung Georg des III. (beginnt mit Wahrheit und Recht die sehr gute und sachkundige Einleitung) wird in der Geschichte für immer als eine Periode glänzen, nicht minder ausgezeichnet durch die herrlichen Waffenthaten Britanniens als durch den beständigen Fortschritt der Wissenschaften und Künste.«

Selbst während des Krieges hatten wissenschaftliche Unternehmungen, wodurch die Erdkunde gefördert ward, ihren ungestörten Fortgang, und mit der Wiederkehr des Friedens erwachte der Wunsch nach Bereicherungen des wissenschaftlichen Gebietes durch Entdeckungsreisen von neuem. Wozu konnte ein kleiner Theil der Flotte, welche die Herrschaft der Meere erfochten und behauptet, wohl würdiger verwendet werden, als zu Eroberungen im Reiche der Wissenschaften durch neue Entdeckungen oder Berichtigung der schon gemachten; durch die Vervollständigung der geographischen und hydrographischen Kunde des Globus, dessen Umriß von brittischen Seefahrern wie Cook, Vancouver, Flinders oder von andern, wie la Perouse, D'Entrecasteaux, Baudin u. s. w. mit kühner Hand im Großen entworfen, noch die Ausführung und Ausfüllung im Einzelnen erwartet; wozu besser verwendet werden, als zur Berichtigung unbekannter Punkte in den entferntesten Theilen des Erdballes, an den Gestaden Kleinasiens und Nordafrika's, auf den Inseln des mittelländischen Meeres, des arabischen und persischen Meerbusens, zur Beschreibung der Küsten, Häfen und Flüße von Newfoundland, Labradore, Hudson'sbay, zur Erforschung der seit Dampier nicht besuchten nordwestlichen Küste von Neuholland, zur näheren Bestimmung dieser Insel-Archipele und unzähligen in der nördlichen und südlichen stillen See, in den indischen und sinesischen Meeren, zerstreuten Felsen- und Klippeneilande, von denen noch jüngst die Alceste (die Fregatte, die den Lord Amherst nach China führte,

und im Rückwege Schiffbruch litt) in dem gelben Meere entdeckt wurden? zu was nützlicher verwendet werden, als zur Lösung des noch immer unentschiedenen Problems der Gestaltung der Baffin's bay und ihrer Verbindung oder Nichtverbindung mit der Bähringsstraße und der nordwestlichen Durchfahrt von dem atlantischen in das östliche Meer, und endlich zur genaueren Bestimmung des Umfangs der Richtung und der Geschwindigkeit an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten der außerordentlichen unter dem Namen des Gulfstream bekannten Meeresströmung, welche auf alle Strömungen des nördlichen atlantischen Meeres ihren Einfluß äußert. Alles dieß sind Gegenstände von gemeinschaftlichem Interesse für Europa und Amerika, und gehören einzig und allein in das Gebiet der Schiffahrt, und in den Bereich der Flotten. Nicht so die Unternehmung, deren Geschichte von den gewalttragenden Herren des englischen Seewesens (the Lords Commissioners of the Admiralty) in diesem Werke dem Publikum vorgelegt wird, und welche, wiewohl von der Schiffsbehörde ausgerüstet, nicht eigentlich zu den See-Entdeckungsreisen und zur nautischen Küstenaufnahme gehört. Sie ward blos als Mittel betrachtet zur Lösung einer geographischen Aufgabe, für welche sich ganz Europa ungemein intressirte, und als ein bloßes Werkzeug zur Erforschung des innern Afrika, welches ungeachtet so vieler von der afrikanischen Gesellschaft seit Jahrzehnden aufgewandten Kosten und Mühen, ungeachtet des hohen Muthes so vieler Engländer und Deutschen, welche auf diesem Wege den Märtyrer-Tod des wissenschaftlichen Pilgers gestorben sind, dennoch bis jetzt noch unbekanntes Land und ein leerer Raum ist, den die Kartenzeichner bisher nach Belieben mit Bergen, Seen, Flüßen und Völkern ausgefüllet haben. Es scheint, daß Römer und Griechen davon nähere Kenntniß hatten, als wir, die wir das Wenige, was wir von dem Inneren des nördlichen Afrika wissen, arabischen Schriftstellern des Mittelalters oder arabischen Reisenden der jüngsten Zeit schuldig sind. Nach ihnen drangen von allen Europäern zuerst die Portugiesen von der Küste ins Innere vor, wo sie zweifelsohne viele nützliche Kunde sammelten, die sie aber aus Eifersucht so sorgfältig verbargen, daß dieselbe zuletzt für sie selber verloren ging. Ungeachtet dieser Gelegenheit, die Wahrheit durch örtlichen Anblick zu bestimmen, traten sie doch in die Fußstapfen der Araber, welche den Lauf des Nigers, eines der größten und merkwürdigsten Ströme der Welt von Osten nach Westen ansetzten, wiewohl Herodot und nach ihm Ptolemäus denselben ganz in der entgegengesetzten Richtung von Westen nach Osten angegeben hatten. Die Wahrheit dieser Angabe wurde durch Mungopark's Ansicht bestätiget, und es blieb nur noch die

Mündung oder das Ende desselben in Ungewißheit. Rennel, der erste Geograph unserer Zeit, stellte die Meinung auf, daß der Niger sich in den See von Wangara oder Wankara verliere, indem derselbe weder ein Arm des Nils sey, noch auf der Ostseite von Afrika ausströme; nicht das erste, weil der Nil in den höheren Regionen, die Bruce besuchte, auf einem weit höher gelegenen Erdreich fließt als der Niger (der auf diese Art bergan fließen müßte) und weil die Ueberschwemmung des Nils (welche, wenn der Niger ein Arm des Nils wäre, in diesem später als in jenem erfolgen müßte) früher als die in dem Niger eintritt. Nicht das zweyte, weil auf der ganzen östlichen Küste Afrika's vom Vorgebirge Guadafui bis zum Vorgebirge Corientes kein beträchtlicher Strom in das Meer fließt. Da erschien ein mit der Küste des südlichen Afrika wohlbekannter englischer Reisender (Maxwell) mit der Meinung, daß der Niger sich auf einmal umwende, und unter den Namen des Congo oder Saire auf der westlichen Seite ausströme. Diese Meinung ergriff Park mit Begeisterung, und mit der lebendigsten Ueberzeugung, daß er dieselbe bestätiget finden müsse, unternahm er seine zweyte Reise, von der die Nachrichten aber kurz vor Tombuktu aufhören, wo er entweder nach der nicht genug verbürgten Erzählung eines ihn begleitenden Arabers wirklich umkam, oder auf eine andere Weise, wie leider! nur zu gegründete Furcht vorhanden ist, auf immer in Verlust gerieth. Wider die Meinung der Identität des Nigers mit dem Congo erhoben sich zwar einige, jedoch nicht standhafte Einwürfe, und Reichard trat dagegen (in den geographischen Ephemeriden) mit der nicht haltbaren Hypothese auf, daß der Niger in den Meerbusen von Benin in mehreren Armen (die Flüsse Rio del Rey, Formosa und andere in diesem Meerbusen mündende) ausströme, während alles, was man darüber bisher in Erfahrung gebracht, dafür spricht, daß diese Flüsse nicht Arme eines einzigen weiter oben vereinten Flusses sind, sondern von verschiedenen Seiten herkommen. Bey der Ungewißheit also der Mündung des Nigers und der Quelle des Congo wurden von der englischen Regierung zwey geographische Expeditionen ausgestattet, die eine, um den Niger bis zu seinem Ausflusse, die andere, um den Congo bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen. Diese letzte ist's, deren Verrichtungen und frühzeitig unglückliches Ende in dem vorliegenden Werke beschrieben werden. Die Einleitung gibt umständlichen Bericht über die von der Admiralität zum besseren Gelingen dieser Unternehmung getroffenen Vorkehrungen, worunter auch ein Dampfboot war, das aber in der Folge verworfen ward, weil es unmöglich schien, dasselbe für die Schiffahrt auf der See und auf dem Flusse zugleich zurecht zu machen, und dabey den für

die bey einer solchen Unternehmung unentbehrlichen Schiffvorräthe nöthigen Raum zu gewinnen. Die Verspätung, welche durch die Versuchung der Anwendbarkeit einer Dampfmaschine entstand, war vermuthlich eine der Hauptursachen des tragischen Endes der ganzen Expedition, weil sie nämlich in der für die Gesundheit ungünstigsten Jahrszeit ankam, und daher größtentheils ein Opfer des mörderischen Himmelsstriches und überspannter Anstrengung ward. So geschah es, daß ungeachtet der versprechendsten Hoffnungen, welche sowohl auf den Eifer der Reisenden, als auf die Vortrefflichkeit der ihnen zu Gebote stehenden Mittel gegründet waren, nie eine Expedition dieser Art ein traurigeres Ende nahm. Binnen der kurzen Frist von weniger als drey Monaten starben von sechs und funfzig Personen, aus denen die ganze Gesellschaft (die Bemannung der beyden Schiffe des Congo nämlich, und des Lastschiffes mit eingerechnet) bestand, ein und zwanzig am hitzigen Fieber; darunter der Schiffscapitän Tuckey (der die Seele der ganzen Unternehmung), der Botaniker Smith (ein geborner Norweger), Cranch, der Sammler naturhistorischer Gegenstände, und Tudor, der Anatomiker; kurz, das ganze wissenschaftliche Personale dieser Unternehmung.

Diese außerordentliche Sterblichkeit, welche die glänzendsten Erwartungen so grausam täuschte, ist so auffallender, als laut dem Tagebuch des Capitän Tuckey das Klima und die Jahreszeit nicht schöner und milder gewünscht werden konnte. Der Thermometer stand nie unter 60° Fahrenheit bey Nacht; selten über 70° bey Tage; die Atmosphäre vorzüglich trocken, kaum daß es einmal während der ganzen Reise regnete, und die Sonne öfters drey bis vier Tage lang so durch Wolken versteckt, daß kaum eine Höhenbeobachtung angestellt werden konnte. Der Wundarzt Mac Kerrow des Schiffes Congo, welcher von eben diesem bösartigen Fieber befallen worden war, aber demselben glücklich mit dem Leben entrann, schreibt die Ursache davon größtentheils der großen Ermüdung und Abspannung zu, und wiewohl die Mannschaft sich keinen Ausschweifungen im Gebrauche hitziger Getränke überlassen konnte, so waren doch Ausschweifungen einer andern Art so ungezügelter, als die Schwarzen jeden Augenblick bereit sind, ihre Schwestern, Töchter und Weiber für einige Tropfen geistigen Getränkes den Europäern zu überlassen, ja ihnen selbe aufzudringen. Außer dem dürfte auch das Wasser des Flusses verderblich gewesen seyn, indem dasselbe beständig eine große Menge von todten Crocodilen, Alligatoren, Hippopotamen und Eidexen auflöset und zersetzet, und indem die beyden Ufer des Flusses bis gegen funfzig Meilen von der Mündung aufwärts mit faulenden Mangrove-Hainen bedecket sind. Auch war das Schiff an einer

Stelle geankert, wo die Luft keinen freyen Durchzug hatte, sondern mit den giftigen Ausdünstungen dieser Savannen (Swamps) geschwängert war, so daß die Luft sowohl fur die ans Land gegangenen, als für die, so im Schiffe geblieben, gleich nachtheilig war. Die Einleitung setzt dem Capitän Tuckey und den vorzüglichsten seiner Begleiter, nämlich dem Botaniker Smith, dem Lieutenant Hawkey, den Schiffszahlmeister Eyre, dem Naturalien-Sammler Cranch, und dem Volontair Galwey ein Denkmal durch kurze biographische Notizen; das schönste aber den beyden ersten, durch den Druck ihrer Tagebücher, welche ungeachtet ihrer Unvollständigkeit dennoch als die einzigen Berichte über diese Entdeckungsreise des Congo die größte Aufmerksamkeit verdienen. Aus diesen Tagebüchern und aus den Beobachtungen der am Leben erhaltenen Offiziere und Mannschaft ist die Uebersicht des Landes und seiner Bewohner zusammengesetzt, welche auf die beyden Tagebücher folgt, und welcher mehrere philologische, zoologische, botanische und hydrographische Beobachtungen angehängt sind.

Ohne dem Capitän Tuckey durch die ersten zwey Hauptstücke seines Tagebuches vom Auslaufen aus dem Hafen zu Falmouth bis zu dem Einlaufen in den Saire oder Congo zu folgen, begleiten wir ihn bloß diesen Strom aufwärts bis zu dem letzten der Wasserfälle, welche denselben unterbrechen, und die Schiffahrt bis dorthin Stromaufwärts völlig unmöglich machen.

Am 12. Julius, der Schwierigkeiten müde, welche den Versuchen widerstanden hatten, den Transport beladen um das Vorgebirge Sharkpoint hinum und den Fluß hinauf zu bringen, ließ er den Transport entladen, und schiffte die Ladung in den Schiffsbooten hinauf. Die wahre Mündung des Flusses ist nicht breiter als drey englische Meilen, die Mitte nicht tiefer als vierzig Faden (fathoms) und die mittlere Geschwindigkeit des Stroms nicht größer als vier eine halbe englische Meile auf die Stunde gerechnet, so daß die Größe dieses Flusses und die Menge seines Wassers bisher bey weitem überschätzt worden ist. Die Mangrove-Savannen erstrecken sich an beyden Ufern sieben bis acht Meilen ins Land, ganz undurchdringlich und mit den Wurzeln im Wasser stehend. Unter Embomma, wo die Mangrove-Moräste aufhören, ist das Ufer trockner Lehm, der in senkrechten Niederungen ausläuft. Bey dem Fetisch-Felsen (eine Masse von Granit mit Quarz vermischt) der senkrecht in den Fluß hereinsteht, verengt sich derselbe auf eine und eine halbe Meile. Ungeachtet dieser Enge fließt der Strom hier in nicht größerer Geschwindigkeit als von zwey eine halbe Meilen die Stunde. Oberhalb demselben ward Simons, ein schwarzer Matrose, ans Land gesetzt, dessen

Vater ein Prinz vom Geblüte und Geheimer Rath des Königs von Embomme denselben als Knaben einem Capitän von Liverpool übergab, um denselben in England erziehen zu lassen. Dieser aber hielt es für gerathner ihn als Sklaven zu verkaufen. Er entsprang aus der Sklaverey, rettete sich am Bord eines englischen Kriegsschiffes, ward bey der Auszahlung der Flotte entlassen, und hatte jetzt am Bord des Congo als Küchenjunge gedient. Auf einmal erschien der Küchenjunge als Prinz in einer Hangmatte von zwey Sklaven getragen, von einem Sonnenschirme überschattet, von seinem Vater und zwanzig Musquetieren als Garde begleitet. Zu Bombi, einer Banza (so heißen die Dörfer an den Ufern des Congo), hatte C. Tuckey die erste Audienz beym Tscheuu (so heißen die Fürsten allda) und brach mit ihm ein Laub, als die heiligste Art des Schwures, daß er als Freund gekommen. Während der Audienz schauten die Frauen des Königs (er hatte deren funfzig) neugierig aus einem Winkel, und der König trug dem Capitän sehr artig alle seine Töchter zu Bettgenossinnen an, während die Hofleute den Begleitern des Capitäns denselben Antrag mit ihren Weibern machten. Der Antrag wurde von den Begleitern angenommen, die Vollziehung aber von den Weibern um keinen Preis bey Tage zugegeben, aus Furcht, sagten sie, daß sie bey Tage der Fetisch erschlagen möchte.

Vor dem auf dem rechten Ufer des Flusses gelegenen Dorfe Embomma liegt die Insel Buka Embomma, welche Capitän Tuckey am schicklichsten für eine europäische Niederlassung hält. Von hier aus fließt der Fluß zwischen zwey Reihen hoher unfruchtbarer Hügel von Glimmerschiefer mit Quarz, dessen unter dem Wasser fortlaufende Felsen kleine Wirbel bilden. An einigen Stellen, wo die Strömung des Flusses durch Felsen abgeleitet wird, hat der Schlamm fruchtbares mit Schilfgras und indischem Korn bedecktes Land angehäuft, wo immer gut zu ankern ist. Kleine Thäler mit Maniokpflanzungen und Palmenbäumen durchschneiden hier und da die Reihe der Felsen, deren einige besondere Namen tragen. Der merkwürdigste heißt der Sprung der Liebenden, der leukadische Fels dieses Landes, jedoch in einem ganz anderen Sinne, indem dieses der Platz ist, wo die ehebrecherischen Weiber des Königs von Embomma mit ihren Liebhabern in den Fluß gestürzt werden. Hierherum sind die Ameisenhügel besonders häufig, und haben die Gestalt von ungeheuren Pilzlingen oder Sonnenschirmen. Hier wurde eine sehr sonderbare optische Erscheinung (eine Art von Mirage oder Wasserspiegelung) beobachtet. Das Boot schien auf einmal auf dem Gipfel eines Wasserberges zu stehen, der von allen Seiten steil abschoß, so daß die dem Boote entgegenkommende Strömung bergauf zu fließen schien. Die Hü-

gelreihen wurden immer kahler und unfruchtbarer, und die mit fruchtbarer Erde angeschwemmten immer seltner. Da von nun an die Schiffahrt weiter stromaufwärts, durch Wirbel und Felsen unterbrochen, nicht mehr rathsam schien, ging man hier ans Land, um den Tschenu (Fürsten) der auf dem linken Ufer gelegenen Banza (Dorf) zu besuchen. Der Empfang war stattlicher, jedoch mehr von europäischer Sitte entfernt, als bey dem Tschenu von Embomma; die Sitze und der Boden waren hier mit Löwen- und Leopardenhäuten bedeckt, die zu betreten ein Staatsverbrechen ist, wodurch auch die Vornehmsten ihre Freyheit als Sklaven verwirken. Der König hatte einen ungeheuren Kopfschmuck von Reigerfedern, und zwey seiner Collegen, die Tschenus benachbarter Banzas, welche der Audienz beywohnten, waren der eine in einen alten Sammtmantel gekleidet, und mit einer glasbesetzten Krone geschmückt, welche augenscheinlich aus einer europäischen Theater-Garderobe hierher gekommen war. Der Tschenu gewahrte zwey Wegweiser bis zu den Cataracten von Jelalla, über die weiter hinaus ihnen nichts bekannt war. Ein Mandingo-Sklave, der dem Capitän gebunden vorgeführt war, sagte aus, daß er von seinem Geburtslande drey Monate lang theils zu Wasser, theils zu Land hergereiset sey, daß der Name seines Landes Mintolo, und daß dasselbe von einem Fluße, so breit als der Saire, aber noch unschiffbarer der vielen Felsen wegen, durchschnitten sey. Tuckey schiffte nun quer über den Strom auf die andere Seite, nicht ohne Gefahr, von den häufigen Wirbeln, welche sich auf einmal bildeten, das Boot ungeachtet der angestrengtesten Ruderkraft im Kreise herumdrehten, und dann wieder verschwanden. Am 14. August landete man etwas weiter nordwärts, und ging ans Land, Tuckey, Smith, Galwey, Hodder, dreyzehn Matrosen, zwey Dollmetsche aus Embomma (die Söhne des Tschenu) und die Führer, auf vier Tage mit Lebensmitteln ausgerüstet. Zu Mittag erreichten sie die Banza Kulu, von wo aus der Wasserfall von Jelalla sichtbar ist. Statt eines zweyten Niagara, den die fürchterlichen Beschreibungen der Einwohner erwarten ließen, fand man im Vergleich damit einen über Kiesel wegsprudelnden Bach. Der Fluß hat hier sich seinen Weg zwischen zwey Felsen-Reihen von Syenit gebildet, und zwischen denselben widersteht seiner Kraft ein Schiefereiland, das denselben in zwey Arme trennt, deren nördlicher fast ausgetrocknet, der südliche aber die zusammengedrängte Kraft des Wassers zwischen zackigen Felsen zerstob. Die Wassermenge ist hier auffallend geringer als weiter unter dem Falle, was schwer zu erklären, wenn das Wasser nicht aus unterirdischen Höhlungen zuströmt. Am nächsten Morgen wurde der Weg weiter fortgesetzt, aber nicht unmittelbar am Flusse, wo nur Zie-

gen klettern können, sondern in einiger Entfernung davon. Das Bett von drey tiefen Schluchtströmen, über welche der Weg ging, war ausgetrocknet. Der Dünger von Hippopotamus und Gasellen sammt den Stacheln von Stachelschweinen verriethen, die nahe Gegenwart dieser Thiere. Die Atmosphäre war außerordent ich trocken. Fleisch verlor in wenig Stunden allen Saft. Die gesammelten Pflanzen waren in einem Tage fürs Herbarium bereit, während dieselben an der Mündung des Flusses oft in einer Woche nicht trockneten. Das Hygrometer stand um zwey Uhr Nachmittags im Schatten auf 70° und der Thermometer auch bey der Nacht nie niederer. Zwölf bis vierzehn Meilen ober dem Wasserfalle wendet sich der Fluß schnell gegen Südosten; hier steht die Banza Inga, wohin man wegen der Beschwerlichkeit des Weges von Kulu aus zwey Tagreisen rechnet, wiewohl die Entfernung in gerader Linie nicht zwanzig englische Meilen beträgt. Unmittelbar am Flusse erheben sich Felsen von runden Quarzkieseln etwa hundert Fuß hoch, hinter ihnen dreymal so hoch von eisenhaltigem Lehm mit Massen von Quarz, dann Hügeln von gelben Lehm mit großen Massen von Syenit fünfhundert Fuß hoch, und endlich in doppelter Höhe, steile Hügel mit felsigen Abschüssen von Syenit und fruchtbaren Platten auf der Höhe. Bey der Nacht scheinen alle diese Hügel zu brennen, von den durch die Jäger bey Tag angezündeten Feuern, um das Wild vor denselben heraus zu treiben. Vermög der hier eingeholten Nachrichten erstrecket sich die Herrschaft von Congo hier auf dem nördlichen Ufer des Flußes bis Banza Inga, auf dem südlichen aber noch weiter hinauf. Der oberste Fürst heißt Lindy oder Blindy N,Congo, und residirt zu Banza Congo, sechs Tagreisen innerhalb des Landes an der Mündung des Flusses auf der Südseite. Es scheint, daß dort eine portugiesische Niederlassung sey (vermuthlich das S. Salvador der alten Reisebeschreiber), weil nach dem Berichte der eingebornen dort Soldaten und weiße Weiber seyn sollen. Die Tschenus, welche von den Europäern uneigentlich Könige genannt werden, sind nichts als Lehensträger, deren Lehen in der weiblichen Linie forterben. Das Zeichen der Belehnung ist eine Kappe, das Symbol aller Würden in diesem Lande. Der Tschenu setzt mittels Kappen dann seine eigenen Beamten ein, deren vornehmster der Mafuk oder Steuereinnehmer ist. Die Sklaven sind von doppelter Art. Die Hauseigenen, welche nicht verkauft werden, und die verkäuflichen, von Sklavenhändlern zur Ausfuhr verkauft. Die Erbschaft geht nicht auf die Kinder, sondern auf die Brüder und mütterlichen Oheime, welche aber für die Kinder und Weiber des Erblassers Sorge tragen müssen, und die letzten wie nach dem Mosaischen Gesetze sich aneignen können. Beyde Geschlechter fär-

ben sich mit Ocker, und bevor die Braut dem Bräutigam überliefert wird, wird sie vom Fuß bis zum Kopf gelb beschmiert. Die Männer zeichnen ihre Stirnen und Waffen mit rothen und weißen Streifen. Außer einer herrschenden Hautkrankheit wurden auch einige Fälle von Elephantiasis und ein paar Gonorrhöen beobachtet, welche aber ein portugiesisches Geschenk gewesen seyn sollen. Das einzige Spiel, das man sah, war ein Bret mit Löchern, worin flache Steine gelegt werden (eine Art von Mankala, welches Spiel in ganz Asien und auch in der europäischen Türkey häufig gespielt wird). Ein anderer, ebenfalls in der Türkey, aber nur bey der Tafel des Sultans herrschender Gebrauch ist das Vorkosten der Speisen, durch den, welcher etwas zu essen oder zu trinken darbietet, aus Furcht der hier so leichten und so häufigen Vergiftung. C. Tuckey setzte nun seine Landreise von Banza Inga auf dem rechten Ufer des Flusses stromaufwärts fort, zum zweyten großen Wasserfalle Sangalla eine Tagreise ober Mawunda, ober welchem noch ein dritter, welcher der zweyte Sangalla heißt. Ueber diesem öffnet sich abermal der Fluß, und nach allen Versicherungen stehen von hieraus der Schiffahrt weiter stromaufwärts keine Hindernisse mehr von Felsen, Wirbeln und Wasserfällen entgegen. Unmittelbar ober diesem Wasserfalle ist eine kleine Bucht, die Condo Jjongo heißt, und wo der Strom einen Ellenbogen gegen Südosten macht. C. Tuckey, der nicht weit von hier durch Krankheit gezwungen ward, seine weitere Entdeckungsreise zu Lande stromaufwärts aufzugeben, und an Bord des Schiffs zurück zu kehren, gibt die kleine Bucht unmittelbar über dem letzten Wasserfalle als den schicklichsten Ort an, von wo die weitere Erforschungsreise des Flusses am besten begonnen werden könnte, weil von hieraus der Schiffahrt keine weiteren Hindernisse entgegen stehen. Er vollendete also seinen Lauf da, wo er denselben erst mit glücklichem Erfolge zu beginnen sich versprechen konnte, und diese so unglücklich ausgefallene Unternehmung hat wenigstens das für künftige Entdeckungsreisen des Congo so lehrreiche Resultat geliefert, daß die von der Mündung desselben bis hieher durch Wirbel, Klippen und Wasserfälle anfangs erschwerte, dann vollends unmöglich gemachte Beschiffung künftighin erst jenseits des letzten Wasserfalles in Booten der Landesbewohner unternommen werden müsse, und wenn gleich das große geographische Räthsel der Identität des Congo mit dem Niger nicht gelöset worden ist, so hat dieselbe doch durch mehrere Beobachtungen und Aussagen, welche vom C. Tuckey und seinen Begleitern gesammelt worden, neue und große Wahrscheinlichkeit erhalten. Die merkwürdigste dieser Beobachtungen beruht auf dem periodischen Schwellen des Flusses, von dem vorher nichts gewisses bekannt war,

indem derselbe nach mehreren Angaben für einen beständig gleich fortlaufenden Schwallstrom erkläret wurde. Diese Meinung ist durch diese Unternehmung vollends widerlegt. Der Congo hat wie alle anderen Flüsse der Wendekreise seine periodische Flut und Ebbe, nur weit minder im Verhältniß seiner Größe, indem die Spuren der Flut an den Felsen meistens nur in der Höhe von neun bis zehn Fuß, und nirgends über elf zu sehen waren. C. Tuckey hatte früher in seinem Tagebuche, und in einem Privatschreiben die Hypothese aufgestellt, daß es sich aus dem, was er hierüber von den Eingebornen vernehmen konnte, schließen lasse, der Congo komme aus einem großen See oder aus einer Verkettung von Seen nordwärts der Linie; und als mit dem ersten September der Fluß wirklich, wie er es in jenem Briefe vorgesagt und erwartet hatte, langsam zu schwellen anfieng, schrieb er noch kurz vor seinem Tode, und als er nicht mehr im Stande war die Gründe seines Annahmsatzes auseinander zu setzen, bloß die zwey Worte »hypothesis confirmed.« Diese Gründe versuchet der Herausgeber mit großer geographischer Kenntniß und praktischer Deutlichkeit, in der Uebersicht des Landes seiner Bewohner, ihrer Gebräuche u.s.w. (welche den beyden Tagebüchern von Tuckey und Smith angehängt ist) folgendermaßen zu entwickeln.

In den unter den Wendekreisen gelegenen Ländern folgen die Regen dem Laufe der Sonne, und sind erst dann am häufigsten, wenn sie den Wendepunkt erreicht, daher im May, Junius und Julius, der seichte Wasserstand in dem See oder in den Seen von Wangara, in welchen oder welche der Niger münden, und aus dem oder aus denen derselbe wieder als Congo ausströmen soll, und daher das Ueberfließen dieses Sees oder dieser Seen im Monate August nach den Beobachtungen arabischer Geographen. Dieses späte Ueberfließen hat seinen Grund in dem langen östlichen Laufe des Nigers, und wenn dieser derselbe mit dem Congo ist, so muß auch die Flut und Ebbe des letzten der Flut und Ebbe des Sees oder der Seen von Wangara entsprechen. Nimmt man die Lage dieser Seen, wie sie auf den Karten gewohnlich angegeben wird, zwischen dem 12ten und 15ten Grad nördlicher Breite, und den Ausfluß ungefähr bey dem zwölften Grade an, so ist die gerade Linie von hier bis an den Punkt, wo C. Tuckey zuerst das Steigen des Congo bemerkte, 1200 englische Meilen, und die Länge des Flusses kann wegen der Mündungen und des einigen Unterschiedes der Meridiane willen auf nicht minder als 1600 englische Meilen angeschlagen werden. Wenn nun die Seen von Wangara in der ersten Woche des Augusts überfließen, und die Strömung in dem Ausleiter zwey eine halbe englische Meilen, das ist in derselben Geschwindigkeit, wie der Congo fließt, so mußte

die erste Flut gerade in der ersten Woche des Septembers dort wo C. Tuckey dieselbe beobachtete, seinen früheren Annahmssatz bestätigend, eintreffen. Und wirklich nur durch die Annahme des nördlichen Ursprungs dieses Flusses kann der seichte Wasserstand desselben in den obbenannten Sommermonaten erkläret werden; denn wenn derselbe von Regengüssen südwärts der Linie angeschwellt würde, so müßte die Schwellflut schnell und heftig herandrängen, während das langsame gleichförmige Steigen nur durch den Ausfluß aus Seen bewirkt werden kann.

Diese Voraussetzung erhält durch einen aus der physischen Geographie hergeholten Grund eine neue und wichtige Bestätigung. Alle bisher bekannten großen Landseen der Erde, welche keinen Ableiter haben (wie das caspische und todte Meer, der Aral und mehrere andere Seen in Asien) sind salzig. Hätten nun die Seen von Wangara keinen Ausfluß, sondern dünstete das Wasser des Nigers, der die salzigsten Striche Afrika's durchläuft, aus, so müßte um die Seen von Wangara ein Ueberfluß von Salz erzeuget werden. Hievon verlautet aber nicht das geringste bey den arabischen Geographen, indem Edrissi vielmehr ausdrücklich sagt, daß die Seen von Wangara süßes Wasser haben, was ohne Ableiter nach allen bisher bekannten Gesetzen der geographischen Physik undenkbar ist. Angenommen nun, daß der Wangara den Ueberfluß der von Norden her empfangenen Wasser durch einen Ableiter wieder ausströme, so wird dieser Ableiter wohl südlich zu suchen seyn, und da der nördliche Ursprung des Congo fast als Thatsache erwiesen ist, so begünstiget die Nachbarschaft jenes Ableiters und dieses Ursprungs den Annahmssatz ihrer Identität. Endlich spricht noch dafür ein philologischer Grund der Namensähnlichkeit des Nigers und des Congos in der Landessprache der Bewohner. Laut dem Berichte des arabischen Kaufmanns Sidi Hamet (lies: Hamid) wird zu Wassenah der Niger Zadi (sprich: Sadi) geheißen. Hornemann hörte, daß der Name desselben östlich von Tombuktu, »wo er sich gegen Süden wendet« Zad (Sad) sey; und nach Maxwell und Tuckey ist der Name des Congo Enzaddi (Ensaddi) oder Moienzi enzaddi (Moiensi ensaddi) d. i. der alle Flüsse verschlingende Fluß. Aus allen scheint die Annahme der Identität des Nigers und Congo auf guten Gründen zu beruhen.

Boden, Klima und Produkte des Landes. Das Land Congo nördlich von Loango, südlich von Angola eingeschlossen, dessen bestimmte Grenzen man aber noch nicht kennt, ist in eine Menge kleiner Landeslehen, deren Träger Tschenu heißen, eingetheilt. Von der Mündung des Flusses bis zu Em-

bomma, wuchert das vom Fluß angeschwemmte Land mit den reichsten Pflanzungen von Palmen, Adansonia, Bombax, Papyrus u. s. w. Hierauf wird der Fluß wenigstens auf die Strecke von funfzig englischen Meilen, durch kahle steile Hügelreihen von Glimmerschiefer in ein klippen- und wirbelvolles enges Bette zusammengedrängt. Nach den drey Wasserfällen ändert sich die ganze Gestalt des Landes; der Fluß fließt breit und ruhig, und fruchtbare Thäler laufen gegen denselben zwischen Vorgebirgen aus Marmor aus. Hier setzte Krankheit und Tod dem weitern Vordringen der Reisenden Ziel. Das Klima, wie schon aus dem obenerwähnten Stande des Thermometers und Hygrometers erhellet, ist gemäßigt warm und trocken. Das Pflanzenreich Maniok, Jam, Mais, Erdäpfel, Kürbisse, Kohl, Pfeffer, Zuckerrohr, Tabak, Orangen, Limonien, Bananen und Ananas. Das einzige Getränk verschiedene Arten von Palmenweine. Keine Lastthiere, sonst aber von häuslichen: Ziegen, Schweine, Hühner, Enten, Tauben; von wilden: Leoparden, Löwen, Büffel, Affen, Stachelschweine, Elephanten und Hippopotamus; dann Perlhühner, Rebhühner mit rothen Füssen, Wildtauben u. s. w. Von Insekten nur: Flöhe, Wanzen und die schwarzen Ameisen, aber weder Skorpionen, Skolopender und Muskitos, welche sonst in warmen Ländern so haufig sind.

Nahrung, Wohnung, Kleidung und Geräthe. Die vorzüglichste Speise und Getränke Maniok und Palmenwein samt Jam und indischem Korn. Thierische Nahrung nicht allgemein, und nirgends eine Spur von Menschenfleischfressern.

Die Dörfer (Banza) zwischen Palmen und Mangrove-Pflanzungen gelegen, bestehen aus funfzig bis siebenzig Hütten mit dreyhundert bis sechshundert Einwohnern. Diese Hütten bestehen aus sechs Tafeln geflochtenen Rohrs oder Grases, wovon vier die vier Wände und zwey das Dach bilden. Ein solches Haus kostet nicht mehr als fünf bis sechs Hühner, und ist in fünf bis sechs Minuten ab- und aufgeschlagen. Der Pallast des Tschenu ist aber mit vieler Kunst aus Palmenlaub geflochten, und mit einer Hürde von Schilfrohr umzogen. Das Geräthe ist sehr einfach: Körbe aus Palmenfibern, Flaschen aus Kürbissen, irdene Gefäße zum Kochen, hölzerne Löffel zum Essen, eine Matte von geflochtenem Gras statt Sofa und Bett; eben so ist auch ihre Kleidung, die nur aus Schürzen und Kappen besteht, aus Gras geflochten. Der Schmuck, Ringe von Eisen an den Fußknöcheln, Armbänder von Löwenzähnen, und Halsbänder von Korallen, Muscheln oder Pflanzensamen. Ihre Kähne aus einem einzigen Stamme des Baumwollen- oder Feigenbaums ausgehölt, vier und zwanzig Schuh lang und achtzehn bis zwanzig Zoll weit.

Bevölkerung und Zustand des Volkes. Wiewohl die Bevölkerung, je weiter sie landeinwärts kamen, zunahm, so war dieselbe doch sehr dünn gesäet, und alles widerspricht den übertriebenen Gerichten der portugiesischen Missionare. Die bürgerliche Gesellschaft besteht hier aus dem Herrn des Dorfes (Tschenu) und seiner Familie, aus den Steuereinnehmern (Mafuk), aus den Hauseigenthümern (Fumu), aus den Handwerkern, Fischern und Trägern (Kuli) und aus den Sklaven. Der Sklavenhandel wird an den Ufern des Congo weniger stark getrieben, als nördlich in dem Meerbusen von Guinea, und südlich zu Loango und Benguela, und die häusliche Sklaverey ist in allen Negerstämmen einheimisch.

Zustand der Gesellschaft, Charakter der Einwohner. Die Bewohner der Ufer des Congo scheinen unter die niedrigsten Negerstämme zu gehören. Ihre angeborne Trägheit läßt wenig für die Civilisation von Afrika hoffen, selbst wenn der Negerhändel ganz abgeschafft seyn wird, und alle Bemühungen der Missionen, die im 16ten und 17ten Jahrhundert hieher strömten, scheinen nicht das geringste gefruchtet zu haben. Eine Mischung katholischer und heidnischer Gebräuche war alles, was die Reisenden am linken Ufer des Congo fanden. Ein Priester dieser Negerkatholiken, der an Bord kam, trug den Rosenkranz zugleich mit den Fetischen, und that sich gleichviel zu gut auf sein Priesterdiplom (von den Kapuzinern zu Loando ausgestellt) und auf seine fünf Beyschläferinnen. Einer der schlimmsten Grundzüge des Negercharakters ist die Herabwürdigung der Weiber zu bloßen Werkzeugen der Lust, für jeden um den geringsten Preis feil, und zu den niedrigsten und beschwerlichsten Arbeiten bestimmt. Die Weiber ackern, fischen und jagen, während die Männer auf der faulen Haut liegen, Schürzen und Kappen weben, oder Korallen anreihen. Ihr größtes Vergnügen sind ausschweifende Tänze beym Mondenlicht von schallendem Gelächter und eintönigem Gesange begleitet. Ihre musikalischen Instrumente, eine Art von Guitare, Hörner, Muscheln, Trommeln und Kürbisse mit kleinen Steinen gefüllt, die gerüttelt ein rasselndes Getöse hervorbringen. Die Einwohner sind ein lebhafter gutgebauter mittlerer Menschenschlag, und ihre Gesichtszüge, wiewohl mit denen der Neger am nächsten verwandt, sind weder so stark gezeichnet, noch ihre Farbe so schwarz, als die der übrigen Afrikaner. Ihr Aussehen verkündet Einfachheit und Unschuld, sie haben keine National-Physiognomie, aber einige Mulatten, und viele Andere tragen das Gepräge der südlichen europäischen Gesichtsbildung.

Aberglauben. Jeder Mann hat seinen Fetisch, und manche deren ein Dutzend als eben so viele schützende Kräfte wider

alle möglichen Uebel. Das Wort Fetisch kommt vom portugiesischen Feitiço, d. i. das Gesetzte. Nichts ist so niedrig und schlecht das nicht einen Fetisch abgeben könnte: Horn, Huf Haar, Bein, Klaue, Kralle, Muschel, Schuppe, Haut, altes Eisen, Glas, Bley u. s. w., und manchmal alles dieses in einen Rosenkranz zusammengereiht. Die Wahl derselben wird durch die Fetischmänner bestimmt, welche eine Art von besonderer Priesterschaft bilden; wenn der Träger desselben auch vom Krokodille gefressen, oder vom Blitze erschlagen wird (wider welche der Fetisch den Träger feyen sollte), so ist die Schuld doch niemals an jenem, sondern immer an diesem, der sich durch etwas an dem Fetisch versündiget haben muß. Damit dieses nicht geschehe, so legen sie, wenn sie zu sündigen gedenken, den Fetisch ab, und bedecken denselben, daß er nichts sehe: gerade wie italienische und griechische Freudenmädchen während der Schäferstunde das Bild der Madonna und Panagia zudecken, und die vor demselben brennende Lampe auslöschen, hernach aber dasselbe wieder aufdecken, und die Lampe wieder anzünden. Sie fasten zu Ehren des Fetisch, und die List des Gangams oder Priesters bedienet sich derselben auch als einer Art von Orakel um verlorne Sachen zu entdecken, Diebe ausfindig zu machen, und als einer Arzney um Kranke zu heilen u. s. w. Der Fetischfelsen im Flusse, dessen schon oben erwähnt ward, ist mit rohen und ungeschlachteten Figuren von Menschen und Thieren bedeckt, deren mißgerathene Zeichnung sehr stark an die des Dschebel Mokattab, d. i. des beschriebenen Berges in der arabischen Wüste erinnert, wovon zuerst Niebur, und seitdem Seetzen und Rüppel (siehe Fundgruben des Orients des II. und VI. Bandes, viertes Heft) umständlichere Nachricht gegeben haben. Die Arzneyen, welche sie gebrauchen, sind meistens nur ein Absud von einheimischen Pflanzen, und die Wurzel von einer Art Dioscorea kauen sie als Verwahrungsmittel wider das Abweichen; das meiste Vertrauen setzen sie aber dennoch in die Fetische, welche ihnen der Gangamkissey ertheilt, welcher nicht nur Priester und Doktor, d. i. Seelen- und Leibesarzt, sondern auch zugleich mittelst seiner Fetische, welche die Schuldigen aufspüren, der öffentliche Ankläger ist, und daher in seiner Person drey Fakultäten, nämlich die theologische, medizinische und juridische in sich vereiniget, eine Vereinigung, zu deren Gunsten sich wohl eben so viel als dawider sagen läßt, in soweit die Gesundheit der Seele und des Leibes von einander abhängig betrachtet werden, und in soweit alle Gesetzgebung auf göttliche positive, für deren Organe die Priester gelten wollen, zurückgeführt wird. Daher macht nun im ganzen Oriente der Stand der Richter und Priester unter den Namen der Gesetzgelehrten (Ulemas, Mollas), einen ein-

zigen, nämlich den Lehrstand aus, zu welchem auch die Aerzte gerechnet werden, und deshalb gebührt nach der Meinung der Morgenländer die dreyfache Krone oder Tiare nur dem Herrscher, der zugleich König, Prophet und Weiser war, wie Hermes und Salomon (und Numa). Ein Prophet ist nach morgenländischen Begriffen ein gottbegeisteter Dichter. Nachdem der Gangam kissey, welcher mit seinen Begleitern das Schwurgericht (Jury) vorstellt, den Spruch gethan, wird der Beklagte einem Gottesgerichte (Ordal) vor den Aeltesten der Gemeine unterzogen. Er muß nämlich eine gewisse Menge Rinde kauen, die, wenn er schuldig ist, in seinem Magen bleibt, und die er, wenn er unschuldig ist, wieder herausbricht, so daß die Schuld oder Unschuld aus der Stärke des Magens ermessen wird. Gemeinen Giftmischern wird der Kopf abgeschlagen, und der Leib verbrannt; sind dieselben aber vom höheren Range, so ist die Strafe viel barbarischer, indem die einzelnen Glieder dem Lebenden nach und nach abgeschnitten, und in die vorzüglichsten Städte des Königreichs verschicket werden. Der Ehebruch wird nach Verhältniß des Ranges bestraft. Ein gemeiner Mann erhält zwey Sklaven vom Verletzer seiner Ehre; aber der Sohn eines Tschenu kann sich nur mit dem Tode desselben zufrieden geben. Der Giftmischer, der seines Gleichen vergiftet, wird geköpft; wenn aber einen höheren als er, so werden alle seine männlichen Verwandten, selbst das Kind an der Mutterbrust hingerichtet.

Die Auszierung des Leibes durch Tattuirung der Haut, und das Feilen der Zähne, das sich bey amerikanischen und asiatischen wilden Völkern findet, ist auch hier in vollem Schwunge. Diese Zieraten werden so eingebrannt, daß sie eine erhabene Rinde auf der Haut formen. Die Weiber haben auf diese Art den ganzen Unterleib vom Nabel hinunter auf das zierlichste mit allerley Figuren in Basrelief aufgerissen, was ihnen sehr viel Schmerzen und Geduld kosten muß; denn diese Toilette der Hautkrause besteht darin, daß man die Haut zwischen den Daum und Vorfinger nimmt, mit einem scharfen Messer aufschürft, und wenn dann das Blut hervordringt, dasselbe mit dem Safte einer Pflanze stillt. Je tiefer der Schnitt, desto erhabener die Narbe, und desto schöner in ihren Augen diese Toilette der Haut. Die Zähne wurden schon von den alten Aegyptern spitz gefeilet, wie dieses Seetzen aus Ansicht der Mumien erhoben hat (siehe sein Schreiben im ersten Bande der Fundgruben des Orients); aber so sonderbar wie hier, dürften die Zähne nirgend anderswo ausgefeilet seyn. Die beyden obern Schneidezähne, welche bey ihnen ungemein breit, weiß und schön sind, werden am inneren Rande, wo sie zusammen stoßen, so ausgefeilet, daß das Mundstück der Pfeife darin ste-

cken bleibt, und sie also dieselbe nicht mit den Lippen oder mit den Zähnen eingepreßt, sondern in diese eingefalzt frey im Munde halten. Je größer diese Oefnung, desto schöner, und nach der Größe derselben beurtheilen die Weiber die Schönheit eines Mannes. Fast unglaublich scheint, was C. Tuckey (Seite 81) versichert, daß bey Einigen diese Oeffnung einen Zoll im Durchmesser betrage, weil dann die gesammte Breite der beyden Schneidezähne gegen zwey Zoll betragen müßte. Die anderen Zähne werden in einspringenden Winkeln wie umgestürzte Mauerzinnen ausgeschnitten, (W) so daß der homerische Wall der Zähne eine ordentliche Festungsmauer mit der großen Bresche in der Mitte vorstellt. Die Prinzessinnen vom Geblüte dieses Landes haben das Vorrecht, sich einen Gemahl nach ihrem Geschmacke zu wählen, und denselben zu wechseln, so oft es ihnen gefällt, während derselbe bey Ertappung der geringsten Untreue als Sklave verkauft wird. Eine von diesen Prinzessinnen, Töchtern eines Tschenu, kam an Bord C. Tuckey's, und trug, nachdem sie ihre Hühner und Eyer verkauft hatte, sich selbst, und ihre Hoffräulein den Matrosen zur Miethe an (S. 140); denselben Antrag that die Duenna einer andern solchen Prinzessin für ein paar Gläser Rum, und als ihr Antrag nicht angenommen ward, fanden sie sich sehr an ihrer Ehre gekränkt.

Begräbnisse und Gräber. Einer der humansten Züge in dem Charakter dieses Volkes ist die Ehrfurcht für die Todten. Die, welche vermöglich genug sind, wickeln ihre lieben Todten in vielerley Kleidungsstücke ein, bis die Leiche von Zeit zu Zeit immer mehr überwickelt zu einer ungeheuren Last anwachst, die dann in einer Hütte zur Schau ausgesetzt, und endlich tief (so tief nämlich unter der Erde, als die höchsten Palmen ober derselben stehen) vergraben wird. Das Grab wird mit Gesträuchen umpflanzt, und mit Fetischen bedeckt, und bey Vornehmen werden zu Kopf und Fuß des Grabes zwey Elephantenzähne eingesteckt, welche die Stelle der Leichensteine oder der Cypresse vertreten, so die Morgenländer bey Kopf und Fuß bey Grabern aufpflanzen. Die Todtenklage hat vier Tage nach dem Tode täglich eine Stunde statt, und erinnert ganz an das Geheul der irrländischen und ägyptischen Klageweiber.

Sprache. Die Sprache am Congo und den benachbarten Staaten ist von allen nordafrikanischen Negersprachen sehr verschieden; aber aus dem von C. Tuckey gesammelten zahlreichen Wörter-Verzeichnisse erhellet, daß alle Sprachen der westlichen Küste von Südafrika mehr oder weniger untereinander verwandt sind. Der erste Anfang des Werkes erhält ein sehr schätzbares Verzeichniß der Malemba- und Embommasprachen, welche wirklich

nichts anders als zwey verschiedene Mundarten zu seyn scheinen. Der zweyte Anhang enthält eine Abhandlung über das Thier Ocythöe eine Art von Polypus; der dritte Anhang setzt die Unterscheidungsmerkmale zwischen der Ova und Sepia auseinander. Der vierte Anhang gibt das Verzeichniß der während der Schiffahrt auf dem Congo von Chranch gesammelten Thiere, und endlich der fünfte Anhang systematische und geographische Beobachtungen über Smith's Pflanzensammlung von dem Mitgliede der königlichen Gesellschaft, Browne.

Art. II. Die Geschichte der Deutschen, von C. A. Menzel. Breslau bey Graß, Barth und Comp. Erster Band, von den ältesten Zeiten bis zu Ludwig dem Deutschen. Zweyter Band von Ludwig dem Deutschen bis zu Lothar von Sachsen. Beyde 904 Seiten in Quart. Vom 3ten Bande, die Hohenstaufen, erschienen 200 Seiten. Das Ganze bis jetzt 23 Hefte.

Herr Menzel, welcher hier eine Geschichte der Deutschen in dem unter uns selten gewordnen Quartformat gibt, hat vermuthlich aus Besorgniß, in dieser dem kleinsten Formate holden Zeit manche Leser durch die äußere Gestalt seines Werks zurück zu schrecken, dasselbe in einzelne Hefte von sechs und sechs Bogen aufgelöset; hoffend, in dieser Gestalt werde gekauft und gelesen werden, was sonst keinen Eingang gefunden hätte. Durch dieses Verfahren verdirbt er's aber wieder mit einer gewissen Classe von Gelehrten, welche sein Werk von vorn herein den flüchtigen Erzeugnissen des Tages gleich setzen wird. So übel ist der Geschichtschreiber schon in Hinsicht des Aeußern daran, wie viel mehr in Hinsicht des Inhalts. Eine Partey verlangt von ihm unermeßliche Gelehrsamkeit, die andere eine vollendete Darstellung: und beyden Theilen in einer verständigen Mitte zu genügen ist unmöglich, weil jeder bey seiner Vorliebe diese Mitte wo anders hinsetzt. Wendet er sich von beyden Parteyen hinweg, so geräth er einer dritten in die Hände, welche ihm den herben Trost gibt: er solle sich mit dieser schweren Aufgabe doch nicht abquälen, da Andere sie ja schon genügend gelöset hatten Sehen wir ohne Furcht einmal näher zu, was in jenen Ansichten wahre Bedeutung hat, und was hinweg zu schneiden ist. Von der alten vielgelobten deutschen Gelehrsamkeit soll man nicht lassen, wäre auch zum Theil mit diesem Lobe etwas Aberglaube verknüpft. Wenigstens ist es sehr falsch, um einiger oberflächlichen Franzosen willen, ihren Saumaise du Fresne u. s. w. zu vergessen. So gewiß nun aber großsprecherische Unwissenheit in Deutschland die härteste Rüge verdient,

so ist doch der Ruhm des Geschichtschreibers nicht mehr allein nach der Gelehrsamkeit abzumessen. Welche unsägliche Gelehrsamkeit ist nicht früher oft aufgeschichtet worden, um etwas durchaus Unwahres zu beweisen, woran jetzt nach Ablegung eigennütziger Vorurtheile auch der oberflächlich Unterrichtete nicht mehr glaubt. Welche Lügen hat die Gelehrsamkeit nicht über Kirche, Kaiser, Churfürsten, Landeshoheit u. s. w. bald so, bald anders zusammengestellt! Die Fähigkeit, Wahrheit zu erkennen, die Willenskraft sie rücksichtslos auszusprechen und von örtlichen und zeitlichen Vorurtheilen frey zu werden, dieß ist für den Geschichtschreiber ein höherer Stempel, ein angebornes Gut, welches er durch Fleiß ausbilden soll, aber nie durch bloßen Fleiß ersetzen kann. Hat aber jemand jene Himmelsgabe, so wird sie sich in dem Maße verklären als er mehr weiß, und es ist eine höchst würdige Aufgabe, einzelne Theile der Geschichte auf eine so erschöpfende Weise kennen zu lernen, daß auch nicht das Geringste unbesehen und unerforscht zur Seite liegen bleibt.

Das ist gerade unsere Meinung, werden Manche sagen, aber eben deshalb sollte erst jedes Land, jede Stadt, jeder Gau seine erschöpfende Geschichte haben, ehe jemand anmaßlich eine Geschichte der Deutschen zu schreiben unternimmt; es sollte niemand vornehm von der Thurmspitze umherschauen wollen, ehe der Grund des Thurmes gelegt ist. Allerdings sind solche mühsame Vorarbeiten preiswürdig und unentbehrlich, und insbesondere verdienen die Regierungen Lob, welche, wie die baierische, so thätig dazu mitwirken; wogegen die Gleichgültigkeit mancher andern, z. B. der sonst so thätigen preußischen, tadelnswerth bleibt, da es an Stoff gar nicht fehlt, Monumenta borussica herauszugeben.

Sollen wir nun auf eine allgemeine Geschichte der Deutschen warten, bis unsere Regierungen bewirken, was in Italien Privatleute durchsetzten, bis wir eine Sammlung der deutschen geschichtlichen Quellen nach Art des Muratori erhalten, und bis die in Archiven begrabenen Urkunden das Tageslicht erblicken, so dürften die Deutschen wohl nie ihre eigene Geschichte zu lesen bekommen, und wir halten es vielmehr für rühmlich, wenn jemand, unbeschadet des Werths theilweiser Bearbeitungen, den Muth hat, das Ganze übersichtlich zusammenzustellen. Allerdings verlangen wir von einem solchen, daß er zu den Urquellen zurückgehen, und nicht alles aus der zweyten Hand schöpfe; aber wir dürfen der innern Unmöglichkeit halber nicht verlangen, daß er alle Quellen kenne und lese. Daß Hr. Menzel das Erste nicht verabsäumt habe, beweiset jede Seite seines Werkes, nicht sowohl durch die leicht hinzugefundenen Citate, als durch die ursprüngliche, frische Farbe des Ganzen, welche er wahrlich nicht aus seinen nächsten

Vorgängern Heinrich und Schmidt übertragen konnte. Einst nannte man freylich diese Männer mit Hume und Davila in einem Athem, allein dieß war nur eine deutsche Eitelkeit, die das Mangelnde gar zu eilig gefunden haben wollte, und die gottlob nicht abgeschreckt hat, mit deutscher Tüchtigkeit weiter zu streben. Schmidt und Heinrich haben unläugbare Verdienste, aber mit manchen hochgeruhmten geschichtlichen Werken die Eigenschaft gemein, daß sie aus Langerweile fast Niemand zu Ende lieset. Ob Hr. Menzel an sich gelehrter sey, als seine nächsten Vorgänger, ist schwer auszumachen; daß seine Gelehrsamkeit besser und geistreicher zum Ziele trifft, hat keinen Zweifel, und wer auch, den Eindruck des Ganzen zur Seite setzend, über Einzelnes mancherley zu erinnern hätte, wird doch gern anerkennen, daß die zweyte schwierigere Hälfte des Geschichtschreibers vielleicht noch vorzüglicher hervortritt, als die gelehrte; und diese schwierigere Hälfte ist unserer Meinung nach die künstlerische. In Hinsicht auf Anordnung und Auswahl der Gegenstände, auf lebendige Anschauung und Eindringen in die Zeiten und Charaktere, auf Gewandtheit, Reinlichkeit und Kraft der Sprache steht Hrn. Menzels Werk seinen Vorgängern weit voran. Und man kann nicht nachdrücklich genug wiederholen, daß ohne jene Eigenschaften Geschichtschreibung ganz undenkbar ist. So viel auch die Gelehrtesten widersprechen, die meisten Menschen wohnen lieber in einem mit wenigern Materialien bequem ausgebauten Hause, als in einem unfertigen, unabgeputzten Pallaste, wo man fürchten muß, daß einem die lose Mosaik der Decke auf den Kopf falle, oder daß man über die ungehobelten Dielen ein Bein breche. Frägt man: ob sich keine vollendetere Geschichte der Deutschen denken lasse, so wird der Verf. aus Ehrfurcht vor dem hohen Ziele, zuerst antworten, ja; aber an den frühern Werken merkte man oft nicht, daß das Ziel überhaupt hoch, oder daß es der Mühe werth sey, darnach zu steigen.

Es gibt gewisse Gegenstände, welche durch die ganze deutsche Geschichte hindurch vorwalten, ihre Bedeutung und Selbstständigkeit erst begründen; hat nun ein Geschichtschreiber in Hinsicht derselben falsche Ansichten, so muß sein Werk schief und abgeschmackt werden, so viele gelehrte und Kunstmittel er auch anwenden mag, über diesen Grundfehler den Schein origineller Weisheit, oder verständigen Gemeinsinnes zu verbreiten. Welche Ansicht, fragen wir nun zuförderst, hat der Verf. über die alten Deutschen? Tritt er in die Reihe derer, welche sie mit Hottentotten und Irokesen zusammenstellen, und durch Wechselerklärungen die Wahrheit zu finden glauben; oder sehnt er sich mit Einigen nach den Wäldern Germaniens, und hält den für den letzten echten Deutschen,

der die letzte rohe Eichel fraß? Aus der richtigen mittlern Antwort (I. 137) können wir nur Folgendes ausheben: »Wie aber die Bildungsstufe der germanischen Völker auf der einen Seite herabgewürdigt, so ist auf der andern Seite ihre Sittlichkeit und ihr Charakter überschätzt worden.... Die Tugenden des Germanen waren mit Lastern gepaart, vieles Andere war ihnen mit dem Jugendalter aller Völker gemein: aber von allen Stämmen der Menschen, die vor ihnen gewesen und nach ihnen gekommen sind, hatten sie, die echten und wahrhaften Europäer, eine unvertilgbare Liebe der Freyheit und ein höheres Gleichmaß des tiefen Naturgefühls und des bedächtigen Verstandes zum Erbtheil erhalten. — Wenn in ungünstigen Zeiträumen der deutschen Geschichte dieser Freyheitssinn in Bezug auf das äußere Leben im Staat hin und wieder unterdrückt worden ist, so hat er sich desto gewaltiger über das innere Leben des Geistes verbreitet u. s. w. — Der Mangel des bürgerlichen in der Fülle des geistigen Volksthums ist seit einem Jahrtausend Gegenstand der Klage; er fließt aus einem Fehler der alteuropäischen Freyheit, in welcher nicht bloß die Völker, sondern auch die einzelnen Stämme ihre Selbstständigkeit gegen einander behaupteten. In diesem Sinne sind nur die Deutschen wahrhafte Europäer geblieben.« — Indem Rec. diesen Ansichten beystimmt, und auch die Uebelstände nicht verkennt, welche aus der letztern Bemerkung richtig abgeleitet werden, hegt er dennoch die Ueberzeugung, daß auf der andern Seite Deutschland weit mehr durch diese selbstständige Festhaltung so mannigfacher Eigenthümlichkeiten gewonnen, als verloren hat. Das Kriegsunglück einzelner Jahre sollte nicht zu gewichtig in die Schale gelegt werden, da nach tausend Jahren die Deutschen zuletzt weiter über ihre Volksgrenzen hinaus gegriffen haben, als man hinein gegriffen hat. Wollen wir uns die Langweiligkeit einer französischen Hofgeschichte einimpfen? sollen unsere lebendigen Hauptstädte in bloße Handels- und Fabrikstädte verwandelt werden? kann uns die Gesetzgeberey einer allerweltsklugen Hauptstadt vorwärts helfen? Ueber alles echte, nicht zu vertilgende örtliche und landschaftliche Leben hinaus, liegt das gemeinsame Deutsche; dieß steht in Kunst und Wissenschaft den Fremden als ein Einiges, als ein Ganzes gegenüber; und wenns rechte Noth hatte, standen trotz allen Mängeln gesellschaftlicher Verfassungsformen, die Deutschen auch politisch einig und mächtig Ludwig XIV. und Napoleon gegenüber. Wenn Einsicht und guter Wille nicht ganz fehlen, so können jene Formen so weit gebessert und fester gezogen werden, als es die deutsche Eigenthümlichkeit verlangt und erlaubt; über dieß Maß hinaus ist das Mittel weit gefährlicher als das Uebel, und wir sollen den Teufel nicht austreiben durch Beelzebub den obersten

der Teufel. Die Rastadter Verhandlungen und die rheinische Bundesakte mit der aberwitzigen Lehre von einer schlechthin undeutschen Souveränität, haben mehr unschätzbares, echt Deutsches vertilgt, als alle Theorien je ersetzen können. — Zuletzt ist der Verf. mit dem Rec. wohl einig, daß gänzliche Zerbröckelung des zusammen Gehörigen, und gewaltsames Zusammenschlagen des noch Lebendigen, gleich wenig taugt; nur schien es uns, als wenn neben dem, etwas die Farbe der Zeit tragenden Hasse gegen Frankreich, doch eine zu große Ehrfurcht vor der einförmigen, schlagfertigen Gleichheit dieses Staats herginge. Im Jahre 1786, zur Zeit als der Fürstenbund geschlossen ward, erschienen dieselben Thatsachen wohlgesinnten und wohlunterrichteten Männern in einem ganz andern Lichte, und wer weiß von welcher Seite her nach vierzig Jahren die Schlagschatten über Deutschland fallen! Daraus folgt nur, daß die Noth oder der Uebermuth der Gegenwart niemals eine uralte echte Volksthümlichkeit zu angeblich vortrefflichen Zwecken plötzlich umwandeln soll.

Eben so wenig läßt sich auf der andern Seite die Geschichte zurückschieben, und Rec. stimmt dem bey, was (I. 151) der Verf. in Bezug auf die Urverfassung der unabhängig nebeneinander wohnenden sassischen Germanen ausspricht: »in der Meinung daß in dieser Verfassung die große Aufgabe des Staats vollständiger als in irgend einer andern gelöset worden sey, haben viele deren Vortrefflichkeit gepriesen und deren Untergang schmerzlich beklagt; von diesen ist indessen nicht erwogen worden, daß in so lockerer nur durch äußere Noth hervorgebrachter Verbindung weder Volksthum noch Staat zu reifen vermochten, und die freye Selbstständigkeit der Grundherren, durch die Knechtschaft so Vieler erkauft ward.« — Es ist kein Widerspruch gegen diese Ansicht, wenn der Verf. den Gefolgschaften, im Gegensatz des Heerbanns manches Böse nachsagt (I. 173); doch scheint es uns, als liege in jenem auch eine treffliche, gewöhnlich übersehene Wurzel verborgen. Sie heben die persönliche Seite, neben der sachlichen, constitutionellen hervor. Diese persönliche rücksichtslose Anhänglichkeit, dieß unmittelbare Verhältniß von Menschen zu Menschen, diese Wagnisse und Aufopferungen des Einzelnen für den Einzelnen, ja selbst die übertriebene Ehrsucht des Einzelnen, ist ein nothwendiges und erfreuliches Gegenstück, zu allem buchstäblich Rechtlichen, kalt Erwogenen, ruhig Fortlebenden. — Freylich wann daraus, dem Rechtsverein widersprechend, ein Waffenverein hervorginge, der aller Gemüthlichkeit entbehrte, so hätten wir das römische Unwesen, worüber der Verf. Ansichten aufstellt, welche freylich Manche nicht billigen werden, denen die Weltgeschichte mit dem Alterthum eigentlich zu Ende geht. Nach gebührendem Loben der großen rö-

mischen Kaiser des zweyten Jahrhunderts, widerspricht der Verf. mit Recht denjenigen, welche jenen Zeitabschnitt als den würdigsten und glücklichsten der ganzen Weltgeschichte betrachten und sagt: (I. 176) »Der Geist der Völker war mit ihrem politischen Leben und ihrem Wetteifer erloschen. Als alles Vorzügliche zusammengedrängt worden in eine Stadt, in die verdorbenste; als die durch Boden, Meere, Character und Geschichte weit getrennten Völker der Erde vor Einem sich beugen mußten, welcher selbst unterjocht war, und sich unter einem Namen vereinigt sahen, der ihnen durch all seine großen Erinnerungen kein anderes als das bittere Gefühl hervorrief, daß in ihm ihre eigene Ehre und Volksfreyheit untergegangen sey: da ward es recht offenbar, daß das Leben der Völker in einer Wechselwirkung verschiedener oft feindseliger Kräfte besteht, und daß auf das Erlöschen dieses innern Lebens unvermeidlich auch äußeres Hinsterben folgt. Das auch in unsern Tagen von Vielen gehoffte und gepriesene Glück einer Alleinherrschaft über alle Völker, erscheint in der Gestalt des römischen Großreichs, wie die Stille eines großen Gefängnisses, die Segnungen des ungestörten Friedens wie die Blumen des Grabes.« — Bis hieher dürften die Meisten nach den Belehrungen der neuesten Zeit mit dem Verf. wohl übereinstimmen, Folgendes dagegen noch manchen Widerspruch leiden: (I. 217) »Die zahllosen Schlachtopfer welche für Emporkömmlinge fielen, die schrecklichen Soldatenkriege welche über alle Länder hinfuhren, das unnennbare Elend der Völker, die Verödung der vormals blühendsten Reiche, die Verminderung des Menschengeschlechts, kurz die gesammten Greuel des Kaiserthums, liefern die anschaulichen Belege für den in spätern Zeiten trotz allen Lehren der Geschichte aufgestellten und von Neuem gepriesenen Satz: das Verdienst solle herrschen und sich Bahn brechen dürfen zum Thron! Was ein Staat sey nach zertrümmerter Religion und verlorner Bürgertugend, hatten die letzten Zeiten der Republik dargethan; was ein Reich sey ohne Majestät der Fürsten, ohne Stände und Standesehre, ohne andern Adel als den, welchen Verdienst, Reichthum oder Gunst gibt, ein Reich, wo der Sclave, der Fechter, der Hirt seines Gleichen im Purpur erblickte, und hoffen durfte zu werden wie sie, das lehrte das kaiserliche Rom.« Wer diese Ansicht nicht theilen, wer sie nicht begreifen kann, der sollte von der neuern Geschichte, und insbesondere von der deutschen, fern bleiben, zu welcher sie der eigentliche Schlüssel ist. Aber leider sehn wir noch immer bey dem redlichsten, wohlmeinensten Eifer für das Deutsche, wie unbewußt Neufranzösisches und Revolutionäres sich vergiftend einschleicht. Wie Vielen ist ein Nationalrepräsentant nur die Quadrat- oder Kubikwurzel aus einer großen Ziffer; wie Viele glauben, sie könnten die voll-

kommenste Verfassung ohne Schwierigkeit in die Welt setzen, wenn sie die vier Species erlernt haben! Sie addiren Menschenzahl, Quadratmeilen und Steuern, dividiren dann die Summe mit einer solchen Ziffer, daß der Quotient eine Zahl von Menschen gibt die in einem Saale Platz haben, und nennen diese elende Rechenformel, Verfassung, und die so zusammengewürfelten Personen, Volksvertreter. Und doch könnte es leicht geschehn, und ist leider geschehn, daß auf diese Weise das Volk keineswegs vertreten, sondern zertreten ward. Ja das Letzte erscheint fast unvermeidlich, so bald man einer solchen Versammlung das unselige Recht beylegt, alles und jedes Gegebene zu verändern und umzustoßen. Noch immer ist Vielen jeder Geistliche ein Gewissenstyrann, und jeder Adeliche ein anmaßlicher Narr; Andern wiederum gilt jeder Bürger und Landmann für eine von Gott zur Knechtschaft bestimmte Kreatur. Um aus dieser handgreiflichen Finsterniß herauszukommen, muß man zuvörderst die Idee der Stände nicht von einzelnen untauglichen Gliedern derselben abstrahiren, oder mit dem gerechten Tadel der Einzelnen zugleich jene Idee wegwerfen. Dieß thun jedoch so Viele, bilden sich aus mehrern verkehrten Erscheinungen einen fratzenhaften Begriff, und ziehn dann gegen denselben zu Felde. Wenn sie hier, was so leicht ist, vollständig siegen, haben sie den Vertheidigern ächter Stände nichts abgewonnen, sondern die Auferstehung dieser unsterblichen Idee ihrer wesentlichen Natur nach befördert. Das Misbräuchliche, Sterbliche, was sich irdischer Weise den Ständen hier oder dort zugesellte, soll keineswegs Gegenstand verkehrten Götzendienstes werden; so verbannt unser Verf. z. B. keineswegs aus poetisirender Vorliebe oder Unwissenheit, das üble Verhältniß des Volkes zum Lehnsadel während mehrerer Jahrhunderte des Mittelalters; obgleich damals die Kirche wohl oft kräftiger mildernd dazwischen trat, als jetzt bisweilen wohlmeinende, aber ohnmächtige Behörden. Kein Vernünftiger glaubt heutigen Tages, daß der Adel alle übrigen Stände vorstellen oder vertreten könne; aber kein Vernünftiger sollte auf der andern Seite vergessen, wie von dem Augenblicke an keine Rechte des Bürgerstandes mehr geachtet wurden, als man ihm die Rechte des Adels und der Geistlichkeit gewaltthätig zugewiesen hatte. Worin die wesentlichen Rechte jedes Standes in unsern aufzustellenden Verfassungen bestehen sollen, darüber läßt sich von vorn herein, sogenannten unfehlbaren Theorien gemäß, gar nichts Brauchbares aussagen: und wir streiten hier blos dafür, daß die Stände keine willkürliche, wegzuschaffende, thörichte Erfindung sind; sondern in der menschlichen Natur — wie die ganze Geschichte beweiset — ihre herrliche unverwüstliche Wurzel haben; wir behaupten daß ein wahrhaft deutsches Wesen

ohne sie gar nicht gedenkbar sey; und klagen über diejenigen neuesten Verfassungen, welche danach streben, jeden repräsentiren zu lassen, der auch nur eine unbedeutende Besitzung aufzuweisen hat, die ganze Geistlichkeit und ihre höchstwichtige Genossin, die Wissenschaft, aber vergessen, oder als nicht vorhanden anmaßlich zur Seite geschoben haben. Wie dürftig sind doch solche vereinzelte Erscheinungen gegen den frühern deutschen Reichthum! Wie Geringes ist an die Stelle gesetzt, oder vielmehr welche unausgefüllte Leere sehn wir anstatt des Kaisers, der Fürsten, Erzbischöfe, Bischofe, Prälaten, Stände, Grafen, Ritter, bis zu den freyen Leuten auf der Leutkircher Heide!

Diese Betrachtung, meinen vielleicht Einige, werde nicht wie die vorige ihre Veranlassung und Bestätigung in Hrn. M. Geschichte der Deutschen finden, der sich ja z. B. so lebhaft gegen das römische Kaiserreich erklärt habe. Herr M. ist aber weder durch das römische, noch durch das französische Kaiserreich verführt worden, leichtsinnig über die im Mittelalter so lebendige Idee des deutschen Kaiserthums nach Weise einseitiger Staatsrechtslehrer den Stab zu brechen. Er sagt vielmehr so richtig als schön: (I. 224, 480) »In einem wahrhaften Kaiserthum sollen die Staaten frey nebeneinander bestehn, nach den Grenzen, welche die Natur ihnen selbst gezogen hat, mit Gesetzen, welche die besondere Lage der Länder und Völker gebeut. Nicht nach demselben Gebot mag der Morgen und der Abend, das Küsten- und das Binnenland sich richten, und die Alleinherrscher, welche dieß gewollt, oder wollen gemußt, sind die Betrogenen ihrer Statthalter und die Knechte ihrer Kriegsknechte geworden. Aber über alle diese einzelnen Staaten soll wachen ein einiger Kaiser, damit das wohlthätige Zusammenwirken nicht zu feindseligem Entgegenwirken, das Streben verschiedener Kräfte nicht zu verderblicher Zwietracht ausarte. Ein solcher Kaiser könnte aber nur gedacht werden als das sichtbare Bild, als der Vertreter eines großen Gedankens, in welchem die verschiedenen Völker als in einem gemeinsamen Vereinigungspunkte zusammenträfen. Dieser Gedanke, den für das mittlere römische Kaiserthum die christliche Kirche gegeben, für das zu erwartende Kaiserthum der Deutschen die Ehre und das Wohl des Gesammtvolks aufstellen soll, fehlte dem Reiche Diokletians, welches beyder geistigen Grundlagen, der Religion und des Volksthums entbehrte. — Je weniger man sich bey dem heiligen römischen Reiche einen vollständigen Inbegriff von Rechten und Pflichten gedacht haben mag, desto gewaltiger wirkte die dunkle Vorstellung auf die Gemüther der Menschen, daß der schuldige Gehorsam nicht einer neuen durch Waffengewalt geschmiedeten, son-

dern einer uralten von fernen Jahrhunderten ererbten, von Gott selbst erneuerten Machtvollkommenheit geleistet werde.«

Jene Aeußerung über ein künftiges, auf Volksthum gegründetes Kaiserthum, könnte die Meinung erregen, als wolle der Verf. die christliche Kirche als ein verbrauchtes Mittel zur Seite liegen lassen, und sey überhaupt dem Christenthum abhold. Zur Widerlegung einer solchen Vermuthung, welche mittelbar dem Verf. allen Beruf zum deutschen Geschichtschreiber absprechen und höchstens nach China oder Arabien verweisen würde, möge Folgendes, dem Rec. aus der Seele Geschriebenes, hier Platz finden: »Was gewöhnlich für ein leeres Gaukelspiel gehalten wird, war die Errichtung eines germanisch-europäischen Königthums auf der Grundlage der christlichen Kirche. Ueber ein Jahrtausend steht dieser Bau und trotzt, obwohl seit zwey Jahrhunderten in seinen Grundfesten erschüttert, noch immer allen wohl- oder übelgemeinten Versuchen der Zerstörung und neuen Gestaltung. (I. 440.) — Wie vielfach auch der Kirche des constantinischen Zeitalters Verderbniß und Ausartung vorgeworfen ist, so hat doch diese Kirche den Grundsatz festgestellt, auf welchem das Gebäude der neuen Weltordnung aufgeführt, und die sicherste Schutzwehr gegen das Unglück einer unumschränkten Alleinherrschaft errichtet werden sollte. Dieser Grundsatz war kein Anderer, als daß weltliche und geistliche Macht gesondert seyn, und die Kirche sich als selbstständiger Körper durch ihre Bischöfe regiere. Die Aufstellung und Behauptung dieses Grundsatzes hat über die Gestalt der neuern Staaten und die Schicksale der europäischen Menschheit, wie dessen Aufgebung über das der letzten Jahrhunderte entschieden (I. 233). Denjenigen, welche hierin übertriebenen Katholicismus sehn, kann Rec. aus sicherer Quelle versichern, daß der Verf. Protestant, und sogar wegen Aeußerungen angefeindet worden ist, die er an einer Stelle mehr als Redner, denn als Geschichtsforscher aussprach. Der unparteyische Geschichtsforscher kann weder so Protestant, noch so Katholik seyn, wie es die theologischen Parteyführer verlangen. Aber auch die protestantische Kirche hat eine solche Unterjochung alles Geistlichen unter das Weltliche nie bezweckt, wie allmählig fast überall hereingebrochen ist. Flacius und seine Schule wollten mit Recht diesem Uebel abwehren, und die schwedische Kirche steht dadurch daß es ihr gelang, formell gewiß den übrigen voran. — Die weltliche Macht kann nur auf die That wirken, sie in Anspruch nehmen; ohne Religion läßt sich Gesinnung und Gewissen nicht bilden und lenken. Nun wollen zwar Manche, durch furchtbare Erfahrungen belehrt, die Religion wieder zu Gnaden aufnehmen, aber der Krieg gegen die Kirche dauert noch ziemlich allgemein

fort; und doch kann sich das über Welttheile verbreitete Christenthum ohne Kirche nicht erhalten. Man mag die sichtbare Kirche das Gefängniß der Religion nennen, so wie Platon den Körper das Gefängniß der Seele nannte; aber wenn man uns auch für diese sichtbare Welt Körper ohne Seelen nachweiset, denn doch keine Seelen ohne Körper. — Wir sollen keinen götzendienerischen Aberglauben mit einer Form der Kirche treiben, wir sollen keine mit übertriebenem Haß anfeinden; sondern in den verschiedenen Gestaltungen das höhere Christenthnm aufsuchen und erkennen. Mit Recht sagt der Verf. (I. 283). »Durch alle Formen des christlichen Cultus ward die Hoheit der Idee über die Erscheinung, der Vorrang des Sittlichen vor dem Sinnlichen bezeichnet, durchgehends das Irdische erniedrigt oder vernichtet, damit das Ewige triumphire, und durch die Verehrung der gequälten Heiligen, durch die Anbetung des Sohnes Gottes am Kreuz, nur die unbegreifliche, aber von der Vernunft unabläßig uns verkündete Lehre versinnlicht: daß Schmach und Tod gelten für Herrlichkeit und Leben in den Augen dessen, der das Gebot der Tugend, das Bewußtseyn für Recht und Pflicht sterben zu müssen, in die Brust des sinnlichen Menschen gepflanzt hat. Unaufhörlich ist dieser Widerspruch zwischen unserm Sollen und Vermögen, aber der Schatten des Kreuzes füllt die schauervolle Kluft, und das zweifelnde Gemüth schwebt beruhigt hinüber auf den Flügeln des Glaubens und der Hoffnung.«

Vorstehendes wird hinreichen den Geist, die Schreibart und die allgemeine Richtung des Werkes zu bezeichnen; wir geben jetzt noch einige Bemerkungen zur Geschichte des letzten, des 12ten Jahrhunderts. Der Verf. meint, daß Paschalis II. bey den Verhandlungen über die Rückgabe alles weltlichen Kirchenguts im Jahre 1111 den Kaiser arglistig habe fangen wollen; uns ist aus der Ansicht der Quellen die entgegengesetzte Meinung entstanden, daß Heinrich V. dem Papste eine Falle stellte, in welche dieser aus gutmüthigem Eifer hineinging. Der Kaiser nämlich, welcher sah daß auf gewöhnlichem Wege von seinem Gegner Nichts zu erhalten sey, beschloß die streng geistliche, ja mönchische Natur desselben zu benutzen, in der Hoffnung, daß er Gründe der Staatsklugheit entweder verkennen, oder doch zurücksetzen werde. Und so geschah es, daß jener Vertrag zu Stande kam, durch welchen der Kaiser den Papst mit der gesammten Geistlichkeit in Zwist brachte, während dieser sich aufrichtig freute, daß er sie von aller weltlichen Macht frey mache, nur an die Kirche festknüpfe, und von frevelhaften Irrwegen zu ihrer ersten wahrhaft christlichen Bestimmung zurückführe; alle Klagen über die Geistlichen

wären dadurch für die Zukunft abgeschnitten, und die wahre Kirchenverbesserung in Haupt und Gliedern vollbracht.

Bey der Betrachtung der Wormser Beschlüsse von 1122 über die Investitur hat der Verf. keineswegs übersehn, daß man mit dem veränderten Symbol der Beleihung, auch das Symbolisirte in andere Verhältnisse bringen wollte; die Untersuchung über den Gewinn und Verlust beyder Theile führt aber zuletzt auf zwey Fragen, welche der Friedensschluß nicht deutlich entscheidet, und über welche auch bald neue Streitigkeiten entstanden:

1) Wie weit sind die Bischöfe und Geistlichen nicht blos den Lehnspflichten, sondern auch den Unterthanenpflichten unterworfen, und in wie weit findet durch ihr Verhältniß zum römischen Stuhle, zwischen ihnen und den Laien hier Verschiedenheit Statt?

2) Geht die Belehnung mit dem Zepter der Weihe vorher, oder folgt sie derselben? Die päpstlich Gesinnten verlangten das Letzte, die kaiserlich Gesinnten das Erste. Jene meinten: nach der Wahl frage man zuerst ob die kirchlichen Eigenschaften vorhanden wären, und wenn der Papst im bejahenden Fall weihe, sey das Anrecht auf die Belehnung außer Zweifel; die Letzten dagegen behaupteten: nur die Form der Belehnung sey verändert, keineswegs aber der Anspruch des Kaisers über die Reihefolge der Weihe und Belehnung aufgegeben, oder vernichtet worden. Wenn nun (das Daseyn der kirchlichen Eigenschaften vorausgesetzt) der Papst den vorher zu Belehnenden weihen mußte, so gerieth die Besetzung der geistlichen Stellen der Wahrheit nach in die Hände des Kaisers; mußte der Kaiser den vorher Geweihten belehnen, so kam die Besetzung in die Hände des Papstes. — Diesen Punkt hat man unseres Erachtens noch nirgends mit der ihm zukommenden Wichtigkeit hervorgehoben.

Daß in dem Streite Friedrichs I. und Heinrichs des Löwen der letzte Unrecht hatte, ist vom Verf. angedeutet worden. Wir möchten behaupten, daß abgesehn von der größern oder geringeren Wirksamkeit einzelner Ereignisse und Anreizungen, die Gesammtheit aller innern Verhältnisse zu diesem Bruche trieb. So hoch standen die Welfen, daß sie den Hohenstaufen fast das Gleichgewicht hielten, und wo die Kräfte gleich werden, entsteht der Wunsch nach Herrschaft, der Kampf um die Herrschaft. Der durch Friedrich Erhobene wollte nun nicht mehr als gehorsamer Reichsstand alle Kräfte für des Kaisers Zwecke verwenden, sondern im Gefühl seiner Macht ein eigenes unabhängiges Leben beginnen, und seine Bahnen sich selbst vorzeichnen. Der italienischen Züge war er überdrüßig, und wenn es auch nicht vollständig erwiesen ist, daß er für den Abfall vom Kaiser, Geld aus den Händen der Lombarden empfangen habe, so sah er doch dessen Schwachung in diesem Augenblicke gern. Heinrichs Weigerungsgründe

mußten aber dem Kaiser ganz ungenügend erscheinen; »sein Alter,« allein Friedrich war noch bejahrter; »die Scheu vor dem Gebannten,« aber hatte er ihm nicht sechzehn Jahre lang ohne Rücksicht auf den Spruch der Kirche beygestanden; »die Besorgniß vor heimischen Feinden,« aber wenn er mit dem Kaiser einig blieb, konnten die schwachen Nachbarn ihm nie gefährlich werden.

Der Charakteristik, welche der Verfasser (III. 151.) von Friedrich I. gibt, können wir nicht unbedingt beystimmen; sie scheint uns zum Theil erst aus spätern Erfahrungen und veränderten Ansichten hervorzugehen, anstatt daß man jenen Kaiser nur aus seiner Zeit und seinem Standpunkte betrachten und beurtheilen muß. Warum ist die Idee des Kaiserthums, welche der Verfasser früher so richtig würdigte, hier auf einmal nur ein Luftbild, oder mehr ein Luftbild als bey den Sachsen und Saliern? Warum ist das natürliche Streben Italien bey dem Reiche zu erhalten hochfahrender Ehrgeiz, während der Verfasser zu wünschen scheint, daß Friedrich auch die slavischen Länder in strengere Abhängigkeit von Deutschland gebracht hätte? Warum klagt er über Friedrichs (nicht zu läugnende) Strenge in Fällen, wo er sehr gereizt war, findet sie aber bey Heinrich VI. entschuldigt? Und wenn endlich von des Kaisers Falschheit die Rede ist, so sollte man glauben, der Verfasser spreche vielleicht von Friedrich II., auf keinen Fall aber von Friedrich I. Mit gleichem Unrecht hat man bald in den Lombarden nichts als Rebellen, bald in den Kaisern nichts als Tyrannen gesehn; jene fochten mit Recht für ihre Freyheit, diese für ihre Herrschaft. Oder war es so ganz unnatürlich, wenn diese glaubten, göttliches und menschliches Recht schreibe den Unterworfenen Gehorsam vor, wenn sie in den wechselseitigen zahllosen Kriegen der Lombarden nur die Gräuel eines völlig aufgelöseten Staates sahen?

Daß das Geschick Heinrich dem VI. und allen spätern Kaisern den Ruhm entrissen hat, »welcher Ludwig XI., Heinrich VII. und Ferdinand V. umstrahlt,« scheint dem Rec. ein großes Glück; denn er mag eine Nationaleinheit, so sehr er sie sonst ehrt, auf solche Weise nicht, weil sie nothwendig über kurz oder lang zu einer englischen Rebellion, französischen Revolution, oder spanischen Abgestorbenheit führt. Wären jene drey Könige nicht Tyrannen gewesen, wie viel Gutes wäre erhalten, wie viel Schreckliches vermieden, und eine viel schönere Entwickelung dreyer Völker möglich geworden.

Nach den Freveln Heinrichs VI. im Jahre 1194 bannte ihn der Papst allerdings; er ward wenigstens nicht eher begraben, als bis dieser Bann aufgehoben war. Die grausame Behandlung

des Grafen von Acerra (III. 168.) hat ihre Richtigkeit; allein die Ursach daß derselbe den Grafen von Aquila durch niedrigen Verrath gefangen und umgebracht hatte, ist nicht bemerkt. Die Erzählung über Jordano kann man schwerlich für erwiesen halten.

Daß Heinrich VI. auf seinem Wege, einem Innocenz III. gegenüber die päpstliche Herrschaft gebrochen haben würde, ist dem Rec. durchaus nicht glaublich; vielmehr würde die schreckliche Willkür des Kaisers dem Papste überall Verbündete geschafft haben. Auch war Innocenz (wie aus den Schlüssen der Kirchenversammlung von 1216 hervorgeht) bey allem Umfange seiner Ansprüche von dem Irrthum seiner Nachfolger entfernt, welche sich nicht mit der höchsten Gewalt begnügten, sondern auch alle untergeordneten nothwendigen Kreise und Abstufungen in sich vereinigen wollten, die Wirksamkeit der Erzbischöfe, Bischöfe und Geistlichen irrig störten, und an die Stelle der so reichen, wohlgegliederten und wohlgeordneten Kirchenherrschaft, eine unhaltbare Tyranney zu errichten strebten.

Das Testament Heinrichs VI. ist ohne alle Frage unächt; haben sich doch nicht einmal die Päpste darauf berufen, so viele Vortheile ihnen Markuald auch zugeschoben hatte. — Daß Innocenz die geblendeten Apulier (III. 177) förmlich den Römern zur Schau ausstellte, erinnert sich Rec. nicht gelesen zu haben. — Die Anekdote von dem Spotte Philipp Augusts fällt, nach einer Florentiner Handschrift, vor die Wahl Ottos, und erhält dadurch eine andere Gestalt. — Die große Unbefangenheit und Unpartheylichkeit des Papstes in der Entwickelung der Gründe für und gegen jeden der drey Thronbewerber, hätte eine rühmlichere Erwähnung verdient; auch ist es nicht richtig, daß der Papst die nächsten drey Jahre ganz unthätig geblieben sey.

Ueber die Ermordung Philipps genügt uns der Verfasser so wenig — als die Quellen, welche überhaupt zu Gebote stehen; doch hätte er wohl Otto's Schuld mehr hervorheben, und den Umstand, daß er einen Edeln, Wolf ermordet hatte, nicht zweifelhaft ausdrücken sollen. Um dieses Frevels willen verweigerte Philipp dem Pfalzgrafen mit Recht seine Tochter; er mochte keinen Mörder zum Schwiegersohn, seine Tochter keinen zum Gemahl. Wollte man aber jenen frühern Mord Otto's läugnen, so würde die Erzählung über den Inhalt der Briefe Philipps wohl zugleich mit dahinfallen; denn diese beruht auf denselben, nur nicht so zahlreichen und einstimmigen Zeugnissen. Die frühere Weigerung Philipps die Tochter an Otto zu vermählen, konnte diesen ohne neue Anreizung um so weniger in so blutigen Jähzorn versetzen, als er auf eine anderweite Heirat bedacht war.

Wenn nun aber die Annahme der Erzählung von den Briefen auch Ottos That erklärt, so bleibt die Frage nach den Beweggründen für seine Genossen unbeantwortet übrig; ja diese Frage ist zeither nicht einmal aufgeworfen worden, weshalb wir folgendes Merkwürdige bey dieser Gelegenheit darüber mittheilen wollen. Bischof Egbert hatte sich von dem Verdachte gereinigt, daß er sich zu Philipps Feinden hinneige, und Markgraf Heinrich wird nirgends als dessen Gegner bezeichnet. Demungeachtet floh der Bischof sogleich nach der Ermordung Philipps zu seinem Schwager, dem König von Ungern, und konnte — so sehr er auch über Verletzung des Rechtsgangs klagte, und seine Unschuld betheuerte — keine Herstellung durch den Papst auswirken.

Erst im Jahre 1214 warf er sich Friedrich II. zu Füßen, und erhielt Begnadigung. Heinrich von Andechs ward förmlich geächtet, irrte in fremden Ländern, besonders in Palästina umher, und erhielt nicht eher als nach zwanzig Jahren von jenem Kaiser die Erlaubniß, den Ueberrest seines Lebens in Deutschland zuzubringen. Diese Thatsachen begründen die Annahme: daß beyde zwar nicht Mörder, wohl aber Mitschuldige bey der Ermordung gewesen sind; und nun frägt sich, was konnte diese Männer hiezu vermögen, da Otto von Meran, dessen Hochzeit mit seiner Nichte Philipp so ehrenvoll an seinem Todestage feyerte — ihr Bruder war! — Woher diese Spaltung unter den Brüdern, da Otto nirgends der Theilnahme beschuldigt wird? Woher diese Tücke, nachdem der Bischof den König so traulich eingeladen, an dem Tage so ehrenvoller Auszeichnung ihres Hauses, so erfreulicher Gewißheit von Philipps unbefangenem und günstigem Sinn? — Es liegt noch ein Schleyer über diese Freventhat, und es müssen noch andere finstere Beweggründe obgewaltet haben, welche wir in den uns zu Gebote stehenden Quellen nicht entdecken können. König Otto, dessen Untergang sich im Fall des nach dreyen Tagen wieder ausbrechenden Krieges vorhersehen ließ, ist von Keinem als Urheber oder Theilnehmer des Mordes bezeichnet worden, und es wäre sehr unrecht, wenn man jetzt argwöhnischer seyn wollte, als in jener Zeit eindseliger Parteyung In zwey Punkten würden wir aber Otto strenger anklagen, als der Verfasser; erstens darüber, daß er offenbar seine dem Papste geleisteten Eide brach. Allerdings schien dieß seine Stellung als Kaiser zu erfordern, aber ein wahrhaft großer Mann hätte entweder nie so geschworen, oder seinen Eid gehalten. Wenigstens behaupten wir, daß Innocenz in umgekehrtem Verhältnisse ganz anders als Otto würde gehandelt haben. So wie dieser hier unrecht that, so verfuhr er zweytens unklug, daß er den leicht zu vermeidenden Krieg mit Frankreich

begann, und dadurch seine Macht auch im Fall eines bessern Ausgangs nothwendig schwächte. — Doch wir setzen unsern Bemerkungen endlich ein Ziel, und schließen mit dem Wunsche, daß unsere Anzeige dazu beytrage, diesem Werke so viele Leser zu verschaffen, als es mit vollem Rechte verdient, und daß der Verfasser, welcher, wie wir hören, Lehrer am Elisabeth-Gymnasium in Breslau ist, bald eine äußere, seinen Anlagen und Kenntnissen angemeßnere Stellung erhalte, wo er sich mit ungetheilter Muße, der Erforschung deutscher Geschichte widmen könne.

Hst.

Art. III. Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung, von Friedrich Christoph Schlosser (jetzt Professor der Geschichte in Heidelberg). Frankfurt am Main, bey Varrentrapp. Drey Bände. 1815—1818. Erster Band bis zum Untergange des weströmischen Reiches. Zweyter Band bis Conrad I. Dritter Band bis auf den Tod Gregors VII.

Dieß Werk gehört nicht zu denjenigen, welche nur ein Wiederhall und Abdruck anderer sind, und deßhalb im Grunde weder Recht noch Kraft zu einem eigenthümlichen und selbstständigen Daseyn haben. Es steht keineswegs blos durch die Persönlichkeit des Verfassers, sondern es ruht sicher auf dem Inhalt der Geschichte selbst. — Wir haben in der neuern Zeit mehrere allgemeine Welt- und Staatengeschichten erhalten, welche der alten, trocknen, geistlosen Weise überdrüßig, nur das wahrhaft Geistige und Lebendige zu geben bezweckten; bisweilen aber ward dieß zu sehr concentrirt, und die Betrachtungen wurden so allgemein, daß man, wie Joh. Müller sagte, die ganze Weltgeschichte hätte auf ein Quartblatt schreiben können. Das wahre Leben mit den Thatsachen, das nothwendige Interesse an dem Geschehenen, geht auf diesem Wege leicht verloren. Freylich, wenn man zum ersten Male einen Ueberblick der Weltgeschichte gewinnt, so strömen Bemerkungen, Vergleichungen, Zusammenstellungen, Entgegensetzungen, Regeln, Grundsätze u. s. w. von allen Seiten belehrend und ergötzend herzu, und man kann den Wunsch kaum unterdrücken, diese herrliche Ausbeute der Welt vorzulegen. Bey weiterm Forschen aber muß man so Vieles von dem Gefundenen wieder ausstreichen, und mit Montesquieu bekennen, daß derjenige, welcher eine Wissenschaft nur oberflächlich kennt, immer die meisten sogenannten geistreichen Einfälle darüber hat. Dieß wollen wir keineswegs auf den fleißigen und wahrhaft geistreichen Spittler beziehen, auch nicht tadeln, daß er hauptsächlich in einer bestimmten Richtung, für eine bestimmte Ansicht forschte; doch hat seine Staatenge-

schichte manchen Jüngling veranlaßt, ohne Studium der Thatsachen allgemeine Ansichten laut nachzusagen, in jenen alles Heil zu finden, und eine ungebührliche Anwendung derselben zu versuchen.

Der Verfasser steht auf dem ganz entgegengesetzten Standpunkte, er hält fest am Einzelnen, und sucht Leser »die nur durch das Einzelne angezogen werden, weil sie darüber selbst denken wollen. Mischmasch von Politik, Strategie, Statistik, Vergleichungen des Ungleichsten, declamatorische Schilderungen, wo ein falsches Wort unter tausend wahren und richtigen das Ganze schief stellt, geben freylich bey dem Haufen das Ansehen des Genies, der Gelehrsamkeit, Vielseitigkeit; aber mag sie auch als Geschichte preisen wer da will, ich erkenne sie als Wissenschaft nicht. Was aber die breite Rede oder rhetorischen Prunk angeht, deren Urheber über Alles Kunde ertheilen, als wären sie zugegen gewesen, und die fertige Weisheit der blinden, doch aber gaffenden und klatschenden Menge zur Freude und zur eigenen hohen Ehre, weil alles klar wie Wasser strömt, reichlich verkünden, so mag sie für Leute, die ohne sich erst zu bessern die Staaten verbessern, und Reiche regieren wollen, ohne nur einem Dorfe vorstehen zu können; die nur Verfassungen und Gesetze träumen, oder für die, welche entweder im chaotischen Dunkel der Urwelt, oder in eitlen Träumen den leuchtenden Stern der Weisheit, in Wäldern und Sümpfen roher Barbaren die wahren menschlichen Verfassungen und Gesetze suchen, endlich vielleicht für den tollen Haufen, der so gern ohne viele Mühe und Zeit zu verlieren das mitnimmt, was sich gleich wieder auskramen und anbringen läßt, passend seyn, Wahrheit, Weisheit, Bedachtsamkeit, Fleiß wird dadurch nicht gefördert.«

Nach dieser Ansicht hat der Verfasser auf mehr als zweytausend Seiten eine erstaunliche Menge von einzelnen Thatsachen zusammengedrängt; und es wäre ein verkehrtes Bemühen, ihm nachzugehn, um wo möglich hier oder dort eine Feder abzulesen. Dagegen verdient sein großes Studium der Quellen, seine gründliche Forschung (diese erste unerläßliche Bedingung, ohne welche wir nie wahrhafte Geschichte erhalten) die lauteste und rühmlichste Anerkenntniß. Das Quellenstudium beweiset sich im Texte, und in den vielen als Beyspielsammlung unter den Text abgedruckten Stellen der alten Chronisten. Wir wünschen nur den Lesern eine hinreichende Kenntniß des mittlern Latein, um auf so bequeme und lehrreiche Weise die ursprüngliche Ansicht und Farbe der verschiedenen Zeiten kennen zu lernen.

Bey allem Nachdruck, den der Verfasser seiner Natur nach auf das Einzelne legt, fehlen allgemeine Betrachtungen doch nicht ganz, so z. B. II., 53, 64, 68, 92, 116, 385, 414 u. s. w.

Wir geben folgende zur Probe: »So groß Karl (der Große) erscheint, so erfreulich in ihm das Erstaunliche, was die menschliche Seele in sich hat, sich zeigt, wenn er z. B. in Italien übel verstandener Frömmigkeit wehrt, und in Sachsen dem Heidenthum auf seine Weise steuert, wenn er in Neustrien Nationalsitten mit Gewalt schützt, während er in andern Gegenden seines Reichs, besonders in Sachsen und Thüringen, die Verfassung durch Eintheilung des Landes, und selbst durch Eingriff in die Gerichtsformen, dem Leben und der Seele der Verfassung untergräbt, wenn er auf deutschen Stamm, vielleicht wohl berechnend, eine römische Cultur mit Gewalt pfropft; so muß man doch die Vorsehung segnen, die, freylich mit Verwirrung, Unglück und Blut, die Nationen des Westens durch die Schwäche und Schwachheit von Karls frommem Sohn und Nachfolger, vor einer vorzeitigen Blüte der Wissenschaften und Künste, die zu theuer durch Aufopferung der Sitte und des Nationalgeistes unter dem willkürlichen Gebot eines Einzigen erkauft wären, bewahrte.« — Solche allgemeine Betrachtungen liegen oft so nahe, daß man sie ohne Ziererey gar nicht abweisen kann; ja wir wünschen, daß der Verfasser sie seiner kräftigen Natur gemäß, häufiger als Lichter aufgesteckt hätte. Unter so vielen Thatsachen können sie nicht auf schädliche Weise blenden; wohl aber erscheinen diese ohne solche Mittelpunkte, und nur an dem Faden der Zeit hinlaufend, als zu gleichartig, unbedeutend, langweilig.

Damit dieß aber nicht als barer Widerspruch gegen das oben Gesagte erscheine, müssen wir unsere Ansicht über dasjenige Einzelne, was wir vertheidigen, noch näher angeben, weil wir mit dem Verfasser, trotz des ersten Scheines, vielleicht nicht ganz einig sind. In einem geschichtlichen Werke, welches einen kürzern Zeitraum mit erschöpfender Gründlichkeit darstellen will, mögen alle einzelnen Thatsachen in der ihnen ursprünglich zukommenden Länge und Breite erzählt werden, es ist dazu gerade hinreichender Raum und Zeit vorhanden. Diesen Weg hat, um Neues und Deutsches zu erwähnen, z. B. Wilken in seiner Geschichte der Kreuzzüge eingeschlagen. Ist aber der Gegenstand umfassender, der Raum beschränkter, so muß der Geschichtschreiber abkürzen, zusammendrängen; und hier kann Rec. sich nicht überzeugen, daß die Weise wie der Verfasser das Einzelne festhalten will, die richtige sey. Hr. Schlosser nämlich hat mit großer Anstrengung so viele einzelne Thatsachen in kurzem Raume erwähnt, daß fast keine irgend bedeutende ganz übergangen ist; er hat sie nun aber auch so nackt ausziehn, so skeletiren müssen, daß die ächte Eigenthümlichkeit, die sprechende Physiognomie sich kaum noch erkennen laßt. Eben so wie in dem getadelten Aeußersten blos allgemeiner Ansichten,

alle Völker unscheinbar und unkenntlich verschwimmen; eben so sehen Kriege, Regentenfolgen und alle übermäßig zusammengeschrumpften Einzelnheiten sich so ähnlich, daß man Merovinger, Araber und Byzantiner ohne die äußern Hülfsmittel der Namen und Bezeichnungen kaum nutzbar unterscheiden könnte. Rec. glaubt, daß der ächte Zusammenhang durch Ueberfüllung mit solchen Einzelnheiten nicht erhalten, sondern zerstört, daß das Bild nicht in sich einiger und lebendiger, sondern kleinlich und ermüdend wird. Er würde alle diese Mittelglieder, welche nichts vermitteln, über Bord werfen. Aus dem wahrhaft Denkwürdigen geht ein viel besserer Zusammenhang hervor, und nach Beseitigung jener leeren Kisten und Kasten, bleibt mehr Raum für das ächte und lebendig Einzelne. Wenn uns z. B. statt der unzähligen Fehden, Theilungen, Einigungen u. s. w., welche in der merovingischen und arabischen Geschichte erzählt werden, und die der Verfasser vielleicht selbst wieder vergaß, sobald er sie niedergeschrieben hatte, einige schlagende Züge aus G r e g o r von T o u r s in v o l l e r Umständlichkeit vorgeführt würden, wir erhielten gewiß einen anschaulicheren, sich tief einprägenden Begriff von jener Zeit. Im Plutarch findet sich, bey manchen Fehlern, oft die große Kunst, mit solch einer lebendigen Einzelnheit Licht über Menschen und Zeiten zu verbreiten, und dieser Kunst sollen wir immer mehr nachstreben, da die Weltgeschichte täglich länger wird. — Noch für ein Zweytes erhält man Raum, so bald man die nicht denkwürdigen Einzelnheiten, und besonders die sich noch immer zu breit machenden Kriegsübel wegschneidet: für die Zustände, die Alterthümer jedes Zeitraums, ohne welche die Geschichte nun einmal nie vollkommen klar wird. Verfassung, Gesetze, Wissenschaft, Kunst, Handel u. s. w. sollten nicht verkürzt werden, um das hundertmal gleichförmig Wiederkehrende zu erfahren, wie ein Fürst den andern besiegt, betrogen, oder todt geschlagen hat. Ohne umständliches Hervorheben jener Dinge ermüdet die Erzählung des gewöhnlich sogenannten Geschichtlichen; und dasselbe tritt ein, wenn jene sächlichen Verhältnisse abgesondert so behandelt und dargestellt werden, als hätten sie sich ohne lebendige Menschen von selbst gemacht.

Mehrere Personen, welche es sehr ernst mit der Geschichte meinen, (und die der Verf. wenn er sie kennte, nicht von vorn herein verwerfen würde), klagten dem Recn, daß sie nur mit höchster Mühe und Anstrengung im Stande wären, diese Weltgeschichte durchzulesen, und suchten den Grund hauptsächlich im Style; Rec. ist aber vielmehr der Meinung, daß er in jenem Skeletiren unzähliger Thatsachen liegt. Freylich hat Hr. Schl. seine Schreibart noch nicht genügend ausgebildet; und in der That, es ist kaum begreiflich, wie er, ein noch nicht bejahrter Mann, Zeit und

Kraft gefunden, eine solche Masse so gründlicher Kenntnisse zu erwerben; wie sollte er in der zweyten Hälfte, die den Historiker vollendet, in der Kunst der Anordnung und Darstellung schon gleich groß seyn. Non omnia possumus omnes. Herr Schlosser wird hierauf vielleicht antworten: »daß ich meinen Gang gehe und meinen Styl schreibe, kann nur die befremden, die, weil sie bey der Geburt und bey ihrer gelehrten Bildung wenig oder gar nichts, von dem wahren und ewigen Maß aller Dinge erhalten haben, für ihren aus der Schule mitgebrachten Maßstab die Dinge bald zu groß, bald zu klein finden, weil ihnen diese Dinge nicht zum Gebrauch oder fürs Beschauen, sondern nur zum Messen da sind: oder ohne Bild, die mit ihrer erlernten Weisheit stotternd und stolpernd, oder auf Stelzen übermüthig einherwandelnd, aus Büchern die Bücher richten, nur den herrschenden Ton (den Wind der Lehre), einen Haus- Lehr- und Cathedergebrauch des Wissens kennen, und dabey natürlich vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen.« —

Aber selbst durch diese im Voraus gegebene Antikritik, und die oben angeführten sinnvollen Stellen, glaubt Rec. den Beweis für seine Behauptung geführt zu haben: das Gewicht der Vorzüge liegt gewiß bey Hrn. Schl. auf der Seite der Gelehrsamkeit und Forschung, so wie bey einigen andern Verfn. allgemeiner Weltgeschichten auf Seiten der Darstellung. — Manche Undeutlichkeit entsteht daraus, daß der Verfasser die Namen nicht deklinirt, und doch den Artikel wegläßt, z. B. »Justinian knüpften Liebe und Dankbarkeit an Theodora, die ihm Belisar, dem er den ganzen Glanz seiner Regierung verdankte, zuführte.« Oefter sind die Pronomina, besonders die relativen, nicht bestimmt genug gestellt, so daß man erst nach mehrmaligem Lesen und aus dem Zusammenhange den Sinn ergründet. Bisweilen steht der Nachsatz nicht in richtiger Verbindung mit dem Vordersatze, oder die Zeitwörter sind von ihrem Gegenstande zu weit getrennt, oder die Häufung von Zwischensätzen löset den Zusammenhang auf. Beyspiele will Rec. nicht anführen, da sie dem Lesenden nichts helfen, und der Schein kleinlicher Kritteley vermieden werden soll. Daß der Verfasser diese schon in dem Gesagten sehen sollte, kann Rec. nicht glauben, da sich in dem ganzen Werke eine tüchtige Natur ausspricht, welche alle Hätscheleyen verschmäht. Gerade die tiefe Anerkenntniß des Trefflichen, was Hr. Schlosser leistete, brachte den Recn. dahin, auch seine Bedenken ohne Hehl auszusprechen, oder vielmehr anzudeuten, indem zu einer umständlichern Entwickelung hier nicht der Ort war.

Hst.

Art. IV. Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen. (449—1055.) Dem durchlauchtigsten Prinzen-Regenten der vereinigten brittischen Reiche und Hannovers zugeeignet. Durch J. G. Eichhorn, in Göttingen. (Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. gr. 4. 137 Seiten, VII. Stammtafeln.)

Eticho und Welf, uralte Namen, eines »edlen Helden« jener, dieser eines treuen, tapfern »Helfers!« — Wer wollte nicht gerne die Fährten solch' edlen Wildes bis in Walhallas heiliges Waldesdunkel verfolgen? — Wer wollte nicht gerne, dem Dünkel einer blos krittelnden Kritik entsagen, wenn und wo es gilt, die Befreyer gefangener Königinnen, — der deutschen, wie der lombardischen Freyheit rüstige Vorfechter, — die Meister des Schwertes, von Etich bis auf die Helden von Minden, Crevelt und Ligny, die Meister der Herzen, mitten im Unglück von des geächteten Heinrich des Löwen Pilgerfahrt, bis zu des geächteten Friedrich Wilhelms abenteuerlichem Ritter- und Reiterzug von Böhmen an die Nordsee, in ununterbrochenem Kettenringe, dem Hause einzureihen, welches im drey und zwanzigjährigen Kampfe mit jener Hydra, secto corpore firmior, der Gegenwehre heiliges Feuer unaufhörlich und unermüdlich angefacht, selbst wenn nur irgend ein schwacher Hirtenknabe gegen den allgewaltigen Riesen, die ungewisse Schleuder erhob, schnell und großmüthig die Hand geboten, und in gar keinem Augenblicke an der Rettung und Wiederherstellung verzweifelt hat!

Freylich ist keine Brücke von Calais nach Dover! Freylich trotzte der brittische Dreyzack in glücklicher Unangreifbarkeit, dem frech auf die Wage der Gerechtigkeit hingeworfenen ehernen Degen des gallischen Heeresfürsten. — Oesterreich, in der Mitte des Welttheils, auf dem Kreuzwege der Völker, am meisten ausgesetzt, und doch das erste und das letzte auf dem Schlachtfelde, hat seine enge Verwandtschaft mit jener Macht, in glorreicher Feuerprobe bewährt. — Wer möchte es nun dem Verfasser der gegenwärtigen Abhandlung, dem gelehrten Eichhorn, nicht aufs Wort glauben, daß die Welfen, die zu Windsor und Braunschweig hausen, und die Habsburg-Lothringer in der Kaiserburg zu Wien, eines Blutes seyen, wie eines Sinnes? —

Die Welt verehrt fast keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt. — —
Wie ist es vortheilhaft, den Genius
Bewirthen!? Reichst Du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er Dir ein schöneres zurück: —
Die Stätte, die ein solcher Mensch betrat,
Ist eingeweiht: nach hundert Jahren klingt,
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Ein Feldherr ohne Heer, ist jener Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt!
Göthes Tasso.

Fürwahr, das Haus, das sich in seiner italienischen und deutschen Linie, Ariost und Tasso (gewissermaßen auch Petrarch), Leibnitz und Lessing aneignen durfte, dessen Geschicke und Abkunft (um nur allein vom Hause Braunschweig-Lüneburg und Wolfenbüttel zu reden) eben auch Leibnitzens universeller Geist und Muratoris unglaublicher Sammlerfleiß, Scheid, Eckard, Gruber und Mader in Alterthümern, Urkunden und zugleich mit jenen berühmten Herausgebern: Canisius, Sagittarius, Lindenberg, Freher, Schaten, Meibom, Pistor, Menken, Hahn, Schard ꝛc. in den triftigsten Quellen — Ladislaus Sundheim (vom Helden Theuerdank selber, zu allen genealogischen Spitzfindigkeiten gesteigert) und Engelhaus — in geschichtlichen Compendien aber: Erath, Feller, Steffens, Spittler, Bunting, Rethmeyer ꝛc. der Nachwelt überliefert haben, hat jene eben so tiefen als glänzenden Kernsprüche an sich selber auf das herrlichste erprobt. — Und seyen auch immerhin die kritischen Resultate des vorliegenden Werkes, an Neuheit und Fülle des Gewinnes, nicht gar so verschieden, hätten sie auch nicht gar so viel voraus vor denjenigen, die schon Leibnitz, der Freund des Hauses, — Scheid, der Historiograph des Hauses — und Gerard Heß, Prior im schwäbischen Weingarten, der ältesten Hausstiftung, — geliefert haben, immer wird man freudig von den Welfen hören, so lange deutscher Name gilt und deutscher Handschlag bindet, so lange deutsche Lieder hallen, und so lange deutsche Herzen für die vaterländische Freyheit schlagen.

Eichhorn beginnt: I. mit dem Ursprung des erlauchten Hauses der Welfen. — Im Allgäu bey Ravensburg, auf einer anmuthigen Höhe zwischen Weingärten, lag schon in ferner Vorzeit, ein Schloß, die gemeinsame Wiege Europas berühmtester Regentenstämme. — Wer sagt uns an, wann es erbauet worden? Es hieß vorzugsweise nur, »das alte Dorf.« Seine Herren, dem Neuen überhaupt und von jeher, wenig gewogen, nannten sich, als sie berühmt und gewaltig wurden, schlechtweg, die Grafen von Altdorf.

Etymologie, Analogie, ja Gleichförmigkeit, dürfen — zumal in der Urzeit, unter den Aboriginen, wahrlich nicht unbeachtet bleiben. Unzählige hochposaunte eigne Namen, mußten durch sie in die bescheidene Rangordnung generischer Appellative zurücktreten. Es war in der That eine schöne und gedoppelte Bekräftigung des stolzen: »Fortes creantur fortibus et bonis, est in

juvencis, est in equis, patrum virtus, nec imbellem feroces progenerant aquilae columbam!« daß der alten Deutschen Namen, alle bedeutend waren, daß sie alle, Eigenschaften ausdrückten, daher meist zusammengesetzt gewesen, und daß unsere germanischen Väter, ihren Neugebornen, zu guter Vorbedeutung die Namen ihrer berühmtesten Altvordern beyzulegen pflegten: so in dem erlauchten Geschlechte, wovon wir reden, in jedem Menschenalter, ein Eticho und ein Welf.

Seine vielen genealogischen Erörterungen, in den »Beyträgen zur Geschichte Tyrols im Mittelalter,« in den »Tyroler Almanachen,« im »Archive für Süddeutschland,« in den »Versuchen zur Lösung der mühevollen und vielseitigen Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, über die mittlere Historie und Geographie Innerösterreichs,« brachten den Freyherrn von Hormayr, beynahe am öftesten unter den zeitgenossen Kritikern in den Fall, zwey Grundpfeiler des genealogischen Probabilitätscalculs festzusetzen: daß sich dem geübten Auge, außer den wenigen strengdiplomatischen Spuren, nur zwey Wegweiser darbieten: die in einem berühmten Hause vorzugsweise herrschenden Vornamen, z. B.: Eticho und Welf im welfischen, Otto im wittelsbachischen, Leopold im babenbergischen, Meinhard im görzischen Stamme ꝛc. — und die Identität der Besitzthümer, weil Herzog und Graf in ihrem Ambacht, bald möglichst zugleich auch Besitzer zu werden, den Amtsnamen zum Titel, die bloße Würde zur Erblichkeit zu erhöhen trachteten. — Wo die nämlichen Besitzungen und die nämlichen Vornamen standhaft zusammentreffen, da hat allerdings eine sehr plausible genealogische Fiction und Präsumtion, sich das Hausrecht erworben. — Nur darf diese Präsumtion nicht über duldbare Grenzmarken hinausschweifend, gleich einem Irrwisch in Moor und in Abgründe führen.

»Scyrorum reliquiae, cum eorum primatibus *Edica* et *Vulfo*« erscheinen bey Jornandes, in Theodosius erschütterter Zeit, aus ähnlichen Ursachen, wie der Markomannenkrieg entglühte, an die Donau drängend; darauf eine der Grundsäulen, von König Etzels unermeßlichem Heer, beständig mit und neben den blutsverwandten Rugiern und Turcilingen. — Der Name Eticho hat als Edekon, Aediko, Attich (Zusammenziehung aus Edelreich, im Latein- und Italienischen, auch Attikus, Azo, Adalrich, Adalbert) gleichwohl weniger zu leiden, als der zum Wulfus, Haunulfus, Anoulphus, Huelpus, gefolterte Welf! und so wie aus dem deutschen Eticho, ein italienischer Azo und Adalbert wird, so wächst sich der deutsche Helfer (Welf) gar zu einem italienischen

Wohlthäter, Bonifacius aus, und obendrein werden, aus dieser gewagten Etymologie, nicht minder gewagte Schlüsse mit zuversichtlicher Miene hergeleitet. — Scheid hat allerdings der begeisterten Liebe Leibnitzens und Eckards für ihren Gegenstand, mancherley gegründete Anstände entgegen getürmt, aber am Ende hat er doch auch für den Grafen Warin von Altdorf vindicirt, was jene nur noch um ein Menschenalter höher, gar bis auf den ältern Ruthard, erweislich zurückzuführen vermeinten, und es gehet selbst aus diesem Widerspruche nur um so siegreicher hervor, daß gewiß wenige Stammreihen in der Welt, sich mit so vielem Anscheine bis in die heidnischen Zeiten, bis in die Gewitternacht der Völkerwanderungen zurückführen lassen. — Nur dürfte die Gewissensfrage etwas schwer abzufertigen seyn: Chadik, Attich, Edekon, Eticho — und hinwieder: Agilulf, Hanoulf, Welf, Guelphus ꝛc. wirklich für synonym und identisch angenommen (Diplome bey Mabillon ꝛc. Vir illuster *Athelricus* sive *Atticus* dux, *Adelricus* alio nomine *Edichin* etc.), ist es denn wirklich immer eines und das nämliche Geschlecht, in welchem diese Namen wiederkehren? Die conradinische Lehensfatzung von 1037 war der erste, die Erlöschung der Gauenverfassung, der letzte Schritt zur Erblichkeit. — Die Orientalen fügen nach dem Eigennamen, bald den des Vaters, bald den des Sohnes hinzu, daher sich ihre Geschlechtsregister weit besser herstellen lassen, als jene unsers Abendlandes.

»*Odoacer*, cujus pater *Aedico*, frater *Aonulfus*« (bey Priskus, Eugippius und mehreren Glossatoren) Heeresfürst der Rugier, Heruler, Scyren und Turcilinger, stürzt Augustulus längst erschütterten Kaiserthron, unterliegt aber selbst dem großen und liebenswürdigen »Barbaren« Theodorich dem Ostgothen. — Sein Bruder Welf, muß bald den Zug nach Italien fördern, bald die Rugier auf beyden Ufern der Donau im Zaume halten. Ihre unruhigen Häupter, Flaccitheus und Feletheus (Fava, etwa von ihm, seine Residenz, Faviana?) und Favas Sohn, Friedrich, sich königliche Oberhoheit anmaßend, von Odoaker geschlagen, von Welf gänzlich bezwungen. — Wie sehr ist es zu wünschen, daß einmal des Mönchs Eugippius um 510 geschriebenes Leben des heiligen Apostels und Wohlthäters unserer Gegenden, Severin, (c. 450.) kritisch beleuchtet, mit allen spätern Quellen und Legenden zusammengehalten, durch die herrschenden Volkssagen und mündlichen Ueberlieferungen ergänzt würde: um so mehr, je weniger die geographischen Andeutungen dieses wichtigen Bruchstückes mit denjenigen zusammenstimmen, die wir für die Carlowin-

gen-Zeit in den Urkunden von Salzburg, Passau, Monsee, Kremsmünster, bey Eginhard und dem Mönch von S. Gallen, in den Scriptoren bey Bouquet und Freher vorfinden. — Wohl war noch, wie zu Strabo's Zeit, vom Bodensee, bis wo an der Enns, das Ufer-Norikum und Pannonien in einander flossen, eine zwar fruchtbare, aber menschenleere, verlassene Gegend (deserta, Einöde, Wüste) jedem wandernden Stamm eine Beute. — Hier kommen kurz nach Attilas Tode, als die Hunnen in Pannonien, der Ostgothen siegreiches Schwert gefühlt, die Scyren als Gränznachbarn, hier der Ostgothen, dort der Sueven vor. Aber wir müssen gegen den Verfasser, aus evidenten Localitätsgründen, die Meinung vertheidigen: Jornandes habe hier die fernen Sueven gesetzt, statt der Suavier in Pannonia Savia, zwischen der Drave und Save.

Ob, wie Eichhorn meint, Faviana an der Mündung der Enns lag (die schon zur Zeit des heiligen Emmeran »inter Hunnorum et Bajuvariorum gentem interjacebat« und unter Carl dem Großen »certus terminus et limes duorum regnorum habebatur«) oder auf der Stätte des alten Vindobona und des heutigen Wien lag? darüber haben bereits Lambecius und Pagi, der ersteren Meinung günstiger, — Hansitz, Calles, Fuhrmann, Fischer, Lambacher, Scheyb, Schwarz und der Freyherr von Prandau, zu viel und zu wenig geschrieben. Vielleicht daß Hormayrs neuestes Unternehmen, »Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten« zu beschreiben, (von welchen man bisher, kein dem gelehrten, wie dem gebildeten Leser brauchbares, von ächt nationalem Feuer für den hohen Gegenstand entflammtes, von jedem erlauchten oder wissenschaftlichen Reisenden, längst hart vermißtes Handbuch aufzuweisen hat) die empfindliche Lücke etwas genugthuender ausfüllt?

S. 13. scheint uns doch ein allzugewagter Sprung: in Odoakers Bruder Welf, den unbezweifelten Ahnherrn der Welfen, und in jener Wüste vom Bodensee bis über die Enns, »längs den julischen Alpen gegen die Donau herauf,« gleich die im Mittelalter vorkommenden welfischen Allode zu erblicken. Freylich lag späterhin in diesem weiten Umkreise, der Ammergau, hier der Augstgau, hier die Bergwerke der julischen Alpen, von deren Metall die Welfen ein jährliches Opfer nach S. Gallen an des heiligen Othmar Grab darbrachten, den ihre Altvordern Warin und Ruthhard verfolgt hatten. — In dem späterhin zwar unstreitig welfischen Scharnitzer Wald, im Schergen-Berge, im Schergen-Bach, im Hofe Scherenau, rc. sieht Eichhorn allerwärts Ueberreste der Scyren, und wer

glaubte nicht, eher in Persien als in Tyrol, ein Thal Schirin zu finden, überhaupt zur genauen Orientirung in diesem Gebirge, die höchst unvollständige und fehlerhafte, nun bald ihr hundertjähriges Jubelfest feyernde Seutterische Karte fürgewählt zu sehen?!

Was mag denn Eichhorn eigentlich unter »julischen Alpen« verstehen? Die julischen Alpen bilden die Verbindung zwischen den rhätischen und karnischen und links aufwarts, norischen Alpen. Sie zogen im heutigen Villacher Kreise an der Donau und Geil fort. Alpes juliae, vallis julia, valle Gilia, Geilthal, Geilfluß, die Geilalpen, leben noch in verdorbener Aussprache fort, und verewigen des großen Cäsars Krieg gegen die Pyrrusten am Pyrrhus (Rienz-Fluß, das heutige Pusterthal, in entgegengesetzter Richtung von der Donau durchströmend). Appian und Sextus Rufus stimmen hiermit überein, und noch vor kurzem las man bey Mauthen im Geilthale, auf der Höhe des Kreuzberges in die Felsenwand gehauen: Caj. Jul. Caesar hanc viam inviam rotabilem fecit. — Am entgegengesetzten östlichen Ende Kärntens, stellt sich dem julischen (Geil-) Thal, ein junonisches (Jaun-) Thal entgegen. Aus dem Zusammenhange zeigt sich aber, Eichhorn meine die Gegend von Fuessen (Fuzzen, ad fauces, ad fauces alpium, fauces juliae) wo der heilige Magnus, nicht ohne Widerspruch des elsassischen Herzogs Gunzo (von Eichhorn gleichfalls unter die Ahnherrn der Welfen gezählt) ein Kloster stiftete. Er meinet die Gegend von der Iller zum Lech, zur Ammer, Loysach und Isar.

Die Besitzungen der Welfen in Tyrol hätte er leicht angeben können, aus dem Urkundenbuch in Hormayrs Geschichte Tyrols, und seiner Beyträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter. Es waren: die Gegend von Botzen, eine Grafschaft im Norithal, das Oetzthal, S. Petersberg und reiches Besitzthum an der obern Etsch und Inn bis an den Fern. — Die fürchterliche Klause von Finstermünz, der Wettersee, das Thimelsjoch, der Fern, erscheinen urkundlich als Grenzen welfischen Besitzthums im Oberinnthal und Obervintschgau. — Heß gibt gleichfalls wichtige hieher gehorige Aufschlüsse aus den Archiven von Weingarten, in den monumentis guelficis. Auch des unglücklichen Conradin Uebergabe seiner Besitzungen an Ludwig den Strengen, seinen Oheim, 1263 im April, im Kloster Wiltau nächst Innsbruck (bey Aettenkhofer, Lori, Hormayr und Jäger) hätten dieser Forschung sehr klar den rechten Weg gewiesen. — Vollends begreifen wir nicht, wie einem, eigends über das welfische Haus schreibenden Gelehrten,

eine, wenigstens für diesen seinen Zweck wichtige Schrift ganz entgehen konnte, Hormayrs urkundliche Chronik der Grafen zu Eppan (*Piano*) Altenburg, Greifenstein, Ulten (in Ultimis), Markgrafen zu Romsberg, eines von ihm ganz neu entdeckten mächtigen Nebenzweiges der Welfen, dessen wir noch umständlicher erwähnen müssen.

Dankbarkeit veranlaßte den ungenannten Mönch von Weingarten die Chronik der welfischen Fürsten zu schreiben. Derselben Quelle entstammt die schätzbare *Summula de Guelfis*; aber fast noch höher steigt ein Fremder hinauf, der oft commentirte und wiedergekäute Abt zu Ursperg, Conrad von Lichtenau. Er kennt der Welfen Ursprung aus dem deutschen Norden, von den Küsten der Nord- und Ostsee. — »*Scythia*« nannten die Alten, »*le Nord*« die Franzosen (vor ihren Raubzügen bis an die Dwina und Moskwa) was sie nicht kannten und wovor sie fröstelte.

II. S. 24. Einzelne Welfen in Tyrol, Bayern und Allemannien, ohne genealogischen Zusammenhang. — Seltsame publicistische Widersprüche, wie die Welfen zugleich Aemter trugen, und doch nicht Beamte; Fideles und doch nie Lehensleute, Comites und als solche, doch immer nur ganz unabhängige, freye Dynasten waren!! (Hüllmanns Ursprung der deutschen Stände, Lang über das vermeintliche Alter der deutschen, und Rudhards Geschichte der bayrischen Stände, die vortreffliche Geschichte der altbayrischen Länder, auch jene unter Friedrich I., und die Auflösung der bisherigen Zweifel über den Ursprung der Churwürde, durch Carl Theodor Gemeiner, die Prüfung der Geschichte von Bayern für die Jugend und das Volk, Pfisters Geschichte von Schwaben ꝛc., hätten den staatsrechtlichen Knoten recht gut gelöset, wie die Welfen zugleich Lehen, herzogliche und gräfliche Würden tragen, und gleichwohl »viri egregiae libertatis« bleiben konnten.) — Die Wohnsitze der Brennen, Breonen (bey Horaz: »Genauni, implacidum genus, Brennique veloces, im Itinerär Venantius Fortunatus, die, Agunt und dem Inn »vicina Breonum loca«) nicht wie Eichhorn meint, in Engadein und Vintschgau, sondern im Eisackthal, am Brenner-Passe (dem *Pyrenaeus* mons Othos von Freising und Radeviks) sind aufs genaueste fixirt in Hormayrs Abhandlung über die tyrolischen Gauen und Comitate §. 27.; hiemit zu vergleichen Pallhausens Römerstraße von Aquileja nach Augsburg, sein Garibald und sein Nachtrag zur Urgeschichte Bayerns. Die nämliche Abhandlung Hormayrs, hätte auch Eichhorn durchaus urkundlich belehren können, wie sich »in mon-

tanis, in regione montanorum,« (unter diesem Appellativ lag Tyrol bis zum großen Zwischenreich verborgen) die Marken der austrasischen Frankenkönige und der von ihnen abhängigen Bayernherzoge mit jenen Odoakers, seit (493) der Ostgothen und (568) der Longobarden begegneten und berührten, bis (772) Carl der Große zugleich der Franken und der Longobarden Beherrscher ward. — In Botzen saß der bayrische Grenzgraf, in Trident die longobardischen Grenzgrafen und Herzoge (unter den Ostgothen, duces rhaetici limitis). — Die oft wechselnde Grenze ist dort gleichfalls genau aufgezeichnet; Eichhorns Idee also ganz unrichtig: »nur das Gebirge habe niemals fränkische Herrschaft erkannt, und sey zwischen Franken und Longobarden« ein, sie von einander abhaltendes, freyes Land geblieben.

Eichhorn hält den Freund des Longobardenkönigs Bertharit, Hunulf (Welf?) für dieselbe Person, mit dem bayrischen Grenzgrafen zu Botzen, den der Herzog von Trident, Alachis, überwand und der, aufgeblasen über diesen Sieg, gegen seine Könige Bertharit und Cunibert, Aufruhr erhob. »Zeigt nicht selbst der Angriff jenes longobardischen Grenzstatthal- »ters zu Trident auf den Grafen von Botzen (so frägt S. 27 »Eichhorn) daß seine Grafschaft freyes Eigenthum sei- »nes Hauses (!!) und weder Bayern noch Longobarden »unterthänig gewesen sey.« (!?) Paul Diakon sagt schnurstraks das Gegentheil. Ihm ist der Graf von Botzen, ein bayrischer Graf, der über Botzen (Otho von Freising nennt »Bavzanum, villam in termino *Italiae* et *Bajoariae* po- »sitam, dulce vinum Noricis mittentem) und die übrigen Grenz- »festen gesetzt war.« »Hic (Alahis) dum esset dux in tridentina »civitate, cum *Comite Bajoariorum*, quem illi Grafionem di- »cunt, *qui Bauzanum et reliqua castella regebat*, conflixit, »eumque mirifice superavit. Qua de re elatus, contra regem »suum Pertharit manum levavit« etc. Statt der äußerst gewaltsamen Unterordnung einer so scharf bestimmten Stelle unter einen vorgefaßten Irrwahn, hätte Eichhorn lieber Hormayrs Entdeckung eines ihm ganz unbekannten Nebenzweiges der Welfen nicht ignoriren sollen, der mächtigen Grafen von Botzen und Eppan (§. 25. seiner Abhandlung über die tyrolischen Gauen und Comitate, und Chronik der Grafen von Eppan im V. Heft des leider allzufrüh wieder eingegangenen tyrolischen Sammlers) — Hormayers vorzüglichste Beweisstellen sind: Bischof Egno von Trident des eppanischen Hauses Letzter, ertheilt der berühmtesten welfischen Hausstiftung, der von Altomünster 1047, nach Altdorf, und 1055 auf den Martinsberg übertrage-

nen Abtey Weingarten (9. Februar 1270 zu Botzen) einen Freyheitsbrief »quia idem locus a *Ducibus et Proceribus de san-* »*guine comitum de Piano exortis*, sit constructus et fundatus!« — Hormayr stellt ferners die ganze Reihe der Welfen, als Grafen von Botzen her, bis sie sich mit dem gänzlichen Verschwinden der Gauenverfassung, von ihren Burgen Eppan (im Latein und Italienischen Piano) Altenburg, Greifenstein und Ulten nannten, — Rudolph der Welfe, Graf von Botzen, Sohn Welfs, Enkel Heinrichs mit dem güldnen Wagen, (der von König Arnulph viertausend Hufen Landes zu Lehen nahm, und dadurch seinen Vater Eticho dermaßen erzürnte, daß er mit zehn der getreuesten Vasallen, in einer Klause, im Ammergau, im Scharnitzerwalde, als Mönch sein Leben beschloß). — *Rudolphus* prefatus (sagt der Mönch von Weingarten) ex sua *Itha* (Gräfin von Oeningen, Nichte des heiligen Conrads, Bischof von Konstanz) duos filios *Henricum* et *Guelfonem*, et filiam *Richgardam* progenuit. Hic est *Henricus*, qui sub annis adolescentiae (im J. 990) in venusta valle, juxta *Leuna* (prope *Bozanum*, setzen die Summula und die Nekrologe von Weingarten und Ottobeuern hinzu, Lanna bey Botzen, am Eingange des Vintschgaues) in venatione, saxo percussus interiit, — Welf, Rudolphs Sohn, schenkt nach Weingarten Güter in eben diesem Lanna und im Oberinnthale. — Als Gefährte der jüngst wieder durch Uhland verewigten Freunde, Ernests Herzogs in Schwaben und Grafen Werners von Kyburg, verlor der geächtete Welf die Grafschaft Botzen, und Engilbert, der nachbarliche Gaugraf im Pusterthale und Lurn, trat auf kurze Zeit an seine Stelle; »comitatus quondam Welfoni commissus« heißt es in brixnerischen Urkunden. — Nach kurzer Verwaltung durch Engilbert, folgte Welfen sein Bruder Eticho. Um 1035 finden wir in einer Tauschurkunde der Bischöfe von Regensburg und Freising, als Zeugen, alle drey nachbarlichen Gaugrafen, in deren Ambacht die vertauschten Orte lagen, Udalschalk, ein Huosier, Graf im Norithal; Eticho, Graf von Botzen, Gerloch, Sohn Ottwins und Bruder des obigen Engilbert, Graf in Lurn und Pusterthal. — Ist dieser Eticho der nämliche, von dem der Mönch von Weingarten sagt: »*Eticho* — sine legitimi matrimonii copula, de hac vita »discessit — genuit tamen ex quadam suarum ministerialium, »filiam, quam frater *Rudolfus* libertate donatam, pro amore »fratris, cuidam nobili de *Rhaetia curiensi*, cum largis prae»diis copulavit: ex qua illi de Herilisella, de Ustera, de »Raprechteswillare et eorum cognatio descenderunt,« hat

der Anonymus nur die Geschlechtsreihe verfehlt, und ihn statt zu Rudolphs Sohne, zu dessen Großoheim und Bruder des heiligen Conrads gemacht? — Stecken die Eppaner unter der cognatio de Herilisella? wurden sie, als sine legitimi matrimonii copula erzeugt, lediglich mit dem kleinen, meist allodial gewordenen Comitate von Botzen, appanagirt und galt darum 1055 der altwelfische Mannsstamm mit Welf V. Herzog von Kärnten, für ausgestorben? — Oder war Graf Etich o von Botzen, ein Sohn des geächteten und wieder zu Gnaden aufgenommenen Welf IV. (Vaters Welfs V. und der an Azo von Este vermählten Cunizza, Stammesmutter der Welfen von Este, Braunschweig und Hannover?) Auf Altmar und Ulrich, Grafen von Botzen (1040 — 1075) folgt 1078 Graf Friedrich, vom Bischof Gerard von Trient aus Botzen vertrieben, Graf zu Eppan.

Der Altschultheiß von Bern und Landammann der Schweiz, Graf Friedrich von Müllinen, Stifter und Präsident der schweizerischen Gesellschaft geschichtsforschender Freunde, hat den dringendsten Beruf, diese genealogische Dunkelheit aufzuklären. Die Müllinen, Habsburg in Freud und Leid so vielfach verwandt, aus denen einer, in der Entscheidungsschlacht im Marchfeld zwischen Rudolph und Ottokar, das habsburgische Banner geführt, ein Anderer, Friedrichen mit der leeren Tasche, in Acht und Bannfluch getreulich nachgefolgt, als er die Herzen der Tyroler durch ein Reimspiel erforscht hat, sechs Brüder und Vettern bey Sempach mit Leopold dem Frommen umkamen, stammen von jener unächten Tochter Etichos und hiedurch von den alten Welfen, aus dem Blute der Grafen von Rapperswyl und Lenzburg (Müllers Schweizer Historie III. 400. n. 27. Hormayrs Archiv für Süddeutschland II. 300).

Ahnenfeindschaft mit Hunfrieds Enkeln, den ihnen nahe verwandten Grafen von Tyrol, Gaugrafen in Currhätien, Engadein und Vintschgau, Feindschaft mit der, durch diese beschirmten Kirche zu Trident, die Gefangennehmung und Beraubung der vom Papste an den welfischen Erbfeind, den waiblingischen Leuen, Friedrich Barbarossa, gesendeten Friedensboten, der Cardinäle Hyazinth und Heinrich, (1158), die darauf gefolgte Blutrache Heinrich des Löwen, setzten der eppanischen Macht und Größe ein Ziel. — Sie endigte mit drey Brüdern, Domherren von Trident, Gottschalk, Conzius und Egno, 1240. Bischof zu Brixen 1250 zu Trident, durch den Wüterich Ezzelin und durch Meinharden von Görz, Erben des tyrolischen Grafengeschlechts, viermal, und von Mastino Scaliger, Herrn von

Verona, auch einmal vertrieben und (25. May 1273 nur vier Monate vor der Wahl Rudolphs von Habsburg) als Flüchtling zu Padua verstorben.

III. S. 28. Welfische Herzoge in Elsaß. — Eichhorn leitet hier auch die Welfen, so wie die Häuser Habsburg-Lothringen, Zähringen und Baden, von Eticho Herzog in Elsaß, Vater der heiligen Ottilie her (662 — 690) und stimmt bis auf die Zahl der Luitfriede und Eberharde, mit den übrigen Genealogen überein. — Aber über die Hauptsache, über Eticho's Vater, weicht er gänzlich ab von den bisherigen Quellen, dem Annalisten von Ebersheim, dem Leben der heiligen Ottilia, und dem Chronic. Novientense bey Mabillon, die den Majordom Luitherich oder Luidesius dafür angaben und nimmt, unter Schutz und Schirm der beliebten Namensähnlichkeiten, die angeblichen elsassischen Herzoge Bonifaz und Gunzo (650 — 662) als Vater und Ahn Etichos an. — Schöpflin hatte zwar auch gegen Luitherich, vermeintlichen Hausmeyer Childerichs II. Manches einzuwenden, aber Eichhorn bekehrt uns auch nicht triftiger zum Herzog Gunzo, der nur darum ein Welfe gewesen seyn muß, weil er das Kloster beunruhigte, das S. Magnus in Füssen stiften wollte. Das habe er nicht thun können, kraft herzoglichen Ambachts, also nur als Allodialbesitzer (!!) und um Füssen waren dieses vorzugsweise die Welfen, also!! Wenigstens eben so gut bewies Mederer, die Welfen seyen Agilolfinger! — Im übrigen liegt die genealogische Entdeckung Vigniers über die gemeinsame Abstammung Lothringens und Habsburgs zum Grunde, welche von Schöpflin, Grandidier, Calmet, Zurlauben, Eccard und Herrgott, nur verschiedentlich modifizirt worden ist.

IV. Grafen von Altdorf und im allemannischen Thurgau. — Warin und Ruthard, die Feinde des heiligen Othmar, Isenbart, Carls des Großen Retter auf der Auerochsenjagd, derselbe, dessen Gemahlin die Legende, zu strafender Vergeltung, zwölf Kinder auf einmal gebähren, und diese nur durch einen wundersamen Zufall, der Ertränkung entgehen läßt, Welf, der Carln in den Sachsenkrieg die Schwaben zuführte, und darum von ihm über alles Land vom Rhein bis nach Italien gesetzt wurde, zeither die Welfen auch in der Lombardey mächtig, bereits eine Welfenburg um Tortona, und eben dieser große, gewaltige Welf, Vater der schönen Kaiserin Judith, Gemahlin Ludwigs des Frommen, Mutter Carls des Kahlen, von ihren Stiefsöhnen Lothar, Pipin und Ludwig dem Deutschen geschmäht, vertrieben, eingekerkert, durch

ihre Tochter Gisela, Ahnfrau der Capetingen, der Valois und Bourbons. — Die schwäbischen Welfen, bis 1055, wo Welf V. seit 1047 Herzog von Kärnten auf dem Schlosse Bodmen starb, seinen uralten Stamm endigend. — Die Schwester Cuniza an ihren Geschlechtsvetter Azo von Este vermählt, gebar ihm einen Sohn Welf, der alle schwäbischen Güter seines Hauses erbend und gegen Otto von Nordheim zum Herzoge Bayerns von Heinrich IV. erhoben, Stammvater des jüngeren welfischen Hauses, und gar bald, auch eben dieses Heinrich gefährlichster Widersacher wurde.

»Bonifacius (Welf) um 811. »Comes, natione *Bojavarius*,« war nach Eichhorn, Ahnherr der Welfen in Italien, die gar bald Markgrafen in Tuszien, Präfecten in Corsika, Grafen von Este, Rovigo und Lunigiana wurden. — Man möchte fragen, warum denn alle die spätern Welfen nicht auch ihren Namen in Bonifaz verwandelt haben? Rühmte sich Graf Bonifaz bayrischer Abkunft, warum protestirte Heinrich der Löwe gegen die Reichsacht zu Goslar, als »de *Suevia* oriundus,« er könne nur gerichtet werden »in terra nativitatis suae.« — Aber nennt doch auch der gleichzeitige Thegan den Herzog Welf: »de nobilissima gente *Bajoariorum!*« Ueber Lamberts gewaltsamen Tod wäre zu vergleichen der weitführende Wink in Müllers Schweizergeschichte I. S. 268 n. 201, 205. b. c.

In den genealogischen Tabellen S. 41 der deutschen Welfen wunderten wir uns, eine fabelhafte Lucarde, Gemahlin Kaiser Arnulfs(?) zu erblicken. Diese hieß Ota. Ludwig das Kind nennt selbst 901 in seiner Urkunde für den Bischof Zacharias von Seeben: pium genitorem Arnolfum imperatorem et matrem nostram, Otam reginam. (Hormayrs Beyträge, §. 26.) Auch Arnulfs Geliebte, Ellinrath ist urkundlich bekannt. — Eben so wenig verstehen wir, wie Irmengard von Luxemburg, Enkelin der heiligen Kaiserin Kunigunde seyn konnte, die bekanntlich Jungfrau geblieben ist? Neptis ist auch Nichte, nicht bloß Enkelin. — Richlinde von Ebersberg, Welfs Schwester, in den Geschichten von Oesterreich und Steyer eine hochwichtige Frau, vortrefflich beleuchtet in Schollinners akademischer Abhandlung: de »Gerbirge Geisenfeldae sepulta.«

Der Tabelle von den Welfen in Italien (in Afrika, in Sizilien, auf Sardinien und Corsika und in den Apenninen, als Helden beurkundet) folgen sieben Geschlechtstafeln regierender Häuser aus welfischem Blute:

Habsburg-Lothringen (??) Zähringen und Baden, der in Frankreich herrschenden Carlowingen nnd Capetingen, der Kaiser aus den salischen Franken, der welfischen Könige des transjuranischen Burgundiens.

Die Anmerkungen, 162 an der Zahl, zeigen von emsigem Quellenstudium und lobenswerther Genauigkeit, eben so die genealogischen Tabellen.

Art. V. Oesterreich unter K. Friedrich dem Schönen. Von Franz Kurz, regulirtem Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. (Linz, bey Cajetan Haslinger. gr. 8. 488 Seiten) 1818.

Der erste Band dieser Jahrbücher der Literatur rechnete es sich zur willkommenen Pflicht (S. 49—60) eine Erscheinung, wie Kurzens: »Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht« mit dem gebührenden Lobe anzuzeigen, und zugleich auch des unermüdeten Mannes ganze, mühevolle Laufbahn, als kritischen Sammlers und Geschichtsforschers, an den dankbaren Blicken der Zeitgenossen und der Enkel vorüber zu führen. Der Chorherr Kurz hat das übernommene Gelübde treu und ritterlich gelöset. Schon folgt dem Vater Albrecht I. der Sohn, Friedrich der Schöne. — Schon sind auch die Geschichten Oesterreichs unter seinem weisen Bruder, Albrecht dem Lahmen, ausgearbeitet und beurkundet, die interessante Handschrift bereits in die Censur eingeleitet: in voller Bearbeitung aber, die unruhvollen Zeiten des ersten Erzherzogs Rudolphs IV.; drey Päpste in der Kirche, mehrmals zwey Kaiser im Reiche, in Deutschland Krieg der Fürsten und des Adels wider die Städte und das Volk; in Italien Bürgerkrieg oder Tyranney, in England Königsmord und Krieg der weißen und rothen Rose, in Frankreich des Königs Wahnsinn und die Todfeindschaft von Burgund und Orleans, in Spanien Krieg mit den Arabern und mit den Baronen, die Alcavala und Peters des Grausamen Wüten in Portugall die unächten Burgunder und der Anfang der Entdeckungen, im Norden die calmarische Union, in Mailand, Neapel und Ofen Gattin und Verwandte vom Haus Anjou und Visconti, einander erwürgend, des morgenländischen Kaiserthums gänzlicher Verfall, äußerste Gefahr gesammter Christenheit durch der Türken Sieg bey Nikopol unter Sultan Bajessid, und eine zweyte, noch größere mongolische Gefahr, als vor 162 Jahren, durch Timurs von Samarkand Triumphzug von der chinesischen Mauer bis gegen die Ufer des schwarzen Meeres und durch Ba-

jessids, des Donnerers, Niederlage und Gefangenschaft am Tage von Ancyra!

Jenes prosaische und einseitige Absprechen über das Mittelalter, dessen wir schon in der Recension der Geschichten Ottokars und Albrechts mißbilligend erwähnten, kehret auch hier wieder: »Transporter dans ces siècles reculés, toutes les »idées du siècle, où on vit, c'est des sources de l'erreur »celle, qui est la plus féconde!« Dieses hohe Wort des »Geistes der Gesetze« gilt für innere, und äußere historische Kritik, wie für das Gefühl. Freylich, Johannes Müllers Schilderung der Blutrache für König Albrechts Mord, ist lebendig und ergreifend genug, auch darf man nicht gerade »Gertruds von der Wart, Treue bis in den Tod« aus der Hand gelegt haben! — Aber ist in dem aufgeklärten, philanthropischen und kosmopolitischen Jahrhundert, Pombals fürchterliches Wüten gegen die größtentheils erdichtete Verschwörung der Tavoras und Aveiros, ist des verrückten Damiens karaibische Hinrichtung, sind die Gräuel auf Domingo, in Spanien, auf dem Rückzug aus Rußland, nicht tausendmal ärger gewesen? — Des Marschalls von Sachsen Hauptschlüssel zum Siege, »le coeur de l'homme,« hat er mehr zu erwarten von einem, nach verschwundener, kraftvoller Einfalt der Alten, verkrüppelten Geschmack? von seltsamen Meinungen und nutzlosen Spitzfindigkeiten, die dem mit treffendem Doppelsinne so genannten »bas empire« entstammt scheinen, von schwindelnder Theurgie und von der poetischen Philosophie der Neuplatoniker?? Zeit und Erfahrung und die vielfachen Stürme der Welt, sind verläßliche Bürgen gegen die Wiederkehr eines cyklopischen Zeitalters. — Die Flut dürfte uns überhaupt gefährlicher seyn, als die Glut!

I. Friedrich des Schönen Streben nach des Vaters und Ahnherrn Krone, die troß dessen, der Graf von Luxemburg, Heinrich erhält, bald darauf auch, für seinen Sohn Johann den böhmischen Thron. In Ungern behauptet sich Carl Robert, durch seine Mutter Clementia, Rudolphs von Habsburg Enkel, ein neapolitanischer Prinz von Anjou, aus königlich französischem Geblüte. — Höchst merkwürdige, bisher noch ganz unbekannte Urkunden über die Verpfändung der Markgrafschaft Mähren an die Herzoge von Oesterreich. — König Heinrich verspricht und verweigert ihnen abwechselnd die Belehnung. Die Rivalität zwischen Habsburg und Luxemburg entzündet in Oesterreich revolutionäre Hoffnungen. Wie in solcher Lage fast niemals, fehlten auch diesmal nicht, bayrische Einflüsterungen. Die Verschwornen führten bayrische Fahnen, hatten bereits einen Entführungsanschlag auf die jungen

Herzoge. Das linke Donauufer war fast ganz in ihren Händen, die Pottendorfe und Zelkinger an der Spitze. Ulrich, Abt zu Mölk, und der Wiener Hubmeister Greif Zelm, erdrückten die Gefahren und Folgen des Ausbruchs.

Das Haus Wittelsbach hat Ungern einen Sommerkönig (Otto von Niederbayern), Böhmen zwey Winterkönige gegeben, (Friedrich von der Pfalz und Carl VII.). Aber wer läse nicht gern immer wieder, jenes hochherzigen Otto (schon durch den ehrwürdigen Veteran Westenrieder in Schrift und Bild gefeyerte) That zu Wernstein, wie er, wahrhaft fürstlich, tapfere Treu' auch am Feinde verehrte?

Der Arzt Peter Aichspalt, wahrscheinlich Johannes Parricida's Erzieher und Anstifter, einst seines Vaters Rudolph Pfleger zu St. Stephan in Wien, darauf des Böhmenkönigs Wenzel, Oheims des unglücklichen Johann, Kanzler und Gesandter in Frankreich, Bischof zu Basel, letztlich Churerzkanzler zu Maynz, ein Hauptwerkzeug der Erhebung Luxemburgs, Habsburgs gefährlichster Feind, »der Trugner, der untrew Wolf« (klagt Ottokar) »behend und schlecht zu aller Untreu und zu allem Unrecht.« — Von ihm hier eine merkwürdige Urkunde dd. Eger 23. März 1311. Nro. VIII

Unsers Wissens existirt von Johannes Parricida, als Grafen zu Habsburg und Kyburg, nur eine einzige Urkunde, vom Landammann Grafen Friedrich Müllinen in Bern, dem Freyherrn v. Hormayr mitgetheilt, und von diesem herausgegeben im Cod. Probat. seiner Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrechte. (Wien, bey Anton Doll, 1818.)

S. 343. Aus der Klosterneuburger Chronik, die Preise im Hungerjahre 1312—1313. Würden derley Normen zur Beurtheilung des Waaren- und Geld-Werthes, vor der Entdeckung der neuen Welt, nur von Jahrzehend auf Jahrzehend wiederholt! — Ausrottung der Räuber in Oesterreich.

Fehde der beyden Vettern Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen über die Vormundschaft der niederbayerischen Prinzen. Gegen die einmal zu parteyischen bayerischen Zeitbücher, vortrefflich, aus der eigenen Urkunde der beyden Wittwen der Herzoge Stephan und Otto dargethan, daß Friedrich der Schöne, keineswegs eingedrungener Vormund war. Nro. XIV. — Insonderheit wird die oft sehr geringe diplomatische Treue im Abdruck der Diplome bey Oefele gerügt.

Merkwürdige Urkunden der Aussöhnung Friedrichs des Schönen mit seinem Oheim Heinrich von Görz-Tyrol,

Herzogen von Kärnten, Böhmens Prätendenten wider Friedrich und dessen Bruder Rudolph, und wider den luxemburgischen Johann (dd. Salzburg, July 1811) vermittelt zwischen Sohn und Bruder, durch die Königin Wittwe Elisabeth.

Eben diese Elisabeth, unvergänglich in den Jahrbüchern des Landes ob der Enns, durch die Entdeckung und Benützung der Salinen. — Der Chorherr Kurz vervollständiget und vollendet musterhaft, über die Geschichte dieses großen Geschenkes der Natur, was er bereits S. 164 in seinem Albrecht I. und in Hormayrs Archiv, Jahrgang 1811, 1812, 1816, vorausgeschickt hatte, in einiger Meinungsverschiedenheit von dem Rathe und Director Vierthaler, in eben dieser Zeitschrift niedergelegt.

Heinrichs von Luxemburg unerwarteter Tod. — Der beyden Kronwerber Friedrichs und Ludwigs merkwürdige Zusammenkunft in Salzburg (17. April 1314). Ludwigs Versprechen, die deutsche Krone auf keinen Fall anzunehmen, vielmehr Friedrichen zu diesem Ende allen Vorschub zu leisten, diplomatisch erwiesen gegen der bayerischen Geschichtschreiber vergeblichen Widerspruch, (S. 114 — 116) sogar die urkundlichen Belege aus Bodmann, Hontheim, Guden, Senkenberg, ja selbst aus Volkmar und aus der Königsaler Chronik, welche ungeheure Opfer, Ludwig der Bayer eben dieser Krone gebracht habe! — Friedrich und Ludwig zu Frankfurt gewählt, jener in Bonn, dieser in Achen gekrönt.

II. Anzeige der vollbrachten Königswahl beym Papste, durch die Churfürsten der einen und der andern Partey. Friedrichs Zug gegen die unaufhörlichen Vergewaltigungen des Grafen Matthäus von Trentschin und drückende Kriegssteuer in Oesterreich — Friedrichs prunkvolles Beylager zu Basel mit jener, durch alle Reize der Schönheit, Dichtung und Liebe verherrlichten, arragonischen Elisabeth (der in der Folge zahllose Thränen um ihn frühzeitig das Licht der Augen geraubt, und die ihn nur um einige Monate überlebte), und seines Bruders Leopold (der Glorreiche, der Tugendhafte, die Krone und die Blume, der Ritterschaft zugenannt) mit Katharina von Savoyen. — K. Ludwig und sein grimmiger Feind Herzog Leupold treffen zum ersten Mal bey Speyer aufeinander, darauf bey Augsburg. — Leopolds Namenstag, sehr unglücklich bezeichnet durch die Schlacht am Morgarten. — Gefecht bey Eßlingen, in den Fluten des Nekars.

Des Papstes Haltung gegen die zwiespältige Wahl. Er erklärte sich in der Folge als den obersten Verweser des erledigten Reiches. — Leupold zum andertenmale vor Speyer. — Der böhmischen Herren Aufstand, wider ihren König Johann und

Bund (ddto 27. Dez. 1317 zu Wien) mit Friedrichen, Johann abzusetzen, und an seiner Stelle zu erwählen, welchen sie wollen, aus seinen Brüdern Leopold, Albrecht oder Otto, oder gar seinen Oheim Heinrich von Kärnten ihren verjagten König: die Lipa an der Spitze, zwey und dreyßig Baronen mit; — diese Nro. XVII. für die böhmische Stemmatographie, eben so interessant, wie für die Ungrische, der Friedensvertrag zu Bruck an der Leitha, zwischen Friedrich und Carl Robert. Nro. XXXIII. — Johann vergleicht sich aber mit Heinrichen von Kärnten, auch hilft ihm Ludwig seinen mißvergnügten Adel besänftigen. — Schlechter geht es gegen die Waffen des, Speyer hart bedrängenden Leopold. Ludwig flieht vor ihm bey Mühldorf und aus dem Elsaß. Die Entscheidungsschlacht bey Mühldorf und Ampfing (fast in derselben Gegend, wo 522 Jahre darauf, die Schlacht von Hohenlinden), am funfzigsten Jahrestage der Erwählung Rudolphs (28. Sept. 1322.). Ueber diesen Unglückstag und seine einzelnen homerischen Züge (man mag nun hierbey die warnende Weissagung zu Admont und Friedrichs Antwort, Leupolds unzeitige Rache an Montfort, und die wachsame List der Fürstenfeldermönche, den Ritterschlag, den Pilichstorfer und die drey und zwanzig Trautmannsdorfe, König Johanns Unfall und den ihn wieder befreyenden Verrath, Schweppermann und Rindsmaul im Auge haben, oder die täuschenden, österreichischen Farben in des Burggrafen von Nürnberg entscheidendem Hinterhalte) — hätte man billig ein vollständigeres, ein Bild von glühenderen Farben erwarten dürfen: ohne ein Gleiches zu fordern für die wilde Niederlage am Aegerisee bey Morgarten oder für die italienischen Heereszüge, in welchen alle drey Brüder, Leopold, Heinrich und Albrecht, wenn auch nur vorübergehend, anziehende Rollen gespielt haben.

So wie die bayerischen Geschichtsforscher Friedrichen nur als aufgedrungenen Vormund der Niederbayerischen Prinzen und als Afterkaiser kennen; wie sie das von ihrem Lieblingshelden Ludwig, ihm zu Salzburg feyerlich besiegelte Versprechen rund abläugnen, ihn am Neckar, bey Speyer, bey Eßlingen, ja sogar in der übereilten Flucht von Burgau, gleichwohl als Obsieger, als gebornen Kriegsmann darzustellen sich nöthigen, haben sie ihn auch für Mühldorf mit einem Theaterprunk behängt, wie er allenfalls Wilhelm dem Eroberer, Heinrich VII. und Wilhelm von Oranien bey Hastings, Bosworth und am Boyne, wie er den portugiesischen Alfonsen und Juanen, bey Ourique und Aliubarotta geziemt haben würde. — Mit der ihm eigenthümlichen Trockenheit und Kälte, bloß

mit den eigenen Worten der Quellschriftsteller und Urkunden, zeigt nun der, wie Wenige, ganz parteylose Kurz, wie Herr Seyfried Schweppermann, das verspottete, höckerichte Männlein, laut seiner Grabschrift, »ein ritersman, sein tuns und wandels an und vest, im streitt thät das best,« wie sauer und redlich er den Ausspruch verdient habe: »jedem Mann ein Ey, dem frommen Schweppermann zwey.«

III. Auch nach dem Siege, nach der Gefangennehmung seines Gegenkaisers Friedrich, nebst dem Bruder Heinrich und dem Kern der österreichisch- steyerischen Ritterschaft, vergebliche Schritte Ludwigs um die päpstliche Bestätigung. — Ludwig erklärt seinen ältesten Sohn Ludwig zum Churfürsten von Brandenburg. Abenteuerliche Tauschprojecte mit König Johann, Böhmen gegen die Rheinpfalz, später Kärnten und Tyrol gegen Brandenburg zur Krone Böhmens. Johann verläßt Ludwigen, nähert sich auf König Carl Roberts Zuthun Oesterreich und entläßt den Herzog Heinrich seiner Haft, wiewohl unter lästigen Bedingnissen. — Leopold unterhandelt fruchtlos die Befreyung des nach der Trausnitz abgeführten Friedrich. (Noch besitzt das Geschlecht der Freyherrn Karg zu Bebenburg einige der hölzernen Pfeile, welche zu schnitzen Friedrich des Schönen einziger Zeitvertreib in der langen Kerkersnacht gewesen). Ludwigs immer heftigerer Zwist mit dem Papste Johann. Die Minoriten vertreten offen und kühn seine Sache. — Herzog Otto der Freudige in Italien. — Leopold waffnet Himmel, Erde und Hölle für Friedrichs Befreyung. Seine Zusammenkunft zu Bar an der Aube mit dem französischen Könige Carl. Tag zu Rense gegen Ludwig. Leopolds Sieg bey Burgau. Ludwig weiß keinen andern Rath mehr, als nach Trausnitz zu dem allda (»tamen sine compede et vinculis,« welche Großmuth!) gefangen gehaltenen Friedrich zu eilen, und ihn auf Bedingnisse in Freyheit zu setzen.

IV. Als Friedrich, nach Oesterreich zurückgekehrt, vergeblich alles aufbot, die seinem Feinde gesicherten Vertragsartikel zu erfüllen, riß er sich rasch von allen seinen Geliebten los, und lieferte sich selbst wieder seinem hartgeängstigten Feinde aus. Durch diese edle Großmuth überwunden, nimmt ihn Ludwig freundlich und brüderlich auf. Der ergrimmte Leopold, der Papst, der König von Frankreich bieten alles auf, das neue Band zu zerreißen; da bequemt sich Ludwig zu einem zweyten Vertrage, der Friedrich zum Mitregenten erklärte. (Köhler und Baumann, de voluntario, inter *Ludovic.* et *Frid.* imperii consortio.) Der Papst und die Churfürsten eifern auch

gegen diese Uebereinkunft, und Ludwig läßt es sich in einer dritten gefallen, Friedrich soll in Deutschland herrschen, Er in Italien. So geschieht auch. Aber nach des gefürchteten Leopold Tode (13. Febr. 1326). bindet sich Ludwig an gar nichts mehr, und vergilt Friedrichs Großmuth mit wegwerfender Geringschätzung. — Ludwigs abenteuerlicher Zug nach Italien, seine Krönung in Rom, sein Afterpapst, seine ruhmlose Wiederkehr auf die deutsche Erde. — Otto der Fröhliche angehetzt von seiner Gemahlin, der bayerischen Elsbeth, waffnet gegen ihn, Ungern und Böhmen herbeyrufend. Friedrich, für den der Bruder Leopold Wunder gewirkt, sollte nun gegen den Bruder Otto das Schwert erheben! Er zog schleunigen Frieden der gerechten Rache vor, und schied gänzlich aus diesem feindseligen Gewühle auf dem einsamen Guttenstein, an der Piesting, in fromme Betrachtungen und wehmüthige Erinnerungen versenkt, und gar bald (13. Jänner 1330) einer Welt entrissen, die seiner nicht würdig war.

Der Geschichtschreiber, der Biograph, wird dieses Buch freylich, nicht ganz befriediget, schließen. — »Des Schwärmers Ernst mit Weltmannsblick gepaart« tiefe und weite Ansichten, scharfsinnige Vergleichungen — zum Troste, zur Warnung, zur Nachahmung oder Bewunderung hervorgestellte Beyspiele, würde man vergebens suchen. Aber hier ist aus Quellen wiedererzählt; die Flammen der Alten, ihre Gewalt über uns, zeigt die Dinge wie sie wurden und waren der Wirklichkeit und dem Leben selber entnommen!! Kurz gibt sich nicht als Geschichtschreiber, aber er ist ein ausgezeichneter Geschichtsforscher; denn die ersten Pflichten eines solchen: unermüdbare Genauigkeit im Ergründen und parteylose Wahrheitsliebe im Angeben, hat er, einen ganzen Cyclus schätzbarer Werke hindurch, auf die unzweydeutigste Weise bewährt. — Zwar gibt er uns nicht den Abglanz des begeisterten Aufschwungs und des rührenden Zartgefühls, des Vereins weiblicher Milde, mit löwenkühnem Muth, wie sie in den liebenden Brüdern und herrlichen Rittern, Friedrich und Leopold, auf Rudolphs Schöpferkraft und auf Albrechts strenges, von düsterem Ehrgeiz durchflutetes Regiment gefolgt sind, aber durch Wort, Schrift und Thaten, hat uns Kurz dargethan, jener sey unser Hektor gewesen, dieser unser Achill!

Der unglaublich rasche Allianzwechsel zwischen Ludwig und Johann (nicht durch die Zeiten des Bündnisses von Blois, der Ligue von Cambray und der heiligen Ligue überboten) Ludwigs widersprechende Verheißungen, dilatorische, evasive, wahrheitswidrige und hinterlistige Schritte, haben schon in alter

Zeit, das Bedürfniß einer Vertheidigung fühlbar gemacht. — Der ehrliche Herwart beschränkte sich meist darauf, zu zeigen, der Bannfluch sey ungerecht, und Ludwig dennoch ein recht guter Christ gewesen. Andere (Lipowsky, Longolius, Stein rc.) meinten Wunder gewirkt zu haben, wenn sie Friedrichs Mitregentschaft läugneten, sich sogar mit vornehmer Miene darauf beriefen: es habe der Nächste seines Namens, sogar selbst ein Oesterreicher, sich öfters Friedrich den Dritten genannt, der Kleinigkeit rein vergessend, daß er nicht als König, sondern als in Rom gekrönter Kaiser gezählt. — Zierngiebel und Mannert in ihren, von der Münchner Akademie gekrönten Preisschriften, konnten zwar, vom Zeitgeist ergriffen, der erkannten, historischen Wahrheit weniger widerstreben, aber dennoch, wie sehr und wie oft werden sie durch diese verdienstvolle Arbeit Kurzens zurecht gewiesen?! Ihr Verlauf, die Urkunden XXVI, XXVII, XXVIII, XXIX weisen musterhaft und unwidersprechlich den Gang der Verhandlungen und Verabredungen zwischen Ludwig und Friedrich, auf der Trausnitz, zu München, zu Ulm, zu Innsbruck und die gänzliche Unparteylichkeit der Charakteristik des Ersteren im österreichischen Plutarch.

»Ludwig der Bayer, der Häuser Habsburg und Luxemburg berühmter Gegner, war von angenehmer, königlicher Gestalt, seinem mütterlichen Großvater Rudolph, und seinem Vetter und Nebenbuhler Friedrich dem Schönen, nicht unähnlich mit seiner Adlernase, den lichtblauen, milden und doch lebhaften Augen, dem krausen, röthlichen Haar und raschen Gang. Ein trefflicher Ritter in allen Uebungen, ein guter Reiter, gewandter Jäger und kühner Schiffmann. Wie jene, war er überaus leutselig und fröhlich und freygebig.«

»Aber dem Manne, der das beschworne Wort gebrochen, um (noch dazu mit Opfern, die dem erschöpften Erblande schwer fielen) die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen; dem Manne, der von Friedrichs des Schönen beyspielloser, großmüthiger Treue kaum auf einen Augenblick gerührt, Vortheil zog; der in seiner Bedrängniß dem ritterlichen Leopold Alles versprach, und als diese Blume der Ritterschaft dahin war, Friedrichen schonungslos behandelte; dem Manne, der gegen seine urkundlichen Gelübde, gegen deutsches Recht, ja gegen die Satzungen seiner Kirche, dem Hause Luxemburg, Tyrol und Kärnten entriß, und die Gemahlin und das Land eines Andern seinem Sohne gab, dem können wir unmöglich eine wahrhaft königliche Seele zutrauen.«

»In diesem Manne war durchaus keine Einheit. Unbedacht begann er mit unzähligen Verwicklungen und Gefahren den

herausfordernden Kampf, und entwickelte darin öfters ungewöhnliche Gaben; aber hierin so muthig, zeigte er dennoch in keiner Unternehmung den reifen Plan, noch jenen raschen, den Becher der Schicksalsgunst bis auf die Hefen leerenden Gebrauch des Augenblicks, — nicht jene feste, unbeugsame Standhaftigkeit, ohne die noch wenig Großes, nur große Verwirrung geschehen ist. Nicht selten verwegen und stürmisch im Anbeginne seines Thuns, erscheint er beym ersten bedeutenden Andrange zwischen Extremen hin und her geschleudert, und zu Mitteln bereit, welche die Fabricius und Regulus hochsinnig von sich gewiesen haben. — Indessen haben auch seine Feinde sehr oft und ohne alle Noth, solche Mittel wider Ludwig gebraucht.«

»Derley Wankelmut mag man etwa dem Einzelnen verzeihen, der in den Geschäften seines Herdes und Hauses ewig ändert und bessert, sich zum alleinigen Schaden; aber nicht dem Herrscher, der das einmal Gesprochene nur selten ohne noch größeren Nachtheil zurücknehmen kann. Das ist nicht die Natur eines Reichs- oder Dynastienstifters. Darum ist auch schon binnen siebzig Jahren alles, was Ludwig gebaut und in der That oder in naher Hoffnung in sein Haus gebracht, gleich Seifenblasen wieder zergangen: Brandenburg, Tyrol, Kärnten, das Herzogthum Schwaben, Holland, Neapel und die Ludwigen dem Römer durch Heirat mit Casimirs Tochter verheißene polnische Krone.«

»Dagegen mag zu Ludwigs Entschuldigung dienen, daß die harte Schule, worin er aufwuchs, wohl den Meisten jene kindliche Einfalt des Gemüths, jene spiegelebene, stets gleiche Selbstständigkeit des Willens geraubt haben würde, die den wahren Mann und Fürsten bezeichnet.«

»Im siebenten Jahre, seines Vaters beraubt, sah er Mechtilden, die Mutter und Rudolphen den älteren Bruder im bittersten Zwist um die Vormundschaft über ihn. Er sah sie Verträge schließen, und eben so schnell wieder brechen; sah sie die Günstlinge, Otto Krondorfer, und Conrad Ottlinger, erst über alles erheben, und dann grausam hinopfern, die Mutter durch den Bruder gefangen, dann vor ihm flüchtig, er selbst das ganze Leben hindurch, in Haß und Nachstellungen mit eben dem Bruder und mit den niederbayerischen Vettern. Frühe Eindrücke solcher Art, solche Lösung der engsten und heiligsten Bande, verbreiten ihren Einfluß fast unausbleiblich auf das innerste Gemüth.«

»Seine Feinde waren fast alle mächtiger als Er. Die Eifersucht zwischen den drey letzten Kaiserstämmen Habsburg, Luxemburg und Bayern, bedurfte wahrhaft eines fortgesetz-

ten Kunstwerkes, um gerade das letzte und mindest mächtige, wieder und wo möglich auf Kosten der beyden andern zu erhalten und zu erhöhen.«

»Es ist eine an diesem Fürsten und für sein Zeitalter überaus merkwürdige Wahrnehmung, wie er gewußt hat, die besten Köpfe für sich zu gewinnen, und die weit überlegenen physischen Kräfte seiner Gegner durch intellectuelles Uebergewicht zu entwaffnen. — Die Grafen Ludwig von Oettingen und Berthold von Henneberg, Castruccio von Lucca und Ulrich Hangenor führten seine Unterhandlungen mit bewundernswürdiger Gewandtheit und List. Michael Cesena, Occam, Bonagracia, Dante, Albertin Mussat, Andreas von London u. v. a. schrieben für ihn, und die guten Köpfe der damals von den Päpsten unklug behandelten Minoriten mit solchem Feuer und mit solcher Popularität, daß alle Flüche aus Avignon wie an einem ehernen Schilde abprallten, und seit der Zeit kein Papst es mehr gewagt hat, den einst so gefürchteten Bannstrahl auf eines Kaisers heiliges Haupt zu schleudern.«

Des Verfassers Geschichten Albrechts des Weisen, vor Kurzem vollendet, und in Kurzem gleichfalls dem Drucke übergeben, erschöpfen vollends Alles, was zur vollendeten Schilderung der Epoche Friedrichs des Schönen etwa noch zu wünschen seyn dürfte. Hier sehen wir die beynahe unglaublich ärgerliche Dazwischenkunft Kaiser Ludwigs in der Ehescheidung Margarethens der Maultasche von Johann Heinrich, König Johanns Sohn und Carls IV. Bruder — die widersprechenden Verleihungen Kärntens nach dem Todesfalle König Heinrichs. — Durch Weiber hatte das görzische Geschlecht 1248 die Herzoge von Meran, 1253 die alten Grafen zu Tyrol aufgeerbt, durch letztere, theils als Eroberung, theils als Lehen vom Hochstifte Trident, den eppanischen Nachlaß. Das Vermächtniß Herzog Ulrichs von Kärnten (des letzten vom Hause der Grafen von Sponheim und Ortenburg, Grafen aus dem Lavantthale, Erben des Eppenstein- Mürzthalischen Stammes und zum Theile auch der Grafen von Sempt und Ebersberg, kurz vor ihrem Erlöschen, auch noch Pfalzgrafen in Bayern) mit seinem Herzogthume, an König Ottokar, Schwager und Nachfolger des letzten Babenbergers, Friedrich des Streitbaren, Herzogs zu Oesterreich und Steyer (ddt. Podibrat 1267, 7. Dez. bey Schrötter, Lambacher und Fröhlich) ist noch nie genügend publizistisch erörtert. War nicht Margarethe die Maultasche eben so gut 1335 Erbin von Kärnten als von Tyrol? Kärnten als Herzogthum existirte längst nicht mehr. Es war so gut, seit den Hohenstauffen, bloß titular, als die Da-

chauer und Andechser (von Kroatien, Dalmatien und Meran), die Zähringer, als Welf VI, ohne herzogliches Amt und Land, im heiligen römischen Reiche deutscher Nation, bloß persönliche, bloß Titularherzoge gewesen sind!! Demnach hatte hier wahrscheinlich keine entschiedne reichslehenbare Eigenschaft mehr Statt. Die Allode wurden ordentlich vermacht, verschenkt oder vererbt, die Lehen fielen an Hochstifter und Klöster zurück, von denen sie zu Lehen rührten, denn »seines Genossen Mann,« konnte ein Deutscher nicht werden, ohne »seinen Heerschild zu erniedern,« wohl aber der Kirche. — »si sine filiis et *filiabus* decesserimus« sagt Ulrich; also Weibernachfolge auch im Stamme Sponheim. Er instituirt Ottokaren, als *consanguineum* (ihre Aeltern waren Geschwister) und »ob multa beneficia,« freylich meinen einige Zeitbücher, nur *quasi*, nur *indebite* und *in prejudicium imperii*, aber Rudolphs Belehnung für Meinharden über Kärnten (2. Febr. 1286 zu Augsburg) galt auch *heredibus* suis, nicht distinguirend! Das Beyspiel von Meran, Tyrol, Görz, der Buchstabe des nicht annullirten Ulrich'schen Vermächtnisses, zeigt die Kunkel-Folge in diesen halb deutsch, halb wälschen Häusern, nicht als Ausnahme, eher als Regel; so kann auch der Ausdruck: *heredes* der Rudolphinischen Investitur, nicht wohl *strictissimae interpretationis* seyn, bloß für den Mannsstamm. Doch nil novi sub sole! Auch damals galt Staatsinteresse und des Augenblickes ewig sieghafte Gewalt und nicht bloß Staatsrecht.

Der rapide Allianzenwechsel steigt in den Zeiten Albrechts auf das Höchste, und es war kein mißlungenes Bild mancher spätern Koalitionen, wie bey der berühmten Zweysprache zu Wien, der lahme Albrecht, nicht aus seinem Lehnsessel aufstehen, und der blinde König Johann die Thüre nicht finden konnte!!

Ths.

Art. VI. Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden, von J. D. Fiorillo. Erster Band. Hannover, 1815. Bey den Gebrüdern Hahn. XIV. und 503. S.

Nur wer sich selbst mit Forschungen der Art abgegeben hat, die das vorliegende Buch gesammelt aufstellt, kann die Größe und Schwierigkeit der Arbeit würdigen, wenn andere, bloß im Allgemeinen lobend, die Tüchtigkeit der Arbeit anerkennen, ohne das eigentliche Maß dafür zu haben. Nur wer weiß, wie wenig die alten Zeitbücher dem Forscher geben, wie unzulänglich ihre Nachrichten, wie unklar und widersprechend sie sind, wie wenig gründ-

lich die Neuern untersuchten, kann ermessen, wie unendliche Mühe es machte, ein solches Buch, wie das vorliegende, hinzustellen. Der Beurtheiler, lange mit gleichen Arbeiten beschäftigt, glaubt zu denen zu gehören, welche sich einer Anzeige dieses tüchtigen Werkes unterziehen dürfen, und weit entfernt, eine kleinliche Kritteley bey diesem und jenem vorherrschen zu lassen, glaubt er der Sache selbst den besten Vorschub zu leisten, wenn er das Werk genau durchgeht, und aus seinen Durchforschungen alter Schriften oder dem, was ihm das Selbstanschauen alter Denkmäler gab, Lücken ergänzt, und seine oft von den frühern Beobachtern und Beschreibern abweichenden Ansichten ohne Groll und Anmaßung aufstellt. Bis jetzt sind nur die ersten Grundsteine zu einer Geschichte der Kunst des alten Deutschlandes gelegt, der Folgezeit bleibt die Aufführung eines in allen seinen Theilen haltbaren Gebäudes erst überlassen.

Der Verf. fühlte sehr richtig, daß die ganze Kunstgeschichte der Deutschen in eine Kunstgeschichte der Einzellande zerfällt, daß diese erst gehörig erforscht seyn muß, wenn sich daraus eine Gesammtgeschichte aufbauen soll. Der Verf. dieser Beurtheilung versuchte schon in öffentlichen Vorträgen eine deutsche Kunstgeschichte nach der Zeitfolge; sie fügt sich ziemlich leicht an einander, aber auch in ihr treten die gewaltigen Lücken bedeutsam hervor, noch mehr aber die Ungewißheit, welche über manche Gegenstände herrscht.

Die durch die Römer in Deutschland verbreitete Bildung ist wohl als eine gedoppelte zu betrachten. Einst gemeinsamen Ursprunges, dann an der Donau und an dem Rheine hinunter gehend, scheint doch die östliche Seite Deutschlands sich in der folgenden Zeit getrennt zu haben von jener westlichen, welche immer deutsch blieb, als die östliche, in die sich manches Slavische und Griechische mischte, welches Griechische wohl mit großem Unrecht in der westlichen Seite Deutschlands vom elften Jahrhundert ab, auch gesucht wird. Was Byzantinisches Werk ist, zeichnet sich unverkennbar aus, sticht gegen das andere so scharf ab, daß beydes wohl auf das genaueste zu trennen ist. Ein Byzantinisches und ein Altdeutsches oder Altitalisches Schnitzwerk zum Beyspiel gegen einander gehalten, wird selbst der Ungeübteste auf den ersten Blick sondern können.

Daß Eginhard den bekannten Brief bey du Chesne nicht an seinen Sohn geschrieben hat, wie S. 25. steht, hat schon Bredow in seinem: Karl dem Großen, wie ihn Eginhard beschrieben S. 160. 61. bewiesen, vielmehr ist er an einen jungen Geistlichen im Kloster Seligenstadt gerichtet. — Die Bildsäule im Dom zu Halberstadt (S. 38.), Karl den Großen

und den vor ihm knieenden Wittekind vorstellend, ist gewiß nicht aus der Zeit Karl des Großen, sondern aus dem funfzehnten Jahrhundert, in welchem mehrere im Dome befindliche Bildsäulen, so wie die meisten im sechzehnten Jahrhundert gearbeitet sind, herrührend. Der Leichenstein der Fastrada gehört nicht hieher, da sich auf ihm kein Bild befindet. Wenn auch (S. 39) die Crypta in der St. Marienkirche zu Kölln aus den Zeiten der Karolinger herrührt, so folgt doch daraus keinesweges, daß die Mahlereyen auf den Wänden aus jener Zeit sich herschreiben, sie können aus weit späterer Zeit seyn und sind es auch gewiß. So finden sich z. B. in der Crypta des Doms zu Goslar, der im elften Jahrhundert gebaut worden, Gemälde auf der Wand, bey denen noch die Jahreszahl 1484 steht — Nicht Karl der Große ist es (S. 42) welcher, von Geistlichen umringt, in einer Bibelhandschrift erscheint, die das Capitel zu Metz dem Minister Kolbert schenkte, sondern Karl der Kahle.

S. 59 ist das Kloster Lorsch, nicht, wie es heißt, Lorch gemeint. Vor allem wäre hier der unter Karl dem Großen gebaute doppelte Eingang zu erwähnen gewesen, der jetzt in die Michaelis-Capelle verwandelt ist, und von dem die vordere, überaus merkwürdige Seite in Moller's Denkmale der deutschen Baukunst das erste Blatt ist. S. 65. Berengarius und Liuthard waren wohl nicht Brüder, sondern nannten sich, als Geistliche, Fratres. S. 72. Der Bildsäule Otto des Großen können wir unmöglich ein so hohes Alter beylegen, als hier geschieht. Sie ist keinesweges so roh, als hier behauptet wird, vielmehr ist sie in einzelnen Stücken recht zierlich gearbeitet, besonders im Kopf und in der Gestalt des Kaisers; selbst das Pferd, welches steif und hölzern aussieht, ist wenigstens nicht plump. Wir setzen sie frühstens ins dreyzehnte Jahrhundert. Auch möchte, unten bey dem Wappen, wohl der Rautenkranz jeden stutzig machen, der ein so hohes Alter vermuthet; indessen ist auch wohl wieder in Erwägung zu ziehen, daß dieß Wappenbeywerk seinen Ursprung immer schon, unbeschadet des Ganzen, in späterer Zeit nehmen konnte.

Ueber den Naumburger Dom ist S. 77 viel zu kurz gesprochen. Dies überaus merkwürdige Gebäude gehört indessen bestimmt, so wie es jetzt steht, weit späterer Zeit an. So ist gewiß das Abendchor späteren Ursprunges und überhaupt eine merkwürdige Erscheinung. Die ganze Kirche verdient eine ausführliche Beschreibung, die hier nicht an der Stelle seyn würde. Nur einige Andeutungen. Jetzt ist es eigentlich eine Zusammensetzung von drey Kirchen, indem jedes der beyden Chöre und das Schiff strenge eines vom andern abgesondert sind. Das Aelteste ist unstreitig das Morgenchor (gegen Morgen lag ja immer der hohe Altar und ei-

gentlich müssen alle Altäre dahin gerichtet seyn). Es ist, auffallend, vierseitig geschlossen. Auch hier ist aber viel Veränderung, indem es scheint, daß man, nur als uralt die unterirdische Kirche (Krypta) annehmen kann, die nur bey Lichtschein zu beschauen ist. Hier wechselt der Kreisbogen und der Spitzbogen, allenthalben ist sonst meist der Spitzbogen, kurze Säulen tragen das Gewölbe, und an einigen Stellen stehen vier, zwar kurze, aber schlank gehauene Säulen um einen festen Kern. Die Bildsäulen im Abendchor sind zum größten Theil sehr gut gearbeitet, und erscheinen in ihrer beträchtlichen Höhe noch schöner. Es ist eine der wichtigsten Steinarbeiten alter Zeit, die uns vorgekommen; aber in die Gründungszeit des Doms gehören sie nimmer, sondern sind aus dem vierzehnten Jahrhundert frühstens. Ihre Bemalung wollen wir nicht vertheidigen, können sie aber nicht so abscheulich finden, und glauben, daß sie gewiß von frühster Zeit an bemalt waren, wie wir häufigst gefunden haben. Dies Abendchor ist dreyseitig geschlossen, also auf das abgeschnittene Achteck hindeutend. Zweydeutig ist es, wenn es heißt, daß man »am Eingang einige interessante Basreliefs wahrnimmt,« indem dieß vom Eingange aus dem Schiffe ins Abendchor, nicht etwa aber vom Eingange in die Kirche selbst zu verstehen ist. Der Gemälde geschieht gar keine Erwähnung, und doch sind sie nicht unbedeutend.

Vom Aeußern der Kirche hören wir gar nichts. Auch dieß ist ausgezeichnet, aber alles Werk der ausgebildeten deutschen Baukunst. Außen am Chor gegen Morgen sind zwey Thürme, welches uns zu bezeichnen scheint, daß ursprünglichst das Morgenchor die ganze Kirche war, der sich späterhin das andere anfügte. Diese Thürme sind unten viereckig, dann achteckig, verlaubwerkt, aber oben mit runden Bogen in den Oeffnungen. Daran schließt sich das Schiff der Kirche, welches im Kreuz, im Schiff und in den niedrigen Abseiten mit r u n d e n Fensterbogen. Unten am Schiff steht ein ganz durchbrochener, höchst eigenthümlicher Thurm. Sein Fuß ist eine ganze Masse, dann folgen die durchbrochenen und durchsichtigen Stockwerke, darauf eine Kuppel. Am Schiff stehen nur zwey starke ungeschmückte Strebepfeiler, sonst bilden die Abseiten die Widerlage. Beym Abendchor findet sich oben am Gesims ein zierlicher Laubwerk-Schmuck. Die Mittagseite ist verbaut. Auf dem Chor gegen Abend steht auf der Mittagsseite noch ein Thurm, der aber beym Dache aufhört, und eingedeckt ist.

Nebenbey steht noch eine Capelle mit zwey Giebeln, einen gegen Morgen, den andern gegen Abend. Ueber den Thurm gegen Morgen ist in Stein gehauen die Anbetung der heiligen drey Könige — daneben noch ein kleines Kirchlein, welches gegen Morgen dreyseitig geschlossen ist. Beyde werden nicht mehr gebraucht. —

Wir gedenken hier nur der gar merkwürdigen Wenzelkirche zu Naumburg, von der wir im Buche nichts finden. Das Aeußere zeigt vielfachen Schmuck altdeutscher Bauart, und sehr zierlichen; das Innere sieht ganz neu aus, ist aber von ganz eigenthümlicher Bauart, besonders die Zusammensetzung des Schiffs und des Chores. Auch sind hier einige sehr beachtungswerthe Gemälde, die zu den Seiten des hohen Altares alle gesammelt sind. Davon und von alle dem, was wir hier nur andeuten können, einmal ausführlicher bey Mittheilung unserer Reisetagebücher.

S. 82. Der Dom zu Mainz muß ein aus vielfachst verschiedener Bauart zusammengesetztes Gebäude seyn, ein wahres Musterblatt des verschiedenen Zeitenwechsels. Leider gehört die alte Stadt zu denen des linken Rheinufers, die wir auf unsern Wanderungen nicht sahen, aber die wenigen Abbildungen welche uns der treffliche Moller in seinem Werke schenkt, und die wir durch andere noch vermehrt wünschen, sind schon höchst beachtungswerth. Wir bemerken, daß auch der Mainzer Dom dreyseitig gegen Morgen geschlossen ist.

Mit S. 91. beginnt I. die Betrachtung des Zustandes der zeichnenden Künste in Oesterreich von den frühsten Zeiten bis zum funfzehnten Jahrhundert. Wir müssen bedauern, daß wir in einem Werke, welches in dem österreichischen Kaiserstaate erscheint, und worin also grade eine Ergänzung der vielfältigst mangelhaften Kunstnachrichten erwartet werden könnte, nichts zu geben im Stande sind. Wenn wir auch die Hoffnung hegen, noch einmal, so Gott will, einen Theil dieses gesegneten Landes zu durchreisen und kennen zu lernen, so ist doch dieß eine ferne Aussicht, und wir wünschen daher, daß andererseits zu unserer Beurtheilung ein mit den Kunstwerken seines Vaterlandes gründlich bekannter Oesterreicher treten möge, um unsere Schwäche freundlich zu decken. Bey dem auch hier rege werdenden Eifer ist dieß leicht zu erwarten, und die tüchtig begonnenen Hefte für Baukunst und Bildnerey des Mittelalters im österreichischen Staate setzen große Sammlungen, unermüdlichen Eifer und viele gediegene Kenntnisse voraus.

Wichtig möge uns noch S. 93 die Meinung eines solchen Kenners der Kunst des Mittelalters seyn, wie Herr Fiorillo ist, wenn es heißt: »durch die Nähe des Byzantischen Reichs kamen mehrere Malereyen in dem Herzogthum Oesterreich und selbst in Bayern in Umlauf, die man jedoch mehr zur Verehrung als zur Nachahmung aufstellte.« Dieser Satz läßt sich durch die ganze Kunstgeschichte Böhmens und Schlesiens, gewiß auch Oesterreichs und unbedingt der andern deutschen Lande durchführen, und doch waren gerade Böh-

men, Schlesien und Oesterreich am meisten den Einrichtungen der morgenländischen Christen und der morgenländischen Kunstbildung ausgesetzt. Die böhmische Malerschule, welche auch ihre Werke und Schüler nach Schlesien verbreitete, steht jenen morgenländischen Bildern in Form, Ausdruck und besonders im vielseitigen Wechsel der Bilder strenge entgegen, das rein Deutsche ist unverkennbar. — Ganz unbegreiflich ist es aber, wie hier an diesem Orte, bey Aufzählung österreichischer Kunstdenkmale, mit einem Mal von einem griechischen Gemälde, gefunden im Kloster zu Donauwörth, die Rede seyn kann, eine Nachricht, die man wohl hier, so wie die daran gefügten, über ein Geschenk an Ludwig den Frommen und nach Trier gekommnen Kunstsachen aus der Sophienkirche zu Constantinopel, am allerwenigsten suchen möchte. Höchst wichtig wäre es, wenn die Münchener Steindruckereyen uns eine genaue Nachbildung dieses Donauwörther Gemäldes gäben. Dagegen gehört S. 239 die Stelle über den in der Schatzkammer zu Wien befindlichen, vom heil. Stephan und der Gisela geschenkten Mantel mit aufgedruckten Buchstaben an diesen Ort, welcher sich aber aus v. Murr's Beschreibung von Bamberg, selbst mit dem Ausruf: »Wie nahe war man doch schon im Jahr 1031 der Buchdruckerey!« in die Geschichte der Kunst in Franken eingeschlichen hat.

Wir schalten hier die Nachricht von dem alten Taufstein, gekommen aus der Rupertikirche zu Wien, als einziges Ueberbleibsel dieser Kirche ein, welchen das erste Heft der Denkmale der Baukunst und Bildnerey im Oesterreichischen gibt, eine für unsere Untersuchungen über die achteckige Gestalt im Alterthume und ihre Bedeutung höchst wichtige Alterthümlichkeit. Dann gehört auch hieher die im Jahr 1154 eingeweihte Kirche Maria-Stiege zu Wien, mit deren Betrachtung sich Heft 1 des genannten Werkes ganz und Heft 2 zum Theil beschäftigt. Indessen glauben wir, hier erinnern zu müssen, daß man sich ja in Acht nehmen sollte, vieles von dem jetzigen Zustande des Gebäudes (wir reden bloß von dem alten Bau, der Neubau fällt von selbst fort) auf die alte Zeit zu rechnen, indem alles einer spätern Ueberarbeitung anheim fällt, und nur die Seitenmauern und der einfache Giebel gegen Abend die Spuren des ursprünglichen Gebäudes tragen. Die schönen Hochbilder über der Thür der Minoritenkirche und des Marienzeller Hofes zu Wien wagen wir nicht einer bestimmten Zeit zuzueigenen, ehe uns nicht das dritte Heft der genannten Denkmale die geschichtlichen Nachweise liefert; Irrthümer wären in einem so vielfacher Forschungen noch bedürfenden Felde gar zu leicht.

Was die S. 102 bemerkte Umschrift um das Bild des Herzogs Albert *S. Albertus.* **Dei. Gracia. Dux. Austrie. Styrie.**

Karintie. etc. und in ihr das dieselbe anfangende S. betrifft, so ist dabey wohl ein Irrthum. Zuerst nach einer Münze kann es wohl unmöglich nachgebildet seyn, die lieferte jene Zeit schwerlich so groß und prachtvoll. Vielmehr könnte es nach einem Siegel gebildet seyn, und da hieße dann das S nichts anders als das gewöhnliche Sigillum oder Secretum. Aber auch dieß kann nicht seyn, indem dagegen (wie auch gegen Simulacrum) der folgende Erstfall (Nominativ) *Albertus* u. s. w. streitet. Dagegen vermuthen wir, obgleich wir uns nicht erinnern, daß jemals in einer Urkunde sich ein Herzog selbst so genannt hat, daß hier, durch die Demuth des Malers bewirkt, das S durch Serenissimus zu deuten ist, wodurch alles folgende passend wird.

S. 111. II. Zustand der zeichnenden Künste in Böhmen. Auch dieses Land ist überaus reich an alten Kunstwerken, doch auch hier fehlt noch die durchgreifende durch die bessern Erkenntnisse neuerer Zeit geleitete Musterung aller Alterthümer und Kunstgegenstände. Schon manches verlautet, wenn auch nur dunkel, hier und da, so daß man wohl hoffen kann, auch selbst über die dunkelsten Kunstzeiträume noch Nachrichten zu finden.

S. 115. Ueber den merkwürdigen Leuchter berichtete F. von Raumer in Büsching's wöchentlichen Nachrichten Bd. III. S. 20., »daß er leider in seiner jetzigen Stelle beynahe unbesehbar sey. Auf einem weiß marmornen Fuße steht nun der eigentliche Fuß des alten Leuchters von Bronze, dreyseitig und aus der Mitte hebt sich in manchen Abtheilungen, Verengungen und Erweiterungen der zum Theil mit Laubwerk verzierte Stiel. Jener dreyseitige Fuß bleibt aber das Merkwürdigste. In wunderlichen Verschlingungen, sitzend, stehend, sich angestrengt bewegend u. s. w. sind Männer im Kampf mit Löwen, Lindwürmern und andern Thieren. Aus diesen vielfachen, man möchte sagen laokoontischen Gruppen, strecken sich Thierköpfe und Füße als Träger des Ganzen hinab, und verknüpfen sich nicht minder mannigfaltig mit dem aufsteigenden Stiele. Bey der Unmöglichkeit das Ganze zu sehen, wagte v. R. keine nähere Erklärung. Da aber der Leuchter nicht jünger als 1262 seyn kann, und wohl auf keinen Fall altjüdische oder phönicische Arbeit ist, so bleibt nichts übrig, als ihn für ein griechisch-asiatisches Werk zu erklären. Byzantinisch wollte der Beschauer nicht sagen, denn obgleich einzelnes gelitten hat, ist doch die Arbeit künstlicher, eigenthümlicher, vollendeter, als wir sie aus der spätern Byzantinischen Zeit hervorgehen sehen. Der Leuchter verdient eine genauere Untersuchung und Zeichnung, woraus sich auch ergeben wird, ob die vorläufige Vermuthung, er möge in die Zeiten Justinians und seiner um Jerusalem und den Tempel verdienten Mutter Helena gehören, wahr oder grund-

los sey.« Von der höchst merkwürdigen alten Capelle zu Eger, die in die Mitte des zwölften Jahrhunderts fallen mag, erfahren wir hier nichts. Wir haben eine Nachricht davon durch v. d. Hagen zu erwarten.

S. 124. Die wichtigste Kunstzeit Böhmens, besonders auch von uns noch deutlich zu erkennen, beginnt mit Carl dem Vierten, aus welchem Zeitraume viele Kunstdenkmäler auf uns gekommen sind. Warum die Bauart der Domkirche darum seltsam genannt wird, daß die Strebepfeiler in Bogengestalt von den Abseiten nach den Mauern des Schiffs hinüber schlagen, ist uns nicht deutlich. Diese Bauart ist bey alten und schönen Kirchen deutscher Bauart nicht ungewöhnlich, und trat besonders da ein, wo die Abseiten bedeutend niedriger als das Schiff, aber doch noch beträchtlich hoch sind, so daß beyde einer Widerlage bedurften, und die Abseiten dem Schiffe nicht Widerlagen genug gewährten. Eine solche Bauart zeigt denn auch unter vielen andern Kirchen der Dom zu Halberstadt. Es ist sehr zu bedauern, daß wir von der trefflichen Domkirche zu Prag noch immer eine getreue und schöne Abbildung, so viel uns bekannt, entbehren.

Als merkwürdig setzen wir noch hinzu, was v. Raumer an dem bereits angegebenen Orte bemerkt, daß in der Domkirche das Vorbild der sehr schönen Thurmspitze des Doms, die leider nicht so ausgeführt worden, sondern durch eine unpassende ersetzt ward, aufbewahrt werde. Wir glauben indessen, daß in dieser Nachricht, durch örtliche Nachweise und Mißverständnisse entstanden, ein Irrthum sey, indem wir dies zierliche Gebäu für ein bloßes Heiligthumshäuschen (Tabernakel) halten, welches, höchst kunstreich gearbeitet, in so vielen alten Kirchen gefunden wird. Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß solche zierliche, spitz zulaufende Häuslein fast immer für nicht ausgeführte Vorbilder zu Thurmspitzen (wie z. B. auch in der Elisabethkirche zu Breslau) gehalten werden, ohne doch je diesen Zweck gehabt zu haben, indem dabey immer nur eine spätere Deutung bey verloren gegangener Kenntniß der Absicht solcher Häuschen zum Grunde liegt.

S. 137. Wir müssen leider gestehen, daß uns, so ziemlich wir uns auch in Glatz umgesehen haben, nichts von einem Gemälde in der Liebenfrauenkirche bekannt geworden ist, das 950 aus Griechenland gebracht seyn soll. Wenn man aber erfährt, daß Kahlo's Denkwürdigkeiten der Grafschaft Glatz die Quelle dieser Nachricht sind, so weiß man, was davon zu halten ist. Uebrigens wäre diese Nachricht, so wie die vom Cölestinerkloster auf dem reizenden Oybin wohl anderer Orten einzuschalten gewesen.

S. 140. Aus einer genauen Ansicht der Schaller'schen

Beschreibung des Bildes vom heil. Nepomuck (in der Beschreibung von Prag. Bd. I. S. 116.) ergibt sich auf das deutlichste, daß dies Gemälde keinesweges vom Jahre 1383 seyn kann, und kein »Urtheil der Kenner,« wie Herr Fiorillo sagt, kann einen solchen Ausspruch thun. Ueberhaupt lehren schon einzelne Blicke in das Schaller'sche Werk, daß darin große, obgleich leicht zu verzeihende, Kunstirrthümer herrschen, deren Rüge mehr den mangelhaften Forscheifer und Erforschungsgeist früherer Zeit, als den guten Willen des Verf. trifft.

III. Ueber den Zustand der zeichnenden Künste in Schlesien. Hier herrschen die allergrößesten Irrthümer und eine ordentliche Erforschung der Kunstgeschichte Schlesiens hat bis jetzt noch gar nicht Statt gefunden. Seit mehrern Jahren besonders darauf hingewiesen, ist es schon lange der Wille des Beurtheilers dieses Werkes, den Versuch einer Kunstgeschichte Schlesiens zu wagen; doch gehören dazu noch mancherley Vorarbeiten und glückliche Ereignisse, wozu besonders auch das gehören würde, daß der gewaltige Stumpfsinn, der jetzt leider in Schlesien gegen Geschichte und geschichtliche Reste der Vorzeit herrscht, verschwände; denn die wenigen, welche dafür Sinn haben, können den andern nicht das Gleichgewicht halten; sie sind nur ein freundlicher Hinweis auf eine bessere Zukunft. Aus dieser verschlafenen Betrachtung und Anerkennung der Vorzeit geht denn auch hervor, daß unnütze Hände leichtes Zerstören und Verschleudern der Alterthümer haben, und was darin in den letzten Jahrzehnten geleistet worden ist, würde wirklich als ansehnlich zu betrachten seyn, wenn man es zusammen stellte. Am widerlichsten ist aber diese Erscheinung, wenn man sie mit dem großen Sinne der frühern Schlesier zusammenstellt, und der Jammer der Zeit entschuldigt nur schwach die Jämmerlichkeit der Gesinnung und des Sinnes für Vaterland und Vorzeit. Wir wollen indessen Schlesien nicht zu sehr belasten, sondern unverholen bekennen, daß im Durchschnitt diese gerügte Stimmung in allen Gauen Deutschlands die herrschende ist. Mögen die Bessern die Masse aus ihrem Schlafe zu rütteln verstehen.

Wollten wir erklärend und ergänzend diesen ganzen Abschnitt durchgehen, so müßten wir die Grenzen dieses Blattes weit überschreiten, und wir würden uns selbst, zu unsern angedeuteten Zwecken, zu viel vorweg nehmen. Daher nur einige Andeutungen, um besonders einige zum Theil von uns selbst verursachte Irrungen zu heben.

Die vorchristliche Zeit Schlesiens und den Zustand der wendischen Völker stellen wir uns gewiß viel zu roh und verworren vor, als er in der That war. Große und volkreiche Orte, auf

uns jetzt unbekannten Stellen, waren gewiß damals vorhanden, und wäre man bey Aufgrabung der unzählig in Schlesien gefundenen Urnen nicht so überaus nachläßig gewesen, wäre man es noch jetzt nicht mehr als jemals, so würde man merkwürdige Ergebnisse über die Lage und Ausdehnung der alten Orte gefunden haben. Es ist allgemein bekannt, daß es Gegenden in Schlesien gibt, wo jetzt bedeutende Wälder sind, in denen man Spuren alter Beackerung des Bodens deutlichst nachweisen kann; in dichten Wäldern finden sich bedeutende Begräbnißurnen; Hügel, alte Gemäuer und Wehre, tief unter der jetzigen Erdoberfläche, deuten auf frühere Bauwerke und die höchst beträchtliche Anzahl römischer Alterthümer zeigt eine Verbindung mit den Römern, über die uns die Geschichtsfabeleyen, welche wir hier und da finden, nicht ins Klare setzen können. Die neuen Winke in Hinsicht der Aehnlichkeit der schlesischen Urnen, mit denen, welche vor Kurzem in Italien gefunden worden, sind von unendlicher Wichtigkeit; aber so manche gute Vorarbeiten von Hermann, Stief, Thebosius auch schon vorhanden sind, so hat sich doch noch niemand gefunden, der die merkwürdigen Beobachtungen und Erfahrungen vieler Jahre zusammengestellt hätte.

Die meisten Werke wendischer Künstler sind verloren gegangen. Die Tausende von aufgefundenen Urnen haben nicht bewirkt, daß man eine beträchtliche Anzahl derselben aus verschiedenen Gegenden zusammengestellt hätte, um sie über ihre Aehnlichkeit, Verschiedenheit oder ihren Zusammenhang zu prüfen. Daß die Wenden in der Gießkunst sehr erfahren gewesen seyn müssen, beweist ein kleines Götzenbild, welches in der Alterthümersammlung der Breslauer Hochschule sich findet, und von dem wir in Kurzem eine Abbildung mit einer Abhandlung (das Bild des Gottes Tyr, gefunden in Oberschlesien, und verglichen mit zwey andern Bildern desselben Gottes, entdeckt am Rhein und in Mecklenburg) herausgeben werden. Ueber andere Götzenbilder, die vorhanden seyn sollen, haben wir immer noch nichts Gewisses erfahren können.

Vielleicht gehört in die Zeit der ersten Bekehrung zum Christenthume ein alter Knopf von einem Bischofsstabe, der vor einigen Jahren bey Aufgrabung des Grundes eines Gebäudes beym Mathias-Stift zu Breslau gefunden ward, und unstreitig ein Werk slavisch-griechischer Kunst ist. Er ist von Elfenbein, halbrund wie eine Krücke, mit einer Schraube zum Einschrauben auf einen hölzernen Stab. Sehr zierlich sind darauf eine große Menge Gestalten und Bilder geschnitten, theils Heilige, theils Cherubim, theils Darstellungen aus dem Leben Christi, meist alles mit Erklärungen in Cyrillischen Buchstaben versehen, die alle hocher-

hoben geschnitten sind; tief eingekratzt finden sich dagegen wirklich griechische Buchstaben späterer Zeit. Zeichnung und Beschreibung hoffen wir schon lange durch die freundschaftliche Mittheilung des Hrn. Prof. Rhode in den wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte und Kunst des Mittelalters bekannt machen zu können.

S. 148. Hier tritt gleich eine Verwechslung entgegen, indem die ehemalige Sandstiftskirche mit dem Dom vermengt ist. Die Sandstiftskirche wird Peter Wlast zugeschrieben, doch findet sich von der alten und ursprünglichen an der neuen Kirche, welche unstreitig die prachtvollst gebaute in ganz Breslau ist, nichts mehr vor. Ueber den Dom zu Breslau findet sich Bd. 1. 2. unserer wöchentl. Nachr. ein ausführlicher Aufsatz. Die Domkirche mag wohl 1148 zu bauen angefangen worden seyn, aber das ganze Gebäude ist in den folgenden Zeiten so überaus verändert worden, daß die Spuren des alten nicht mehr zu bemerken und anzuzeigen sind. Nur in den Fenstern des Chores zeigt sich älterer Ursprung durch ihre geringere Breite. Der Spitzbogen herrscht überall, und zeigt so schon auf spätere Ueberarbeitung. Daß der Dom nach dem Muster des Doms zu Rouen (nicht zu Lyon, wie einige behaupten) gebaut worden, haben wir an dem angegebenen Orte bewiesen, und dort auch von seinen Alterthümern und Kunstwerken gesprochen.

S. 149. Anm. c. Die an der Thüre befindlichen, in Stein gehauenen Gestalten, stellen folgendes vor. Die kurze Säule links (auf beyden Seiten stehen die Säulen auf hohen Fußgestellen) ist zwiefach getheilt. Oben sieht man eine Verkündigung. Der Engel mit dem gewöhnlichen Botenstabe tritt zur Maria, neben der ein Betpult steht. Hinter dem Betpult ist noch eine andere kniende und betende Gestalt sichtbar, die ein Mönch scheint, und deren Deutung wohl im Erbauer der Vorhalle zu suchen seyn mag. Der untere Theil zeigt einen Heiligen, dem auf einem benachbarten Säulenpaar stehenden Hieronymus entsprechend, dem ein Thier (ein Löwe) die Pfote auf den Schoß legt. Auch neben ihm steht ein Betpult. Dann folgen zwey gewundene Ranken, welche auch die Scheidung der obern und untern Vorstellung machen. Die Säule rechts zeigt wieder zwey Vorstellungen. Unten erblickt man in einem Zweiggeflechte, welches uber die ganze Säule geht, einen springenden Bock, dahinter steht seitwärts eine Frau, die eine Frucht (welche wie ein Tannzapfen aussieht) abpflückt, neben ihr steht ein Gefäß, das einem Schöpfeimer gleicht. Oben darüber stehen in den Zweiggeflechten zwey Teufel, die einen dritten (Menschen oder Teufel) bey Kopf und Füßen gepackt haben; der eine scheint ihm den Mund aufreißen zu wollen, und bereitet sich vor,

mit einer erhobenen Keule niederzuschlagen. Hier also der Sündenfall, drüben die Erlösung.

S. 159. Es ist ein Irrthum, wenn es heißt: die Kreuzkirche zu Breslau (1288 gebaut) »sey im dreyßigjährigen Kriege völlig verwüstet, und noch nicht wieder hergestellt worden.« Die Kirche, ein vortreffliches Werk jener Zeit, ist in völliger Reinheit und Schönheit erhalten. Nur die unterirdische Kirche (es ist eine Doppelkirche) ward im dreyßigjährigen Kriege durch die Schweden ausgeräumt, und ist noch nicht wieder in Stand gesetzt worden, was sie indessen in mehr als einer Hinsicht verdient.

S. 162. Die Handschrift des Froissard, diese treffliche Zierde der Rhediger'schen Bücherey, ist nicht das Werk eines schlesischen Künstlers, sondern rührt von einem Niederrheiner unbedenklich her.

S. 165. Spätere Untersuchungen haben den Zeitpunkt des ältesten Gemäldes in Breslau um hundert Jahr früher gerückt, als wir erst glaubten. Es fand sich nämlich auf dem Chore des Klarenklosters ein altes Bild vor: Christus mit seinen Ahnen der Maria erscheinend, welches deutlich auf dem Rahme die Jahreszahl 1206 zeigt. Wir verweisen auf unsere Beschreibung dieses sehr wohl erhaltenen und unübermalten Bildes in unseren schon mehrfältig angezogenen wöchentl. Nachr. Bd. I. Außerdem findet sich in der Gemäldesammlung der Breslauer Hochschule ein großes Bild auf Goldgrund vom Jahre 1310, ebenfalls nicht übermalt, welches in Schweidnitz gefunden worden ist.

S. 166. Begingen wir einen Lesefehler. Das Denkmal des Kantors Oswald ist nicht von 1217 sondern von 1517.

S. 167. Das Gemälde vom Jahre 1300 von der Familie von Foix und Moncada geschenkt, ist leider durchaus zertrümmert und abgesprungen. An dem feuchten Orte, wo es über ein Jahrhundert lang hing, war Kreidegrund und Farbe aufgelöst und erweicht worden, es mochten sich auch wohl Salpetertheile dazugesellt haben; als es nun in trocknere Zimmer kam, sprang unhaltbar die aufgelöste Farbe in kleinen Splittern ab. Wir würden den Schaden groß nennen müssen, wenn nicht das Bild im Jahre 1624 so gänzlich und entsetzlich übermalt worden wäre, daß die ursprüngliche Malerey ganz vertilgt wurde. Es finden sich indessen zwey sehr wohl erhaltene Nachbildungen dieses Gemäldes aus dem 15ten Jahrhundert noch in der Gemäldesammlung der Breslauer Hochschule vor; ein Zeichen, daß man dieses Bild bey seiner Herkunft nach Schlesien hoch achtete, und daher zu vervielfältigen strebte.

Es ist beyläufig und zum Schluß über Schlesien noch zu

erwähnen, daß eine gänzliche Armuth an gemalten Glasfenstern im Lande herrscht. Von der alten ureigenthümlichen und wahren Glasmalerey (wir werden sogleich Gelegenheit haben, über die verschiedenen Arten der Glasmalerey unsere Meinung beyzubringen) findet sich durchaus gar nichts. Von der darauf folgenden schwächern Zeit finden sich bloß hie und da Wappen vor, die man indessen auch jetzt, als eine Modesache, aus den Kirchen zu entfernen weiß, um sie gewisserer Zerstörung preis zu geben. Dennoch hat es im Anfange des 17ten Jahrhunderts noch Glasmaler in Schlesien gegeben, die ihre Arbeiten selbst nach Böhmen lieferten, wie ein Brief beweist, der in unsern wöchentl. Nachr. Bd. 3. abgedruckt steht, in dem der Abt zu Kloster Strachow den Abt des Mathias-Stifts zu Breslau bittet, ihm durch einen Meister Glasmaler bestimmte Malereyen zu verschaffen. Wir erneuern hier die dort gethane Frage: findet sich darüber etwas im Archiv des Klosters Strachow vor? Sind dort in der Kirche noch gemalte Scheiben, und wie ist ihr Kunstwerth?

IV. Zeichnende Künste in Bayern. Salzburg und Bayerland sind für die Kunstgeschichte Deutschlands und für Alterthümer von überaus hoher Wichtigkeit; denn hier war es, wo an eine rege und tief gewurzelte Römerzeit sich das Christenthum ergänzend und fortführend anlehnte, und in diesem innern Kerne Deutschlands bildete sich deutsche Kunst zuerst am mannigfachsten aus. Grause Zerstörungen der ersten Kaiserjahrhunderte zertrümmerten, was so herrlich dastand; aber immer rangen die vielen trefflichen Klöster, welche das Land hatte, sich wieder aus ihrer Vernichtung empor. Unendlich viel ist daher noch in jenen Ländern zu erforschen. Für die römische Vorwelt überhaupt, und besonders in Deutschland, sind die Auffindungen, welche seit Kurzem in Salzburg gemacht worden sind, von unzuberechnendem Werthe, um so mehr, da diese reichhaltigen Minen noch nicht erschöpft sind, sondern vielmehr auf größere Ausbeute hindeuten. Nicht minder reich ist aber auch Bayern an Kunstwerken des Mittelalters, und der in diesem Lande durch That bewährte, nicht durch schöne Worte bloß hingestellte Eifer, für Förderung der Kunst, sowohl Erkenntniß der alten, als Begünstigung der neuen zu sorgen, verspricht reiche und erfreuliche Früchte, die uns bald zu Nutz gedeihen mögen.

Die Stelle S. 180. »Aus einem ehrwürdigen Denkmal des Klosters Tegernsee kann man vermuthen,« ist uns ganz unverständlich. Welch ein ehrwürdiges Denkmal ist dieß? es muß hier etwas fehlen. — In den ersten allgemeinen Uebersichten geht es etwas bunt zu. So gehört S. 196 die Nachricht von der Handschrift zu Tegernsee ins vierzehnte Jahrhundert, und in

demselben Satze steht eine Nachricht von einer Handschrift, worin die vier Evangelisten abgebildet, welche in die Zeit ums Jahr 1017 gesetzt wird.

Was nun die Glasmalerey betrifft, von welcher der Verf. S. 198 u. s. f. spricht, so haben wir noch vor kurzem in einer gelehrten englischen Zeitung einen Aufsatz von Glasmalerey gelesen, aus dem hervorgeht, daß die Glasmalerey keineswegs aus England (was auch der Verf. läugnet) gekommen sein kann, indem darin bewiesen ward, daß unter König Johann (starb 1216) das erste Glasgemälde in England angefertigt ward, wobey bemerkt wurde, die Kunst der Glasmalerey sey aus Deutschland oder den Niederlanden nach England gekommen. Nach den Untersuchungen, welche wir über Glasmalereyen angestellt haben, und die durch eine eigene nicht unbeträchtliche Sammlung alter Kunstwerke dieser Art unterstützt werden, nehmen wir drey Zeiträume derselben an.

Die älteste Glasmalerey ist die schönste und dauerhafteste. Das Glas ist sehr dick und fest, auf der einen Seite sieht man deutlich, daß das Bild gemalt ist, und nun ward es durch verlorne Kunstmittel in das Glas so fest gebrannt, daß es keine Moglichkeit ist, Bild und Glas von einander zu trennen. Deutlich sieht man auch, daß an einzelnen Stellen, in den Haaren und um Schatten oder auch Verzierungen, die einfarbig sind, hervorzubringen, mit einem scharfen Werkzeuge, einem Griffel vielleicht, hineingekratzt ist, doch ohne tief in das Glas selbst zu schneiden, um die Farbe wieder wegzunehmen, und Striche hervorzubringen, da der Pinsel nur immer eine ganze Masse bewirken kann. Hier mag man nun schaben wie man will, die Farbe weicht nicht. Hell und glänzend und prachtvoll sind bey diesen Scheiben die Farben, besonders die blauen und dunkelrothen, die an Glanz und Schönheit, vorzüglich wenn die Sonne dadurch scheint, alles übertreffen. Diese Art dauerte sehr lange fort, und ist in ihrer kunstreichen Ausführung sehr verschieden, je nachdem die Maler waren, welche die Gemälde lieferten. Zu einer und derselben Zeit findet man sehr rohe und überaus zierliche, und dieß geht durch alle Zeiten fort. Gemeinhin sind die Bilder aus einzelnen Stücken zusammengesetzt, und untereinander mit Bley verbunden, Köpfe besonders, Hände und andere Theile wieder einzeln. Selten sind die Darstellungen, in denen ganze Bilder auf großen Glastafeln stehen, und wir möchten annehmen, daß sie in der ältesten Glasmalerey gar nicht vorkommen, sondern nur in dem zweyten Zeitraume; doch gehört zu einer gewissen Bestimmung eine größere Uebersicht aller Malereyen, als wir erlangt haben. Farbenglut,

sehr dickes Glas und innigste Verbindung des Glases mit dem Gemälde, sind Hauptkennzeichen dieses Zeitraumes.

Der zweyte Zeitraum, ungefähr vom sechzehnten Jahrhundert an, zeigt dünneres Glas, und besonders weit matteres Farbenspiel, selten und oft gar nicht die bedeutende Glut des Rothen und Blauen, alles verflacht sich mehr, und besonders tritt viel Gelb ein, welches leichter einzubrennen war. Auch ist dieß höchst wichtig, daß die Farben auf beyden Seiten eingebrannt wurden; auf der einen Seite ist die blaue Farbe immer allein (sie muß also leichter oder schwerflüßiger seyn) und auf der andern sind dann die übrigen Farben. In diesem Zeitraume findet man auch ganze Bilder auf großen Platten von Glas, ohne Zusammensetzung der einzelnen Theile durch Fensterbley, welche zwar seltener und kostbarer, aber auch wieder durch die meist matteren Farben nicht so reizend sind. Besonders beschäftigte man sich in dieser Zeit mit der Malung von Wappen.

Das dritte Zeitalter ist die der schlechten Glasmalerey, die wir auch noch haben. Bey ihr deckt die Farbe das Glas, und macht es undurchsichtig, wenigstens trübe, und in diesen und unsern Arbeiten kann man die Malerey vom Glase wieder abkratzen. Bey der eigentlichen Glasmalerey dagegen scheint die helle durchsichtige Farbe das ganze Glas zu durchziehen. So wie wir jetzt noch im Stande sind, dem Glase eine einzelne Farbe zu geben, und aus diesen verschiedenen und dauerhaften Farben etwas zusammenzusetzen, so verstanden es die Alten, ein auf Glas gemaltes Bild mit allen seinen Farben in ein einziges Glasstück auf die Art zu brennen, daß es eine einzige Masse blieb. Die Durchsichtigkeit ist sehr verschieden, je nachdem die Farben sehr dunkel oder sehr hell sind; und je nachdem das weiße Glas durch Abheben der Farbe mit dem Griffel in den Bildern mehr hervortritt. Wenn auch bey mehr deckenden Farben das Glas nicht mehr eigentlich durchsichtig geblieben ist, so erlaubt es dennoch immer einen freyen Durchschein des Lichts, dessen Strahlen nun durch die Farben glänzend gemalt werden.— Wie sind auch diese Werke einer trefflichen, verloren gegangenen Kunst mißhandelt worden, und wie arbeitet man noch eifrig daran, sie zu vernichten!

Eigen ist es, daß uns die alten bayerischen Urkunden eine so betrachtliche Anzahl (S. 201. 202.) von Malernamen aufbewahrt haben, von deren Werken aber keine Spur auf uns gekommen zu seyn scheint. Umgekehrt ist es dagegen in Schlesien, obgleich um einige Jahrhunderte später. Hier haben sich viele Gemälde erhalten, und vergebens suchten wir bis jetzt die Namen der Künstler dazu.

S. 203. Wir vermissen in diesem Zeitraum, von dem Bey-

spiele hier angeführt werden, die Jakobskirche in Regensburg und die unterirdische Kirche im Dome zu Freisingen. Diese Gebäude sind mit der Margarethen-Capelle zu Nürnberg, und der alten Capelle in Eger in einer sehr ähnlichen Bauart errichtet. Die St. Jakobskirche, von deren Bau um 1111 die Rede ist, ist vermuthlich die älteste. Im Innern finden sich runde Säulen mit fast dem Alterthum entsprechenden Füßen; kein Kopfgesims stimmt mit dem andern. Auf jeder Säule stehen Kreisbogen, und über diese läuft eine glatte Wand in die Höhe, welche mit kleinen, langen, oben abgerundeten Fenstern durchbrochen ist. Die Decke ist eben, und erinnert, gleich dem Ganzen, an manche ältere römische Gemeindehäuser (Basiliken). Auf dem Chore stehen schon einzelne kleine Säulchen neben einer starken. Höchst merkwürdig und eigenthümlich ist das Eingangsthor, durch sein ägyptisches Ansehen. Wenigstens erinnern daran die sonderbaren Thiere, welche auf Säulen sitzen, Gestalten, den Pagoden ähnlich, zwischen den Säulen, fabelhafte Thiere in halberhabener Arbeit zur Seite u. s. w. An der ganzen Kirche ist kein Spitzbogen, wohl aber einer am Thurme, dessen gleiches Alter nicht zu bezweifeln seyn dürfte. Diese Kirche, besonders das Prachtthor, verdient die ausführlichsten und genauesten Zeichnungen und Stiche. Vielleicht fanden beyde es schon durch die Hand des Hrn. Quaglio, dessen gerühmtes Werk uns noch nicht zu Gesicht gekommen. Gewiß wird sie wohl das zu erwartende Kupferwerk des Herrn von Wiebeking uns geben, von dem wir wohl gespannte Erwartungen haben, und deren Erfüllung hoffen dürfen, bey den Mitteln, die diesem kunsterfahrnen Manne zu Gebote stehen.

V. Zustand der zeichnenden Künste in Franken. S. 236. Die Bemerkung über die Buchstabenstempel, welche zu Handschriften gebraucht wurden, gehört wohl keinesweges hieher, und fand nur darum an diesem Ort ihre Stelle, weil sie aus Murr's Beschreibung von Bamberg entlehnt ist, die bey den Nachrichten über die Handschriften Heinrichs die einzige, wörtlich benutzte Quelle war, und so trat dann auch die eben erwähnte Stelle in einen Zusammenhang, wohin sie hier nicht gehört. S. 237. In der Beschreibung des einen Bildes ist, zufolge der Nachbildung in den Actis Sanctorum ein Fehler. Es muß heißen: Der erste hält einen Lorberkranz empor, der zweyte eine Weltkugel in der einen Hand, und in der andern einen Stab mit einer Lilie, der dritte u. s. w.

S. 238. Die Morgengabe des Kaisers Heinrich an seine Gemahlin Kunigunde ist überaus merkwürdig. Die Acta Sanctorum geben eine, wie es scheint, recht wohl gerathene Nachbildung, nur fehlt leider die für Kunstgeschichte wichtige Rück-

seite. Man nimmt an, daß es das Werk eines griechischen Künstlers sey. Vergleicht man den an dem Kreuz befindlichen Christus mit dem Kreuzbilde, welches in der Wiener Handschrift des Otfried steht, und mit dem, welches in den geheimnißvollen Gedichten des Rhabanus Maurus de octo beatudinibus evangelicis gefunden wird, und mit Dichtungen ausgefüllt ist, so ergibt sich zwischen diesen dreyen eine unverkennbare Aehnlichkeit, und ihre Verfertigung kann nicht weit von einander fallen. Der Beschreibung nach soll nun auf der hintern Seite das Bild Kaisers Heinrich stehen, mit der Benennung Imperator Augustus, über ihm ist das Lamm Gottes, zu den Seiten sind die Zeichen der vier Evangelisten. Dies Bild muß, den Inschriftworten zufolge, nach 1014 gemacht seyn, und es wäre daher höchst wichtig und merkwürdig, auch davon eine Abbildung zu erhalten, um eine Vergleichung der Art, wie beydes verfertigt ist, anstellen zu können.

S. 248. Die aus Prescher's Beschreibung von Limpurg Bd. I. S. 423 aufgenommene Nachricht über die wie fast lebensgroßen Bilder von Stein an dem Hauptthore der Welzheimer Kirche, worüber Prescher an dem angeführten Orte eine eigene Abhandlung lieferte, ist ganz falsch. Wir kennen sie zwar auch nur aus den Abbildungen, welche Prescher gibt, aber aus diesen eben geht das Mißverständniß ganz deutlichst hervor. Die beyden Kaisergestalten lassen wir dahin gestellt seyn, und mögen sie immerhin Kaiser Philipp von Schwaben, und Kaiser Friedrich den I. vorstellen sollen. Was aber die beyden Frauengestalten betrifft, von denen die eine die Kaiserin Irene von Griechenland, die andere die Kaiserin Beatrix von Burgund seyn sollen, was Prescher mit vieler Anstrengung zu beweisen sucht, so ist daran gar nicht zu denken, indem die eine Gestalt die der heil. Katharina, die andere die der heil. Barbara ist. Das Abgebrochene, was die heil. Katharina in der rechten Hand hält, ist ein Stück des Rades, mit dem sie zuerst hingerichtet werden sollte, so wie sie in der linken das Schwert hat, durch welches sie später den Tod fand. Die heil. Barbara hat offenbar den Kelch mit der heiligen Oblate in der Hand, und mit der andern hält sie das ihr ebenfalls beygelegte Kirchengebäude. Das unter ihr befindliche Wappenschild mit einer Schere geht wohl auf den Steinmetz, der diese Gestalten meißelte.

S. 252. Zustand der zeichnenden Künste in Nürnberg. Leider ist von der frühesten Zeit Nürnbergs gar nicht die Rede, und dennoch müssen sich manche Kunstwerke sehr alter Zeit noch hier finden. Dahin gehört nun vor allen die Burgkapelle, von welcher v. Rumohr in Fr. Schlegels deutschem Museum III.

245 sagt: »unter den deutschen Alterthümern ist die doppelte Burg-Capelle zu Nürnberg vielleicht das merkwürdigste, von dem die Erbauung wo möglich näher bestimmt zu werden verdiente. Sie ist mit ihrer äußern, gegen die Stadt hin gekehrten Wand, der einzig lehrreiche Rest aus einer älteren Zeit, welcher sich auf dem Wege der Besichtigung in derselben Burg entdecken läßt. Beyde Capellen stehen übereinander in verschiedenen Plänen, welches voraus zusetzen scheint, daß auch die alte dazu gehörige Pfalz aus wenigstens zweyen Planen, außer dem Bodengeschoß bestanden. Die ganze Bauart ist von der ältesten Eigenthümlichkeit; jede der beyden Capellen ruht auf vier Säulen von pentelischem Marmor; für die damalige Zeit ein wahrhaft kaiserlicher Aufwand, der von dem Gedanken und der gewöhnlichen Meinung entfernt, als könnte dieses Werk von Konrad dem Ersten erbaut worden seyn. Aus diesem Grunde, und weil die Kunst an den Köpfen und Verzierungen von der äußersten Rohigkeit, deren Eigenthümlichkeit in Vergleich mit der schmächtigen Zierlichkeit der Bildhauerey aus den Zeiten Heinrich des Zweyten rauh genannt werden könnte, scheint dies Werk Arnulf zuzuschreiben zu seyn. Säulen von griechischem Marmor, die, wie man sieht, einmal einem andern, wahrscheinlich italienischen Gebäude gedient hatten, lassen sich, wenn nicht andere geschichtliche Ueberzeugungen davon abführen, zunächst nur von Königen erwarten, die zugleich in Italien geherrscht, und selbst für Otto den Großen ist die Bildnerey auf dem Bogen der kleinen Vorhalle, in der Mauerblende und auf einem Fußgestell außerhalb an der Wand, wohl noch zu roh.« Von Rumohr gibt aber noch schließlich seine Vermutung für keine Gewißheit aus, und will künftigen Entdeckungen in der Geschichte dieses Werkes nicht vorgreifen.

Die ganzen Nachrichten über Nürnberg beschäftigen sich in dem vorliegenden Buche leider zum meisten, ja man kann wohl sagen ganz, nur mit den Maler-, Schnitz- und Gußwerken Nürnbergs und den Künstlern, welche sie verfertigten. Von Murr war auch hier, wie bey Bamberg, der Führer des Verf. Das Baukünstlerische, so überaus wichtig es auch ist, ward gar nicht beachtet, und wir erfahren von der schönen Sebaldus- und Lorenzkirche, und von den andern mannigfachen Gebäuden fast nichts. Wir sind weder dazu gehörig ausgerüstet, noch würde es für diese Blätter geeignet seyn, die Lücken zu ergänzen, wozu sich bald ein kunstliebender Nürnberger finden möge.

VI. Zustand der zeichnenden Künste in Schwaben. Es ist zu bedauern, daß der Verf. bey den Nachrichten über St. Gallen nicht die trefflichen Geschichten des Kantons St. Gallen von Ildefons v. Arx benützt hat, um manches schärfer zu

bestimmen. S. 282. Von Tutilo's Arbeiten sind mehrere bis auf uns gekommen: von dem, was er schrieb, eine Urkunde, von seinen Tonstücken einige Lieder, z. B. die Hymne hodie cantandus, von seiner Goldschmidarbeit ein Deckel eines Evangelienbuches und von seiner Schnitzarbeit eine Abbildung der Himmelfahrt der Maria, und ein Bild des heil. Gall. Diese beyden Bilder stehen auf einer sehr breiten elfenbeinernen Tafel, welche ehemals Karl der Große, nebst einer andern als Schreibtafel unter dem Kopfkissen liegen hatte, um beym Erwachen seine Gedanken darauf zu schreiben; denn sie waren mit Wachs überzogen. Der Aehnlichkeit der Arbeit wegen muß man das Blumenwerk auf zwey andern elfenbeinernen Deckeln, die ein in Schott'scher Schrift verfaßtes Evangélium des heil. Johannes bekleiden, auch für Tutilo's Werk halten. Vor dreyhundert Jahren ward auch noch eine künstliche astronomische Tafel von Messing, darauf der Gestirne Lauf sehr fein gestochen war, als ein Werk des Tutilo zu St. Gallen, mit den oben genannten noch vorhandenen gezeigt.

S. 297. Das Prachtthor des Stifts zu Lindau scheint uns vom Verf. in eine zu frühe Zeit gesetzt zu werden. Gerade in solchen kleinern Stücken ist eine Bestimmung schwierig, um so mehr, da, was in früheren Jahrhunderten vorkommt, in spätern sich wiederholt. Eine Aehnlichkeit, es sey denn allein das spitze Giebeldach, haben wir mit dem Eingange des Doms zu Goslar nicht finden können. — S. 300. Merkwürdig war uns die Beschreibung eines alten Bildes zu Lorch, auf dem durch den Pinsel das schöne Gleichniß des vergänglichen und unstäten Lebens ausgedrückt war, das uns Rudolf von Montfort in seinem Barlaam und Josaphat, und Hans Sachs in einem eigenen Gedicht erzählt. — Die S. 304 bemerkte Evangelienhandschrift zu Weingarten gehört in das Jahr 1100. — S. 307. Grüne Teufel sind auch uns mehrfach vorgekommen, so besonders auf einem äußerst reichen und tüchtigen alten Bilde, das jüngste Gericht vorstellend, welches sich in der Nikolaikirche zu Berlin findet, und zu den vorzüglichsten alten Kunstschätzen der Brandenburger Lande gehört.

S. 311. Die Nachrichten über den Dom zu Freyburg, dieß ganz vortreffliche Gebäude, sind überaus dürftig, aber auch wir können sie leider nicht verbessern, da wir vor funfzehn Jahren den Dom leider nicht mit gehörigen Blicken betrachtet haben.

S. 316. Zustand der Künste in Augsburg.

S. 327. Zustand der zeichnenden Künste zu Ulm. Die Erkenntniß der altdeutschen Baukunst hat durch Mittheilung des nicht ausgeführten, nur im Risse vorhandenen obersten Theiles des Thur-

mes am Dom zu Ulm in Moller's viertem Hefte der Baukunst des deutschen Mittelalters einen großen Zuwachs erhalten, und einem jeglichen muß die Vortrefflichkeit des Werkes in dem reinen und schönen Stiche erfreulich entgegentreten. Die hier mitgetheilten Nachrichten sind wieder nur die Hinweisung auf eine große Lücke, deren Ausfüllung sehr zu wünschen ist.

S. 330. Zustand der zeichnenden Künste in Nördlingen. — Aus dem Anhange zur Betrachtung der Kunst in Nördlingen wenden wir uns nur zu S. 339, wo der Katharinenkirche zu Oppenheim erwähnt wird. Diese Kirche muß, nach den mehrfachen Abbildungen, welche uns Moller gegeben hat, und zu denen hoffentlich noch einige kommen werden, ganz vortrefflich seyn. Das Schiff der Kirche, von außen sich in drey Stockwerke theilend, ist auf das anmuthigste und schönste mit allem Schmuck deutscher Kunst verziert; keine Stelle ist leer, in einer jeglichen ist wirklich durchbrochenes oder scheinbar durchbrochenes Werk. Wie sich die Abendseite gestalten mag, ist uns nicht recht klar, wie denn überhaupt in dem Grundrisse sich einige Dunkelheiten für uns finden. Am wenigsten ist uns die Stellung eines Altares gegen Abend begreiflich, wenn sie nicht ihren Ursprung in der Glaubensveränderung hat. Wäre das, dann wird uns das Ganze klar. Gegen Morgen das eigentliche nun verlaßne hohe Chor, wahrscheinlich auch jetzt ungebraucht. Im Aeußern höchst einfach, mit langen und schmalen Fenstern, und gewiß die ursprünglich alte Kirche allein, keineswegs aber, wie Herr Fiorillo sagt, ein späterer Zusatz. Das spätergebaute Schiff der Kirche ist dann der jetzt noch gebrauchte Theil, welcher einen Vorbau gegen Abend hat, den wir uns nur dadurch erklären können, daß er vormals zu einer Taufcapelle gebraucht ward, nun aber den Altar aufnahm. Uebrigens ist die Kirche gegen Morgen und gegen Abend, also im alten und im neuen Baue, achteckig geschlossen.

VII. Zeichnende Künste am Oberrhein. 1. Mainz. S. 345. Reuter in seinem Buche über die Albansgulden meint schon, daß die Benennung der goldenen Pforte für die eine Thür der Albanskirche wohl einen geheimen Sinn gehabt haben möge, und nicht allein von der Pracht hergenommen ward. Die Malereyen aus dem Leben des heil. Alban außerhalb waren gewiß bey weitem später, als der Bau der Capelle; denn die dabey stehenden Verse deuten auf einige Jahrhunderte nachher. Die Abbildungen des schönen und merkwürdigen Kaufhauses hat uns Moller in seinen Heften gegeben. 2. Strasburg. Die Nachrichten sind etwas zerstreut. Wir haben schon oben S. 277 einiges davon gelesen. 3. Speier. S. 375. Zu den wahrscheinlich uralten Steinbildern im Dome zu Speier gehört besonders ein in

der Beschreibung und Geschichte von Speier 1817 nachgestochenes Mithrasbild, welches sehr roh erscheint, und immer an der Stelle, wo es hier gefunden wird, wunderbar erscheinen muß. Auch die auf demselben Blatte befindlichen Thier- und Menschengestalten sind höchst wunderlich. Durch zweymalige unzuermessende Gräuel der Franzosen ist der alte Dom zu Speier, die Gruft so vieler deutschen Kaiser, vernichtet und zerstört: unaufhaltsam arbeitet die Hand der Zeit an ihm, um ihn ganz zu vertilgen. Soll ein dem deutschen Vaterlande in so vielfacher Hinsicht höchst wichtiges Denkmal vernichtet werden? Wir können es nicht glauben und sehen hoffend und vertrauungsvoll auf das Herrscherhaus hin, dessen erhabener, ruhmreicher Ahnherr: Rudolf von Habsburg, auch an dieser Stelle den zeitlichen Schlaf schlummert. Dem freundlich verbundenen Nachbarstaate gehört jetzt Speier: mögten sich daher beyde zu gesegnetem Vereine verbinden, um in gebührender Würde und der Zeit, in welcher das hohe und treffliche Gebäude entstand, angemessen, es aus seinen Trümmern wieder hervorgehen zu lassen. 4. Worms. S. 380. Wir haben jetzt einen Grundriß des Doms, den Moller in seinen Denkmälern d. B. Heft 1. bekannt gemacht hat. Hiernach ist er in der Gestalt eines lateinischen Kreuzes gebaut, achtzehn große Säulen tragen das Gewölbe, und scheiden das Schiff von den Seitengängen. Achte davon tragen das Gewölbe des Hauptschiffes, zwischen jeden zwey großen Pfeilern steht ein kleiner, in allem auf jeder Seite fünf, welche zur Stützung der Gewölbe der Seitenschiffe dienen, die indessen auch mit auf den großen Säulen ruhen. Ein Haupteingang, dem Hochaltar gegenüber, findet sich nicht, nur drey Seiteneingänge sind. Die Schannat'sche Angabe in Hinsicht der Größe stimmt nicht mit Moller, welcher 327 Fuß für die ganze Länge gibt. Die Breite ist nach Moller im langen Kreuzständer der Kirche achtzig Fuß, da aber, wo die Kreuzseiten sind, hundert Fuß. Dem Risse nach erscheint uns die Kirche sehr merkwürdig, indem wir glauben, das Alte und Neue in ihm klar scheiden zu können; desto erwünschter muß uns ein zu erwartender Aufriß seyn, um unsere Ansicht daran zu erhärten. Wir halten nämlich den kleinen Theil gegen Morgen, der dreyseitig geschlossen ist, auf dos Achteck deutend, mit seinen beyden Thürmen, für die älteste von Burchard 996 gebaute Domkirche, an welche sich späterhin erst die eigentliche große Kirche anfügte, so, daß dasjenige, was früherhin ganze Kirche gewesen war, nun als Chor allein behandelt ward. Diese alte Kirche war freylich sehr klein, indem in ihrer größten Länge nur 62 Fuß auf sie gerechnet werden können. In ihr zeigt sich auch das Achteck in seiner vollen Bedeutung und Anwendung; einmal ist es vollständig im ehemaligen,

von uns angenommenen Schiff der Kirche in der Wölbung, und abgeschnitten in dem Theile, den wir für das alte Chor halten. Im sechsten Hefte liefert Herr Moller noch die Abbildung einer Thüre an der äußern südlichen Seite des Kreuzganges, die sehr merkwürdig und alt, mit runden Bogen ist.

Die alte Taufkirche ward leider vor einigen Jahren abgebrochen und eingerissen. Im d'Agincourt findet sich davon ein Grundriß, wenn wir uns nicht irren, und sie mit einer gleichen Taufkirche zu Bonn verwechseln; danach wäre sie rund gewesen. Die Johanniskirche, besonders die Krypta, verdient eine Abbildung sehr.

5. Trier. S. 385. Für uns ist es durchaus keinem Zweifel unterworfen, daß der geschnittene Stein auf der Handschrift, welche Ada, die Schwester Carl des Großen, dem Kloster Maximin schenkte, nichts weniger als ein Werk des Mittelalters ist, sondern ein echt römischer Stein, der weit andere Personen vorstellt, als diejenigen sind, welche Eckhart daraus erklären wollte. Man vergleiche nur bey Hartheim die dort gegenüberstehende Arbeit auf einem andern Geschenk der Ada. S. 386. Folkhard, der hier erwähnt wird, ist eine Verwechslung mit einem andern, der eigentlich gemeint seyn sollte. Der Folkhard, welchen Hr. Fiorillo meint, lebte schon im neunten Jahrhundert. Wie wenig weiß man bis jetzt auch von Trier! Eifrige Untersuchungen müßten unendlich viel zu Tage fördern; besonders steht auch zu erwarten, daß die dortige Erde nicht viel geringere Schätze aus der Römerzeit birgt, als in der Gegend Salzburg's ein überaus glücklicher Fund entdeckte. Man muß der Zeit und besserem Sinne vertrauen.

6. Kölln. Der wackere Wallraf bedauert in dem Taschenbuche für Freunde altdeutscher Kunst und Zeit auf 1816, S. 354, daß dem fleißigen Verf. für die Nachrichten aus Kölln nicht lauterere Quellen oder eine eigene Ueberzeugung der Wahrheit zu Gebote standen. Unverschuldet habe er sich in Manchem, durch Mißverstand der Stellen und Vermischung der Namen geirrt. Dieß fällt auch schon einem jeden aufmerksamen Leser seines Buches auf, und wir haben daher bey unsern Arbeiten immer nur wenig aus diesem Abschnitte brauchen können. Ritter's Aufsatz über die Alterthümer zu Kölln, der besonders von Fiorillo gebraucht worden ist, erschien uns immer verworren, unbestimmt und an vielen Stellen unmöglich wahr. Möchte doch der bejahrte Herr Wallraf noch uns die Freude gönnen, daß wir uns seiner reichen Kenntnisse der Kunstwerke und Alterthümer Kölln's in einem eigenen Buche erfreuten. Kölln ist für das deutsche Mittelalter, was Rom für die alte Welt ist, und wichtig ist es daher, daß

es baldigst seinen Beschreiber finde. Wir können leider zur Aufhellung dunker und verworrener Beschreibungen nichts beytragen, da wir das reiche Kölln noch nicht kennen, und nicht, auf Anderer Worten fußend, vielleicht Irrthümer auf Irrthümer häufen wollen. S. 402. Schilter's Auslegung der Kelch-Inschrift zu Straßburg ist gewiß falsch, und ist an keinen Namen Gottfried darin zu denken. S. 418. Was den angenommenen Namen Wilhelm für das kostbare und überaus herrliche Dombild betrifft, von dem wir nur die drey mittlern Gestalten durch eine kleine Nachbildung auf Goldgrund mit Miniaturfarben, von dem Maler Hrn. Rabe sehr zierlich entworfen, kennen, so halten wir ihn für nicht statthaft; aber eben so wenig können wir Herrn Wallraf's Meinung a. a. O. (S. 384) beypflichten, der einen Philipp Kalf aus der Inschrift auf der Degenscheide herausfinden will. Wir halten es überhaupt mit allen solchen Namen und Inschriften auf Waffen und den Säumen der Kleider für noch sehr räthselhaft, und daß man durchaus keine Vermuthung darauf bauen kann. Am wenigsten kann aber dieß hier geschehen, wo die Züge auf dem Schwerte eines heidnischen, morgenländischen Mannes stehen, wohin der Künstler wohl nimmer seinen Namen geschrieben haben würde. Wäre auf dem Schwerdt eines christlichen Ritters eine solche Verbindung einzelner wunderlicher Züge, so ließe sich schon daraus eher etwas folgern. Doch bescheiden wir uns gern, daß die Kenntniß dieses Punktes, wie noch so manches andere, nicht im Klaren ist.

7. Frankfurt am Main erwartet auch noch seinen kunstgerechten Erforscher und Beschreiber. Hüsgen hat manches geleistet, doch war ihm die Baukunst fremde. Herr Moller lieferte in seinen Denkmälern d. B. schon zwey treffliche Bilder. Einmal eine Thür in der St. Leonhardskirche, mit runden Bogen gedeckt, und kunstreich im äußern Bogen und in den Kopfgesimsen und obern Deckplatten der Säulen verziert. Höchst vortrefflich ist auch der Aufriß des Thurmes zu Frankfurt mit der unvollendeten Spitze, nach einer alten Zeichnung auf Thierhaut. Auch hier erscheint oben ein kuppelartiger Theil der Spitze, auf welchem die höchste Spitze ihre Stellung erhalten sollte. Merkwürdig ist, daß das untere Fenster mit rundem Bogen eingedeckt. S. 427. Die Inschrift auf Günthers von Schwarzburg Grabe ist vielfältigst gedeutet worden. Die Verschiedenheiten beym Lesen sind unglaublich, wir glauben aber, daß, auch bey fehlender eigener Anschauung, auch Zusammenhaltung aller Lesearten von Fritsch, Jovius, Lersner, Batton, Gerken der rechte Sinn herauskommen muß, und daher haben wir uns nun folgende sinngebende Lesart zusammengesetzt:

Falscher Untreue (richtiger wohl: falscher Treue) Schande (richtiger vielleicht Schaden, indem der Abkürzungsstrich falsch steht) ziemt.
Daß stäte Tugend Schaden nimmt
Untreue nahm (nahm Untreue) Gewinstes Hort (Schatz),
Untreue falsch mit Gifte mord't. (Oder, da diese Zeile so verschieden gelesen wird: Untreue endet mit Giftes Mord.)

Es möge als ein Versuch gelten, die Dunkelheiten zu lösen.

VIII. Zustand der zeichnenden Künste in Hessen und Thüringen. S. 430. Die Alterthümer zu Alsfeld scheinen höchst bedeutend zu seyn, und da zu ihrer Erforschung noch nichts gethan zu seyn scheint, machen wir wiederholt darauf aufmerksam. — Die Auslegung der angeblichen Buchstaben auf einem Gemälde zu Tossen (S. 432) ist durchaus fabelhaft, und hat gewiß keinen Halt. Auf dem Rande der Kleider mögen, wie bey vielen alten Gemälden, Buchstaben gestanden haben, aber deren Deutsamkeit haben wir schon oben in Zweifel gezogen. Was nun hier heraus gelesen worden, wahrscheinlich durch die in einer Anmerkung angeführten Trommler, ist ganz aberwitzig. Nur eines zum Beyspiel genüge: »Zur Rechten steht der heil. Martinus. Auf dem breiten Saum seines Kleides lieset man die Worte: Tor. e. wor. nor. das heißt: Thor est vester noster; welches ungefähr so viel heißen soll: Der heil. Bischof Martinus ist euer und unser heilige Thor.« Einem solchen Erklärer wird es leicht werden, aus allem alles herauszulesen. Die Kirche soll zur Bekehrung heidnischer Wenden angelegt seyn. Also noch nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts hätte man in jener Gegend solche Mittel zur Bekehrung und zur Befestigung im Christenthume nöthig gehabt? Und dazu hätte man ein paar Buchstaben nöthig gehabt, die durch dreyfache Verrenkung erst einen ziemlichen Sinn geben? Und woher weiß denn der Ausleger, daß die Wenden einen Gott Thor hatten? Das Ganze ist ein Hirngespinnst. Die Alten hatten Stickereyen von Versen und einzelnen Worten um ihre Kleider, diese wurden in den Gemälden nachgeahmt, ohne daß sie, so viel wir bis jetzt gefunden haben, eine Bedeutsamkeit hätten. S. 433. Die Bekleidung der Maria mit einer Sonne, Sterne ums Haupt, und einem halben Monde zu ihren Füßen, ist ebenfalls kein Werk der Heidenbekehrung, sondern liegt in alten christlichen Heiligensagen, die das Mittelalter oftmals besang.

S. 439. Die Capelle zu Frankenberg hätte wohl einige Worte mehr verdient, als ihr hier geworden sind, da die Zeichnungen, welche Bernhard Hundeshagen bekannt machte, zeigen, daß dies Gebäude viele Schönheiten hat. Dem Stiche desselben fehlt es sehr an Reinheit und Zartheit, so wie Genauigkeit in den Strichen. Die Capelle hat die uns höchst wichtige Ge-

stalt des Achtecks, die indessen nicht regelmäßig, sondern verschoben erscheint, da der Baumeister sie an eine Kirche anfügen mußte. Auffallend und sonderbar, nur selten vorkommend, sind die Traggestalten (Caryatiden), die sich auf dem einen Blatte finden. Der Schmuck ist reich und schön (hin und wieder hat Herr Hundeshagen vielleicht zu reichlich dazu gethan); der Spitzbogen ist durchaus herrschend.

IX. Zustand der zeichnenden Künste in Obersachsen. S. 444. Anm. a. Schluß. Das Schlachtstück, welches noch im Dom zu Merseburg sich findet, ist so ganz unbedeutend nicht, und verdient sehr eine bessere Aufbewahrung, als ihm bis jetzt geworden ist, indem es der Zerstörung böslicher Knaben gänzlich auf offener Emporkirche preisgegeben ist. Vor allem verdient es Reinigung und dann eine genaue Besichtigung, um sein Alter, seinen Werth zu erfahren.

S. 445. Die Kirche auf dem Harlungerberge, von Kaiser Heinrich dem I. gebaut, muß ein überaus merkwürdiges Gebäude gewesen seyn, und ewige Schande verdient der, welcher diesen merkwürdigsten Rest der Baukunst in der Mark nichtsnutziger Weise konnte abreißen lassen. Dem Verf. fehlen alle Nachrichten darüber; wir besitzen einige. Zuerst ist von demselben noch eine hölzerne Nachbildung, zum Auseinandernehmen, vorhanden, die ehedem dem Dom zu Brandenburg gehörte, und jetzt in die Berliner Kunstkammer geliefert seyn soll. Außerdem gibt es aber eine Abbildung, sowohl Grund als Aufriß, welche sich in einer Einladungsschrift vom Jahre 1752 findet: Die merkwürdigsten Begebenheiten in dem dreyßigjährigen Kriege, von Joachim Christoph Heinze, der Ritterakademie Director. Brandenburg. Die Hauptgrundlage zeigt byzantinischen Ursprung, und darüber mögen sich diejenigen freuen, die lauter Byzantinisches in jener Zeit suchen und noch später; hier spricht es sich unverkennbar aus, und schlägt alle andern Behauptungen dadurch siegreich in die Flucht. Die Seiten gegen Mitternacht und Mittag hatten 96, die gegen Morgen und Abend aber 81 Fuß Rheinl. Auf allen Seiten dieses Vierecks waren in der Mitte runde Vorlagen ausgebaut. Auf jeder Ecke stand ein Thurm; die äußere Höhe der Kirche bis an das Gewölbe betrug vierzig Fuß. Die Kirche war ganz von festen und zum Theil überglasten Mauersteinen. Strebepfeiler fehlten ganz, die vier Thürme hielten das Gebäude; die Fenster und Thüren sind klein und überwölbt. Gegen Abend war eine Capelle vorgebaut, welche eine, auf zwey Seiten unregelmäßig werdende, zwölfseitige Gestalt hatte, und durchaus neuer gebaut, die altdeutsche Baukunst schon vollkommen in sich lang aufschwingenden Fenstern, in Spitzbogen, Mauerblenden, starken

Strebepfeilern mit scheinbar durchbrochenen Verzierungen u. s. w. zeigte. Durch diesen Vorbau ward das griechische Kreuz zu einem lateinischen verlängert. Wir gedenken einmal diesen ganz unbekannt gewordnen und sehr seltenen Riß durch unsere wöchentlichen Nachrichten zu vervielfältigen. — Brandenburg ist überhaupt reich an Alterthümern, von denen aber wohl hier nicht die Rede seyn sollte, wie von der ganzen Marienkirche, sondern erst beym zweyten Bande; wir werden daher auch dort davon sprechen.

S. 447. Die Beschreibung der Alterthümer, welche in dem Sytere an der Stiftskirche zu Quedlinburg aufbewahrt wurden, nach Cassel zur Zeit des Westphalen-Reichs zogen, und von uns im Jahr 1817 im Dom zu Halberstadt gesehen wurden, sind von Wallmann höchst unvollkommen und auch unrichtig beschrieben worden. Möchte Herr Domprediger Augustin, bey dem sich Kenntniß und Liebe zu diesen Alterthümern vereinigen, sich zu einer genauern Beschreibung, wo möglich durch genaue Bilder unterstützt, bewogen fühlen. Für uns gehört das Wenigste, da das Meiste alt-italische oder offenbar griechische Arbeit ist. Wie trefflich Wallmann in seiner Beschreibung zu sehen wußte, geht daraus in Einem Beyspiele schon hervor, daß er bey dem prachtvollen und überaus zierlichen Kästchen, welches Otto der I. mit heiligen Gebeinen dem Stifte schenkte, in einem als Schloß daran befindlichen schön geschnittenen Steine gutmüthig das Bild eines Heiligen sah, was doch nichts anders als ein sehr schöner — Bacchuskopf ist.

S. 450. Die Quedlinburger Pfarrkirche hat kein Gewölbe mehr, sondern ist mit einer Bretterdecke überlegt, finster und unangenehm; sie enthält noch einige nicht üble Alterthümer. S. 451. Schrecklich ist das Schicksal der schönen Kirche zu Memleben an der Unstrut, und auch diese sieht wenigstens um in ihren Trümmern geschützt zu werden, nach der rettenden Hand ihres jetzigen Landesherrn auf. Möge diese bald helfend hinzu kommen. Herr Dr. Stieglitz lieferte schon im Jahre 1791 eine umsichtige Beschreibung davon, die aber nichts zu ihrer Hülfe bewirken konnte. Die vernichtende Hand von beynahe dreyßig Jahren ist wieder darüber hingegangen. Nach einer neuesten Nachricht, die wir dem Briefe eines Herrn Wilhelm Ulrich zu Jena verdanken, müssen in der Kirche noch mehr Wandgemälde gewesen seyn, von denen Herr Stieglitz nichts bemerkt; denn der Ebengenannte entdeckte an einem der steinernen Pfeile einen Schatten, wie eine Menschengestalt, und bey aufmerksamer Betrachtung ganz deutlich das Bild eines Ritters, mit einer Krone auf dem Haupte. Als er nun in diese und jene Richtung trat, gegen das durchaus schattenartige und nur wie eine Geistergestalt sich

darstellende Bild, blickte schräg gegenüber ganz auf gleiche Weise eine Frauengestalt aus dem Pfeiler, ebenfalls gekrönt. Der Kaiser hat einen Stab in der Rechten, und ist mit seinem Schwert umgürtet. Unstreitig erblickt man hier die schattenartig gewordenen, vielleicht sehr alten Bilder eines der Ottonen und seiner Gemahlin. Die Bilder stehen ganz ungeschützt, dem Winde und Wetter bloß gegeben. Die unterirdische Kirche scheint jetzt zugänglich, denn eben dieselbe Nachricht meldet, der königliche Verwalter gebrauche die herrliche Capelle unter der Erde zur Aufbewahrung von Rettichen!! Wenn die Herrscher erst ihre Alterthümer mehr achten und schützen, wird sie auch das Volk wieder mehr hegen und pflegen, und in Würden halten.

S. 454. Aus einer Jahreszahl muß man sich nicht zu leicht verführen lassen, anzunehmen, daß sie auf den Bau des Gebäudes Bezug hat, oder des Theils, an dem sie steht; oft geht sie nur auf eine gänzliche oder theilweise Ausbesserung, und immer muß der Anblick des Gebäudes selbst die meisten Entscheidungsgründe geben. S. 456. Die Domkirche zu Merseburg hat sich vielfachst im Laufe der Zeit gewandelt; so wie wir sie jetzt sehen, hält es gewiß überaus schwer, das Alte vor dem Neuen herauszufinden; uns war es wenigstens nicht möglich. Wir vermissen gänzlich eine Beschreibung des Gebäudes, und geben daher einige Züge dazu. Gegen Abend hat der Dom zwey Thürme, der Giebel des Gebäudes ist vorspringend, ungeschmückt, mit drey Fenstern; die Thüre deckt ein runder Bogen, nur drey Stäbe und vier weit eingelegte Blenden. Darüber eine Verzierung, indem vor den Thürpfeilern ein paar kreuzweis verschlungene Eselsrücken gehen, und darüber noch einer, verlaubwerkt. Auf dem Giebelpfeiler rechts steht Johannes der Täufer, links Laurenzius, in der Mitte unter dem Eselsrücken Kaiser Heinrich, der doppelte Adler unter ihm im Schilde; es ist nur ein Brustbild, das in der Rechten die Kirche, in der Linken das Zepter hält. Die Kirche ist ganz verbaut, und ihr daher schwer beyzukommen, um eine ordentliche Ansicht zu gewinnen. Am Chore stehen noch zwey Thürme. Vom Kreuzgang aus gesehen hat das Schiff drey Giebel, mit scheinbarer aber grob gearbeiteter Durchbrechung; dann folgen die Kreuzseiten. Die Strebepfeiler sind klein und unverziert. Das Chor ist mit einer runden und kuppelartig überwölbten Vorlage geschlossen, mit vier Fenstern darin, zwischen dem Theil, woran die Vorlage und dem Kreuze ist ein Gewölbeschlag mit zurückgezogenem Gurte und einfach gewölbt, aber darauf sind graue, hervorstehende Gurten in einem zusammengesetzten Gewölbe auf eine alberne und verwirrende Art gemalt. Der hintere Theil des Chors hat gleiche Höhe des Gewölbes mit den Kreuzseiten, welche

auch gemalte Gurten haben. Daran schließt sich das gleich hohe Schiff mit seinen Nebenschiffen, von sechs sehr schlanken Pfeilern getragen. Die Gewölber der Schiffe sind zusammengesetzt, und gehen sogar kunstreich aus dem Haupt- in die Nebenschiffe über. Von den einzelnen ganz vortrefflichen Gemälden Kranachs und anderen Meistern können wir hier nichts sagen. Besonders vortrefflich ist aber ein Bild am Pfeiler vor der Orgel: auf einem alten Altarblatt erscheint Maria, auf dem Gürtel der nebenstehenden Barbara liest man M. A. Maria hält das Christkind, welches sich mit der vor ihm knieenden Katharina vermält. Ein überaus vortreffliches und liebliches Bild, besonders die Gestalt und das Gesicht der Maria. Oben darüber schweben zwey Engel. In der Vorhalle gegen Abend findet sich der einzige Rest gemalter Scheiben.

S. 464. Eine kurze Andeutung über die Art der Stickereyen wird hier wohl nicht am unrechten Orte seyn, da sie meistens ganz von unserer heutigen Art abweicht, und durch die Nachläßigkeit der Aufbewahrer dieser alten Reste immer mehr und mehr verschwindet. Außer der uns noch bekannten Art Gestalten in Teppiche einzuwirken, findet man auch sehr dünne durchsichtige Zeuge von Baumwolle, in welche mit der Nadel Gestalten, mit ebenfalls weißen Fäden, gestickt wurden, wobey auch Sprüche eingearbeitet wurden. Eine solche Decke, wahrscheinlich zum Altar, sahen wir im Dom zu Brandenburg, doch wagen wir nicht, den Zeitraum der Verfertigung zu bestimmen. Die hauptsächlichste Art finden wir aber an reichen Meßgewanden, und diese Weise weicht besonders von der unsern weit ab. Unsere möchte man das Einwirken eines Gemäldes in den gewählten Grund nennen, jene alte Arbeit war mehr ein Aufheften einzelner Gestalten, wenigstens wurden sie über dem Grund immer hoch erhaben gearbeitet. So wurden z. B. bey den Meßgewändern auf dem hinten befindlichen Kreuze die Gestalten Christi und der Maria und des Johannes angebracht. Diese bestanden aus dicken eigens genähten Bildern, die oft über einen Finger breit und breiter hervorragten. Christus z. B. war eine ordentliche Puppengestalt, die fest aufgeheftet war. Daher waren auch die Köpfe immer mit gerundeten Gesichtern und nur hinten, wo sie auf dem Grunde aufliegen, platt, und daher war es und ist es noch leicht, Köpfe und ganze Gestalten von solchen Meßgewanden abzudrehen: ein Kunststück, das Sammlungs-Liebhaber oder auch boshafte Hände nur zu oft geübt haben. Gold und Silber ward soviel angebracht, als nur möglich war, aber auch Edelsteine fanden auf diesen halberhabenen Arbeiten ihre Stellen, und besonders wendete man kleine und größere Perlen

an, welche besonders raubgierige Hände in den neuern Zeiten gereizt haben.

S. 476. Ueber das Kloster Paulinzell haben wir vor kurzem sehr tüchtige Nachrichten durch Herrn Prof. Hesse zu Rudolstadt erhalten, und Herr Kupferstecher Martini daselbst hat schon in zwey Lieferungen zwey sehr wohl gerathene Ansichten dieser herrlichen Mauertrümmern in Umrissen geliefert.

S. 478. Die Kirche des heil. Ulrich zu Sangerhausen, von Ludwig dem Springer gebaut, verdient eine ausführlichere Nachricht, da sie sehr merkwürdig in ihrem Bau ist, und viel Uraltes zeigt. Einige Worte aus unsern Reisetagebüchern werden darüber genügen. Chor und Schiff sind, von außen betrachtet, gleich hoch, das Chor ist sehr lang, mit sehr kleinen und schmalen Fenstern, daher das Innere düster ist. Der Altar liegt in einer runden Vorlage, worin ein großes Fenster; das schmale Chor hat zwey sehr niedrige Abseiten, von denen auch eine jede eine runde Vorlage hat, einst auch zu Altären bestimmt, worüber ein kleines Fenster. Alle diese Fenster haben runde Sturze, so wie denn überhaupt im ganzen Chor der runde Bogen herrschend ist. Das Chor ist, wie gesagt, nur schmal, wie auch das Hauptschiff, und dadurch wird die Länge des Schiffs noch scheinbar größer. An dem Ende des Chors, dicht vor dem Altare, ist an jeder Seite ein übergroßes Gemälde, wie ein gemalter Grabstein aussehend; auf der einen Seite erblickt man Ludwig den Springer, auf der andern seine Gemahlin Adelheid. Es mögen vielleicht noch uralte Gemälde darunter sitzen, die wird man aber nie wieder finden, denn diese sind neue übergemalt. (Die hinter dem Altar stehenden alten Gemälde sind wohl zu beachten.)

An das Chor schließt sich das Kreuz an, sehr hoch gewölbt; in der Mitte, wo das Gewölbe eine Art von Kuppel macht, steht außen der hohe, spitze Thurm. Von außen erhält dadurch das Gebäude eine auffallende Aehnlichkeit mit der alten Kirche zu Memleben. Nun tritt auch, nach den Kreuzseiten, das Schiff ein, welches lang, schmal, mit Spitzbogen einfach gewölbt ist, mit zwey Abseiten, die wieder sehr niedrig sind. Man sieht deutlich, daß Chor und Thurm, die alte Bauart mit einem Thurme in der Mitte, zuerst da waren; hierauf baute man das Kreuz und das Schiff an. Leider wissen wir uns nicht mehr zu erinnern, wie es mit den Strebepfeilern beschaffen ist, trügt uns aber das Gedächtniß nicht, so sind keine vorhanden, indem die niedrige Abseite am Schiff und am Chore dafür dienen. — Auch die Jakobskirche zu Sangerhausen ist alt und merkwürdig. Davon beym zweyten Bande.

S. 489. Die Stelle: »Die Kirche (die Domkirche zu Er-

furt) ist gegenwärtig sehr hell, indem man vor einigen Jahren die Glasmalereyen, die dem Innern eine schauerliche Dämmerung gaben, weggenommen hat. Wo diese Kunstwerke geblieben, ob sie aufbewahrt oder zerstört worden sind, können wir nicht angeben;« diese Stelle ist ein trauriges Zeichen des allenthalben herrschenden Vandalismus, der sich indessen vielleicht am gräßlichsten in Goslar gezeigt hat, wovon bey Betrachtung des zweyten Bandes die Rede seyn wird. Wir wiederholen aber die Frage: wo mögen jene Erfurter Glasmalereyen geblieben seyn?

S. 495. Anm. a. Es ist uns merkwürdig, unter einem alten Gemälde zu Stolpen dieselben lateinischen Worte: Regina celi etc. zu finden; die auch schon unter dem ältesten Gemälde zu Breslau vom Jahre 1206 (siehe oben) stehen.

S. 503. Die Bilderschnitzwerke in Holz im Dome zu Merseburg sind nicht unwichtig und unkünstlich; ihre Anzahl ist beträchtlich, es sind 27 bis 28 Stück.

Büsching.

Art. VII. *Ichwan-Oos-Suffa*, in the Original Arabic, revised and edited by *Schuekh Ahmud-bin-Moohummud Schurwanool-Yummunee. Calcutta.* Printed by *P. Pereira*, at the *Hindoostanee* Press. 1812. 431. S. bloß arabischen Textes mit einer englischen Vorrede von acht Seiten.

Ein herrliches, bisher in Europa ganz unbekanntes ethisches Apologen-Werk aus der Zeit des höchsten Flores arabischer Philosophie und Beredsamkeit unter der Regierung der Abassiden vor einem Jahrtausende verfaßt, und jetzt durch die Bemühungen englischer Orientalisten in Indien zum erstenmale durch den Druck bis nach Europa verbreitet. Daß das Lob, welches der englische Vorredner dem hohen moralischen und rhetorischen Werthe dieses Werkes zollet, keineswegs übertrieben sey, werden die folgenden Auszüge hinlänglich bestätigen: nur was er nach dem arabischen Herausgeber Scheich Ahmed Ben Mohammed Schirwan-Ol-Jemeni (so muß der obige, selbst nach der englischen Aussprache falsch geschriebene Name des Herausgebers auf deutsch ausgesprochen werden) über den Verfasser des vorliegenden Werkes sagt, ist eine Unrichtigkeit, welche der arabische Herausgeber in einer Schlußnote widerruft, ohne deshalb über die Verfasser dieser und funfzig anderer ähnlichen wissenschaftlichen Abhandlungen, welche in ganz Asien unter den Namen Ressail Achwanis-safa, d. i. die Abhandlungen der Brüder der Reinigkeit bekannt sind, näheren Aufschluß zu geben. Den

darüber in Hadschi Chalfa's bibliographischem Wörterbuche enthaltenen, hat weder der Scheich Ahmed, Herausgeber, noch Herr Thomason, der englische Vorredner, noch vor ihm Herbelot benützt. Hadschi Chalfa nennt von den vorzüglichsten arabischen Philosophen, welche sich in eine Gesellschaft vereinigten, um in einem Halbhundert von Abhandlungen das ganze Gebiet wissenschaftlicher Kenntnisse encyklopädisch zu umfassen, die vorzüglichsten, nämlich: Abu Suleiman Mohammed Ben Naßr, bekannt unter den Namen Ibnol Abd-Al-mokadessi, Abulhassan Ali Ben Harun Es-sendschani, Abu Ahmed En-nehrdschuri, Al-aufi, Seid Ben Refaa. Diese und mehrere ungenannte Philosophen der schönsten Zeit arabischer Literatur im höchsten Glanze des Chalifates waren zusammengetreten, als die erste in der Geschichte der Literatur bekannte Gesellschaft von Encyklopädikern, die sich das große Feld der Wissenschaften, in so weit es damals in Mittel- und Vorderasien angebaut war, zur gemeinsamen Arbeit vertheilten, und in funfzig Abhandlungen eben so viele Wissenschaften besonders behandelten. Es ist eine große Frage, ob diese halbe Centurie wissenschaftlicher Werke noch heute in ganz Asien irgendwo vollständig aufzufinden, und ob nicht ein großer Theil derselben in der Zeit bereits untergegangen ist. Einzelne dieser Abhandlungen finden sich sowohl in asiatischen als europäischen Bibliotheken zerstreut, und die uns bekannte vollständigste Sammlung derselben befindet sich unter den, von Seetzen für die herzogliche Bibliothek zu Gotha angekauften Handschriften Nro. 67, wo zehn solcher Abhandlungen angegeben sind, welche 1) die Geometrie, 2) die Musik, 3) die Astronomie, 4) die Ethik, 5) die reine Mathematik, und die sieben folgenden die andern Theile des philosophischen Lehrgebäudes nach Aristoteles nämlich Εισαγωγη, περι της ερμηνειας u. s. w. behandeln. Die ein und funfzigste dieser Abhandlungen ist die vorliegende, welche dem ganzen Gebäude augenscheinlich entweder zum Grundstein oder Schlußstein bestimmt war, indem das Resultat derselben die höheren Ansprüche des Menschen auf den Vorzug vor den Thieren mit Recht in die Ausbildung der Vernunft und in die Läuterung der Sitte durch Wissenschaft und angewandte Kenntniß setzt. Die Frage, ob diese Abhandlung als Portal oder Giebel für jene große wissenschaftliche Unternehmung bestimmt gewesen, scheint durch den Umstand entschieden, daß die ersten Worte, welche Hadschi Chalfa als den Anfang der ersten Abhandlung angibt, mit dem Anfange der vorliegenden nicht übereinstimmen, so daß dieselbe vermuthlich als die letzte und oberste der ein und funfzig Stufen dieser encyklopädischen Pyramide, den Gipfel derselben vollendend, krönte.

Die Idee, welche dem Ganzen zum Grunde liegt, nämlich der Wettstreit zwischen den Thieren und Menschen über ihre gegenseitigen Vorzüge ist zwar nichts weniger als neu, und findet sich bey den Apologen-Dichtern aller Nationen. Nur hat keiner dieselbe so gründlich, so schön und so einfach durchgeführt, wie der Araber, dem hierin sein türkischer Uebersetzer oder vielmehr Umarbeiter, der osmanische Schöngeist Lamii weit zurück steht. Dieser verschmolz die Idee des Arabers in seinem berühmten Werke: über den Adel des Menschen, wovon in dem ersten Hefte des sechsten Bandes der Fundgruben des Orients eine namhafte Probe im türkischen Text und in der deutschen Wort- und reimgetreuen Uebersetzung gegeben worden ist; jene türkische Uebersetzung oder vielmehr gänzliche Umarbeitung verhält sich zu der Einfachheit des arabischen Originales, wie das türkische Humajunname zu dem Koleila we dimna der arabischen Uebersetzung der sogenannten Fabeln Bidpai's.

Wassi Tschelebi, der Verfasser des Humajunname, und Lamii, der Verfasser des Werkes über den Adel des Menschen, die beyden größten Prosaiker der Türken, welche gleichzeitig unter der Regierung Sultan Suleiman's des Großen in der Epoche des höchsten Flores der osmanischen Redekünste lebten, und mit einander um die Palme der zierlichsten, blumenreichsten und volltönendsten Prosa stritten, versuchten sich beyde in der Uebertragung der beyden größten und berühmtesten Apologen-Werke des Orients, und erwarben sich beyde dadurch unsterblichen Ruhm in den Jahrbüchern türkischer Literatur. Welchem von beyden der erste Platz unter den türkischen Redekünstlern gehöre, darüber sind selbst unter den osmanischen Kunstrichtern die Meinungen getheilt, und wiewohl dem Humajunname insgemein die erste Stelle zuerkannt wird, so läßt sich doch auch der Vorrang Lamii's und des von ihm gearbeiteten Werkes aus nicht unhaltbaren Gründen vertheidigen, und ungeachtet des durch mehr als dreyßig Uebersetzungen in allen Sprachen der Welt verbreiteten Ruhms der Fabeln Bidpai's getrauen wir uns dem vorliegenden arabischen Werke in so weit den Vorrang zuzuerkennen, als es nicht wie jenes in der Folge willkürlich an einander gereihter Hauptstücke aus einer Sammlung in einander geschachtelter Erzählungen und Geschichten besteht, sondern vom Anfang bis zum Ende eine einzige Idee, mit dem Reichthum philosophischer Kenntnisse und rhetorischen Schmuckes ausgestattet, ohne alle äußere Zuwage von Geschichten und Erzählungen, dramatisch durchführet, und ein in sich geschlossenes, gerundetes Ganzes darstellt.

Die Scene dieses thierischen Drama spielt auf einer unter dem Aequator gelegenen Insel (Balasaghun), wo der König rechtgläubiger Dschinnen, Namens Schahmerdan, thront. Ein Schiff,

das dahin verschlagen ward, bevölkerte die Insel mit Menschen, die gar bald die vorher freyen und herrenlosen Thiere ihrer Herrschaft unterwarfen. Diese brachten ihre Beschwerden vor den Thron durch den Mund eines Abgeordneten (des Maulthiers), welcher dem Abgeordneten der Menschen gegenüber über ihre Anmaßung und Tyranney förmliche Klage führte. Der Abgeordnete der Menschen bringt als die Rechtstitel und Beweise seiner Herrschaft die Schönheit seiner Gestalt, seinen emporstrebenden Wuchs, die Schärfe seiner Sinne und Urtheilskraft vor. Der Abgeordnete der Thiere widerlegt diese Beweise durch den Zustand nackter Dürftigkeit, in welchem der Mensch unbekleidet, ohne Federn und Wolle und unbehülflich in Luft und Wasser, ohne Flügel und Flossen erschaffen ward; der emporgerichtete Wuchs zeige die Bestimmung an, sich bloß von den Früchten der Bäume zu nähren, und mit ihren Blättern zu kleiden; er stehe aufrecht, um desto leichter die Früchte pflücken zu können, während die Thiere, denen Gras und Kraut zur Nahrung angewiesen wurde, um dieselbe desto bequemer zu erreichen, den Kopf vorunter trügen. Der Mensch, der die Regelmäßigkeit seiner Gestalt und das schöne Ebenmaß seiner Glieder als Beweise seiner Herrschaft über die Thiere geltend machen will, schmäht mehrere ob ihrer Unförmlichkeit, als: das Kameel mit schwerem Leibe, langem Halse, kleinen Ohren und kurzem Schweife; den Elephanten von ungeheurem Körperbau, langen Vorderzähnen, weit auseinander stehenden Ohren und kleinen Augen; den Büffel, weil er langen Schweif, dicke Hörner und oben keine Zähne hat u. s. w. Das Maulthier zeigt in seiner Replik das Zweckmäßige dieser Verhältnisse aus der Natur und den Gewohnheiten der verschiedenen Thiere, und widerlegt, was der Mensch von der Schärfe seiner Sinne sagt, durch die größere Vortrefflichkeit der Sinne des Thieres; am wenigsten aber laßt es den Vorzug der Vernunft gelten, indem sich die Menschen insgesammt so unvernünftig betragen, und der Stimme der Vernunft nie Gehör geben. Der Mensch bringt weitere Beweise vor, daß die Herrschaft über die Thiere ihm gebühre; denn er kaufe und verkaufe dieselben, und von ihnen würde er gespeiset, geträнket, gekleidet und in Krankheiten geheilet, was alles das Verhältniß des Herrn gegen den Diener und nicht das umgekehrte bezeichne. Das Maulthier entgegnet: »was den Kauf und Verkauf betrifft, so werden Perser von Griechen, und Griechen von Persern, Inder von »Sindern, und Sinder von Indern, Kurden von Arabern, und »Araber von Kurden gekauft und verkauft, je nachdem sie in Kriegen siegen oder unterliegen, ohne daß dies für angeborne Herrschaft oder Sclaverey beweiset; daß die Menschen uns und unsere »Erzeugnisse als Speise, Trank und Kleidung verbrauchen, ist

»wahrlich kein Beweis von Herrscherhuld und Königsgnade.« Hier fiel der Esel ein: »o wenn du uns sähest, o König! wie wir er»liegen unter den Lasten, die sie unseren Rücken aufbürden, wie »sie uns antreiben und spornen, wie sie uns stoßen und schla»gen, du würdest unser Schicksal beweinen! wo ist hier »die von diesem Menschensohne gepriesene Huld und Güte?« »In gleichen Sinne, wie der Esel, sprachen der Stier, der »Widder, das Kameel, der Elephant, das Pferd, und endlich wieder das Maulthier selbst, welches die Mißhandlungen aller Art, die es von den Menschen so durch Schläge als durch Schimpf erduldet, umständlich ausmalt, und das Wort dem noch mehr mißhandelten Schweine überläßt. Ehe es zu reden begann, bemerkte ein Philosoph aus dem versammelten Rathe der Dschinnen, daß das Schwein unter die wilden Thiere gehöre, weil es Klauen habe, und Aeser fresse; ein anderer bemerkte, es habe keine Klauen und Hufe, und fresse Gras, und gehöre folglich zu den zahmen Thieren; ein dritter meinte, es gehöre unter die gemischten Thiere, wie die Giraffe, welche aus der Kuh, dem Leoparden und dem Kameele zusammengesetzt und, wie der Strauß der Halbvogel und Halbkameel sey. »Bey Gott!« fing das Schwein nun zu sprechen an, »was soll ich sagen, du hast gehört, o König! wie schon die »Meinungen der Dschinnen, und noch mehr die der Menschen ge»theilt sind. Die Moslimen verabscheuen uns, und hassen unser »Fleisch bis auf unseren Namen. Die Griechen machen dar»aus Leckerbissen, und preisen Gott darob. Die Juden schimpfen »und fluchen uns ohne unsere Schuld, bloß aus Feindschaft wider »die Christen. Die armenischen Aerzte verbieten unser Fleisch und »die griechischen verordnen dasselbe. Die Buchbinder und Schrei»ber halten unser Fell sehr wenig in Ehren, desto mehr aber die »Schuster und Bürstenmacher unsere Haut und unsere Borsten, so »daß ich wahrlich nicht weiß, wem ich danken, oder wen ich bekla»gen soll.« Hierauf beklagt sich der Hase (vom Esel aufgemahnt) gar bitterlich über die Verfolgungen des Menschen; dieser unterbricht ihn aber mit der Ausnahme, daß er gar nicht unter die nützlichen Thiere, nämlich die Lastthiere gehöre, und spricht diesen ein großes Lob aus, welches der Hase dann wider den Menschen geltend macht, indem er zu viele von ihm selbst anerkannte Verdienste so schlecht und undankbar belohne. Nachdem der Ochs und der Esel noch Einiges über den freyen Gebrauch der von der Natur verliehenen Güter und Gaben, wie Sonnenschein und Sternenlicht, hinzugefügt, wandte sich der König der Dschinnen an seine versammelten Räthe mit den Worten: »was sagt ihr dazu?« Sie sagen: »wir haben gehört, was die Thiere vorgebracht, und die»ses ist alles lautere Wahrheit; sind wir denn nicht selbst von der

»Menschen List und Bosheit in Wüsten und Inseln, auf die Gi»pfel der Berge und in die Tiefe der Meere entflohen; und bey »allen dem glauben sie noch in ihrer Unwissenheit, daß wir sie ver»folgen, daß wir ihren Kindern und ihren Weibern nachstellen, »denen sie deshalb Amulette und Talismane umhängen. Doch »hat noch kein Dschinne einen Menschen getödtet oder beraubt, kein »Haus und keinen Kasten erbrochen, keinen Krieg und keine Em»pörung angezettelt, kein fremdes Gut und keinen Menschen ver»kauft. Alles dieses thun und treiben nur die Menschen ohne »Scheue und ohne Reue.« Hierauf entließ der Ausrufer die Versammlung und vertagte sie auf Morgen. Der König der Dschinnen aber trat mit den Großen und Weisen seines Reiches in einen Staatsrath zusammen, worinnen die Wichtigkeit dieses Streites, und die Folgen, welche die Unzufriedenheit der Menschen oder der Thiere nach sich ziehen könnten, sammt den Ursachen der ursprünglichen Feindschaft der Menschen und Dschinnen von Dschin Ben Dschan angefangen bis herunter auf Salomon, den letzten Universal-Monarchen der Geister, Menschen und Thiere, von den Rednern der verschiedenen Stämme der Dschinnen umständlich entwickelt werden. Während der König der Genien die Meinung seines Staatsrathes vernahm, berathschlagten sich ihrerseits die Menschen und die Thiere untereinander über die in diesem wichtigen Ereignisse zu ergreifenden Maßregeln. Eine Deputirten-Kammer von den zweyundsiebenzig verschiedenen Geschlechtern der Menschen erörterte die vorzubringenden Beweise, die Art der Rechtsführung und die verschiedenen Ansichten der Nothwendigkeit oder der Entbehrlichkeit der Thiere, wobey, wie natürlich, die Städtebewohner für die Entbehrlichkeit stimmen, die Nomaden aber, deren ganzer Reichthum in dem Ertrage der Hausthiere besteht, die Unentbehrlichkeit derselben behaupten. Die Thiere beschließen Abgeordnete an die sechs großen Stämme des Thiergeschlechtes zu schicken, nämlich an die wilden Thiere, an die Hausthiere, an die zahmen Vögel, an die Raubvögel, an die Insekten und an die Wasserthiere.

Die erste dieser Gesandtschaften ging an Ebil-hareß (den Vater des Hüters) d. i. den Löwen, ihn zu benachrichtigen, daß die Menschen die Herrschaft über die Thiere im Rechtswege vor dem Reichsgerichte des Königs der Genien behaupten wollten. — »Mit was,« fragte der Löwe, »brüsten sich die Menschen? mit »Stärke und Kraft? mit Kühnheit und Muth? mit dem Grimme »des Anfalls, oder mit der Stärke des Einhaltens? mit der Er»fahrenheit im Krieg, oder mit Ueberlegenheit im Sieg? wenn sie »sich mit solchen Eigenschaften brüsten, so sollen sie kommen, und »sich wider meine Heere im Ganzen oder einzeln versuchen, bis sie

»alle getödtet oder gefangen sind.« Der Gesandte antwortete: »bey »meinem Leben! es sind unter den Menschen Einige, welche auf die »oben erwähnten Eigenschaften stolz seyn dürfen; aber außer dem »sind sie erfinderisch in Künsten und Listen, und in Waffen aller »Art, in Lanzen und Schwertern, in Dolchen und Pfeilen, in »Schleudern und Bogen, in Panzern und Helmen, wodurch sie sich »wider die Klauen der Thiere schützen, und dieselben selbst mit ei»genen Klauen ergreifen. Sie fangen dieselben mit Netzen und »Fallen, in Brunnen und Gruben, und sie haben dabey noch den »Vorzug der Beredsamkeit und unterscheidender Urtheilskraft.« Der Löwe verfiel über diese Bemerkungen in tiefes Nachsinnen, und berief endlich eine allgemeine Versammlung seines Volkes, welches sein Vesir, der Leopard, mit einer schönen Rede über die Pflichten der Könige gegen ihre Unterthanen eröffnete. Nach Beendigung derselben fragte der Löwe, welche Maßregeln für den gegenwärtigen Fall zu ergreifen wären. »Bey deinem guten Ge»stirne und siegreichen Händen,« sagte der Leopard, »wenn es sich »hier um Kraft und Stärke, und Uebermacht und Wut im An»griff handelt, bin ich dazu geschaffen.« Nein, sagte der König. Der Luchs: »Handelt es sich um Geschicklichkeit im Verfolgen »und Fangen, so ist es meine Sache.« Der König: nein. Der Wolf: soll verheeret und verwüstet werden, so gib mir den Auftrag. Der König: nein. Der Fuchs: mit List und Schlauheit, mit Feinheit und Gewandtheit kann ich die Sache durchführen. Der König: nein. Der Bär: Gilt es bloß Raub und Plünderung, und die Kunst zu spähen und sich zu verstecken, so bin ich dazu gemacht. Der König: nein. Der Affe: Mir möchte es gelingen durch Spiel und Possen, durch Tanz und mimische Künste die Geschäfte zu machen. Der König: nein. Die Katze: könnte der Zweck durch unterthänige Formeln, durch Schmeicheln und Streicheln erhalten werden, so ist niemand besser als ich. Der König: nein. Der Hund: kömmt es auf Wachsamkeit und Huth, auf das Bellen, und auf das Wedeln mit dem Schweife an, so gibt es keinen tauglicheren als mich. Der König: nein. Die Hyäne: sollen Leichname zerfleischet, und die Gräber durchwühlet werden, so ist dieses mein Fach. Der König: nein.

Alle diese Eigenschaften, fuhr er weiter fort, sind wild und kriegerisch, und taugen nicht für einen Geschäftsmann, der in einer Versammlung von Rechts- und Gesetzgelehrten, Philosophen und Weisen unsere Rechte verfechten soll. Wohl wahr, meinte der Leopard, wenn in diesen Versammlungen nicht immer die Vernunft und die Weisheit, von dem Gebrülle der Leidenschaften überstimmt, und das Englische von dem Teuflischen unter die Füsse getreten würde. Der Löwe bestand nichts desto weniger

darauf, daß ein zur Gesandtschaft ausersehenes Individuum alle hiezu nöthigen Eigenschaften in sich vereinen müsse, über welche er den Vesir folgendermaßen belehrt: »der Gesandte sey ein verständiger, gesitteter, wohlberedeter, im Worte schlagfertiger Mann, »der, was er gehöret, so im Gedächtniß als auf der Zunge zu »bewähren wisse, damit es weder jenem noch dieser entfliehe. Er »sey kein Schwätzer, und spreche nicht aus eigenem Sinne, was »ihm nicht aufgetragen worden. Er verlange nicht nach Gütern »des fremden Landes, und verrathe nicht das Interesse des Sendenden, um dem, an den er gesendet, zu Gefallen zu leben. Er »seye der geborne Rath seines Herrn, seines Volkes, seines Landes, seiner Familie, entledige sich seiner Botschaft, kehre schnell »zu dem Sendenden zurück, und statte demselben einen treuen »Bericht über alles, was vorgefallen, ab, ohne Furcht und Scheu, »denn was den Gesandten geziemt, ist nichts anderes als Ausrichtung der Botschaft.« Der Vesir brachte hierauf einen der beyden Schakale, Koleila oder Dimne (die beyden berühmten Schakale der Fabeln Bidpai's), als die tauglichsten Subjekte in Vorschlag. Koleila übernahm die Gesandtschaft nicht ohne Erklärungen gegründeter Furcht vor den Gefahren die ihm von Seite der Hunde drohten, welche als Landesverräther aus bloßer Freßsucht und Gier sich schon lange sklavisch dem Dienste des Menschen als seine Hausgenossen und Tischfreunde ergeben hätten. Bey dieser Gelegenheit musterte der Bär auch die übrigen Thiere, welche aus Gier und niedrigem Eigennutze in Gesellschaft des Menschen leben, als: die Katzen, Mäuse, Affen u. s. w. durch. Auf die Frage des Löwen, seit wann denn diese verrätherische Gemeinschaft der Hunde und Katzen mit den Menschen bestehe, belehrt ihn der Bär, daß sich diese Vertraulichkeit schon von den Tagen der Feindschaft der Nachkommen Abels und Kain's herschreibe. Als nämlich die Kainiten die Söhne Abels geschlagen, und ihnen ihre Herden geraubet hatten, schlachteten sie so viele Schafe, Kühe, Pferde und Kameele, daß die Köpfe und Eingeweide derselben ringsum ihre Zelte aufgehäufet lagen. Als dieses die Hunde und Katzen sahen, trennten sie sich aus Begier des Wohllebens von den Thieren, und blieben seitdem an das Interesse der Menschen gebunden. Der Löwe beklagte sehr in so kritischer Zeit diese Meuterey, wodurch der Feind von den Schwächen und Gebrechen der Thiere die beste und sicherste Kundschaft erhielte, und schloß seine Rede mit den Worten: »Nicht wolle der Herr weder die Katzen noch die Hunde segnen.« Der Wunsch, entgegnete der Bär, ist schon im Voraus erhöret, denn aller Segen ist den Hunden und Katzen entnommen, welche nicht nur durch die große Sterblichkeit ihrer Kinder, sondern auch mit

verschiedenen, das Leben kürzenden Krankheiten geschlagen sind, deren Ursprung einzig und allein in ihrer Unmäßigkeit und Freßgier zu suchen ist. Nach dieser Erörterung entließ der Löwe die Versammlung, und fertigte den Schakal als Gesandten mit gemessenen Verhaltungsbefehlen ab.

Der zweyte Gesandte verfügte sich zu Schahmurg (dem Königsgeyer), dem Herrscher der Vögel, dem er denselben Bericht wie der vorige abstattete. Er fragte seinen Vesir, den Pfau, um die Namen und Eigenschaften der zur Botschaft an den Hof des Königs der Genien tauglichen Subjekte, und dieser nannte ihm den spähenden Widhopf, den Gebet-ausrufenden Hahn, die wegkundige Taube, das auflachende Repphuhn, die predigende Lerche, die kosende Nachtigall, die baulustige Schwalbe, den wahrsagenden Raben, den hütenden Storch, den lüsternen Sperling, den grünlichen Specht, die girrende Turteltaube u. s. w., indem er alles, was sich zu ihrem Vortheile und Nachtheile aufzählen läßt, aufzählt.

Der Widhopf, den Salomon zum Spion und Boten in seiner Liebschaft mit der Königin von Saba gebrauchte, ist ein wohlkundiges Subjekt mit einem Federbusche auf dem Kopfe, und versteht gründlich, was Rechtens ist. Der Hahn mit rothem Barte und rother Krone, mit stets ausgebreiteten Flügeln und stehendem Schweife ist eifrig und feurig in Allem, was die Ehre des Harems angeht, ein genauer Beobachter und Ausrufer der Zeiten des Gebetes, der die Frühestunden nicht versäumt, und durch seinen Ausruf die Nachbarn vom trägen Schlafe aufzuwachen ermahnt. Wie der Hahn den Muesin (d. i. den Gebetausrufer) unter den Vögeln vorstellt, so das Repphuhn den Herold (Nadi), welcher mit lauter Stimme die Ankunft des Frühlings verkündet, und die Menschen ermuntert, bey der Wiederkehr desselben dem Herrn der Natur für seine Huld, womit er Wälder und Felder, Berge und Thäler in Grün und Blumenschmelz gekleidet hat, zu loben, zu danken und zu preisen. Die Taube trägt den Ring um den Hals, als das Schild der Briefboten, und indem sie in die fernsten Gegenden Briefe trägt, singt sie hin und herfliegend in Lüften: »Ach wie thut das Scheiden wehe! wohl »mir, wenn ich einst die Freunde sehe; leite mich, o Herr! wohin »ich gehe!« Die Lerche ist der Prediger unter den Vögeln, indem sie hoch in den Lüften schwebt, wie der Prediger (Chatib) hoch auf der Kanzel steht, und wie dieser mit wohllautender Stimme, und in tönenden Perioden das Lob des Herrn verkündet. Sie prediget hoch über den Saaten schwebend: »O ihr Verständigen und Kündigen, wo sind die Kaufleute die würdigen, »die es verstehen, ihr Kapital siebenzigmal zu säen, daß sie davon »Früchte, wie diese Saat verheißet, sehen. Gedenket des Tages

»der großen Ernte, wo, wer Gutes gesäet, Lohn, und wer Böses »gepflanzet hat, Strafe ernten; wo eure That die Saat, der »Tod der Schnitter, das Grab die Tenne; wo der Gerechte, wie »schweres Korn, und der Böse, wie leeres Stroh und Stoppel »verloren seyn wird.« Die Nachtigall, klein von Gestalt, und hurtig von Bewegung, wohl beredet und süßer Stimme, nahet sich den Menschen in ihren Gärten, und koset mit ihnen in ihren Wohnungen; sie singt und spricht in ihre Lust- und Trinkgelage: »Lob Gott! was prahlt ihr? Lob Gott! was dahlt ihr? Lob Gott! »was lacht ihr? Lob Gott! was macht ihr? Seyd ihr nicht zum »Sterben geboren, seyd ihr nicht zum Verderben erkohren? was »prahlt ihr, was dahlt ihr? morgen werdet ihr sterben, und im »Grabe verderben, dann werdet ihr es wissen, dann werdet ihr »es büssen. Lob Gott!« Lob Gott! u. s. w. Der Rabe, schwarz gekleidet vorsichtig umherfliegend, ein vielgereister Wanderer, warnet vor Gefahren und Unglück mit weissagender Stimme, »Wehe! Wehe! schwarz ich sehe; Unglück droht jedem der ver- »letzet das Gebot, rettungslos trifft das Loos.« Die baulustige Schwalbe gefällt sich in den Wohnungen der Menschen, wo sie früh und spät fleißig ihren Morgen- und Abendsegen singt und betet; viel gereist und viel gewandert, preist sie den Schöpfer der Meere und Wüsten, der die Berge gründet und die Ströme ausgießt, durch welchen Tag und Nacht zusammenfließt. Wie die Schwalbe zweymal des Tages, nämlich: Morgens und Abends betet, so der wachsame Storch, der Hüter der Gastfreundschaft und Familienliebe zweymal in der Nacht, wo er durch verdoppeltes Geschrey den Schöpfer der beyden großen Lichter, den Vermischer der beyden Oceane (des östlichen und westlichen), den Herrn der beyden Oriente (des Sommer- und Winteraufgangs) lobpreist. Nachdem noch einige Vögel die Musterung durchgegangen, wird der Hesar, (eine Art von Nachtigall hier von Bülbül unterschieden) der natürlichen Wohlredenheit willen zum Gesandten ernannt.

Als der dritte Gesandte zum Herrscher der Insekten, zur Bienenkönigin, gekommen, und die Versammlung ihrer Unterthanen einberufen war, entstand ein ungeheures Gewirre und Geschwirre, Gebrumme und Gesumme, weil die Bienen und die Heuschrecken, die Fliegen und die Mücken, alle zugleich ganz erzürnet über die Anmaßungen des Menschen, seine Herrschaft bestreiten, und ihre Ueberlegenheit dadurch beweisen wollten, daß sie durch einen einzigen Stich alle seinen Schutz- und Trutzwaffen höhnen, und denselben zur Wut und Verzweiflung treiben können. Unter diesem lermenden Gebrumme und schwarmenden Gesumme konnte man sich aber gar nicht über die Wahl eines Gesandten vereinen, und es kam zu keinem Beschlusse.

Bey dem vierten Thiergeschlechte, den Raubvögeln, bringt der Vesir Schunkar (Sankar) dem Könige Anka (Simurgh) die Eule zur Gesandtschaft in Vorschlag, weil alle andern Raubvögel aus Menschenscheu die Wohnungen derselben fliehen, die einzige Eule aber sich wenigstens in den Ruinen ihrer Städte und Palläste als Einsiedler aufhalte, und dorten bey Tage fastend, und bey Nacht betend über den Verfall aller Größe und Herrlichkeit philosophische Betrachtungen anstelle; dort beweine sie vergangene Herrscher und untergegangene Völker in elegischen Versen, wie diese:

Ach! wo sind sie nun die Geschlechter vergangener Zeiten?
  Ihre Wohnungen sind längstens zerfallen in Schutt.
Schätze sammelten sie, und mußten dieselben verlassen,
  Doch verschwunden sind jetzo die Schätze wie sie.
Alter Pallast! weh dir! O steh' mir Fragenden Rede
  Wohin zogen sie denn? deine Bewohner wohin?
Die Ruine verstummt, doch könnte sie sprechen, so spräch' sie,
  Bald gewesen bist du, längstens gewesen sind sie.
Fragend sprach ich zum Haus: was haben gemacht hier die Freunde?
  Kurz nur weilten sie hier, gingen dann alle davon;
Sage wohin, daß ich verfolgen möge die Spuren.
  Alle hinunter ins Grab, wo sie erwartet der Herr u. s. w.

Der Simurgh fragte die Eule, ob sie mit dem Vesire einverstanden wäre? Sie bemerkte aber, daß sie zu einem Gesandten nicht tauge, indem die Menschen sie nur schimpften und mißhandelten, und deshalb, weil sie unter Ruinen wohne, ihr gar den Verfall von Städten und Ländern zur Last legten; besser würden sich zur Gesandtschaft solche Raubvögel schicken, welche bey den Menschen ihrer Talente wegen in Gunst und Ansehen stünden, wie der Falke, Weiher und Sperber, welche von den Menschen genähret, gekleidet und auf den Händen getragen würden.

Der Falke bemerkte, daß diese gute Behandlung der Menschen kein Beweis ihrer Freundschaft und ihres Zutrauens, sondern Frucht ihres Eigennutzes sey, weil sie als Jagdvögel bloße Werkzeuge der Gier und Habsucht des Menschen seyen. Ganz anders verhalte es sich mit dem Papagey, dem Lieblinge der Menschen, der von Groß und Klein, Alt und Jung, Gelehrten und Unwissenden gerne gesehen wäre, und den sie sehr gerne sprechen hörten. Der Papagey fand sich zur Gesandtschaft willig, und bat bloß um den Segen des Königs, den ihm dieser auch ertheilte.

Des fünften Gesandten Botschaft lautete an die große Seeschlange, als den Herrn der Wasserthiere »Mit was, fragte sie, »prahlen die Menschen? mit Größe oder Stärke? mit ihrer Macht »oder Kraft? sie sollen herkommen, daß das Feuer meines ausge-

»henden Odems sie verzehre, oder daß, wenn ich denselben ein»ziehe, ich sie hinunterziehe in die Wirbel meines Rachens.« Die Anwort war, daß des Menschen Anspruch auf Vorzug und Herrschaft über die Thiere sich nicht auf Ueberlegenheit der Stärke, sondern auf die der Vernunft gründe; er steige hinab durch seine Kunst in die finsteren Tiefen des Meeres, um nach Perlen und Korallen zu tauchen; er erklimme die höchsten Gipfel der Berge, und locke die Adler und den Geyer aus ihren Felsennestern herab; er belaste das Kameel als das Schiff der Wüste, und das Schiff als das Kameel der See mit Waaren und Gütern, und durchstreiche so Länder und Meere, von Osten nach Westen, und von Süden nach Norden, und umgekehrt; er durchwühle die Eingeweide der Berge, um die Metalle aus denselben herauszuschmelzen, und den Glanz des Edelsteines aus der Nacht an den Tag zu ziehen. Der Delphin brachte hierauf den Wallfisch als Großbotschafter in Vorschlag, wegen des großen und verdienten Ansehens, worin er bey den Menschen stünde, indem schon Propheten in seinem Bauche gewohnet hätten, und nach der Meinung ihrer Gelehrten die Erde selbst vom Rücken des Wallfisches getragen würde. Der Wallfisch entschuldigte sich mit seiner Unbehülflichkeit und Landscheue, und daß er ohne Füsse und ohne Zunge weder zur Audienz gehen noch sprechen könne; viel tüchtiger wäre zu diesem Geschäfte die Schildkröte, die so in als außer dem Wasser zu athmen gewohnt, noch überdieß einen starken Rücken habe, der sich allenfalls auch unbeschädigt unter die Füsse treten lasse. »Dieß »sey wahr, bekannte die Schildkröte, allein sie sey gar so lang»samen Schrittes und stammelnder Zunge, und in Hinsicht der »Schnelligkeit der Bewegung und des sprudelnden Flusses der »Rede dürfe sich hiezu der Delphin wohl besser schicken.« Dieser meinte, der Krebs habe größere diplomatische Eigenschaften als er, wegen seiner Vielfüssigkeit, Bedächtlichkeit, der Schärfe seiner Scheeren, mit denen er die Widersacher zwicken könne. »Dieß wäre schon recht, sprach der Krebs, wenn nur nicht seine »gar zu lächerliche Figur ihm eine ausschließende Stimme ge»ben müßte; was würden die Herren sagen, wenn sie einen »Gesandten sähen, der keinen Kopf, die Augen auf den »Schultern, und den Mund auf der Brust hätte, der mit »acht Füssen sich dennoch schief oder rücklings bewege; ein weit »tüchtigeres Subjekt sey das Krokodil mit starken Füssen, »weitem Munde, vielen Zähnen, langer Zunge, scharfem Ge»sicht und schneller Verfolgung.« Da wandte der Abgeordnete von der Genieninsel ein, daß es zu Unterhandlungen nicht des Zornes und Grimmes, nicht des Auflaurungs- und Verfolgungstalentes, sondern des Ernstes und der Milde, der Beredsamkeit und ge-

sunden Urtheilskraft bedürfe; alle diese Eigenschaften besäße der Frosch, der von ausharrendem sanftmüthigen Naturell, großer Beredsamkeit und unermüdlicher Lunge, gleich gewandt so zu Wasser als auch zu Land, in den Wohnungen der Menschen wohl gelitten, und denselben auch aus der Prophetengeschichte wohl bekannt sey; denn einmal habe er, als Abraham von Nimrod in den Feuerofen geworfen, aus seinem Munde Wasser hineingespukt, und so das Feuer gekühlt; das zweytemal habe er dem Moses gute Dienste geleistet, um den Pharao zu plagen. Der Vorschlag fand allgemeinen Beyfall, und der Frosch wurde hiermit als Gesandter genehmiget.

Nach der Ankunft des sechsten Abgeordneten am Hofe des Drachen, als des Königes aller Insekten, versammelte dieser die Schlangen und Eidechsen, die Nattern und Skorpionen, die Käfer und Raupen, die Fliegen und Mücken, die Schmetterlinge und Heuschrecken, die Flöhe und Läuse, die Wanzen und Motten, und alles Gewürme, das sich von den Blättern und Blüthen, von der Rinde und dem Marke der Bäume nährt, das im Wasser oder im Essig lebt, vom Regen oder vom Schnee erzeuget wird. Als er nun versammelt sah die ungeheure Menge von so vielen kleinen, schwachen, ohnmächtigen, elenden Thieren, versank er in tiefes Nachdenken, und sprach endlich zu seinem Vesire, der Schlange: siehst du wohl unter allen diesen ein einziges Subjekt, das geschickt wäre unsere Sache zu verfechten? Die meisten sind stumm, blind, taub, lahm, ohne Hände und Füsse, ohne Schnabel und Krallen, ohne Haare und Federn, ohne Flaume und Wolle, nackt und armselig, unbehilflich und elend, so daß mich ein tiefes Mitleiden ergreift. Als die Grille den König über das Loos seiner Unterthanen so tief gerührt, und tief in Nachdenken versenkt sah, stimmte sie die Töne ihres Psalters, und fing laut zu singen an: »Grillen! Grillen! Grillen!« ergoß den Strom ihrer Töne in ein lautes Lob Gottes, und sprach dann weiter: »O huldreicher Monarch, der du dich dieser Völker erbar»mest, siehe Gott der Herr, der Schöpfer und Ernährer aller Thie»re, der dieselben nach verschiedenem Maße der Größe und Stärke »erschaffen und gebildet, hat nach denselben Verhältnissen auch die »Talente und Gaben vertheilt. Er, der dem Elephanten den Rüs»sel gegeben, gab auch der Mücke den Stachel, und versah alle diese »schwachen und ohnmächtigen Thiere mit Nahrungswerkzeugen »und Rettungswerkzeugen. Einige, wie der Holzwurm und Stein»bohrer, graben sich einsam ihre Wohnungen in die Wände und »Felsen; andere, wie die Ameise, führen in Republiken ganze Ge»bäude auf; einige, wie der Krebs und die Schildkröte, sind wider »die Angriffe ihrer Feinde gepanzert; andere, wie die Schalen-

»thiere, schließen sich unter dem gewölbten Dome der Muschel in »der Tiefe des Meeres ein. Ohne Hände und Füsse, ohne Zunge »und Zähne, ohne Schlund und Magen finden die Würmer ihre »Nahrung, und verwandeln dieselbe in Chylus. Von den Krank»heiten, denen die größeren Thiere unterworfen sind, befreyet, »leben sie in einfacher Diät und preisen den Herrn, der sie, mit so »vielen Werkzeugen des Genusses, so vieler Leiden überhoben hat.« Der König, ganz entzückt über die Rede der Grille, pries sich glücklich einen so großen Redner und Weisen unter seinen Unterthanen zu besitzen, und trug ihm die Botschaft auf. Der Vesir aber, die Schlange, gab noch weiters die Verhaltungsregel, daß wegen gewissen Ursachen alten Grolles der Gesandte der Schlangen und Nattern nicht erwähnen möchte; denn die Menschen seyen mit alten Vorurtheilen wider das Gift behaftet; diese rührten aber einzig und allein von dem Mangel richtiger Kenntniß der Eigenschaften der Dinge und Kräfte der Natur her, weil sie sonsten die Heilkräfte der Gifte und ihren Nutzen wohl erkennen würden.

Nachdem die Gesandten der sechs Thiergeschlechter auf der Genieninsel angelangt, und der König den allgemeinen Reichstag, auf welchem die Vorzüge der Thiere und Menschen erörtert werden sollten, versammelt hatte, sprach nach einer kurzen Anrede des Königs, worin er seine Verwunderung über die Mannigfaltigkeit der Gestalten seiner Unterthanen an den Tag legte, der erste von den Abgeordneten der siebzig Menschengeschlechter, der Mensch aus Irak, d. i. der Perser, folgendermaßen: — »Lob sey Gott »dem Herrn der Welten, und gutes Ende denen, die ihn fürchten, »und Böses nur jenen, die Gutes mit Bösem vergelten! Lob sey »Gott, dem Einzigen, dem Einen, dem Ewigen, dem Allmilden, »dem Allholden, dem Allerhöchsten, der da war vor dem Beginn »von Raum und Zeit, von Zufall und von Wesenheit! Er brachte »hervor aus dem Innersten seines verborgenen Wesens ein allaus»fließendes Licht, und aus dem Licht wallende Glut und wogende »Flut. Und nachdem er das Feuer mit dem Wasser gemischt, »ward daraus rußiger Rauch und schäumender Gischt, und er schuf »aus dem Rauche die Himmel, die sich hoch erheben, und die Er»den ausgebreitet eben; er belastete sie mit der Berge Wucht, und »grub der Meere Schlucht. Er sandte sammelnde und zerstreuende »Winde, welche nach allen Gegenden fliegen, Dämpfe, die aus »den Wassern, und Dünste, die aus den Erden stiegen. Die Wol»ken bildete er aus diesen beyden, und trieb sie durch die Winde »über die Wüsten und Haiden, daraus träuft Regen und Segen, »Nahrung für die Pflanzen, zur Wohlfart des Ganzen. Lob sey »Gott! der aus einem Tropfen Wasser den Menschen erschaffen, »und zur Fortpflanzung entfaltet, der aus ihm seine Gemahlin

»gestaltet, daß er ihr beywohne; der aus beyden viele Männer »und Weiber mit segenreicher Nachkommenschaft hervorgerufen, »und ihnen, was auf der Erde und im Meere lebt, unterwürfig »gemacht hat auf bestimmte Zeit. Sie sterben hierauf, und leben »am jüngsten Tage wieder auf, und geben Rechenschaft fortan »über das, was sie gewußt und nicht gethan. Lob sey Gott! der »uns die mittelste Gegend der Erde zum Wohnort gegeben, »wo die mildesten Lüfte wehen, und die fruchtbarsten Flüsse ge»hen, der uns ausgezeichnet hat vor vielen seiner erschaffenen »Diener. Er hat uns durchdringenden Scharfsinn, reine Fassungs»kraft und vorwiegenden Verstand verliehen, mit dem wir verbor»gene Kenntnisse aus ihren Tiefen ziehen; so bauen wir das Land, »graben Flüssen ihren Lauf, pflanzen Bäume und führen Gebäude »auf; er verlieh uns die Herrschaft und das Reich, das Prophe»tenthum und Regierungsruhm. Es erstanden aus unseren Landen »Noe der Prophet, und Enoch der Sohn von Seth; Abra»ham, der Freund des Herrn; Moses, der Redner Gottes; »Jesus, der heilige Geist und Mohammed, der das Siegel »der Propheten heißt; (wir ehren mit Gebeten Ihn, seine Familie »und alle Gottgesandten Propheten). Aus uns sind gekommen die Kö»nige die frommen: wie Feridun, der Nabathäer; Menu»dschehr, der Pistadier; Dara, der Kejanide, und Ardeschir »Babegan der Perser, der große Nuschirwan, und sein »großer Großvesir Busurdschimihr, Ben Bachtegan »und die Könige aus der Familie Sassan, welche das Land »mit Flüssen tränkten, Baumpflanzungen in die Erde senkten, »Städte und Dörfer erbauten, und die Herrschaft wohlgeordnet »schauten. Wir sind das Mark der Menschen, und die Menschen »das Mark der Thiere, und die Thiere das Mark der Pflanzen, »und die Pflanzen das Mark der Mineralien, und die Mineralien »das Mark der Elemente; so sind wir das Mark der Marke.«

Als er ausgeredet, bekannten alle Gegenwärtige, das der Mann aus Irak die Wahrheit gesprochen; nur ein Weiser aus den Dschinnen bemerkte, daß er vergessen habe, hinzu zu setzen: bey uns (in Irak) brach die Sündflut aus, wurden die Sprachen verwirret, herrschten Nimrod und Nabuchodonosor als Tyrannen. Der König wandte nun seine Blicke auf einen schwarzbraunen, hageren, langbartigen und langhaarigen Mann, einen Inder aus Ceilon, der nach dem Lobe Gottes das Lob Indiens und seiner Weisen und seiner Schätze, und seiner Früchte und seiner Genüsse anstimmte, worüber der Philosoph der Genien bemerkte, daß er vergessen, daß Indien das Vaterland des Götzendienstes und der Zauberey sey, wo die Affen zahlreicher als die Menschen sind, und diese Pfeffer fressen. Der

dritte, ein Israelite aus Palästina, pries in den (vom Koran entlehnten) biblischen Ausdrücken die Befreyung der Kinder Israels aus Aegypten, sammt dem Manna und den Wachteln der Wüste, wofür ihn der Philosoph der Genien (als diabolus rotae dieses Kanonisationsprozesses) die Strafgerichte der Bibel, den Götzendienst Dagons, des goldenen Kalbs u. s. w. zuwiegt. Hierauf schauete der König einen in Wolle gekleideten Mann, mit gestreiftem Gürtel und einem Rauchfaß in der Hand, das er laut betend schwang; es war ein syrischer Christ, der seine Rede auf syrisch also begann: »Lob sey Gott! dem Einen, dem Einzi»gen, dem Ewigen! der nicht hat gezeugt, und nicht ward ge»zeugt; der von Anfang war ohne seines Gleichen, ohne Zahl und »Zeichen; der dann die Morgenröthe verkündete, die Lichter des »Himmels anzündete; die Geister hervorbrachte auf seinen Ruf, »und für dieselben die Leiber schuf; der die Körper aufgeregt, und »die Himmel in ihren Kreisen bewegt; der dieselben ausgespannt, »und die Erden verflächet; der die Berge fest gegründet, und die »Meere gesenkt, der die Wüsten entzündet, und die Pflanzen ge»tränkt. Lob sey Gott, der von einer Jungfrau den Körper der »Menschheit entlehnt, und durch den heiligen Geist die Wesenheit »der Gottheit vereint hat; der seine Wunderhand ausgestrecket, und »damit die Israeliten vom Sündentod erwecket; der uns zu seinen »Jüngern aufgenommen, und uns gegeben hat die Priester und »Mönche, die Frommen; der unser Herz erfüllet mit himmlischer »Gnade und geistiger Huld; Lob und Dank und Preis sey Gott! »er verzeihe unsere Schuld!« Setze hinzu, sprach der kritische und genialische Philosoph: Und wir verfehlten die Wahrheit, und fielen ab von der ewigen Klarheit; wir sagen Drey sind Eines, verehren das Kreuz und fressen das Fleisch des Schweines u. s. w. Der nächste Redner, ein Araber aus dem Stamme Koreisch, pries vor allem die Vorzüge seines Volkes, aus welchem Mohammed gesendet ward; seine Sprache, worin das Meisterstück gottbegeisterter Dichtkunst, der Koran geschrieben ist, und die heiligen Stätten seines Landes, nämlich die Kaaba, den Vereinigungspunkt aller Rechtgläubigen zum Gebet und zur Wallfahrt, und die anderen heiligen Oerter; wogegen ihm der Weise der Genien die Verfolgung des Propheten, und das Martyrthum der Imane vorhält. Hierauf bemerkt der König einen blonden Mann mit astronomischen Instrumenten den Himmel beobachtend. Es ist ein griechischer Philosoph, der in den metaphysischen Terminologien der Schulen seines Volks spricht: »Lob sey »Gott dem Einzigen, Einen, Ewigen, Unendlichen, der vor der »Existenz der Materie schon Form und Ausdehnung hatte, wie »die Einheit vor der Zwey und allen übrigen Zahlen bestand, und

»der erhaben ist über Gleichniß und Gegensatz (d. i. dem sich »nichts vergleichen und entgegen stellen kann). Lob sey Gott! der »aus seiner Huld und Gnade und Großmuth uns verliehen hat »die practische Vernunft, die Fundgrube der Wissenschaften und »Geheimnisse, das Licht der Lichter, das Element der Geister. »Lob sey Gott! der aus seinem Lichte hervorgebracht das Licht der »Vernunft, und aus seinem Wesen die allgemeine himmlische be»wegende Seele, die Quelle des Lebens und Segens. Lob sey »Gott! der aus der Kraft seiner Seele die Urbegriffe von Zeit »und Raum hervorgebracht, welcher die Körper der Schwere und »der Ausdehnung der Zeitfolge und der Aehnlichkeit empfänglich »gemacht. Lob sey Gott! der den Himmeln und Sphären Seelen »und Geister gegeben, daß sie unaufhörlich im Kreislaufe schwe»ben; der die Leuchten der Nacht, und die Fackeln des Ostens hat »angefacht. Lob sey Gott! dem Anordner der Elemente, worin »wohnen die Thiere, Menschen und Dämonen; der zur Nahrung »derselben die Pflanzen aus der Erde hervorgerufen, wie zu ihrem »Vergnügen die Perlen aus dem Meer, und aus dem Schachte »die Stufen. Lob sey Gott, der uns vor so vielen Völkern aus»gezeichnet, und unser Land mit so vielen Gnaden bereichert, der »unsere Könige mit Tugenden geziert, und unseren Verstand mit »Wissenschaften ausstaffirt, mit der Kunde der Arzneyen, der »Sterne, der Sphären, der Thiere, der Pflanzen, der Entfernungen »und Bewegungen, der Talismane, mit den logischen und dia»lektischen, mit den physischen und metaphysischen Wissenschaften.« Der Philosoph der Dschinnen stimmte dieses Selbstlob durch die Bemerkung herunter, daß die Griechen ihre wissenschaftliche Bildung nicht sich selbst schuldig seyen, sondern den Syrern, Aegyptern und Persern, wie diese den Indern *).

Auf dieselbe Weise macht auch der Perser seine Vorzüge und Verdienste so aus der Zeit vor als nach dem Islam geltend, welche der Gegenredner der Dschinnen durch die Aufzählung der Gebrechen und Laster, als des Feuerdienstes, der Vermischung der nächsten Verwandten durch die Ehe, und der später erst griechisch gewordnen Knabenliebe heruntersetzt.

Der König entließ hierauf die Versammlung, und berief dieselbe wieder am dritten Tage, wo die Gesandten der Thiergeschlechter, nämlich: der Schakal, die Nachtigall, der Papagey, der Frosch, die Grille sich als Gesandte ausweisen, und jeder eine herrliche Beschreibung von der Macht und Majestät seines

*) Eine große historische Wahrheit, durch die ältesten und neuesten Forschungen über den Gang der Bildung von dem äußersten Osten nach Westen vollkommen bestätiget.

Königs und Herrn, nämlich des Löwen, des Konigsgeyers, des Simurgh, der Seeschlange und des Drachen liefert. Nachdem der Konig der Genien, durch diese Antrittsreden der Botschafter, die Könige ihre Committenten kennen gelernet, fragte er die siebzig Abgeordneten der Menschen, wer denn ihr König sey? Auf die Antwort, daß sie nicht Einen, sondern deren mehrere hätten, je nach der Verschiedenheit der Länder und Völker, erkundigte sich der König weiter über die Ursache dieser Vielfältigkeit, welche einer der Abgeordneten der Menschen aus der Verschiedenheit der menschlichen Anlagen, Bedürfnisse, Entwicklung und Bildung ableitet; bey dieser Gelegenheit verbreitet er sich sehr ausführlich über die Weisheit menschlicher Regierungen und Staatseinrichtungen, über das Stufengebäude der Stände und Staatsbeamten. Die Rede war kaum zu Ende, als ein helles Getöne die Luft durchschwirrte, von der Bienenkönigin herrührend, welche in Lüften einen Hymnus zum Lobe Gottes summte (wie die Priester der Parsen manche Hymnen mit halbgeschlossenem Munde summen). Der König der Genien, ganz verwundert über diese Erscheinung, fragte, warum Ihre Liebden selbst gekommen, und nicht, wie die anderen Könige, durch die Person eines Botschafters vorgestellt wären. Die Bienenkönigin antwortete: »daß sie selber gekommen sey, theils um kei»nen ihrer Unterthanen einer gefährlichen Verantwortlichkeit aus»zusetzen, theils aus angestammtem Vorzuge, womit sie der Schöpfer »vor andern Thieren ausgezeichnet hätte.« Auf die Frage, worin dieser Erbadel denn bestünde, antwortete sie: daß er das angeborne Regierungstalent und Prophetenthum sey, »denn von Geschlecht »zu Geschlecht vererbe sich in den Bienen die Kunst zu regieren, »und die Gabe der Weissagung; außerdem seyen sie geborne Geo»meter und Baumeister, deren sechseckiger Tempel- und Palläste»bau die Bauten der Menschen beschämte, wo keine Luft und kein »Regen eindringe, und die darin aufgespeicherten Schätze süßen »Sorbetes verderbe. Diesen seltenen Eigenschaften entspreche auch »die seltene Gestalt des dreyfach getheilten Leibes, dessen Mitte »viereckig, der Kopf rund, und das Ende kegelförmig gebildet, »der mit zwey Händen, vier Füssen und vier zarten seidenen Flü»geln und einem Stachel als Schutz- und Trutzwache versehen sey »u. s. w.« Der König, ganz erstaunt, rief aus: »O Redner, wie rednerisch! o Weiser, wie weise! o Herrscher, wie herrschergleich! o König! wie königlich!« Er ließ sich denn weiter von der Bienenkonigin erzahlen, wo sie ihren Hof aufschlägt, und wie, wenn dieses in der Nachbarschaft der Menschen geschieht, die Bienen von denselben verfolget sind, wie sie durch Flucht sich zu retten trachten, aber durch schöne Worte und Lockspeise, durch Trommelgetön und Honig wieder zurückgelocket werden. Der König der

Genien entgegnete der umständlichen Nachricht vom Bienenstaate mit einer Politik des Dschinnenreiches, dessen Hierarchie der des Firmamentes und der Gestirne nachgebildet sey; denn auch dorten sey die Sonne der Herr und König des Sphärenreiches, worin Mars den Feldherrn, Jupiter den obersten Landrichter, Saturn den Finanzminister, Merkur den Staatssekretär, der Mond den Günstling, und die Venus den Harem vorstellen. Das Heer der Sterne werde durch vorgesetzte Engel geleitet, deren Gehorsam rein und unbedingt sey, wie der Gehorsam der fünf Sinne gegen die Herrschaft des Willens. Auch die Genien hätten reinen Gehorsam bewiesen, nicht nur gegen ihre Könige aus der Familie Dschin Dschan (die vorsündflutigen Giganten) sondern auch gegen Menschen, die der Himmel durch das Siegel des Prophetenthums ihnen zu Herrschern gesetzet habe, wie gegen Salomon den Meister der Geister und gegen Mohammed den Herrn der Aeonen und Dämonen; ganz anders verhalte es sich mit dem Gehorsame der Menschen, deren Unterwürfigkeit gegen ihre Könige und Fürsten nur geheuchelt und gezwungen, eigennützig oder niederträchtig sey; welche sich wider die Satzungen Gottes empörten, die Propheten läugneten und tödteten, und als empörte Sclaven sich die Herren der Welt und aller andern Geschöpfe dünkten. Als die Abgeordneten der Menschen diese lange Unterredung des Königes der Dschinnen mit dem Könige der Bienen sahen, fingen sie an eifersüchtig darüber zu murren; ein Weiser aus den Dschinnen belehrte sie aber, daß hier kein Stoff gegründeter Eifersucht vorhanden sey, denn die Könige liebten am meisten den Umgang mit ihres Gleichen, und verhandelten weit lieber die Geschäfte der Regierungskunst unmittelbar unter sich als durch ihre Botschafter; übrigens könnten sie versichert seyn, daß diese Auszeichnung einer längeren Unterredung der Gerechtigkeit des Königs der Dschinnen in der Entscheidung ihrer Forderungen keinen Eintrag machen werde. Dieser wandte sich hierauf zu den Menschen mit den Worten: »Ihr habt nun die Klagen der Thiere über »eure Grausamkeit und Ungerechtigkeit vernommen, und wir ha»ben eure Forderungen der Herrschaft angehört, welchen mit Ein»würfen begegnet worden ist; wenn ihr nun noch andere neue Be»weise habt, so bringet dieselben vor, wenn ihr aufrichtig seyd.« Der Grieche stand auf, und brachte ein großsprechendes Lob der Wissenschaften und Künste vor, womit die Menschen vor den Thieren ausgezeichnet, und dadurch zu ihren Herren eingesetzet wären. Ihm antwortete die Bienenkönigin mit einer Beschreibung des Bienenstaates, dessen Einrichtung an Weisheit alle Verfassungen menschlicher Staatsweisheit übertreffe: »Der Hof der Bie»nenkönigin, sprach sie, hat seine Thürhüter, seine Kammerherren,

»seine Garden; genau beobachten sie die Eintheilung der Stunden »in sonnigen Tagen und mondigen Nächten; sie sammeln im Som»mer für den Winter den Vorrath des Honigs, und senden aus »dem Ueberflusse ihrer Bevölkerung Colonien aus; und Alles die»ses ohne Anweisung und Unterricht von Aeltern und Lehrern, aus »eigenem Antriebe und innerer Offenbarung von Gott; sie bedür»fen der Menschen nicht, wohl aber die Menschen ihrer, und dennoch »wähnen sich diese ihre Herrscher und Herren. O wenn sie wüßten, »wie die Ameise unter der Erde Häuser und Städte bauet, mit Ka»nälen, wo das Wasser abfließt, und mit Magazinen, wo das »Korn aufbewahrt wird; wie sie den Weizen sägen, und die Hül»senfrüchte schälen; wie sie den Koriander entzwey theilen, und »jeden dieser Theile wieder regelmäßig in Stücke zerschneiden; wie »sie ihre Arbeitstage und Rasttage halten; wie sie in Karawanen »zu großen Unternehmungen ausziehen; wie, wenn eine der vor »ihr liegenden Last nicht gewachsen ist, alle übrigen herbeyeilen, die»selbe mit vereinten Kräften fortzuschaffen, und wie, wenn eine sich »Trägheit zu schulden kommen läßt, sie von den übrigen getödtet wird: »wenn der Mensch alles dies wüßte, würde er nicht mit Verstand und »Urtheilskraft, mit Kunst und Wissenschaft vor uns anderen prah»len. Wenn er bedächte, wie die Heuschrecken im Frühlinge in »Schwärmen auf gutes Erdreich niederfallen, und mit ihren Fü»ßen und Klauen Löcher graben, worin sie ihre Eyer legen, und »vergraben; wie dann alle ein Opfer der Kälte oder Hitze, des »Sturmes oder des Regens oder der Vögel werden, und keine »übrig bleibt; wie dann im nächsten Frühlinge aus den Eyern »Würmer hervorkriechen, die bald mit Flügeln beschwingt, wie»der als Heuschrecken das Grün der Erde verzehren; wenn er be»dächte, wie der Seidenwurm das Blatt des Maulbeerbaumes in »das feinste Gewebe der Seide verwandelt; wie die Wespe ihr »Haus an Dächer und Wände anklebt, und, ohne Vorrath zu sam»meln, den Sommer durch schwärmet, den Winter aber hindurch »keiner Nahrung bedürftig in den Spalten und Ritzen der Felsen »und Bäume erstarret schläft; wenn er wüßte, wie die Thiere kei»nen Dank ihrer Kinder für Unterricht und Erziehung in Anspruch »nehmen, während er für alles, was er zeigt und lehrt, Erkennt»lichkeit und Lohn fordert, und sich dennoch mit Großmuth und »liberalem Sinne brüstet; wenn er alle die Einrichtungen und Ver»fassungen der Insektenrepubliken kennte, so würde er sich nicht »den Titel eines Herrschers und Herren über dieselben anmaßen »können.«

Hierauf führte der Araber als weiteren Beweis und Titel der Herrschaft des Menschen über die Thiere das Wohlleben desselben an. »Gott der Herr, sprach er, hat uns Speisen und Ge-

»tränke von mannigfaltigen Gerüchen und Farben verliehen, die »diesen Thieren nicht geworden. Wir nähren uns von dem Marke »und Fleische der Früchte, und sie von der Schale und Kernen der»selben; wir essen das Mehl der Körner, und sie das Stroh; wir »die Frucht, und sie die Hülse; wir färben die Speisen gelb und »roth und grün und weiß mit Safran und Kermes, mit Pistazien »und Mandeln; uns perlet der Wein, uns schäumet die Milch; »uns dampfet der Julep, uns frieret der Sorbet. Wir ergötzen »uns mit Gelagen und Festen, mit Spielen und Tänzen, an Rit»tergeschichten und Lobgedichten. Wir tragen Diademe und Kro»nen, Armbänder und Zonen; wir, die wir in hohen Pallästen »wohnen, und auf hoch gepolsterten Betten thronen, während die »Thiere für alles dieses weder Sinn noch Geschmack, noch die »Gelegenheit haben, sich diese Genüsse zu verschaffen, was wohl »am meisten den Vorzug unseres Adels vor ihrem beweiset«. Nach dieser Rede sang der Gesandte der Singvögel, die Bastardnachtigall (Hesar), zuerst das Lob Gottes, und fuhr dann weiter, den Araber widerlegend fort: »Sie prahlen mit ihrem Essen und Trinken, mit »ihren Kleidern und Genüssen, den wahren Quellen aller ihrer »Leiden und Peinen; denn bloß des Gaumens willen unterziehen sie »sich unendlicher Plage und Arbeit, indem sie säen und ernten, »Brunnen und Kanäle graben, Mühlen und Wasserräder bauen, »Aehren ausjäten und Holz hauen, Metalle schmelzen, Wälder »verbrennen, die Wüsten und die Meere durchrennen, um sich »mit Waaren zu bereichern, und in Scheuern die Aernten aufzu»speichern; während wir einfache und ungekochte Nahrung genie»ßen von des Haines Bäumen und des Feldes Garben, von den »mannigfaltigsten Gerüchen und Farben, Jahraus Jahrein ohne »Mühe und ohne Pein; ohne die Erde aufzuwühlen, ohne Kanäle »und ohne Mühlen; ohne Zwang und ohne Joch, ohne Bäcker und »ohne Koch; ohne Keller und ohne Speicher um so viel freyer, um »so viel reicher; denn ihre Kochkunst selbst ist für sie die Quelle von »Armuth und Krankheit, indem sie dadurch sowohl ihr Vermögen »als Gesundheit zu Grunde richten, während uns alle ihre Krank»heiten und Arzneyen, ihre Fieber und Krämpfe, ihr Bauch- und »Magen-, ihr Kopf- und Herzwehe, ihre Seitenstechen und Poda»gra, ihr Aussatz und Schwindel u. s. w. sammt allen Latwergen »und Opiaten, Pulvern und Pflastern, Klystieren und Schropf»köpfen u. s. w. fremd sind. Der Araber warf dem Spottvogel ein, daß auch die Thiere von Krankheiten nicht frey seyen. »Nur »jene sind es nicht, entgegnete sie, welche sich mit eurer Gesell»schaft vermischen, wie die Hühner und Tauben, die Hunde und »Katzen, die Falken und Schafe, welche an Unmäßigkeit gewohnt, »mit derselben die Quelle aller Krankheiten in sich aufnehmen, wäh-

»rend die andern Thiere die Nahrung nur aus Nothdurft genießen, »und mit Bewegung und Ruhe im gehörigen Maße abwechseln. »Und das beste, was ihr genießen konnt, ist es nicht der Honig, »die Speise der Bienen, und genießen wir nicht die Früchte der »Erde gemeinschaftlich mit euch? und war uns nicht Alles gemein »in jenem Garten des Paradieses, dessen wir uns gemeinschaft»lich erinnern, und aus dem ihr durch eure Schuld nackt und unbe»hülflich vertrieben wurdet? Und eure Feste und Spiele, und was »ihr sonsten aufgezählt, eure Vergnügungen und Freuden, werden »sie nicht aufgewogen durch eure Trübsale und Leiden? stehen »euren Hochzeitsmälern und Ehrendenkmalen nicht die Todtenmä»ler und die Todtenmale zur Seite? wechseln die Rittergeschichten »und Lobgedichte nicht mit Tragödien und Elegien ab? verengen »und verfinstern sich nicht eure weiten und hellen Speisesäle in die »Enge und in das Dunkel der Särge? verwandeln sich eure Dia»deme und Armenbänder nicht in Dornenkronen und Fesseln, und »folget euren Triumphgesängen nicht stets die Satyre nach? ver»kehren sich nicht alle eure Freuden in Leiden? und ist dieser be»ständige Wechsel nicht eines von den Zeichen böser Sclaverey, »die ferne von uns ist.«

Auf die Frage des Königs, ob die Menschen noch andere Beweise der Herrschaft vorzubringen hätten? trat der Syrer mit allen Verheißungen und Drohungen göttlicher Gesetzgebungen, mit den Geboten und Verboten, mit den Gerichtssatzungen und Religionspflichten auf, welche der Redner der Vögel dem Syrer gerade als eben so viele Beweise der Schlechtigkeit und des Sklavensinnes der Menschen zurückschob, weil Propheten nur an Ungläubige oder Unwissende, dieselben zu schrecken oder zu belehren geschicket würden, während die Thiere alle ohne Unterricht ihren Herrn erkennen, und ohne Empörung der Stimme der Natur gehorchen. Propheten seyen die Aerzte und Sterndeuter der Seele, zu Aerzten aber nehmen nur Kranke die Zuflucht. Die Thiere bedürfen der gesetzmäßigen Reinigung nicht, weil sie sich keiner naturwidrigen Schändlichkeit ergeben, und nur dem Triebe zur Fortpflanzung ihres Geschlechtes gehorchen. Nicht der Faste und des Gebetes, weil sie keine Unmäßigkeiten zu büßen und keine Rettungsmittel nöthig haben, um sich aus dem Sündenpfuhle zu erheben; nicht des Almosengebens als Vergütungsmittel für ungerechtes Gut. Die Lehrer und Prediger, die Priester und Meister, mit denen die Menschen prahlen, bewiesen nur ihre Unwissenheit und Verstocktheit, ihre Unbehülflichkeit und Trägheit zum Guten; die Thiere bedürften keiner Kirchen und Bethäuser um sich zum Gottesdienste zu versammeln, keiner Kibla um sich dorthin beym Gebete zu wenden, keiner Kaaba um dahin zu

wallfahrten, alle Himmelsgegenden seyen ihnen Moschee und Kibla, und jeder Punkt des Himmels und der Erde sey ihnen Kaaba, um welche die Vögel des Himmels im Fluge, und die Thiere im Laufe kreisend, den Herrn in beständiger Wallfahrt anbeteten.

Ihr habet gehört, sprach der König zu den Menschen, was der Vögelgesandte wider euch vorgebracht, könnt ihr noch weiters darauf Etwas erwiedern? Da stand der Mann aus Irak auf, und nahm als ferneren Beweis des Adels und des Vorzugs des Menschen die Vortrefflichkeit seiner Kleidung in Vergleich mit der Bekleidung der Thiere in Anspruch. Ihm antwortete der Schakal Kolaila, der Abgesandte der wilden Thiere, in einer sehr zierlichen Rede, worin er den Menschen bewies, daß die schönsten seiner Kleidungsstoffe: Wolle, Seide, Kastor und Zobel, Perlen und Purpur nur ein an den Thieren begangener Raub sey; daß dem Schafe sein Haarschmuck in ursprünglicher Reinheit weit schöner stehe, als mit dem Blute der Muschel getränkt, und daß die Perle schöner sitze in ihrem Farben-spiegelnden Gehäuse als angefädelt an dem Hals der Schönen; daß der Rock des Seidenwurmes keines Webers, das Gallakleid des Pfauen keines Schneiders, und der Pelzmantel des Hermelin keines Kürschners bedürfe; daß alles Lob dieser Schönheit ursprünglich den Thieren gehöre, von welchen die Menschen also gekleidet würden, wie insgemein die Diener von den Herren. Dieses Bedürfniß der Menschen selbst sey ein Beweis seiner Empörung und des Sündenfalls im Paradiese, wo er in ursprünglicher Schönheit mit dichten Haaren umflossen, keiner andern Kleidung bedurfte. Der Mensch, über diese Rede des Kolaila sehr erboßt, entgegnete ihm: »Ihr reißenden »Thiere verdient das mindeste Gehör, als die gierigsten, schädlich»sten und grausamsten eures Geschlechtes; ihr zerreisset die zahmen »mit euren Klauen, ziehet ihnen die Haut ab zermalmet ihre Ge»beine, und trinket ihr Blut ohne Mitleid, ohne Erbarmen.« »Daran, sagte der Schakal, seyd ihr allein schuld, o Menschen.« »Wie so« fragte der Mensch? »weil,« fuhr der Schakal fort, »wir »ehedem blos von Aesern lebten, an denen kein Mangel war, so »lange die zahmen Thiere noch vermischt mit uns auf Feldern und »in Wäldern weideten; seitdem ihr aber dieselben von uns getrennt, »und in eure Hürden eingeschlossen habt, sind wir gezwungen, »dieselben lebend zu jagen. Was Mitleid und Erbarmen betrifft, so »fällt euch der Mangel daran nicht weniger als uns zur Schuld, denn »ihr scheuet euch nicht, diese zahmen Thiere, eure Hausgenossen, zu »schlachten, zu schinden, zu sieden, zu braten, zu sengen, zu brennen; »weit mitleidsloser und grausamer als wir behandelt ihr euer ei»genes Geschlecht mit Schwertern und Lanzen, mit Messern und »Dolchen, so daß ihr uns noch weit übertrefft, durch Galgen und

»Tortur, durch Spießen und Viertheilen. Am allerwenigsten »gebührt euch Menschen uns Raubthiere die schädlichsten unseres »Geschlechtes zu nennen; wie viel nützen wir euch nicht, von euch »selbst zur Jagd abgerichtet, oder durch unsere Haare und Häute? »ihr aber, o Menschen! welchen Nutzen schaffet ihr uns wohl? da »ihr uns weder im Leben noch im Tode nützt, ja eure Aeser selbst, »tief unter die Erde verbergt, damit wir derselben nicht habhaft »werden können. Ist es an euch, uns unsere kriegerischen Eigen»schaften vorzuwerfen, die ihr seit dem Todschlag Kains in be»ständigem Kriege lebt, und sind unsere Helden etwa die eurigen, »euren Rostem und Isfendiar, euren Darius und Ale»xander, euren Schabur (Sapor) und Konstantin nicht »werth? Wenn ihr Menschen nur nachdenken wolltet über den Zu»stand und die Lebensart der Thiere, würdet ihr euch daran ein Bey»spiel nehmen können, und leicht einsehen, daß sie viel besser sind, »als ihr.« Wie so? fragte der Mensch! »Sind nicht die Besten von »euch, fuhr der Schakal fort, die frommen Einsiedler und Wüsten»bewohner, die andächtigen Mönche und Nonnen? die Besse»ren aus euch, sie fliehen auf die Gipfel der Berge, und in die »Tiefe der Thäler, wo die Thiere hausen, mit denen sie Um»gang pflegen, und dann für so heiliger gehalten werden, je mehr »sie in der Gemeinschaft der Thiere leben. Und eure Tyrannen, »wenn sie eure Heiligen als solche erproben wollen, werfen diesel»ben unseren Rachen vor, um, wenn wir sie nicht fressen, ihre »Heiligkeit als rein und echt anzuerkennen. So machet ihr uns »selbst zu Schiedsrichtern über eure Verdienste, worüber die Besten »von euch nicht abzusprechen getrauen, und indem wir die Bösen »unter euch fressen, sind wir nichts als die Vollstrecker göttlicher Ge»rechtigkeit, die ihr selbst zu handhaben nicht versteht.« Nachdem der Schakal zu reden aufgehört hatte, bemerkte der Weise der Genien: »Er hat Recht, denn die Guten fliehen von den Bösen, »und gesellen sich zu Guten, wenn sie auch von anderer Art sind; »die Bösen aber grollen den Guten, meiden dieselben, und gesellen »sich zu ihres Gleichen; deßhalben fliehen die wenigen Guten weg von »den Menschen, deren Mehrzahl böse ist, in die Wildniß zu den »Thieren, von denen sie so verschieden an Gestalt und Naturell sind, »und mit denen diese Wenigen nichts als den Sinn des Guten ge»mein haben.« Beschämt standen die Menschen, als sie diesen Vorwurf angehört, und senkten schweigend die Häupter; der Ausrufer aber entließ die Versammlung, und vertagte dieselbe auf morgen, so Gott wolle.

Als am folgenden Morgen die Gesandten versammelt waren, stand der Perser auf, und zählte als neue Titel des Menschen-Adels die Würden und Wissenschaften auf, womit der Mensch vor

den Thieren ausgezeichnet ist. »Aus uns, sprach er, sind die Könige und Fürsten, die Chalifen und Sultane, Reisse und Vesire, die Al-Kaide und Scherife, und alle Hof- und Staatswürden; aus uns die Redner und Dichter, die Prediger und Richter, die Ueberlieferer und Geschichtsschreiber, die Rechts- und Gottesgelehrten, die Erdmesser und Sternkundigen, die Naturforcher und Aerzte, die Alchemisten und Herren der Talismane.« Ihm antwortete der Pagagey, indem er seine Rede mit einem wohlklingenden Lobe Gottes eröffnete: »aus euch Men»schen sind die Schänder der Thronen, die Dränger und Tyrannen, »die Nimrode und Pharaonen, die Volksempörer und Erden»stürmer, die Reicheverderber und Welteneroberer, die Schmeich»ler und Heuchler, die Diebe und Räuber, die Verführer der »Knaben und Weiber, die Lüstlinge und Wüstlinge, die Stänker »und Henker, die Thoren und alles was zum Laster geboren. Wäh»rend wir von allem diesen weit entfernet sind, theilen wir mit euch »alle guten Eigenschaften, die ihr ausschlüßlich in Anspruch neh»men wollt. Kennt ihr denn die innere Staats-Einrichtung der »Monarchie der Bienen, und der Republik der Ameisen mit allen »ihren Abstufungen von Hof- und Staatsämtern. Eure Könige »und Fürsten bekümmern sich nur wenig um ihre Länder und Völ»ker, die sie blos als die Mittel zur Befriedigung ihrer Lüste und »Leidenschaften ansehen, während die unsrigen für ihre Unterge»benen mit Huld und Liebe Sorge tragen.« Hier holt der Papagay über die Pflichten der Könige sehr weit aus, mit Wiederholungen, die in dem Munde eines Papagays sehr natürlich sind; dann nimmt der Philosoph der Genien das Wort, und gibt eine ganze Königsethik und Fürstenmoral, indem er die Begriffe der Königspflichten zergliedert, und aus dem arabischen Wort selbst, Melik ein König (fast gleichlautend mit Melek ein Engel) ableitet. Engel habe Gott der Herr den Gestirnen und Sphären vorgesetzt, als Könige und Fürsten, dieselben zu leiten und zu regieren. Die natürliche Herrschaft des Menschen sey seiner vernünftigen Seele verliehen, welche Gott der Herr gesetzt zu seiner Stellvertreterin auf Erden. Nachdem sie den aus Lehm geformten Leib des Menschen beseelet, habe Gott (nach dem Koran) den andern Engeln, d. i. den Seelen der Sphären und Thiere befohlen derselben zu huldigen, und alle hätten gehorchet, bis auf Iblis, den Satan, d. i. die zornige und begierliche Seele *). Die vernünf-

*) النفس الناطقة القوّة الغضبية الشهوانية
Το θυμικον καὶ επιθυμητικον ψυχη λογικη

tige Seele habe wie der Leib Adams in dem Menschengeschlechte fortgeerbt, bis auf den heutigen Tag; sie sey unsichtbar, als eine geistige Lichtsubstanz, unbegreiflich den körperlichen Sinnen, aber sichtbar dem feinern Sehorgane der Seher und Propheten. Nach dieser Episode des Philosophen der Genien, fuhr der Papagey weiter fort, die Ansprüche des Menschen zu widerlegen: »mit »Künsten dürfe der Mensch nicht prahlen, denn hierin seyen die »Thiere seine Meister, er habe die Baukunst der Biene und dem »Biber, den Vögeln, die ihre Nester an die Bäume hängen, und »den Ameisen, welche unterirdische Bauten führen, abgelernet; »und alle diese Gebäude sechseckig und rund, ober- und unterir»disch führten sie auf ohne Maßstab und Lineal, ohne Zirkel und »Winkelmaß; so verhalte es sich auch mit der Webekunst, »worin die Spinne und der Seidenwurm die Lehrer der Menschen. »Selbst in der Erziehungskunst und Vorsorge für ihre Kinder »müssen die Menschen von den Thieren lernen: so theile das Weib»lein des Straußes ihre Eyer in drey Theile, wovon sie ein Drit»tel der Sonne aussetze, das andere in die Erde vergrabe, das dritte »ausbrüte. Sobald aus diesem die Jungen ausgeschloffen, zer»breche sie die Schaale der der Sonne ausgesetzten Eyer um die »Jungen mit der darin gesammelten Feuchtigkeit zu tränken, und »später grabe sie die in die Erde verscharrten Eyer aus, um die »Jungen mit den Ameisen und Insekten, wovon sie angefressen »wurden, zu nähren. Wo fände sich solche Vorsorge unter den »Weibern der Menschen? Die Weibchen der Thiere bedürfen keiner »Hebamme, um die Geburt zu erleichtern, und die Nabelschnur »abzuschneiden, keiner Salben und Latwergen, keiner Pulver und »Schlecke für die Kinder. Sie haben keine Meister und Lehrer »für dieselben nöthig, sondern seyen in dem Augenblicke, wo sie »dem Eye entschliffen, oder dem Nest entkriechen, auch aller ih»rer Sinne und Kräfte mächtig; was zur Ausbildung derselben »noch mangle, das trügen die Eltern mit vereinten Kräften bey, »ohne eines Hofmeisters oder Erziehers zu bedürfen. Was du »aber gesagt, o Mensch! sprach der Papagey weiter, von euren »Rednern und Dichtern, von euren Predigern und Richtern, u. s. w. »O! wenn ihr verstündet die Gespräche der Vögel, die Hymnen »der Grillen, die Betrachtungen der Frösche, die Homilien der »Nachtigall, die Elegien der Turteltauben, die Kriegslieder der »Hähne, die Prophezeyungen der Raben, die Familien-Gedichte »der Störche, die Warnungen der Eulen, die Verheißungen der »Bienen, und die übrigen Stimmen und Laute der Thiere: dann »würdet ihr erst wissen, welche Redner und Dichter, welche Phi»losophen und Prediger wir besitzen, und ihr würdet nicht mehr »mit den eurigen prahlen. Euer ganzer Vorzug besteht in Ver-

»leumdung und Trug, eure Astrologen führen Quadranten und »Horoskope mit sich, um die Unwissenden zu täuschen, um ihnen »das unaufgeschlossene Geheimniß des Mutterleibes und des Gra»bes, die Stunde der Geburt, oder den Tag des Todes zu verkün»den. Sie verkünden, was in fernen Gegenden, und nach Jah»ren geschehen soll, die Thoren! die blinden Seher *)! während »sie nicht wissen, was jetzt und in ihrem Hause geschieht. Die »Unwissenden, welche den Sternkundigen glauben, ohne den Herrn »der Gestirne zu erkennen; welche wähnen, daß die Begebenhei»ten der Welt durch die sieben Planeten und des Thierkreises ge»leitet werden, während sie Ihn den Schöpfer und Leiter, und »den Bildner und Lenker der Sphären nicht erkennen. Dränger »und Tyrannen glauben aus dem Laufe der Sterne den Lauf des »Schicksals und der Weltbegebenheiten zu lernen; so wollten »Nimrod und Pharao durch Kindermord die vorher verkün»digte Sendung von Abraham und Moses verhindern. So »werden die thörichten Menschen verleitet, zu glauben, sie könnten »in die Räder des Schicksals eingreifen, und den unabänderlichen »Lauf vorher bestimmter Ereignisse hemmen« Hier machte der Papagey eine Pause, und der König der Genien gab ihm vor der ganzen Versammlung seinen Beyfall zu erkennen, dann fragte er ihn weiter um den Zweck und die Mittel aller Weissagungskünste, sey es aus dem Vogelfluge, den Gliederzuckungen, den Sandfiguren, aus dem Wurfe von Stäben oder Würfeln, aus den Linien der Schultern oder der Hände. Der Papagey belehrte den König, daß mit Gottes Hilfe es wohl möglich sey, aus gewissen Zeichen, als Vorboten der Begebenheiten, den künftigen Lauf derselben zu erkennen, keineswegs aber denselben abzuändern, und höher als die Sphären und Sterne stehe der Schöpfer und Bildner, der Lenker und Leiter desselben, der Herr des Schicksals, der allerhöchste, alleinige Gott.

»Was endlich eure Philosophen, eure Logiker, Dialektiker »und Metaphysiker betrifft, so sprechen dieselben wider euch und »nicht für euch.« Wie so? fragte der Mensch; »weil sie euch »verführen, fuhr der Papagey fort, von dem geraden Pfade, und »von dem Wege des Gesetzes durch den Widerspruch ihrer Meinun»gen und Systeme. Einige von ihnen glauben an die Priorität »der Welt, andere an die der Materie, und andere an die der »Form. Einige nehmen zwey, andere drey, vier, fünf, sechs »und sieben Grundursachen an, und andere halten die hervorbrin»gende Ursache und das hervorgebrachte Produkt für Eines und

*) Προγνωςικοι τετυφλωμενοι.

Mark Aurel.

»dasselbe. Einige beweisen die Unendlichkeit, und andere die End»lichkeit aller Dinge. Einige lehren die Unsterblichkeit der Seele, »und andere bestreiten dieselbe; Einige halten sich blos an die »Vernunft und ihre Beweise, und andere gehen blos empirisch zu »Werke; so zanket und streitet ihr euch um eure Meinungen und »Lehren, während wir alle nur Einen Weg und nur Eine Lehre ver»folgen. Wir preisen Gott den Einigen, dem wir keinen seines »Gleichen setzen, Morgens und Abends; wir wünschen Nieman»den Böses, und erheben uns nicht über die Geschöpfe Gottes; »wir sind zufrieden mit dem was Er uns beschieden, und unter»werfen uns seinen Geboten, ohne zu fragen, warum und wie »hat er dieß gemacht? Und vollends eure Mathematiker und Meß»künstler, die sich den Kopf mit Beweisen aller Art befassen, und »darüber das Eine, was zu wissen Noth ist, außer Augen lassen. »Sie sinnen die Entfernungen und die Größen zu bestimmen, die »Welten und die Wendekreise zu erklimmen, die Meere zu ergrün»den, und den Flächeninhalt der Wüsten zu finden; sie lehren, wie »die Himmel aufeinander liegen, und was die Sonne und Fix»sterne wiegen, und bey allen dem kennen sie nicht einmal die Ele»mente und die Zusammensetzung ihres eigenen Körpers, das »Wesen ihrer Nerven und ihres Gehirnes, die verdauende Kraft »ihres Magens, und die bewegende ihrer Muskeln. Kurz sie ken»nen sich selbst nicht, wiewohl die Kenntniß seiner selbst die erste »Bedingniß alles Wissens, und der leitende Pfad zur Erkenntniß »Gottes ist; denn wie der Prophet gesagt: wer seine Seele »kennt, erkennt seinen Herrn. Was eure Aerzte betrifft, »so sind dieselben, bey meinem Leben! nothwendig, das eurige »zu fristen, so lang ihr eure nimmersatten Bäuche, und eure gie»rigen Gurgeln behaltet, die euch alle eure Krankheiten und »Schmerzen zuziehen; bey allen dem ist die Wissenschaft eurer »Aerzte um nichts sicherer, als die eurer Astrologen, indem wie »diese weder Glück noch Unglück herbey zu führen, jene das Leben »zu erhalten, oder den Tod zu verhindern nicht im Stande sind; sie »vermehren nur die Pein der Kranken durch ihre Anordnungen, »und verhindern sie der Stimme der Natur zu gehorchen, wodurch »sie schneller und leichter als durch ihre Arzneyen genesen würden. Wir »Andern bedürfen weder der Aerzte noch der Astrologen, indem »wir tagtäglich einfache Nahrung genießen, und tagtäglich in un»ser Schicksal ergeben fortleben, ohne uns mit Forschungen in die »Zukunft abzugeben. Gar keine Ursache habt ihr stolz zu seyn auf »eure Bauern und Handwerker, die sich mit arbeitsvollen Händen »und leerem Magen den ganzen Tag hindurch ermüden und plagen. »Sie bauen Häuser die sie nicht bewohnen, und pflanzen für An»dere Reiser aus anderen Zonen. Eure Kaufleute und Wechsler

»sinnen nur Gewinn und Geld, und vergessen über dieser jener »Welt. Sie gönnen sich keinen Augenblick Rast noch Ruhe, um »zu füllen den Laden und die schwere Truhe; vergönnen nichts den »Freunden und Verwandten, viel weniger den armen Unbekann»ten; sie raffen und sparen beständig zusammen, bis dann auf »einmal das ganze Vermögen aufgeht in Fluten oder Flammen; »dann bleiben sie in der Welt, allein mit ihrem Kummer und ohne »Geld; ohne mit wohlthätigen Gaben Witwen oder Waisen er»freuet zu haben; sie verschwenden das Leben, und erkennen nicht, »daß sie das Kapital für die Zinse hingeben; sie verlieren ihre »Seele in diesem Wust, und dieses ist doch augenscheinlicher Ver»lust. Sprecht mir nicht von großmüthigen Reichen, die sich die »Wohlthäter ihrer armen Unterthanen dünken, indem sie das Gut »und Habe derselben fressen, und ihnen den letzten Pfenning aus»pressen: am wenigsten aber dürft ihr euch blähen mit euren »Schreibern und Beamten; wie mögt ihr stolz seyn, auf diese Bö»sewichter die verdammten, denen alle Mittel und Wege zu Ge»bote stehen, die durch Einsicht und List besser und schärfer als An»dere sehen; die mit einer Hand schöne Worte und runde Perio»den schreiben, und mit der anderen von Haus und Hof euch trei»ben. Am meisten sind eure Einsiedler und Frommen zu hassen, »die sich blos mit dem Scheine der Heiligkeit befassen; die sich »Speise und Trank verwehren, aber dafür des Nächsten Weib »und Haus begehren; die von Fasten und Wachen ganz erblassen, »und dafür so stärker und giftiger hassen. Wie soll ich erst eurer Gesetz»und Gottesgelehrten erwähnen, die beständig die Stimme der »Vernunft und das Wort Gottes verhöhnen; die bald was Gott »und die Vernunft geboten, verbieten, und bald was sie verbo»ten, gebieten; welche die Schrift und die Satzungen beständig »verdrehen, und nur nach Sporteln und Pfründen spähen; eurer »Sachwalter, deren jeder spricht, wie man ihn besticht; eurer »Richter, die sich nach dem Sinne des Herrschers richten, und »dem Gesetz den Willen des Drängers andichten, wenn es nur ih»nen wohlergeht, und ihr Wanst sich auf einem schön gesattelten »ägyptischen Maulthier bläht. Und nun endlich eurer Chalifen »Majestät, die ihr für Nachfolger der Propheten ansehet, die sich »alles erlauben, euch eure Weiber und Kinder rauben, sich mit »eurem Blute bereichern, und die Frucht eures Schweißes, wenn »ihr verhungert, aufspeichern. Aus Gier nach Herrschaft und nach »Macht werfen sie ihre eigenen Verwandten in des Kerkers Nacht, »rauben ihnen das Leben, oder wenigstens das Gesicht, und »scheuen sich vor Gott und seinen Geboten nicht. Sind dieses wohl »Handlungen der Edlen und Freyen, die sich der Herrschaft und

»uns der Knechtschaft zeihen? Alles dieses beweiset für euch nicht, »Gott gehe mit euren und unseren Sünden nicht ins Gericht!«

Als der Papagey geendet, fiel dem König der Genien ein Holzwurm auf, der aus dem Holzstaube, den er gesägt und herausgebohrt hatte, mit dem Kitt seines Speichels ein Gebäude aufführte. Um seine Neugier zu befriedigen, woher dieses kleine unangesehene Thier diesen Mörtel und diese Baukunst nehme, stellte er eine Frage an die Versammlung, deren Beantwortung erst durch die Menschen, dann durch die Grille, eine Reihe lehrreicher Bemerkungen und philosophischer Betrachtungen enthält, deren Resultat dahin geht, daß Wissenschaft und Kunst, Stärke des Genies und Characters nicht an die Größe und Schönheit der Gestalt gebunden sey.

Der König fragte die Menschen, ob sie noch weiter etwas vorzubringen hätten? Ja, sagte einer ihrer Gesandten: die Einheit unserer Gestalt uud die Mannigfaltigkeit der Thiere; denn die Einheit ist der Character der Herrschaft, so wie das Mannigfaltige der Character der Unterwürfigkeit. Hierauf antwortete der Gesandte der Singvögel (Hesar): Die Mannigfaltigkeit liegt in unserer Gestalt, die Einheit aber in unserer Seele, während die Menschen umgekehrt nur in ihrer Gestalt, aber nie in ihrer Seele Eins sind, wie dieses aus der Verschiedenheit ihrer Sekten und Schulen, ihrer religiosen und politischen Meinungen erhellet. Da gibt es unter ihnen Juden und Christen, Sabäer und Magier, Götzen- und Feuerdiener, Anbeter der Sonne und der Sterne u. s. w., und selbst die einzelnen Religionen zerfallen wieder in so viele Sekten, wie z. B. die Juden in Essener und Pharisäer; die Christen in Nestorianer, Jakobiten und Melkiten; die Magier in die Sekten der Anhänger der Lehre des Soroasters, in die Serwani, in die Haremi, in die Masegi, in die Manewi, in die Behrami, in die Herren der Biene, in die Weisani, und in die Sumani oder Samani *)

*) زرادشتي زرواني حرمي مزكي مانوي بهرامي ارباب النّحل ويصاني سمني Diese Aufzählung von neun verschiedenen Sekten der alten persischen Religionslehre, die man bisher so oft für Eine annehmen, und aus den Sendbüchern erschöpfend erklären wollte, ist von der höchsten Wichtigkeit für die älteste Geschichte der Religionen. Sieben derselben finden sich auch in dem großen Werke Makrisis, aus welchem sie in der Geschichte der Assassinen (bey Cotta 1818) Seite 37 aufgezählt sind, nämlich: 1) die Kejumerßier von

Eben so sind die Moslimen in nicht weniger als in zwey und siebzig Sekten getheilt, während wir nur einen Herrn, und nur eine Religion anerkennen. Der Perser erklärte hierauf, daß die verschiedenen Religionen nur so viele verschiedene Wege seyen, welche zu Einem Ziele führten, und auf den ihm gemachten Vorwurf der Religionskriege antwortete er, daß demselben nie wirklich die Religion, sondern immer die Herrschaft zum Grunde liege; denn wie das arabische Sprüchwort sehr wahr sage: Glauben und Reich seyen Zwillinge; und die vielen Religionskriege

---

Kejumers dem ersten Menschen oder Urstiere also genannt; 2) die Serwani, d. i. die Bekenner der unendlichen Zeit als des alleinigen Ursprungs aller Dinge; 3) die Serduschti, d. i. die Anhänger des Soroasters, des Reformators der alten Lehre; 4) die Senewi, d. i. die eigentlichen Dualisten; 5) die Manewi, d. i. die Manichaeer; 6) die Farkuni, eine Art von Gnostikern; 7) die Masdegi, politische Nivelleurs. Bey Gegeneinanderhaltung dieser beyden Aufzählungen sieht man, daß die Sekten Serduschti, Serwani, Masdegi oder Masdegi und Manewi beyden gemein, die anderen aber verschieden, und einige der hier im Texte angeführten bisher ganz und gar unbekannt sind. Es läßt sich indeß besonders nach dem, was in dem vorigen Bande dieser Jahrbücher Seite 112 über das Mithrasopfer, als das Opfer des ersten Menschen und Urstieres Kejumers gesagt worden, mit einigem Grunde vermuthen, daß die Kejumerßi die eigentlichen Bekenner der Mithraslehre gewesen seyen, und vielleicht waren die Herrn der Biene ein Zweig derselben, welche den Ursprung der (weissagenden) Bienen aus dem Urstier (nach der von der späteren Zeit dem Aristaios zugeschriebenen Mythe) lehrten. Die Sumani oder Samani sind augenscheinlich die Bekenner des Gottes von Sumenat, welcher kein anderer als Saman oder Buda war. Es lassen sich in denselben die Samanaer der Griechen eben so wenig verkennen, als in den Waisanis die heutigen Waisnawis oder Anbether des Wischnu; und diese Zusammenstellung in dem Werke eines alten arabischen Philosophen, ist ein neuer Beweis für die ursprüngliche Einheit der ältesten Religionslehre Indiens und Persiens. Da die Samanäer, welche auch Germanen hießen, (S. Strabo. Geog. XV. Clemens Alex. Strom. l. I. Porphyr. de abstinentia IV. 517.) ihren ersten Namen von der Verehrung des Saman oder Samonoccodom des östlichen Indiens erhielten, dieser aber kein anderer als der Buda, der Halbinsel am Ganges, der Wodan der Skandinaven, der Taut der Aegypter und Syrer und der Teutates der alten Teutschen ist; so geht aus dieser mythologischen und etymologischen Zusammenstellung ein neues Licht auf über das wahre Stammland der Germanen aus Transoxiana (wo ehemals der Hauptsitz der Samanäer war, und das laut Mirchond Dschermania hieß), und über die wahre urstämmliche Schreibart des Namens der Teutschen.

seyen auch zum Theil aus einer verkehrten Auslegung eines allen Religionen gemeinen Gebotes entstanden, welches dem Moslim wie dem Christen, dem Mager mit Brahmanen befehle, ihre Seelen zu tödten; dadurch seyen aber freylich nur Bußübungen und Abtödtungen der Sinne, und nicht Geistesmord und körperlicher Todschlag zu verstehen. Hierauf stand der Inder auf, und begann die Aufzahlung der verschiedenen Völker der Erde nach der Verschiedenheit der Himmelsstriche, Menschen, Arten und Sprachen; aber dieser wohlberedeten und prächtigen Musterung setzte der Frosch eine noch glänzendere der verschiedenen Thiergeschlechter in den vierzehn Meeren, siebenhundert Flüssen, in den großen Gebirgen und Wüsten der Erde entgegen, so daß auch in dieser Hinsicht die Menschen von den Thieren übertroffen würden. Der Philosoph der Genien bemerkte, daß sowohl der Inder als der Frosch, der Genien, Geister, Engel und Dämonen vergessen hätten, von welchen die Sphären und Himmel bevölkert, und in deren Vergleich die Menschen und Thiere nur die kleinste Anzahl von Geschöpfen seyen. Der König der Genien forderte die Menschen nun noch einmal auf weitere Beweise der Herrschaft vorzubringen, wenn sie deren hätten. Da stand der Araber, der Redner Mekka's und Medina's auf: »Ja, König wir haben deren. Es sind die Verheißungen der Auferstehung aus den Gräbern, der Rechenschaft »am jüngsten Tage, des Eingehens in die ewige Seligkeit, und »der Freuden des Paradieses, des Baumes und des Quelles des »Lebens, der vier Paradieses-Flüsse aus Wasser, Wein, Milch »und Honig, der Lusthäuser und schwarzäugigen Huris, die uns »in siebenhundert Versen des Korans verheißen worden. Dafür« fiel der Gesandte der Singvögel ein, »sind euch darin eben so viele »Strafen und Peinen der Hölle angedroht, als Freuden des Paradieses verheißen; die Peinen des Feuerpfuhls des Rauchqualmes, des siedenden Peches, und des geschmolzenen Metalles, »der Genuß der Früchte des Höllenbaumes, und der beständige »Umgang mit Peinengeln und Teufeln, kurz jeder Verheißung »folgt die Drohung auf dem Schritte nach, während wir andere »Thiere ohne Verheißung und ohne Drohung den Geboten des »Herrn nachleben.« Wie? fragte der Araber endlich, wie könnt ihr euch mit uns vergleichen, die ihr vergänglich seyd mit euren Leibern, während unserer Seele die Unsterblichkeit zugesichert ist, in alle Ewigkeit hin; mit uns, zu denen der Herr durch Propheten gesprochen, und uns das Höchste geoffenbaret hat. Da riefen auf einmal mit lauter Stimme zugleich die Abgesandten der Thiere und die Beysitzer der Genien: »Nun habt ihr recht, und was ihr sagt ist »ächt, denn wider Unsterblichkeit und Offenbarung sind alle andern Vorzüge schlecht.« Auf diesen durch die Wahrheit abgedrun-

genen allgemeinen Ausruf entschied der König der Genien den Streit zu Gunsten des Menschen, befahl den Thieren Unterwürfigkeit gegen den Menschen, und empfahl diesen die gütige Behandlung der ihm unterworfenen Thiere.

Der Verfasser beschließt sein Werk mit der folgenden Anrede an den Leser: »Und du, o Bruder! wisse für gewiß, daß die Eigenschaften, womit der Mensch vor dem König der Genien den »Thieren stets obsiegte, ein Resultat der Kenntnisse und Wissenschaften sind, die wir in ein und funfzig Abhandlungen niedergeleget haben; eine derselben ist die vorliegende, in der wir nicht für »Kinder gefabelt, sondern unter der Hülle der Thiersprache höhere »Wahrheit und Ermahnung verborgen haben. Gott der Herr, o »Brüder! mache euch den Sinn derselben begreiflich, Er eröffne »euer Herz, erleichtere eure Brust, und erleuchte euer Aug, damit »ihr die Geheimnisse verstehet, und in euren Handlungen auf den »Wegen seiner Auserwählten gehet.«

Joseph v. Hammer.

Art. VIII. 1. Essai sur les Médailles antiques des îles de *Cephalonie* et *d'Ithaque*: par *C. P. de Bosset* L. S. Colonel au service de Sa Majesté Britannique. *Londres* pour *Longman*, *Hurst*, *Rees*, *Ormes* et *Brown* MDCCCXV. 4to. 30. S. 5. Kupfertafeln mit Münzen.

2. Sopra le Medaglie antiche relative alla confederazione degli Achei. dissertazione di Domenico *Sestini* R. Antiquario di S. A. I. e. R. il Granduca di *Toscana*, professore onorario dell' I. e. R. università di *Pisa* e socio di più accademie. *Milano* presso *A. T. Stella* e Compagni. MDCCCXVII. In 4to. 44 S. und 3 Kupfertafeln mit Münzen: Eine durch Bogenanzahl nicht bedeutende Abhandlung, die aber ihren Gegenstand erschöpft.

1. Wenn eine Wissenschaft ein so wohlgeordnetes Hauptwerk schon besitzet, wie es die alte Numismatik an Eckhels Doctrina Numorum Veterum hat, sind Monographien das Erwünschteste, weil sie Leben in die einzelnen Theile bringen. Der Verfasser, ein geborner Schweizer, hatte durch mehrere Jahre die Oberleitung und Verwaltung der genannten Inseln (Nachrichten zufolge, die dem Ref. mitgetheilt wurden, ist ihm dieselbe aufs neue übertragen) und machte sich damals nebst andern Gegenständen besonders um die Verbesserung der alten und Anlegung neuer Straßen sehr verdient. Das vorliegende Werkchen ist die Frucht seines längeren Aufenthaltes auf diesen Inseln, und enthält die bis jetzt vollständigste Angabe aller bekannten alten Münzen derselben. Wir werden aus dieser mit brittischer Eleganz gedruckten Schrift das Merk-

würdigste ausheben, und gelegenheitlich unsere Bemerkungen beyfügen.

Der Verf beginnt mit Cephallenia, der größten und bevölkertesten unter den Jonischen Inseln, obschon von neueren Reisenden weniger besucht, vielleicht weil ihrer in den alten Classikern seltener Erwähnung geschieht; obschon der Hafen dieser Insel, einer der größten und sichersten des mittelländischen Meeres, gewiß schon frühe die Aufmerksamkeit der Schiffer auf sich zog. — Münzen sind beynahe die einzigen noch übrigen historischen Monumente dieser Insel; zu ihrer Betrachtung wollen wir auch übergehen:

Sehr recht bemerkt der Verf., daß nicht jede alte Münze, worauf ein Widderkopf vorkömmt, sogleich unter Cephallenia zu reihen sey, und daß die Münzen der Stadt Cephalodium in Sicilien oft mit denen unserer Insel verwechselt wurden; aber wenn der Verf. im weiteren Verfolge auch die Münze, welche Neumann (Populorum et reg. numi veteres inediti P. II. tab. 12.) der Stadt Pronos auf unserer Insel zuschreibt, dafür nicht anerkennen will, weil ihm bey seinem längeren Aufenthalte auf der genannten Insel und bey wiederholten Nachgrabungen keine ähnliche vorkam, so können wir dieser Behauptung des Verfassers nicht sogleich beytreten, da auch erstere Annahme ihre Gründe für sich hat.

Wie bekannt, leitet man den Namen der Insel von Cephalus ab, der sich, nachdem er unglücklicherweise der Mörder seiner Gemahlin Procris geworden, von Athen hierher flüchtete. Die Münzen bestätigen diese Sage vielfältig; bald ist es der sitzende Jäger selbst mit beygeschriebenem Namen *ΚΕΦΑΛΟΣ*, bald sein Jagdgefährte der unermüdliche Hund Lälaps, bald, um auf seine Herkunft von Mercur und der Herse anzuspielen, der Widder, den sie vorstellen: und gewiß haben wir in den weiblichen Köpfen der Vorderseite, die sich nicht als bestimmte Ceres ankünden, auch das Bild der unglücklichen Procris.

Der Verf. bemerkt, daß die Münzen mit *ΚΕΦΑΛΟΣ*, wegen der Buchstaben *ΠΑ*, die man auf gut erhaltenen Stücken deutlich erkennt, in der Stadt Paläa (Altenburg) geprägt worden. Die Bemerkung ist vollkommen wahr, aber nicht neu; denn Eckhel sagt dasselbe, obschon es scheint, als ob der Verf. ihn bestreiten wollte.

Cephallenia kam nach Beendigung des ätolischen Krieges unter römische Oberherrschaft; man kennt aber bis jetzt noch keine Kaisermünze von dieser Insel, obschon man deren z. B. von dem benachbarten Zacynthus hat.

In einem am Schlusse beygefügten Verzeichnisse liefert nun der Verf. die Beschreibung aller ihm bis jetzt bekannten Münzen

von Cephallenia und Ithaka (die vorzüglichsten sind in Kupfer gestochen); wir heben einiges heraus:

Paläa. 7. Tête de femme coëffée d'un bonnet, à gauche dans le champ [A].

)(Pegase volant, à gauche, au dessous Q. Æ. 3 f.

Diese Münze wird man allgemein unter Syracusä eingereihet finden; der Verf. entscheidet wegen des Monogramms für Paläa: um so mehr ist es zu bedauern, daß der Verf. die niedliche kleine Goldmünze bey Hunter tab. XLI. Nro. 1. Caput imberbe galeatum (Palladis) ad d.)(*ΠΑ* in monogrammate. Noctua stans ad d. wegen desselben Monogramms seinem Verzeichnisse nicht beyfügte. — Nach Panormus gehört diese Hunterische Münze gewiß nicht; für Paläa erklärte sich schon Neumann in einer seinem Exemplare von Hunter beygeschriebenen Anmerkung.

8. Un bélier, à gauche dans le champ *Π*.

)(. Un épie dans une aire carrée en creux. Æ. 3 f. war bisher unbekannt.

10. Un épie, dans le champ *Π.* A.

)(. Un gouvernail; dans le champ un dauphin et un fer de lance. Æ. 3 f.

Aus der Sammlung des Obersten Leake; die Münze ist überprägt, man sieht noch Reste des ersteren Gepräges, und die Aufschrift *ΦΙΛΙΠΠ.*

17. Tête casquée de Pallas de face)(. Couronne de laurier, au milieu *Π.* Æ. 3 f. bisher unbekannt.

Cranium. 31. Tête de face (Marque) tirant le langue)(triquetre dans un angle de laquelle sont les lettres KPA. Æ. sehr klein, und bisher unbekannt.

33. Homme nu, debout, tenant une lance de la main gauche)(Le monogramme [monogram]. AE 3 f.

Das Monogramm enthält die Buchstaben APK, man reihte diese Münzen bisher unter Arcadien, aber das Monogramm spricht, umgekehrt gelesen, auch für Kranium.

36. Tête de boeuf de face)(la lettre K. AE. 3 f.

Bisher legte man diese Münzen nach Carystus Euboä — es wird sich entscheiden, ob Cranium ein größeres Recht darauf habe.

38. Tête de boeuf de face)(la lettre H. AE. 3 f.

Diese Münze gehört nicht hierher, sondern nach der Insel Zacynthus, das anscheinende H ist ein liegendes Z ⌶ und findet sich häufig so auf den Münzen der genannten Insel.

Pronos. 56. Tête d'homme jeune, à gauche. *ΧΙΙΡΩΝ-ΝΩΝ*, une massue. Æ. 3 f. Sehr niedliches Münzchen, bisher unbekannt.

Ueber die Insel Asteris hat der Verf. Untersuchungen angestellt: er tritt der Meinung des Herrn Gell bey, welcher diese uralte Insel in dem heutigen Vorgebirge Chelia von Cephallenia zu erkennen glaubt: ob die Münze, welche Eckhel der Insel Asteris zuschrieb, wirklich dahin gehöre, läßt Hr. de Bosset unentschieden

Merkwürdig sind die kleinen Silbermünzen, die der Verf. auf der letzten Tafel in Kupfer gestochen mittheilt, und dem berühmten Delphi zuschreibt, eine Sache, die für sich viel Wahrscheinlichkeit hat, und wozu noch der wichtige (und dem Ref. auch von anderen Reisenden, die im Besitze ähnlicher Stücke waren, bestätigte) Umstand kömmt, daß sie an Ort und Stelle selbst gefunden worden: sie haben auf der Vorderseite einen Widderkopf, und auf der Rückseite das Cranium eines Ochsen zwischen zwey kleinen Fischen, oberhalb sind die Buchstaben *ΔΑΛ* auf anderen *ΔΕΛ*; die zweyte noch kleinere Gattung stellt auf der Vorderseite einen Mohrenkopf, vor und auf der Rückseite ein viergetheiltes Feld.

2. Nach einer kurzen Einleitung über den Achäischen Bund, (zu dessen Grundgesetzen wie bekannt auch gehörte, daß alle Bundesstädte sich der nämlichen Gewichte, Maße und Münzen bedienten. Polyb. hist. l. 11. c. 37); über seinen Ursprung, Ausbildung und gewaltsame Auflösung durch die Römer — durchgeht der Verf. in alphabetischer Ordnung alle Städte von denen wir solche Bundesmünzen besitzen.

Wie Eckhel, erkennt auch Hr. Sestini mit Ausschluß der kleinen Silbermünzen, welche auf der Vorderseite mit dem Kopf des Jupiter, und auf der Rückseite mit dem Monogramm X (Anfangsbuchstaben des Namens der Achäer) bezeichnet sind, bloß die Kupfermünzen mit der bekannten Vorstellung des stehenden Jupiters, und auf der Rückseite der sitzenden weiblichen Figur mit dem jedesmaligen Namen der Stadt und dem Beysatze *ΑΧΑΙΩΝ* — für achäische Bundesmünzen: vielleicht mit einigem Unrechte, da die genannten silbernen wohl dieselbe Bestimmung hatten; wenn es gleich nicht rathsam wäre, wie man es versucht hat, aus den häufig darauf vorkommenden Monogrammen, die einzelnen Städte entziffern zu wollen.

Die Reihefolge der achäischen Bundesstädte, wie wir sie dem so sehr bereicherten und vervollkommneten Verzeichnisse des Hrn Sestini verdanken, ist folgende. Vortrefflich ist der Grundsatz, den der Verf. dabey befolgte, so wenig als möglich lacedämonische Städte anzunehmen, da dieses der achäischen Sache niemals recht beytrat, und wenn also bey gleichnamigen Städten die Wahl zwischen Lacedaemon und anderen Provinzen des Peloponnesus frey blieb, sich immer lieber für letztere zu entscheiden.

Achaei. Hierher rechnet der Verf. mit vielem Rechte die beyden von Eckhel und Haym bekannt gemachten Münzen mit den Magistratsnamen *ΑΝΤΑΝΔΡΟΣ* und *ΑΡΓΕΙΑΣ*. Letzteres deutete man unrichtig auf Argos: es ist ein bloßer Magistratsname.

* *Aegira* Achaiae in dem Cat. Mus. Hedervarii P. I. p. 161. tab. XV. Nr. 339 schon beschrieben und gestochen, aber beydes unrichtig.

* *Aegium Achaiae* in dem genannten Werke P. I. p. 167. tab. XVII. fig. 377. als *ΑΡΓΕΙΩΝ* bekannt gemacht.

Alce Arcadiae, eine der gestochenen Münzen dieser Stadt führt als notam incusam das Monogramm ⳩ wovon wir bey Cranium sprachen, und dessen eigentliche Deutung jetzt streitig gemacht wird.

Antigonia Arcadiae, früher Mantinea genannt.

Arca Arcadiae.

* *Asine* Argolidis und nicht Lacedaemonis wie es in dem angeführten Cataloge (P. I. p, 166. tab. XVII. Nro. 370) erscheint — aus oben angegebenem Grunde.

* *Caphya* Arcadiae.
Carinaea Achaiae.
* *Cleone* Argolidis.
* *Corinthus* Achaiae.
Corone Messeniae.
* *Epidaurus* Argolidis.
* *Eua* Arcadiae
* *Hermione* Argolidis.
* *Megalopolis* Arcadiae, bis jetzt die einzige in dem k. k. Cabinete.
Megara Atticae.
Messene regio et urbs.
* *Pagae* Atticae.
* *Pallanteum* Arcadiae.
* *Pellane* oder *Pellene* Achaiae.
* *Phiala* Arcadiae, als nota incusa sieht man auf dieser Münze den gewöhnlichen messenischen Typus eingeprägt.

* *Phlius* Achaiae. Hierher rechnet Hr. Sestini auch die von Eckhel unter Psophis Arcadiae bekannt gemachten Münzen, auf welchen nach Hrn. Sestini *ΦΑΙΑΣΙΩΝ* statt *ΨΩΦΙΣΙΩΝ* zu lesen ist. Eckhel selbst trug seine Lesart nur zweifelnd vor, und die Schrift auf dem in der k. k. Münzsammlung aufbewahrten Stücke ist auch so wenig deutlich, daß sich daraus nichts mit Bestimmtheit behaupten läßt.

Sicyon Achaiae.
* *Stymphalus* Arcadiae.
Tegea Arcadiae.
Thissoa Arcadiae.

So bieten sich bey diesen Münzen Geschichte und Numismatik freundschaftlich die Hände, und unterstützen sich gegenseitig,

---

Die mit einem Sternchen bezeichneten Städte fehlen in dem Verzeichnisse der achäischen Bundesstädte bey Mionnet, tom. 2, p. 161.

und immer mehr beurkundet sich das hohe Verdienst der alten Münzen, die treuesten Belege der Geschichte ihrer Zeit zu seyn.

Das kleine Werk ist dem ungrischen Herrn Grafen Wiczay, dem gepriesenen und preiswürdigen Besitzer einer der reichsten und gewähltesten Sammlungen antiker Münzen von dem Verf. aus Dankbarkeit geweiht.

Die Beygabe der Kupfertafeln ist dankenswerth, obschon der Stich gar nicht ausgezeichnet zu nennen ist.

Ref. beschließt diese Anzeige zweyer interessanter Schriften der Münzkunde, mit einer den Schätzern dieser Wissenschaft vielleicht nicht unwillkommenen Betrachtung. Bis jetzt sind noch immer die Münzen der Stadt Cydonia Cretae mit der Aufschrift *NETANTOΣ EΠOIEI*, welche von Frölich und Eckhel aus der k. k. Sammlung bekannt gemacht wurden, die einzigen in dem ganzen Gebiete der alten Numismatik, welche den Namen des Künstlers und Stempelschneiders enthalten; die Münze einer anderen Stadt derselben Insel (Aptera, bey Mionnet Descript. des Médailles P. II. p. 261), welche bey einem ähnlichen weiblichen Kopfe mit sehr kleinen Buchstaben den Namen *ΠΤΘΟΛΣ* enthält, erregte zuerst bey dem Ref. die Vermuthung, daß dieses wohl auch ein Künstlername seyn dürfte; ohne aber jetzt bey dieser Münze länger zu verweilen, oder die Bemerkung für etwas mehr als sie wirklich ist, eine bloße Vermuthung nämlich, geben zu wollen, erlaubt er sich auf einige Großgriechenländische und Sicilianische antike Münzen aufmerksam zu machen, welche dieser Ansicht vielleicht mehr Eingang verschaffen dürften. Die k. k. Sammlung besitzt eine herrliche Silbermünze von Syracus auf der Vorderseite mit dem gehelmten Kopfe der Pallas (auf der Rückseite die Quadriga), auf dem Helme der Pallas ist mit sehr kleiner Schrift *ETKΛEIΔIA*. — Torremuzza hat tab. LXXII. 2. einen prächtigen Medaillon eben dieser Stadt, auf der Kopfbinde des weiblichen Kopfes steht *KIMΩN* (auch auf dem prächtigen Silbermedaillon mit dem Kopfe der *ΑΡΕΘΟΣΑ* ist auf der Stirnbinde dieser Name l. c, Nr. 5.). Derselbe Name steht l. c. Nro. 1 unter dem Kopfe auf einem der umgebenden Fische: auf der Kopfbinde selbst ist ein bloßes K wie bey Hunter tab. 52. Nro. IX. — auf denselben Stellen steht bey Hunter l. c. Nro. XIV. EVMHNOV ein Name der sich bey anderen Münzen wieder unter dem Kopfe vorfindet, wie z. B. bey Torremuzza l. c. Nro. 8. — bey Hunter tab. 61. Nro. XVIII. XIX. findet man auf zwey Silbermünzen von Velia auf dem Helme des Pallaskopfes selbst mit sehr kleinen Schriftzügen die Namen *ΕΛΕΤΔΟΡΟΤ* und *ΦΙΛΙΣΤΩΝ* — es wäre leicht mehrere Beyspiele zu häufen; wie wird man diese angegebenen Namen erklären?

Für Magistratspersonen scheint der Scherz des halben Verbergens, welcher bey der Stellung dieser Namen scheint Zweck gewesen zu seyn, nicht sehr schicklich; dafür hingegen, daß es Künstlernamen sind, bürgt der Gebrauch unserer Zeiten, wo man die Namen der Künstler an ähnlichen Orten findet; die Entscheidung mag aber nun ausfallen wie sie wolle, bey manchem dieser prächtigen Silberstücke, die dem Auge ein vollendetes Kunstwerk im Kleinen darstellen, verlohnte es sich wahrhaftig, den Mann wenigstens dem Namen nach zu kennen, dem man einen so reinen Genuß verdankt.

Art. IX. Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol, von Heinrich Seel, Kreissekretär in Kempten. (München, bey Lentner, 1817. in 8. mit historischen Titelkupfern und Vignetten von Mettenleitter.) I. Band. 225 S. und 28 S. Vorbericht. II. Bd. 359. III. Bd. 416 S.

Censor und Recensent, haben bey einem neu in die Welt tretenden Werke, beynahe eine nicht viel minder wichtige Rolle, als der Verfasser selbst, leider oft eine noch wichtigere. — Der Censor (es ist nicht zum erstenmale, daß diese Wahrheit ausgesprochen wird, und sie kann es nicht zu oft werden) muß das Gute, was er in dem seiner Prüfung anvertrauten Werke findet, nicht allein mit offenem Sinn erkennen, sondern auch mit freyem Mannesmuth, mit stetem Rückblick auf jenes goldene: »ubi plurima nitent, non ego paucis offendar maculis!« vertreten. — Er muß nicht mit jener Superfeinheit, welche die Dachse und Maulwürfe freylich oft den Nachstellungen ihrer Feinde verbirgt, aber im Staat und im Heer allzuoft das Schönste und Höchste im Keime erstickt, nur darob grübeln, wie er für jeden Athemzug ein bedeckendes Papier aus der Tasche ziehen möge, sondern wenn es gilt, sich frey hervorstellen an jedes wahrhaft verdienten Schriftstellers Platz. — Er darf aber auch seine tutorische Amtsrolle nicht mit der freyen, literarischen des Recensenten und der Leser verwechseln, deren verständige Wißbegierde das Feuer vorstellt, das die in keinem Buche fehlenden Schlacken läutert, aber das Edle stählt und behält!

Am wenigsten darf kleinliche Scheelsucht und unduldsamer Brodneid den Recensenten abhalten, jedes reife Verdienst laut und hoch zu rühmen, jedes aufkeimende liebevoll zu hegen und zu pflegen; aber auch das angemaßte zu entlarven, und das Machwerk der »*quicquid* scripsere *beati*,« die nur der magister artis, ingeniique largitor venter« angetrieben hat, das sich

folglich gar nie zum ächten Verdienst emporschwingen wird, gleich Anfangs auf seinen gehörigen Werth zurück zu führen, damit der erste Verdruß besser sey als der letzte. Denn wo glücklicherweise, wie bey Uns, immer noch mehr gefühlt und gehandelt, als gelesen und gerechnet wird, da ist es eine doppelt heilige Pflicht, es dem Mittelmäßigen mit aller Härte zu wehren, daß es nicht den Rang des Hohen und Gemeinnützigen, daß das Erbärmliche nicht jenen des Mittelmäßigen usurpire: denn würde auch in der literarischen Republik nimmermehr unterschieden, zwischen schaffender und entdeckender Kraft und zwischen der Ohnmacht, die immer spornstreichs nach den Prioren rennt, und mit ihrer Herrlichkeit am Berge steht, wie der leiseste Luftzug diese sybillinischen Blätter verweht hat, so müßte das Unzureichende und das Schlechte die Oberhand gewinnen. Abschreiben wäre lohnender als Schreiben, und die ohnehin schon lawinenartig fortgeschrittene Schriftstehlerey, wäre nimmermehr verschieden von der Schriftstellerey!!

Diese Betrachtungen finden bey dem vorliegenden Werke eine nur allzugiltige Anwendung. In der That; man steht bey der oberflächlichsten Durchblätterung desselben in einem beständigen Kampfe zwischen Mitleiden mit den getäuschten Lesern, Unwillen gegen den Verfasser und starrem Erstaunen über seine Unverschämtheit, in unsern Tagen einen Quark mit vornehmer Miene in alle Welt zu senden; dem auch nicht eine einzige, empfehlungswerthe Seite abzugewinnen ist; von welchem zwey Dritttheile unverständiges Plagiat, ohne die mindeste Veränderung oder Verbesserung, ja mit vielen lächerlichen Erraten, wörtlich nachgedruckt sind; Nichts aus Quellen, sondern die Citaten, oft mit dem plumpsten Mißverständnisse, nur wieder von Citaten erborgt, vielfältig sogar an die unrechte Stelle gesetzt.

Somit wäre wohl über diese »rudis, indigestaque moles« gar kein Wort zu verlieren. Aber sie wurde gleichwohl in mehreren gelehrten Zeitschriften des Auslandes der Erwähnung und ernsten Erörterung gewürdiget. Man mag geglaubt haben, eine so anziehende Aufgabe, wie die Geschichte Tyrols, könne unmöglich so mißhandelt worden seyn. Ueberdieß soll ja eine rechte Recension darstellen und belehren, und wo möglich aus eigenem Vorrath ergänzen und berichtigen. Darum wollen wir unsere Ansichten über die Aufgabe selbst aussprechen, und diesen höchst unglücklichen Versuch, nebenher mit denselben vergleichen.

Was die Urzeit betrifft, hat Herr Seel sich darauf beschränkt, das gleichnamige Kapitel aus Hormayrs Geschichte Tyrols (I. 3 — 12. Tübingen bey Cotta, 1806) eben so

unverständig als unverständlich herauszuschreiben. Ihm heißen die Turbiniten: »Turlenten« und er weiß auch von einem opalisirenden Schenken-Marmor zu erzählen! Wenige Länder geben, wie Tyrol, ein so deutliches, von jenen unermeßlichen Proportionen Savoyens und der Schweiz, unserm Begriff und unserm Anschauungsvermögen um so viel näher gerücktes Bild der großen Erdrevolution, in welcher:

- - melior litem natura diremit,
Et coelo terras et terris abscidit undas!

Saussures, Hallers, Dolomieu's, Hacquets, Buchs, Sternbergs, Ployers interessante Winke lassen noch das Beste zu thun übrig. — Das tyrolische Herkulanum, die in Carls des Großen Tagen, vom Naifer Bergschutt begrabene römische Pflanzstadt Majä, noch in S. Valentins und Corbinians Legenden berühmt, die in der Zeit des Vertrages von Verdun unter den Slavini di Marco begrabenen Ortschaften, Merans siebenmalige Verwüstung, Botzens dem Eisack und der Talfer abgetrotzte Existenz, des Hechtensees bey Kufstein Zusammenhang mit dem Erdbeben von Lissabon und Messina, das Entstehen von Alpseen, das Entstehen, Erkalten, Verschwinden heißer Quellen etc. der oft rapide Wechsel des Rinnsaales der Flüsse und Waldströme etc. zeugt von der immer fortwährenden Cyklopenarbeit der Natur im tyrolischen Gebirge, das die niedrigsten und bequemsten aus den zwey und siebenzig vorzüglichsten Pässen und Einsattelungen über die Alpen in seinem Schooße begreift.

Euganeer, Tusker, Gallier, bildeten höchst wahrscheinlich, in eben dieser Aufeinanderfolge, die erste Bevölkerung. — Wie diese Flüchtlinge das Land bewohnt haben? hat wohl auch Hormayr S. 34 etwas zu kühn, beynahe Thal für Thal angegeben, so wie er auch jenem äußerst wichtigen, von ihm zuerst beschriebenen Mithras-Denkmal von Mauls, jetzt im k. k. Antikenkabinet zu Wien (I. B. dieser Jahrbücher S. 92) offenbar einen zu hoch hinauf datirten, hetruskischen Ursprung beylegte. — Auch diese Epoche und jene des Römerjoches verdient, mit Vergleichung der Urquellen von Cäsar und Tacitus, Strabo und Ptolomäus an, bis auf Ammian Marcellin und Sidonius Apollinaris, Venantius Fortunatus und den aquitanischen Prosper herab, und der Commentatoren, von Cluver und Cellarius, bis auf Mannert und Rössig, eine ausführliche Bearbeitung, der nicht die Byzantiner, nicht die alten kleinen Geographen und Panegyriker fremd bleiben dürfen. Ueberall finden sich der Mühe lohnende Züge. — Für die Römerzeit hat der unermüdete Sammler-

fleiß des Innsbrucker Universitätsnotars Anton Roschmann, auf das Lobenswürdigste vorgearbeitet; sein Sohn aber, der 1806 verstorbene geheime Hausarchivar, einen mangelhaften und oft mißverstandenen Auszug davon, und eine beynahe unbrauchbare Fortsetzung für das Mittelalter gegeben. — Kritischer Fleiß bezeichnet die Jahrbücher des Brixner Canonikus Resch, so wie die zugleich von lucianischem Witz erfüllten Arbeiten Hieronymus Tartarotti's und seines Bruders Jakob, Gnesotti's über Judikarien, Montebello's und Bertondelli's über Valsugan und Primör, Baroni's und Chiusole's über das Lägerthal, die Streitschriften über den Lago di Garda, zwischen Venedig und Oesterreich gewechselt. — Bonelli's Urkunden über das tridentische Hochstift, sind besser, als was Er selbst darüber denkt!! Nirgend geht das Alter und die Denkzeichen der Römer und der Völkerzüge leer aus, — aber Flüsse scheiden, Gebirge verbinden die Nachbarn, oder ists umgekehrt? In jedem Falle fordert das südliche Tyrol emsiges Studium der Geschichten der Thäler Veltlin, Camonica und Trompia, der Geschichten von Brescia, Verona, Vicenza, Padua, Feltre, Trevigi, durch Salis, Quadrio, P. Gregorio, Rossi, Cavriolo, Maffei, Corte, Lazarini, Zagata, Bertondelli, Pagliarino, Castellini, Bonifacio, Verci, etc., wie in den Quellen von Ughelli, Muratori, Lünig etc. Ein Gleiches begehrt in Nord, West und Ost, das alte große Herzogthum der Bayern, das rhätisch-allemannische, das vom regnum carentanum bald gesunkene, von Mürz- und Lavanthalern verwaltete Herzogthum Kärnten? — Ueber die rhätische Sprache, der tuskischen wahrscheinliches Ueberbleibsel, haben zeither Salis, Planta und Conradi, dann Hormayers wenige Andeutungen, Lehmanns und Zschokkes Proben wesentlich vervollständiget. — Aehnliche, aber noch viel umfassendere Ergänzungen und Berichtigungen gab der (vom verdienstvollen Hofrathe Dipauli-Treuheim, Gründer und Besitzer einer unübertrefflichen Bibliotheca tirolensis, herausgegebene) »tyrolische Sammler« über Hormayrs Proben und Reflexionen in Betreff der sette und tredeci communi, deutscher Gemeinden im veronesischen und vizentinischen Gebirge, dem Volkswahne nach, Ueberreste der von Marius vertilgten Cimbern, ferners der deutschen Gemeinden und der seltsamen Dialekte in Valsugan, in der Abtey, Gröden, Buchenstein, von Italiens Himmel, Boden, Sprache und Sitten umschlossen, und doch jenen der Altvordern unverbrüchlich getreu.

An Seel muß man es beynahe noch als eine Tugend preisen,

daß er die alte Vermischung der Bojen als vermeintlicher Ureinwohner mit den Bojoariern, und alle die Lieblingssätze jenes unzeitigen und unglücklichen Provinzialpatriotismus wiederkäuet, die erst neuerlich durch Pallhausen, mit aller Hitze der Controvers, aufgewärmt, — durch Lang und Gemeiner in der neuesten, in einer frühern Zeit aber, bereits durch Schrötter, Heyernbach und durch die »Prüfung der Geschichte von Bayern für die Jugend und das Volk,« die beruhigenden Wiegenlieder vernommen haben. — Celtisch und bojoarisch, und dann wieder rhätisch und bojarisch, sind bey Seel synonym und identisch!! Die meisten Personen- und Ortsnamen ganz unkenntlich und lächerlich entstellt. — S. 35. ist die alte und wahre Behauptung wiederholt, keine Gegend Bayerns habe verhältnißmäßig so viele römische Denkmäler aufzuweisen, als Tyrol! Dieser Reichthum würde noch viel größer seyn, hätte nicht der berühmte Archäologe, Marchese Scipio Maffei, mit seinen beyden Correspondenten, dem Tridentiner Domherrn Pantaleon Barzi und Jakob Tartarotti in Roveredo, das südliche Tyrol an seinen damals noch zahlreichen Schätzen aus der Tuskisch-Gallischen Zeit, und aus jener des Römerjoches, mit aller, dieser Liebhaberey eigenthümlichen Gewissenlosigkeit, recht systematisch geplündert, sein Museum *Veronense*, und sein *Verona* illustrata reichlich damit ausschmückend! Wie sehr wäre die baldige Fortsetzung der von Hormayr in seinen Tyroler Almanachen und in seinem Archiv begonnenen Rubrik: römische Denkmale in Tyrol, wie sehr der Wiederbeginn des in seiner Art und in seinem strengwissenschaftlichen Umkreise weder früher noch später von einer ähnlichen deutschen Zeitschrift übertroffenen: »Sammlers für Geschichte und Statistik von Tyrol« zu wünschen, und zwar in Wien, unter der Oberleitung des, als Sammler, Kenner und Freund der vaterländischen Vorzeit gleich ehrwürdigen Hofrathes von Dipauli, — in Wien, so nahe allen Quellen und Subsidien, wie der Censur und dem Umsatz in die Provinzen und in das Ausland? in Wien, wo auch die durch Johannes Müller (historische Kritik XI. S. 221.) ausführlich gewürdigten vier Jahrgänge Tyroleralmanache Hormayrs (1802 bis 1805) erschienen sind.

S. 58. Erwähnung der auf der Durchreise von Mailand, durch Tyrol, nach Trier, gegebenen Gesetze Gratians, eines zu Trident (dieser mit Europa's ältesten Städten wetteifernden gallischen Colonie: montes argentum mihi dant, nomenque Tridentum!) das andere in vico Augusti (bey Auer? Anur nennt es Herr Seel) und Bauxare (Botzen), welcher durch die Züge Drusus (pons Drusi, auch turris Drusi, der geschäubte

Thurm, Praesidium Tiberii, Pradein), merkwürdige, wahrscheinlich durch die Ostgothen gegründete Ort, den Namen Bauxare, nach Seel das ganze Mittelalter hindurch beybehalten haben soll! — Wir wären begierig, auch nur ein einziges Beyspiel aufzufinden, vom Jahre 680, wo der longobardische Geschichtschreiber Paul Diakon V. 36. der Fehde gedenkt, die Alachis Herzog von Trident, gegen den bayerischen Grenzgrafen erhob, »qui Bauzanum et reliqua castella regebat,« bis ins zwölfte und dreyzehnte Jahrhundert, wo Botzen der unversiegbare Born erbitterter Streitigkeiten ward, zwischen der Kirche zu Trident und ihren Schirmvögten, den Grafen von Tyrol, und den aus ihrem einstmaligen Hauptsitze Botzen vertriebenen, welfischen Grafen von Eppan.

Wenn die tyrolischen Ueberreste aus der Zeit des Römerjoches sehr viele schätzbare Belege in sich begreifen zu dem alten: »Romanus ubi vincit, ibi habitat« und über die von den Neurömern, den Franzosen, nicht glücklich nachgeahmte Weise der Römer im Gebirgs- und Volkskriege, so gewinnt Tyrols Geschichte, im Mittelalter, insonderheit von der Wiedererweckung des römischen Kaiserthums durch den großen Carl, bis auf eine andere Wiedererweckung aus dem chaotischen Gewitre des Interregnums durch Rudolph von Habsburg, fürwahr einen ganz eigenthümlichen Geist und unwiderstehlichen Reiz. — Hier auf der Scheidungslinie Deutschlands und Italiens, begegneten sich vielfach, Grenzen, Sprache, Recht und Sitte beyder Reiche. Auf dem Flächenraum einer Meile beysammen, erscheinen in Urkunden edle Geschlechter, die nach longobardischem Herkommen, die Urkunden durch ihr Handzeichen stärkten, andere die nach bajuvarischer Sitte, als Zeugen, beym Ohr gezogen wurden (testes per aurem tracti), Andere »profitentes vivere natione sua, lege *salica*, wieder andere an der Drau, *slavaniscae* institutionis, slavigenae, früh auch schon das römische Recht, mit allen seinen Actionen und Exceptionen. — Wie an einer Versteinerung, Jahr für Jahr, die Zunahme der sich immer sieghafter über die Freyheit der Einzelnen empor- und ausarbeitenden Territorialhoheit, der Mensch in unaufhörlichem Kampfe mit dem Klima und mit dem Boden und daraus eine demokratische Monarchie, von beyden Formen die Vorzüge und der Gemeingeist, die Gebrechen von keiner!

Dieses Gebirg, als Zuflucht, Engpaß, Scheidewand und Vormauer wichtig und über alle Erwartung früh angebaut und bevölkert, selbst mitten unter den Stürmen der Völkerwanderung, eher und mehr, als zu seinen Füßen, der Garten

Italiens, und als Bayerns und Schwabens so gar viel freundlichere Fluren, gab seinen Bewohnern auch von jeher eigenthümlichen Character. Einen Herrn gab es ihnen erst ziemlich spät, aber bis auf unsere Tage herzerhebende Züge glücklicher und unschuldiger Wohlfart, und einen Volksgeist, der gerade in der hoffnungslosesten Nacht des Fremdlingsjoches (1809), ein wiewohl kurzer, doch allmächtiger Blitzstrahl, die Wetterwolken durchdrang!! Bis die Cultur weit genug über Boden und Elemente erobert war, bewegten sich die vielen freyen Landeigenthümer in völliger Unabhängigkeit neben, nicht unter einander, wie zur desto größern Theilung der Arbeit, wie zu gesteigertem Wetteifer. — Aber ein seltsam günstiges Verhängniß, wollend, daß es Tyrol nie an gesetzlicher Freyheit, aber auch nie an Einheit fehle, gab ihm bey Zeiten einen Herrn, und schuf ihm eine Centralgewalt, zu planmäßiger Leitung, zur Verstärkung der vereinzelt schon weit genug gediehenen Kräfte durch einander, »dum potestatem *omnium* ad *unum* deferre, pacis interfuit.« — In diesen Alpen war der Streit mit Himmel und Felsen und Gewässer viel schwerer, als der mit den Waffen. Trotz der Pulvererfindung, trotz der Vervollkommnung des Geschützes, der Gewalt der Reiterey, ist im Gebirgs- und im Volkskriege, des muthigen und erfindungsreichen Einzelnen Persönlichkeit, niemals im Preise gesunken! Darum konnte der Landmann, der diese harte Erde baute, neben dem Ritter, der sie (vom Scheitel bis zur Sohle bepanzert, auf hohem Roß) vertheidigen sollte, sitzen, während dessen er in andern, zahmen und fruchtbaren Ländern, noch gar lange vor ihm auf den Knieen lag; darum, daß wie die tyrolischen Stände in ganz Deutschland die ältesten sind, so neben Adel und Prälaten und Bürgern, auch die Bauern als vierter Landstand erscheinen, beynahe gleichzeitig mit dem Ursprunge der Schweizerfreyheit, und mit der zwiespältigen Kaiserwahl zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayern!

Der Norden und Süden Tyrols waren, seit Odoaker, das abendländische Kaiserthum, mit der Einsperrung des letzten Augustulus beschlossen hatte, zwischen Deutschland und Italien getheilt. Jener gehörchte den Königen der austrasischen Franken, unter ihren, über Bayern aus dem Blute der Agilolfinger verordneten Herzogen. Diesen regierten die longobardischen Könige zu Pavia, durch ihren, in Trident aufgestellten Herzog. — Carl der Große vereinigte beyde Reiche. Unter seinen Enkeln zerfielen sie wieder, und die alte Theilung blieb. Die Kaiser hüteten sich wohl, daß in diesen zur Heerfahrt nach Italien so nöthigen Pässen, ein Einziger, Ueber-

macht gewinne. Die Bischöfe von Brixen, Chur und Trident waren die mächtigsten; neben ihnen vier Grafengeschlechter: am Inn und Eisak, die Grafen von Andechs und Wolfartshausen (in der Folge, Herzoge von Dalmatien, Kroatien und Meran) an der Drau und Rienz, die Gaugrafen von Lurn, späterhin Grafen von Görz, Pfalzgrafen und Herzoge Kärntens, Vögte von Aquileja. Im Vintschgaue und bis tief in Engadein und Hohenrhätien, die Nachkömmlinge Hunfrieds, Hüters Carls des Großen über Istrien und über das Land an der Thur, Lanquart, an den Quellen des Inns, an der obern Etsch. Ihr Hauptschloß Tyrol gab in der Folge dem ganzen Lande seinen Namen. Sie vereinigten die Schirmvogtey von Trident, Brixen und Chur in ihrer Hand. Die welfischen Grafen zu Botzen, späterhin von Eppan, Ulten und Greifenstein unterlagen dem eigenen Uebermuth und der Gewalt ihrer Ahnenfeinde von Tyrol. — Das meranische Haus erlosch 1248, das tyrolische 1253, und 1273 die Eppaner in Bischof Egno von Trident. All dieses Erbe fiel auf Meinharden von Görz, der die Stürme des großen Zwischenreichs benützte, alle Mindermächtigen zu erdrücken, und das Land im Gebirge in einen Körper zusammen zu bringen, bey der neuen Kaiserwahl aber, nicht den gefürchteten Nachbar Ottokar, sondern den Mindestmächtigen, Rudolphen von Habsburg zu erhöhen, und seine Tochter Elsbeth, Rudolphs Erstgebornem, Albrecht zu vermählen. Dadurch ward dieser Meinhard Ahnherr des habsburg-lothringischen Kaiserhauses. — Er vollführte in Tyrol glücklich, was König Albrecht sein Schwiegersohn, in den Waldstätten, unklug und darum unglücklich versuchte. Es war wohl nur ein publizistisches Blendwerk, daß er die also errungene Gewalt, von dem ihm so hoch verpflichteten Rudolph, 1285 durch ein Zeugniß erhärten ließ: »ipsum comitem neque ad ducatum Sueviae, neque Bavariae pertinere, nec etiam juri extra Montana extitisse,« sein Ahn Graf Albrecht von Tyrol, sey unmittelbar nur Kaiser Friedrichen zu Verona Recht gestanden.

Der italienische und levantinische Waarendurchzug hob die Städte schon in früherer Zeit. Venedig, Genua, Florenz, Pisa und Amalfi ließen einen guten Theil ihres Reichthums hier durchströmen; 1202 hatten die Botzner-Messen schon lange eigene Satzungen. Gleichzeitig gewahrt man umständliche Zolltariffe, Rottordnungen, Niederlags- und Stappelrechte. — Das Communal- und Munizipalwesen des italienischen Städtebundes wirkte gewaltig herüber. Trident war eine der unruhigsten. Hier wiederholten sich alle Scenen des Kampfes

und Wettstreites, des Hasses der Welfen und Gibellinen; die Häuser der angesehensten Geschlechter, wie feste Burgen gebaut, und des Fürstbischofs Residenz (sehr ominös, *castrum mali consilii* genannt), die beherrschende Citadelle der faktiösen Stadt, die ihre eigenen Consuln hatte, und ihren Podesta (stets einen Fremden, und nur auf gewisse Jahre, um des Parteygeistes willen).

Der Druck der zahlreichen Schloßtyrannen hatte mächtig dazu angetrieben, sich einem Herrn zu untergeben, statt Vielen. Aldrighett von Castelbark erschlug seinen Lehensherrn, Bischof Adalbert von Trident, aus Eifersucht über die Günstlinge Carlessari von Verona, ein Vogt zu Matsch den Abt von Marienberg. — Gondebald, des Bischofs von Feltre Erbvogt zu Pergine, zwang seine Untersassen zu Streifzügen auf Wanderer und Waaren, zu harten Frohndiensten, übte das Herrenrecht der ersten Nacht (!!) und strafte nicht geringer, als durch Hungertod. — Die Grafen von Eppan, Friedrich und Heinrich, warfen die Friedensboten des Papstes an den Kaiser nieder und plünderten sie. — Adalbert von Lodron unterfing sich, das ganze deutsche Heer aufzuhalten, — Schirmvogteyen wurden mit dem erbaulichen Zusatze aufgetragen, »ad *defendendum*, non ad *exspoliandum*,« — der Wüterich Ezzelin raste mehrmals um Trident mit Feuer und Schwert, Mastin Scaliger von Verona nicht minder. — Meinhard selbst, um die Botzner zu zwingen, ihm gegen seinen Feind, Bischof Heinrichen von Trident zu huldigen, verheerte ihre Weinberge von Grund aus, und riß die kostbaren Dämme und Wehren gegen die Talfer und Eisak nieder, sie zu ersäufen! — Der Dienst- und lehenpflichtige Adel war durch lange und beschwerliche Heeresfolge verarmt. Viele hatten auf den Kreuzfahrten ins heilige Land, nach Aegypten, wider die Mongolen (transituri mare, ituri Hierosolymam, in procinctu expeditionis constituti, cruce signati, contra Dathanos, Tartaros, lautet es in Urkunden) ihr Letztes verpfändet und veräußert. Ihr Landeigenthum gaben sie um geringen emphyteutischen oder Laudemialkanon an Bauleute oder Freygelassene, Bürger und Bauern; Juden, Cowertschen und Florentiner, hatten alles baare Geld, meist auch die Münzstätten. — Wo in der Welt hob sich wie in Tyrol der Nährstand so früh, bildeten die, so den Grund bauten, auch großentheils die Kaste der »*possidenti?*« Schon 1043. freye Leute im Norithal, Bisthums Brixen »qui nulli census aut vectigalia persolvant aut aliquo publico districtui subjaceant.« 1120 befreyte Heinrich V. von der Gerichtsbarkeit des Gaugrafen, die Bauern der Grafschaft Pusterthal und des Frauen-

klosters Sonnenburg; 1209 erlaubt' die dortige Aebtissin Gisela, *totius provinciae uti consuetudine*, ut videlicet mortuo viro, bos unus detur ecclesiae et quod reliquum rei fuerit, remaneat uxori defuncti ac pueris,« statt daß früher auf diese Klostergüter, »incognita eos vexaret consuetudo, ut defuncto »quolibet colono, tota ejus facultas in duas equas divideretur »partes, quarum una cederet ecclesie, altera vidue et orpha»nis,« — wodurch leditur proximus et offenditur deus!« Wie wunderlich! In dem rauhen Felsenrunde, liberale Ideen, beynahe sechs Jahrhunderte vor den Physiokraten, Encyclopädisten und vor dem, nun auf der Insel Helena brütenden Zertrümmerer alles feudalistischen und hierarchischen Zwanges, Auffrischer veralteter Dynastien und Wiedergebährer des Menschengeschlechtes! — Bereits gesetzt hatte sich dieses Aggregat reagirender und convergirender Umstände, als im July 1323 zu Botzen »die Herren, Ritter und Knecht, Städt, Märkte, Gericht und Thäler der Grafschaft zu Tyrol und der Landschaft an der Etsch, und in dem Innthal, und der drey Bisthümer zu Trident, Chur und Brixen,« zusammentraten, und einen Bundesbrief siegelten, ganz im Geiste des hohenrhätischen unter der Eiche von Truns, der Waldstädte im Rütli und zu Brunnen, aber verträglich mit den Gerechtsamen des Landesherrn, ja denselben vielmehr sehr förderlich, unbeleidigend aller Welt, und eben darum dauerhaft unter allem Wechsel der Zeiten und der Zeitereignisse!! (Die Urkunden hierüber, überhaupt für das Mittelalter, mehr als ein halbes Tausend vom Jahre 731 bis 1420, entdeckt und herausgegeben in Hormayrs Geschichte Tyrols, in seinen Tyroleralmanachen, im Archiv für Süddeutschland, in seinen kritisch-diplomatischen Beyträgen zur Geschichte Tyrols im Mittelalter.)

Das leidige Buch, das wir hier vor uns haben, hat freylich keine Ahnung, daß die Entwicklung des Herkommens, der Gesetzgebung, des Grundeigenthums, des dritten und vierten Standes, der Verfassung überhaupt, das Wichtigste und Köstlichste in der Geschichte sey! Statt dessen kehrt Seel wieder zu seinem Lieblingssystem des Abdruckens und Nachdruckens zurück, und liefert unter andern, mit unbegreiflicher Schamlosigkeit, ohne auch nur ein Pünktchen wegzulassen oder ein Jota zu verändern, Hormayrs ganze Stammgeschichte des Hauses Eppan. (Seel setzt auch noch bey: und der Grafen von Tyrol, von denen freylich keine Sylbe da steht!! — Hormayrs Geschichte dieses letzteren erlauchten Hauses, reich an den wichtigsten Ausbeuten aus den Archiven von Chur und St. Gallen, ist noch ungedruckt, und erscheint nur mit dem ersten Bande sei-

ner »sämmtlichen Schriften«). — So wie in dieser Geschichte Tyrols, Zoroaster und das Fatum, Jesus, die Essäer und der Christianism!! (als wäre er nicht mehr noch weniger, als irgend eine andere der unzähligen Secten!), eben so verkehrt S. 151 die Christianisirung Bayerns unter den Franken und ihren (auch der publizistischen Außenseite nach, noch entschiedener, als zur Zeit des Rheinbundes) Statthaltern, den agilolfingischen Herzogen. Nicht einmal die Mühe gab sich Seel, auf die Abhandlungen der, in früherer Zeit um die Historie des gesammten Süddeutschlandes hochverdienten Münchnerakademie einen Blick zu werfen, wo die ausgezeichneten Arbeiten Sterzingers, Zierngiebels, des Emmeraner Fürstabtes Frobenius Forsters, Wimmers Synoden zu Aschheim, Neuching, Dingolfing, Stein über das Neuburger Bisthum ꝛc. ja sogar mit alle den alten, patriotisch populären Irrthümern, Justi in seinen Agilolfingern und hinsichtlich des hochgesinnten, beklagenswerthen Herzogs Odilo, Aquilin Holzinger, ihn hätten zurechtweisen konnen. — Daß er auch nur von fern etwas gehört habe, von einem Eugipp, von einem Anonymus de conversione Carantanorum et Avarorum, von den kritischen Untersuchungen über die wahre Epoche des heiligen Apostels Rupert, des heiligen Emmeran, von einem indiculus Arnonis etc. daß er sich in den einzelnen Geschichtschreibern der bayerisch-tyrolischen Kirchen, bey Resch über Seeben, bey Meichelbeck über Freysing, bey Hansitz und Kleinmayer über Salzburg, Passau oder auch nur in der als Anfang schätzbaren, wiewohl dürftigen Metropolis Salisburgensis durch Hund und Gewold ꝛc. umgesehen habe, war wohl vernünftigerweise von ihm nicht zu erwarten. Wunderthätige Kraft beweiset Seel wenigstens dadurch, daß er den 748 verstorbenen Herzog Odilo (als sein Sohn Thassilo der letzte Agilolfinger schon längst entsetzt und ins Kloster gesperrt war) 793 zu Regensburg eine bayerische National- und Kirchenversammlung halten läßt, worin ein allgemeines vaterländisches Erziehungs- und Bildungsinstitut, Seminarien unter der Aufsicht der Bischöfe gegründet und das gesammte Streben des bayerischen Volkes, sich eine vollendete moralische Verfassung zu geben, befriedigt werden sollte!! Difficile est, satyram non scribere!!

Welches dringende Interesse hätte nicht die Geschichte der Lande ob und unter der Enns und Innerösterreichs daran, wenn die trotz alles krittelnden Nasenrümpfens, dennoch unschätzbaren Monumenta boica, durch die in München nutzlos aufgespeicherten Archive der sekularisirten Hochstifter, als Fortsetzung derselben edirt würden. Ohne das hohe Verdienst Ludewigs, Hofmanns, Ussermanns, Stumpffs, Jäcks,

der Deduction wegen Fürth ꝛc. im mindesten zu verkleinern, wird gleichwohl Kärnten niemals eine pragmatische Geschichte erhalten, ohne die Archive von Bamberg. Wie sehnlich sieht man nicht, trotz der entschiedenen Mittelmäßigkeit der Geschichte Passaus durch Buchinger, dem darin versprochenen Urkundenbuche entgegen? Die edle Liberalität, mit welcher die bayerische Regierung ihrem hochverdienten Archivar Stumpff verstattete, zu seiner nicht genug anzurühmenden politischen Geschichte Bayerns, Alles mit größter Freymüthigkeit zu benützen, was vor 1792, (vor der Gestaltung einer neuen Welt durch die französische Revolution, hiermit wirklich rein historisch) ist, sollte wirklich diese erhebende Hoffnung aufnähren dürfen. Die großen Ereignisse der letzteren Jahre haben alle jene veralteten Streitfragen, aus dem Gebiete der Staatsinteressen hinweg, in das rein wissenschaftliche verwiesen, und sie also einer desto unbefangeneren und strengeren Würdigung fähig gemacht.

Herr Seel besitzt die eigene Gabe, Etwas zu gleicher Zeit zu lesen und nicht zu lesen. Er citirt alle Augenblicke des verdienstvollen Resch annal. sabionenses und sagt dann wieder: Innichen (Agunt) an den frostigen Höhen des Toblacher Feldes (wo im Winter meist nur hohe aufgerichtete Stangen und Kreuze in der todten, einförmigen Schneewelt zurecht weisen, wo alles ringsum seinen Namen nur von der Kälte, Oede und Verwüstung entlehnte), diese urkundlich so benannte terra inanis, sterilis, sylvosa, inhabitabilis, mit Mönchen besetzt, nur »propter incredulos Slavos ad tramitem veritatis deducendos,« sey der Cultur weit empfänglicher gewesen, als die Wüsteneyen um Scharnitz. Diese sollten einem Bayern, aus der Geschichte der Welfen, aus den Monumenten von Schlehdorf, Scheftlarn, Wessobrunn, Benediktbeuern, Ettal, Steingaden ꝛc. aus Linbruns, Stichaners, Pallhausens und Ridts verdienstvollen Arbeiten über der Ambronen ersten Wohnsitz und über die römischen Militärstraßen von Aquileja und Verona nach Augsburg doch recht genau bekannt seyn! — Ekelhaft ist die Erzählung der Absetzung Thassilos, ganz im Styl jener wunderherrlichen Schriften Christoph Aretins über Bonaparte und: »was hat Napoleon der Große für Bayern, und was hat Bayern für Napoleon den Großen gethan?« und jener famösen allegorisch-historischen Landkarten von 1809, worin das südliche Deutschland, worin Italien bis an die Tiber, Ungern bis an die Gran ꝛc. ꝛc. als lauter entfremdete Parzellchen und Zugehörden des uralten großen Reiches der Bojer erschienen!! — In der alten Amtsinstruction für die agilolfingischen Herzoge Bayerns: de duce, quem *rex ordinavit*, si audax

vel contumax, regis decretum, contempserit,« lag das Urtheil über Thassilos eben so unzeitigen als unglücklichen Ehrgeiz. Strebte er nach Unabhängigkeit, so hätte er seinen Schwiegervater, den Longobardenkönig Desider nicht hülflos fallen lassen, und sich dem Argwohn und der Rache Carls allein aufbewahren sollen! Die wenigen Zeilen des vertrauten Kanzlers Eginhard und des Mönchs von St. Gallen erschöpfen einfach und wahr Carls Vorgang gegen Thassilo und seine, durch so manche, empfindliche Lehre, nothgedrungene Politik, den bösen Folgen der allzugroßen Macht einzelner Reichsbeamten vorzubeugen: »Tassilo tamen, postquam ad regem vocatus, neque redire permissus, neque provincia quam tenebat, ulterius *duci*, sed *comitibus* ad regendum commissa est« und dann ferners: »Providentissimus *Carolus* nulli *Comitum*, nisi his qui in confinio vel *termino barbarorum* constituti erant, plus quam *unum* Comitatum aliquando concessit.«

S. 181. Das Bisthum Chur sey erst unter Carl dem Großen entstanden!! wagt ein seynwollender Geschichtschreiber Tyrols, der Resch und Eichhorn citirt, hin zu schreiben! Er hat nie etwas gehört von dem edlen Britten Lucius, von Placidus und dem Präses Victor, von Bischof Tello und seinem Testament, und daß Carl bereits im May 784 den Bischof Constanzius »territorio Rhaetiarum rectorem posuit.«

II. S. 14. Nicht etwa nur Herzog Berthold, Arnolds des Bösen Bruder, nannte sich: »Herzog durch des Kaisers Gnade«: vieler andern Urkunden zu geschweigen, hieß es noch 1078 von dem älteren Welf: »dum erat Dux nostro dono et nostra gratia.« — Unter aller Kritik ist, was Herr Seel nun von Arnulf des Bösen Nachkommen faselt. Ohne etwa die überspannte Forderung an ihn zu richten, er solle in irgend einem Gegenstande bis an die Quellen dringen, hätten ihm doch die schon bereit da liegenden, meist vortrefflichen Arbeiten der Münchner Akademien über das wittelsbachische Regentenhaus und die Voraltern Ottos des Großen aus dem Traume helfen sollen, jene Scholliners, Zierngiebels, Lipowskys, Crollius, Volzens und des Grafen du Buat, insonderheit Scholliners besondere Ausarbeitung über eben jenen Herzog Berthold und seinen Sohn, Herzog Heinrich von Kärnten. Und dennoch läßt Seel die alten Grafen von Tyrol ganz aus seinem Kopfe, wie Minerva aus Jupiters Haupt, von einem angeblichen Arnulf II. entspringen, dem Otto der Große die Markgrafschaft an der Etsch, und die bisherigen herzoglichen Kammergüter (so übersetzt Seel: terra fiscalis) in Vintschgau, Ober-Innthal, Engadein, mit dem alten Schlosse

Tyrol übergab! So viele Worte, so viele Abgeschmacktheiten! — Den wahren Ursprung der 1253 erloschenen Grafen von Tyrol, entdeckte Hormayr aus Urkunden von Chur, Constanz, S. Gallen, Disentis, Trident und Brixen von 800 bis 1090 von dem weiter oben genannten Hunfried, bis auf Adalberten, Schirmvogt von Trident, späterhin Grafen zu Tyrol genannt, den rüstigen, vom Bayer-Herzog Welf mit genauer Noth bemeisterten Gibellinen. (Hormayrs Beyträge I. §. 28.) Johannes Müller hat gegen seine eigene frühere Hypothese dieser Herleitung vollkommen beygepflichtet. (Schweizerhistorie I. S. 188. not. 68, 69, 209. not. 41, 42, 43. IV. S. 375. not. 559.).

Der folgenreichen diplomatischen Zweifel Hormayrs gegen die Echtheit der conradinischen Schenkung der Grafschaft Botzen und Vintschgau, an Bischof Ulrich von Trident, wird mit keiner Sylbe erwähnt. Hieran reiht sich S. 97 die verunglückte fixe Idee des verstorbenen Cisterziensers von Stambs, Roger Schranzhofer, die Herzoge von Meran (also auch die Dachauer?) seyen tyrolische Landesfürsten und dieses Land ein geschlossenes Gebiet gewesen!! Otto II. und Letzte von Meran wird bald als Vetter, bald als Schwiegersohn Albrechts von Tyrol und zwar auf einer und derselben Seite 109 angeführt und beygesetzt, eben dieser Albrecht habe als meranischer Erbe sich zuerst vom Lande Tyrol geschrieben, welcher Titel zuvor nur dem Schlosse galt!!

S. 59. Wird die Feste Lodron, zwischen dem Garda- und Idrosee, deren Zwingherr Adalbert dem Heereszuge K. Lothars sich keck entgegen stellte, in ein enges Thal bey Brixen übertragen. S. 60 erfahren wir, der Hohenstauffe Conrad sey 1188 Kaiser geworden. S. 69. Die längst ausgemerzte Fabel von einer Abhängigkeit der unmittelbar reichslehenbaren Ostmark unter der Enns vom Herzogthume Bayern, und die ganz irrige Darstellung der Erhebung beyder Lande ob und unter der Enns zum Herzogthum für den Babenberger Heinrich Jasomirgott, der um der allgemeinen Ruhe willen, Bayern auf dem Regensburger Hoftage 8. Sept. 1156 an Heinrich den Löwen, Sohn des geächteten Heinrich des Stolzen übergab. — Alles, was sich für die alte irrige Darstellung dieser wichtigen Staatshandlung noch nach Schrötters kräftigem Worte vorbringen ließ, stehet beysammen in Pallhausens beyden Dissertationen: wie lange Bayern den Namen Noricum geführt habe, und ob sämmtliche bayerische Kreisstädte auch herzogliche Vasallen gewesen? und in Colomanns Sänftel bayerschen Land- und Hoftagen — und die gänzliche Abfertigung alles dessen in Hor-

mayrs historischem Taschenbuch auf 1813. S. 16, 18, 22, 24, 127 — 154.)

Die »Zweifel über die angebliche Zersplitterung des bayerischen Staatskörpers bey der Aechtung Heinrich des Löwen 1180 und die »Bemerkungen über Oesterreichs Grenzen 1156« in Westenrieders Beyträgen hätten die genaueste Nachachtung verdient. Für die österreichische Geschichte haben sie entscheidendes Interesse, weil der gerade vom Jahre 1180 an, ununterbrochene Herzogstitel der steyerischen Ottokare und des meranischen Hauses (im nämlichen Jahre erloschen die Dachauer) ein zufälliges Zusammentreffen, irrig in Causalverbindung mit Heinrichs des Löwen Fall gesetzt wurden. — Aus Achtung für die Leser übergehen wir die läppische Darstellung der Kreuzfahrten S. 78, womit die Templer, die Johanniter und die deutschen Ordensritter in Tyrol zugleich erwähnt werden, und S. 36, 56, des großen Investiturstreites zwischen Kaiser und Papst, beyde von den tiefeingreifendsten Folgen für das Land im Gebirge. — »Die päpstliche Universalmonarchie« (endiget dieses unwürdige Gewäsche) »hatte gar keine Triebfeder der Entstehung und Befestigung und des Fortschreitens, als die dumme und blinde Meinung des Volkes!!«

Des gewaltigen Meinhard schwacher und in Allem was er unternahm unglücklicher Sohn, Heinrich, nach der Ermordung K. Wenzels zu Ollmütz (des letzten von der eingebornen slavisch-przemyslischen Dynastie), Prätendent der Kronen von Böhmen und Polen, wider die Gebrüder Rudolph und Friedrich den Schönen, dann wider Johann von Luxemburg, der ihn vertrieb, hatte nur wenige Lichtpunkte in seiner fast vierzigjährigen Regierung; aber Handel, Transito, Strassen- und Münzwesen, Verfassung, gemeines Recht, entwickelten sich ungemein. Doch auch dieser Theil steht der Haltung des übrigen Werkes würdig zur Seite. — Kaiser Ludwigs Verfahren in der Ehescheidung von Heinrichs Erbtochter, Margareth der Maultasche, von dem luxemburgischen Prinzen Johann Heinrich und ihre Vermählung an seinen Sohn Ludwig von Brandenburg, worüber die famösen Urkunden bey Goldast, Freher und Leibnitz, am vollständigsten bey Kurz, entwickelt sind, und wie er zu gleicher Zeit Kärnten dem Hause Luxemburg noch aus der Ferne versprach, es Oesterreich wirklich verlieh, und es doch wieder für seinen Sohn haben wollte? diese Saite sollte wahrlich kein Bayer zu berühren sich eilen, so wie die Aeußerung S. 278 wunderlich ist: »Kaiser Ludwig habe wohl »gewußt, Bayern könne ohne Tyrol niemals einen geschlosse-

»nen Staat bilden, und sein Handel frey und ungebunden nur beste»hen, durch diesen unmittelbaren Zusammenhang mit Italien.«

Schwerlich wußte Seel selbst was er damit meinte: Ludwig der Brandenburger habe »die tyrolischen Kammerrechte wieder hergestellt.« Der erste seiner sogenannten Freyheitsbriefe, zu München im Jänner 1342, ist eine bloße Capitulation, ein Inauguraleid, den er gleich nach seiner Vermählung ausstellen mußte. Der andere von 1352 ist eine merkwürdige Satzung wegen der Bauleute, Handwerker und Arbeiter, über das Weinmaß und Spiel. — Ludwig konnte nicht geben, was er selbst nicht hatte, obgleich er (wie die Bischöfe von Trident und Chur erfuhren) gewaltthätige Mittel keineswegs verschmähte, wenn sich ein günstiger Augenblick bot.

Margarethe, als die Letzte der älteren görzischen Linie, als die einzige Erbin hatte auch ausschließende Rechte auf Tyrol; ihr zweyter Gemahl, Ludwig von Brandenburg aber, nur das Recht, was ihm als Mitregenten oder Bevollmächtigten von ihr freywillig übertragen worden; ihr Sohn Meinhard eben so wenig ein Erbrecht, vor dem eingetretenen Erbfalle, nämlich vor dem Tode oder der Abtretung seiner Mutter.

Westenrieders akademische Vorlesung über die Regierungsgeschichte Herzogs Meinhard des jüngern (III), beruhet daher auf zwey falschen Vordersätzen, und es liegt darin ein auffallender Widerspruch, daß die bayerischen Geschichtschreiber die nämlichen Grundsätze, aus denen Kaiser Ludwig Margarethen der Maultasche Kärnten entriß, und die sie dort höchlich billigen, wieder schwer anklagen, da sie sich zu ihrem Nachtheile wendeten, bey Margarethens Vermächtniß Tyrols an die Herzoge von Oesterreich. — Die ganze Folgenreihe der Verhandlungen über die Erwerbung Tyrols, hat nur zum Theile, Steyerer in seinen Commentarien zur Geschichte Albrechts des Weisen. Sie ist eigentlich diese: 1359. 2. Sept. zu München, unter Margarethens großem Insiegel, ihr Vermächtniß, auf ihren und ihres Sohnes Meinhard erblosen Hintritt, »an ihre nächsten geborenen Freunde, Rudolph, Albrecht, »Friedrich und Leopold, Gebrüder, Herzoge zu Oester»reich, Steyer und Kärnten, ihre lieben Oheime, Vater»magen, Gesippten und Lidmagen.« Im Jänner 1363 vidimirten diesen Brief, die Bischöfe Johann von Gurk und Matthäus von Brixen. — 1360. 21. May zu Seefeld, Bekenntniß über die (von bayerischer Seite ausgesprengten Gerüchte) Carl IV. habe in der, den österreichischen Herzogen ertheilten Belehnung, Tyrol und Burgund keineswegs mit ver-

liehen. Nicht ohne Zusammenhang hiermit sind auch Carls IV, beyde Briefe im Feldlager vor Eßlingen 5. Sept. 1360, daß Herzogen Rudolph für die Zukunft alles unschädlich seyn soll, was er dem Kaiser zu Liebe und dem Reich zu Ehren gethan, auch wegen des Durchzuges durch des Kaisers Lande und Beystand gegen seine Feinde (13. Jänner 1363 starb Meinhard, ohne Erben von seiner Gemahlin, der jüngern Margarethe, Schwester der österreichischen Herzoge, späterhin, sonderbar genug, Gattin des 1341 von ihrer Schwiegermutter, der Maultasche vertriebenen Johann Heinrich). 1363, 17. Jänner zu Meran verbindet sich Margarethe nichts zu thun ohne den Rath der ersten Landherren und Würdenträger vom Adel. 1363. 20. Jänner bevollmächtigt sie insonderheit Vogt Ulrich von Matsch den jüngern Landeshauptmann an der Etsch und im Gebirge zur Erhebung aller Einkünfte. Da erschien, der Winterstrenge wenig achtend, der schöne und geistreiche Herzog Rudolph plötzlich von Wien zu Meran. Innsbruck und Botzen erklärten sich zuerst für ihn. Schon am 26. Jänner 1363 zu Botzen, bekannte Margarethe in Gegenwart der vornehmsten Landherren, durch Vermächtniß unter Lebendigen, auf ihren Todesfall, die Herzoge zu ihren Erben, auch ihrer bayerischen Besitzthümer (Wasserburg, Klingen, Rattenberg, Kuffstein, Kitzbühel). 1363 am Samstag nach Lichtmessen, zu Botzen, bekannte sie auch in alle Verpflichtungen des Bündnisses zu treten, welches Meinhard mit den Herzogen und mit Ludwigen dem Großen, König von Ungern geschlossen. — Je wankelmüthiger Carls IV. Gesinnungen, je umsichgreifender der schweizerische Freyheitsgeist (gegen welchen 3. May 1360. zu Vaulmartuil, Savoyen und Oesterreich sich verbündet), desto wichtiger und dringender war es auch, sich Tyrols zu versichern, und dadurch, die inneren und die vorderen Lande in directe Communication zu setzen. — Rudolph bot für diesen hohen Zweck Alles auf. Am 11. Sept. 1363 zu Meran trat ihm Margarethe gegen reichliches Besitzthum und Unterhalt, nach dem Ausspruch der tyrolischen Landstände, die Regierung wirklich ab. Der Uebergabsbrief wurde am 29. Sept. 1363 zu Meran gefertigt. Am 1. October 1363 gelobte Margarethe auch ihre bayerischen Festen den Herzogen von Oesterreich offen zu halten und reversirte sich zu Grätz 15. Dezember 1364, daß ihr die österreichischen Herzoge alle Versprechungen getreulich erfüllt haben! — Der gute Seel weiß sich erstaunlich groß mit einer Stelle des Uebergabsbriefes, (als hätte Margarethe den Herzogen dadurch carte blanche gegeben, die Tyroler zu sieden oder

zu braten), als hätte sie mehr Recht übertragen können, als sie selbst je besaß, und als die verschiedenen Abtretungsurkunden selbst so scharf bezeichnen: »Also, daz si damit schaffen, handeln, »und thun sollen und mögen, nach allem irem Willen, als »mit andern iren Herschaften, Landen und Leuten« und vergißt dabey den scharf bestimmenden Nachsatz: »An alle vnser widerred« wodurch die wankelmüthige Herzogin nicht über Rechte Dritter pacifcirt, sondern nur sich selbst jeden Rücktritt oder Absprung versperrt!!

S. 33. Leopolds und seines Adels Niederlage bey Sempach. (1386.) Köstlich ist, daß dem kenntnißreichen Verfasser, in das Verzeichniß der für und mit ihrem Fürsten Erschlagenen die Citationen mit hineingerathen sind, und Sigmund von der Birken, Fortsetzer des Fuggerischen Ehrenspiegels und Erzherzogs Ferdinand berühmter Historiograph, Gerard van Roo, den Ehrenplatz unter den bey Sempach erschlagenen Rittern einnehmen!!

Dieses von den Eidgenossen in offener Mannsschlacht getödteten Leopolds des Frommen jüngster Sohn Friedrich, so unglücklich, wie alle Habsburger, die diesen Namen trugen, vom Kaiser tödtlich angefeindet, als durch Gestalt, Anmuth und Geist, sein obsiegender Nebenbuhler in der Gunst des Volkes, der Krieger, der Frauen, Friedrich, mit der leeren Tasche, zugenannt, weil er sein dem Papste verpfändetes Fürstenwort getreulich lösend, in Acht und Bann verfiel, und Land und Leute verlor, verdient desto größere Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers, je seltener seine Weisheit war: den Erscheinungen seiner Tage gleichen Schritt zu halten, gegen die Macht der Idee und der öffentlichen Meinung nicht im stets fruchtlosen Kampfe zu verbluten, sondern sich ihrer Zügel zu bemächtigen, und sie unmerklich zu leiten! — — Friedrich war in den Tagen rascher Jugend keineswegs frey von jenem Uebermuthe des Adels, »der Herrn vom Pfauenschwanz,« der ihnen die empfindlichsten Demüthigungen und Niederlagen bereitete, von Laupen bis Granson, wo Carl der Kühne und seine prächtigen Burgunder mit grimmigem Gelächter glaubten, die kniend zum Herrn der Heere um Sieg rufenden Eidgenossen, fleheten sie fußfällig um Pardon!! — Aber Friedrich hatte in drey unglaublichen Schlachten wider die Appenzeller arges Lehrgeld gegeben. Sie drangen in Tyrol ein. Die Landleute bewegten sich, Alle wollten: »auch Appenzeller seyn!« Des Adels Bund, von seiner Unbehülflichkeit, gar passend der Elephantenbund genannt, hatte auf sein Banner eine bübische Prahlerey geschrieben, aber seine erste und einzige Waffenthat, war eine schimpfliche Flucht. — Alles stand

auf dem Spiele, aber Alles wurde glücklich erhalten, da Friedrich in Tyrol selbst that und ordnete, was in den Waldstädten, Nothwehr und Eigengewalt begonnen, unerwartetes Glück und kriegslustige Zuversicht über alle Gebühr erweitert hatten. Er erhob Bürger und Bauern und erhielt sich dadurch in der harten Bedrängniß bey der Kostnitzer Kirchenversammlung, als Adel und Prälaten gegen ihn, die Haltung seines Bruders Herzogs Ernst mehr als zweydeutig war, und die Unruhe, die in ganz Oberdeutschland und Oberitalien Städte und Landvolk bewegte, hat diese Berge keineswegs ergriffen. — Noch lebt unter den Tyroler Bauern das Sprichwort: »Der Friedl mit der leeren Tasche sey den hitzigen Herren von Adel, ein trefflicher Arzt gewesen, er habe sie von vier schweren Krankheiten schnell kurirt, vom Ritten (Provinzialname des Fiebers), Sand, Gries und Stein!« (Namen der Schlösser, die er seinen rebellischen Baronen einzog). — Friedrichen dankte die tyrolische Verfassung, daß sie sich nicht, gleich jener mancher alternden Freystaaten und Monarchien, im Verlaufe der Zeiten verwittert und verknöchert hat!! Seine beynahe ein halbes Jahrhundert ausfüllende, durch alle möglichen innern und äußern Drangsale bezeichnete Regierung, ist ein trefflicher Regentenspiegel, eine wahre Fürstenschule. — Am Ende derselben war er gleichwohl Herr in seinem Lande geworden, und baute das goldene Dach seinen, ihn höhnenden Feinden zum Hohn! Und ist denn das kraftvolle Himmelsbild schon irgendwo erreicht oder überboten, wie er mit Müllinen, dem Freunde seiner Wahl, in Acht und Bannfluch, verlassen von aller Welt (von den Geschöpfen seiner Gunst zu allererst), beraubt von den Meisten — in der Haft zu Constanz — es plötzlich licht werden fühlt im Herzen und es verspürt, »nur der sey verlassen, der sich selber verläßt!« rasch eine ganze Welt von Berechnungen gewöhnlicher Klugheit hinter sich wirft, ein unbekannter Pilger, durch die Schneewelt des Arlberges nach Landeck eilt, zum niemals fruchtlosen Versuch, offenherzig an Tyrolerherzen anzuklopfen, diese durch ein »Reimspiel von einem vertriebenen und verlassenen Fürsten« erforscht, im Moment der höchsten Begeisterung sich zu erkennen gibt, und auf dem Schild emporgehoben, den neubegeisterten Schwur der Huldigung empfängt!! Wie kreuzlahm und eiskalt aus Hormayrs Tyroleralmanachen, aus seinem Archiv für Süddeutschland und aus dem tyrolischen Sammler, dies alles ausgeborgt ist!? insonderheit Hormayrs Angaben über den merkwürdigen Reisenden, Ritter und Richter, Oswald von Wolkenstein, Minne- und Meistersänger von der afrikanischen Nordküste bis in Ungern, Polen und England berühmt!! Trotz seiner

Virtuosität im wörtlichen Abschreiben, ist Seel dennoch nicht fähig genug, jenen berühmten Zwiespalt zwischen Erzherzog Sigmund und dem Cardinalbischof von Brixen, Niklas von Cusa, aus Müllers Schweizergeschichte oder aus dem österreichischen Plutarch auszuborgen, oder den europäisch wichtigen Reichthum der tyrolischen Bergwerke aus Sperges und Senger.

Ein hochkomisches Spiel treibt Seel mit dem Namen: »Insurgenten! Ihm sind die schweizerischen Eidgenossen Insurgenten, wie die mordbrennerischen Bauern von 1526 und die Bischöfe von Trident und Chur, die ihres Hochstifts Rechte gegen Ludwigs von Brandenburg und Friedrichs mit der leeren Tasche Angriff eben so unerschrocken vertheidigten, als einst Ambrosius den großen Theodos, an der Kirchenthüre zu Mailand wegen der Gräuel zu Thessalonich vor sich auf den Knieen sah, und gleichwohl lange unerbittlich blieb — heißen ihm auch ganz säuberlich: »Insurgenten-Bischöfe!«

Soll man demjenigen nicht sein Machwerk langsam auf den Händen verbrennen, der solche Stellen niederschreiben konnte (S. 138, 243, 376) »Carl V. war, was Religion betrifft, gleichgültig genug; mehrere glaubten, er neige sich sehr zur »neuen Lehre, weil er gar kein eifriger Katholik war!! Andere »hielten ihn wieder dafür, weil er zuletzt sogar die Neuerer bekämpfte« — viele derselben wurden in Tyrol getödtet, denn der Tod eines Menschen kostete ja diesen Regenten nichts, weil er nicht gelernt hatte, Achtung für die Menschheit zu haben!!

Der große Bauernkrieg verdient in Wahrheit einen scharfsinnigen und kühnen Bearbeiter. — Der große Friedrich rechnet in den oeuvres posthumes Carln V. seine Mäßigung nach der Schlacht von Mühlberg als einen unbegreiflichen Staatsfehler an. Weit billiger darf man ihn anklagen, Gattinaras Rath verabsäumet zu haben, sich an die Spitze des großen Bauernkrieges zu stellen! Er wäre in eben dem Sinne (Franz I. wollte es ihm ja, in einem förmlichen Tractate garantiren) deutscher Kaiser geworden, wie Ludwig XI., Heinrich VII. und Ferdinand der Katholische, bey sich Herren geworden sind. Die Artikel der rebellischen Bauerschaft von 1526 enthalten leider mehr lokale und zeitgemäße Weisheit, als die ganze Registratur der damaligen »Oberösterreichischen Wesen,« — Endlich, welche beschämende Erscheinung! Alle Stürme der Reformation, der Bürgerkriege und Thronzwiste verschonen Tyrols glückselige Einöde und Einfalt. Selbst das wilde Feuer des großen Bauernkrieges, rings um Tyrol herum, lichterloh aufprasselnd, ergreift nur Salzburg, Trident, Brixen, auf welche sich das Kleinod jener beglückenden Verfassung, nicht er-

streckte, das ihnen erst 1816 durch Franzens väterliche Weisheit in vollem Maße zu Theile ward!

Vom Venetianerkrieg von 1487 (der alten Darstellung des Domherrn Conrad Wenger nicht zu gedenken), findet sich im tyrolischen Sammler, eine durchaus quellengemäße, vortreffliche Beschreibung von dem allzufrüh verstorbenen Gottfried Primisser, einem Jünglinge, dieses Namens würdig, in welchem Tyrol mehrere hochverdiente Alterthumsforscher ehrt: Cassian Primisser, Archivar und Geschichtschreiber seines Cistercienserstiftes Stams; Johann Primisser, Vater und Sohn, Custoden des berühmten Ambrasser Cabinets, der Lieblingsschöpfung jenes habsburgischen Lorenzo von Medicis und Alfons von Este, Erzherzogs Ferdinand und seiner geliebten Philippine Welser, des schönsten Paares ihrer Zeit, auch ohne das hohe Interesse der Freuden und Leiden dieser Liebe, noch jetzt, nach drey Jahrhunderten, nebst Herzog Meinhard, nebst Friedrichen mit der leeren Tasche und Kaiser Max auf der Martinswand, mit unaustilgbarer Vorliebe, der Gegenstand der Volkssagen und Volkslieder und der Kunst, in Wort und Bild und Gesang! — Sey auch immerhin in den Artikeln der rebellischen Bauerschaft und auf den ungrischen Landtagen unter Wladislaw und Ludwig, der Welser, Fugger und Hochstetter von Augsburg, als Pächter der tyrolischen und ungerischen Bergwerke und Staatseinkünfte, nicht aufs rühmlichste gedacht, es war dennoch eine schöne Zeit, wo die welserischen Flaggen auf der Nord- und Ostsee, im ägäischen, adriatischen und Mittelmeere, wie in den Gewässern beyder Indien wehten, wo Bartholomä Welser, Carln V. zwölf Tonnen Goldes darlieh, mit acht Kriegsschiffen und Landungstruppen das reiche Venezuela eroberte, und von seinem Comptoir aus, durch welserische Gouverneurs regierte. — Mit Recht wurde von Philippinen bemerkt, wie das Volk sie als eine Heilige ehrte; die Stände, sonst dieser Vermählung feind, aus der sie keinen Thronfolger erwarten durften, sie anbeteten; wie sie in den schwierigsten Verwicklungen, stets glückliche Mittlerin zwischen Fürsten und Volk, und das Band des Friedens zwischen den Erzherzogen gewesen! Der Hof Ferdinands vereinigte einen Kranz der ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler: die Historiographen Gerard van Roo, Ursinus Velius, Christoph Putsch, und Jakob Schrenck von Notzing mit seinem Ambrasser Heldenbuche, Decius von Weidenberg, Agrikola und seine gelehrte Tochter, beyde dem Volk geehrte und gefürchtete Zauberer; Adamus Carolus, Johann Rosinus, Georg Thannstetter (insgemein Collimitius), Franz Cosiander, der Verfasser

der tyrolischen Landesordnung; Jakob Frankfurter, Petrus Collatinus, Johann Severus, der Coryphäe unserer Orientalisten, Auger Gislain Busbeck, unter vielen flammändischen Malern, die Hufnagel, die Bildner Alexander Collin von Mecheln, Arnold und Bernard Abel (Schöpfer der berühmten Marmortafeln mit den Großthaten Max I. auf seinem herrlichen Mausoläum zu Innsbruck, der Grabmäler Ferdinands und Philippinens), die Statuare und Gußkünstler Stephan und Melchior Godel, Gregor Löffler, Hanns Lendenstrauch, Ludwig del Duca; — die Baumeister Franz Theuering, Max della Bolla ꝛc. — Auch über das damals mit Florenz und Ferrara wetteifernde Innsbruck, weiß Seel nichts zu sagen. Weit lohnender liest sich hierin des wackern Künstlers und nationalen Sängers Zoller, Geschichte dieser Hauptstadt Tyrols.

S. 287 erfahren wir die wichtige Neuigkeit: der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian sey niemals vermält gewesen, und aus dem Titelkupfer: Claudia von Medicis habe 1665 (siebzehn Jahre nach ihrem, wenige Wochen nach dem Abschlusse des westphälischen Friedens, 26. Dez. 1648 erfolgten Tode) Tyrol muthig gegen die Schweden vertheidigt! — Welche Fürstenbilder, jener Maximilian und die Medizeerin Claudia! Er, ohne eigene Macht, als Wahlkönig von Polen von der zamoiskyschen Partey besiegt und gefangen, kein glücklicher Feldherr wider die Osmannen, dennoch die Stütze seines schwer bedrohten, in sich selbst entzweyten Hauses, das Orakel der Höfe, die Seele der europäischen Geschäfte, beständig auf Reisen von einer Hauptstadt zur andern, von Koppenhagen bis Rom, von den Tyrolern, als Vater des Vaterlandes, in wehmüthiger Erinnerung auf seinen, ihnen theuern Namen, vergöttert, — und Claudia, durch zauberische Schönheit und Glut des Herzens, wie der Einbildungskraft, von dem Himmel, unter welchem, durch Kunstsinn und Großmuth, von dem Hause zeugend, aus dem sie geboren war, nach des ersten Gemahls von Urbino Tod, im Kloster sich verbergend, von Leopolden von Oesterreich, den der Ruf ihrer Herrlichkeit entzündet, in den heiligen Mauern, als Bettler, aufgesucht und als Fürst heimgeführt, bald wieder Wittwe, Regentin und Vormünderin — und als Frau am unwiderstehlichsten herrschend, war wirklich eines der, aus dem Schiffbruch des dreyßigjährigen Krieges rettenden Gestirne. — Sie war mehr als die hessische Amalia und sie war es für eine gute Sache!! Wie Tyrol unter Max I. und Carl V. der Stützpunkt, der Knoten, die Vorrathskammer ihrer politisch-strategischen Operationen gewesen, und von ihnen: »der

Schild und das Herz Oesterreichs genannt, und von dem ritterlichen Max, zugleich als er Papst werden wollte, als achte Chur projectirt war, so ging in der Unglückszeit von der Leipziger Schlacht, bis nach Wallensteins Ermordung, nur durch Tyrol, wieder ein engeres Zusammenwirken der Höfe von Wien und Madrid, nach vierzigjähriger Erkaltung. — Claudia zog eine undurchdringliche Gränzhut von Bormio an den Bodensee und bis Salzburg. Sie förderte die spanischen Truppen aus Mailand unter dem Cardinalinfanten, die die Nördlinger Schlacht und hiedurch die Pacification des Reichs entschieden! Diese Secundogenitur in Tyrol trug in den Vorlanden und im Elsaß und Sundgau, alle Schrecken des Krieges und im Frieden, desselben schwerstes Opfer. — Der Staatskörper, die Primogenitur, verlor in dem furchtbaren Kampfe gleichwohl nur beyde Lausitzen, gegen Wiederanfall. — Auch im spanischen, auch im österreichischen Erbfolgekriege, fehlte Tyrol niemals seiner wichtigen Rolle. — Die Helden, Max Emanuel von Bayern, Leopolds I. Schwiegersohn, und Vendome, des vierten Heinrichs würdiger Sprößling, sollten sich im Herzen Tyrols vereinigen, längs der Drau gegen Untersteyer vordringen, und den Malcontenten Rakoczys die Hände bieten, welche die Linien Wiens umschwärmten, und das Marchfeld verheerten; allein dieser entscheidende Schlag des Verderbens wurde in Tyrol zu Schanden gemacht, gerade an den, im unvergeßlichen Kampfe von 1809 wiederum verherrlichten Stätten! — Hier wurde Zeit gewonnen zur Schlacht von Blindheim, wie vor siebzig Jahren zu jener von Nördlingen. Als Carl VII. in Prag bereits gekrönt, in Linz gehuldiget, und die große Theresia von Wien nach Preßburg auf der Flucht war, vermochten Maillebois und Gages eben so wenig, in Tyrol zu dringen, und Carln Hülfe zu leisten, der seinem neuen Kaiser- und Königstitel, auch jenen eines »Lieutenant du roi très-chrétien« beygesellt hatte. Die Tyroler fielen rächend nach Bayern hinaus, und wiederum wurde Zeit gewonnen, für Traun zur Schlacht von Camposanto, für Kaunitzen, zum Wormser Bündnisse mit dem Turiner Hof.

Wir haben schon des Unwürdigen und Ungeschickten genug gerügt an einem Buche, das leider trotz dessen, durch die Sorglichkeit des Verfassers und Verlegers, mit unbegreiflicher Zuversicht gerühmt und empfohlen, und sogar in einigen Journalen als ein ganz gutes Handbuch in Ermanglung eines bessern gepriesen worden ist. Es ist um so mehr Schade, um die fleißigen Mettenleiterschen Küpferchen, als sie an ein ganz anderes,

sehr lobenswerthes Unternehmen, an die Westenriederschen bayerisch-historischen Kalender erinnern.

Die Geschichte jedes Landes enthält zugleich auch immer alle Axiomen und alle Grundmaximen seiner Verwaltung und seiner Vertheidigung. So bewährt jede Zeile der tyrolischen Historie, jenes spät erkannten und nie genug erkannten Friedrichs mit der leeren Tasche, nachahmungswertheste Weisheit und die Politik sämmtlicher Fürsten von Oesterreich: dieses Felsenrund, um seiner politisch-strategischen Wichtigkeit willen, mehr wie einen, seiner landesherrlichen Schirmhoheit unterstehenden Freystaat, mit weiser Milde zu behandeln, als um militärische oder finanzielle Hülfsquellen daraus zu ziehen. In die Oekonomie einer so alten, mächtigen, nur nach großen und selbstständigen Calkuls rechnenden Monarchie, paßte also Tyrol gar sehr; zu keiner Zeit aber, in jene eines neuen, fremden, emporstrebenden Staates, der in eines Uebermächtigen Wirbel hineingerissen, reicherer, zahmerer Länder bedurfte; der diesen Bergen, vom gegenwärtigen Leben, nur die Mühe lassen konnte, und die Gefahr und seine fromme Gläubigkeit zügeln möchte, durch die Schrecken des zukünftigen!! — Ohne Ungebühr und ohne Anmaßung prophetisch, könnte das Schlußkapitel von Hormayr's Geschichte Tyrols genannt werden, mehrere Monate vor dem Preßburger Frieden und der darin bedungenen Losreißung Tyrols, im Druck erschienen — und selbst noch nach dem endlich glücklichen Umschwung der europäischen Angelegenheiten, selbst in der jetzigen Gestaltung der Dinge, ist nichts lesenswerther und nachdrücklicher über die, gegen den großen Alpengürtel von Piemont bis an die flanatischen und liburnischen Küsten, allein natürliche Politik, als in Johannes Müller's sämmtlichen Schriften jener wahrhaft kassandrische Brief Müllers an Maret, den Herzog von Bassano, über eine der vielen chimärischen Blasen, die Napoleons Gehirn auftrieb, nämlich über die Idee, die Schweiz als ein Erbkönigreich an Mürat oder Berthier zu verschenken!! — Beyde Stellen verdienen gelesen und wieder gelesen zu werden, zum wiederholten Wahrzeichen, wie unter dem reissendsten Wechsel der Umstände, die Wahrheit, immer dieselbe, wie sie in ewigem Gleichmuth über Zeit und Raum, und über jene gewaltige Ebbe und Flut in der Menschen Herzen, »diesem trotzigen und gleich wieder verzagten Ding,« hocherhaben sey!!

Ths.

Art. X. **Theoretisch-praktischer Commentar über das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie, von Michael Schuster, Doctor der Weltweisheit und der gesammten Rechte, k. k. öffentlichem und ordentlichem Professor des österr. bürgerl. Rechts an der Prager Universität rc. rc. Prag 1818. Auf Kosten des Verfassers.** 503 S. in 8.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ungeachtet der Existenz und der anerkannten Vortrefflichkeit des Commentars des Herrn Hofraths von Zeiller über das allgem. bürgerl. Gesetzbuch keineswegs andere Commentare überflüßig oder gar unmöglich gemacht wurden. Schon die ebenfalls von dem Verfasser gemachte Bemerkung, daß sich unser Gesetzbuch, Institutionen- und Pandektenmäßig bearbeiten lasse, und die Darstellung des Herrn von Zeiller die erste Tendenz habe, gibt den Fingerzeig, was in der Hinsicht noch zu erwarten, und zu leisten war.

Der Wunsch des Geschäftsmanns, und wohl auch des Theoretikers mußte nämlich auf einen Pandektenartigen Commentar gerichtet seyn, worin alles, was sich immer auf ein bestimmtes Rechtsverhältniß bezieht, erörtert wird, und sogar das an sich in andere Zweige der Gesetzgebung Gehörige erschöpfend zusammengestellt erscheint. In der ersteren Hinsicht haben mehrere verdienstvolle Schriftsteller die detaillirte Bearbeitung einzelner Materien des Gesetzbuches (z. B. Dolliner das Eherecht, Scheidlein den Kauf, Hüttner den §. 5) übernommen, und in der letzteren Hinsicht werden keineswegs die Verdienste des Hrn. von Adelshofen (Kurze Darstellung der politischen, geistlichen, militärischen Verordnungen, und Gesetze in Straffällen, dann der Berg-, Wechsel- und Gerichtsordnung, auf welche das neue bürg. Gesetzb. in verschiedenen §. §. Beziehung nimmt. Prag, 1813) in Abrede gestellt, in dessen Plane jedoch eine vollständige Befriedigung des praktischen Bedürfnisses nicht gelegen zu seyn scheint. Mit einem großen Werke, welches das ganze Gesetzbuch, und alle darauf Bezug habenden Normen in neun Bänden umfassen soll, wird uns aber zuerst, der in der Theorie und Praxis gleich bewanderte Hr. Professor Schuster beschenken. Sollte gleich diese Arbeit, wie es auch nicht anders möglich ist, noch Einiges zu wünschen übrig lassen; so wird doch Niemand den Scharfsinn des Verfassers, und sein gründliches Studium des Gesetzes verkennen, und der Theoretiker in dem vollendeten Werke einen Leitfaden zum erschöpfenden Studium des vaterländischen Civil-Rechts, der Praktiker eine eben so reine als reichhaltige Quelle zur Entscheidung sehr vieler schwieriger Fälle finden. Demnach kann es

den Werth des vorliegenden Commentars nicht vermindern, wenn sich auch durch denselben, so wenig als durch irgend einen andern, das Studium des römischen Rechts für den Juristen ganz entbehrlich machen laßt. Rec. hält es wenigstens weder für möglich, noch für erwünschlich, das Studium eines Rechts, als entbehrlich bey uns zu beseitigen, was die Grundlage aller wissenschaftlichen Jurisprudenz, und den Grundstoff unserer vaterländischen bürgerlichen Gesetzgebung ausmacht. Uebrigens läugnet er gar nicht, daß freylich ein halbjähriger Curs nicht hinreichen dürfte, um jedem Lehrlinge, die dem gedachten hohen Zwecke entsprechende Kenntniß des römischen Privat-Rechts zu verschaffen.

Rec. wird nun aus dem gegenwärtigen ersten Bande des Commentars, welcher bis zum §. 44 des allg. bürg. Gesetzbuches reicht, die vorzüglichsten Stellen ausheben, die ihm besonders gelungen scheinen; aber auch diejenigen beyfügen, wo er aus den anzuführenden Gründen mit dem gelehrten Hrn. Verfasser nicht übereinstimmen kann.

Seite 7 unter 5 hätte der Vollständigkeit wegen die Berufung auf den §. 359 des allg. bürgerl. Gesetzb., Kraft dessen die Lehen nach dem besonders bestehenden Lehenrechte behandelt werden, einen schicklichen Platz gefunden; wogegen die schöne und lehrreiche Vergleichung der Justiz- und politischen Legislation (S. 8—16) besonders herausgehoben werden muß. — S. 37 rügt der Hr. Professor gelegentlich den ersten Art. des code civil françois; welcher Rüge Rec. zwar nicht ganz widersprechen kann; aber doch meint, der Verfasser dürfte, bey seinem Urtheile über dieses Gesetzbuch (Einleit. S. XXIII.) mit mehreren der neuesten deutschen Schriftsteller von dem ehemaligen unmäßigen Lobe auf das entgegengesetzte Extrem gerathen seyn. — S. 57—64 wird ein auffallender und allerdings folgenreicher Unterschied zwischen der persönlichen Fähigkeit, und ihren Beschränkungen aufgestellt, und hieraus der nachfolgende doppelte Grundsatz abgeleitet:

Unterthanen der deutschen Erbländer sind, falls sie außer denselben Rechtsgeschäfte unternehmen, die hier rechtliche Wirkungen hervorbringen sollen, sowohl in Ansehung der persönlichen Fähigkeit, als in Betreff ihrer Beschränkungen an das gegenwärtige Gesetzbuch gebunden. Fremde, welche in den deutschen Erbstaaten Geschäfte schließen, sind bloß in Hinsicht auf die persönliche Fähigkeit, nicht auch in Rücksicht auf die Beschränkung derselben nach den Gesetzen ihres Wohnsitzes oder ihrer Geburt, zu beurtheilen (S. 415 — 422).

Die erwähnte Absonderung widerspricht theils dem gangbaren juristischen Sprachgebrauche, theils den Ideen der bisherigen

Bearbeiter des österreichischen Privat-Rechts, und wird durch die Rechts-Philosophie nicht unterstützt. Nach dem allgemeinen Sprachgebrauche mangelt nicht bloß damals die persönliche Fähigkeit, wenn sie überhaupt gar nicht, wie bey einem Wahnsinnigen oder Kinde; sondern auch, wenn sie in gewisser Beziehung nicht vorhanden, und man z. B. nicht befugt ist, wucherliche Darlehensverträge zu errichten, Jemanden über die Hälfte zu verletzen, oder seine Notherben durch Testamente oder Schenkungen im Pflichttheile zu verkürzen. Dieser Sprachgebrauch hat sich nach dem bisher bestandenen gemeinen Rechte gebildet, das den in der Frage stehenden Unterschied gar nicht kennt. Auch Herr Hofrath von Zeiller, welcher doch den Sinn und die Absicht des Gesetzes am besten kennen muß; Herr Professor Scheidlein, der den Zeillerischen Commentar mit Sachkenntniß benutzte, und Herr Professor Dolliner, welcher bey der Untersuchung über die Ehen der Inländer im Auslande, und der Ausländer im Inlande die Sache von allen Seiten in Erwägung zog, sprechen immer nur von der persönlichen Fähigkeit in der vom Rec. angeführten ausgedehnten Bedeutung. Nach der Rechts-Philosophie lassen sich allerdings die beyden Fragen, ob jemand nicht einwilligen könne, oder nicht einwilligen dürfe, von einander trennen; allein einerseits kann eine solche Trennung nie von praktischem Interesse seyn, weil in jener physischen Unmöglichkeit immer auch eine moralische liegt, und folglich der Act in beyden Fällen nichtig ist; und andererseits kann sie nicht im Sinne unsers Verf. genommen werden, indem erklärte Verschwender und Sträflinge, welche nach seiner Ansicht nicht einwilligen können, nach philosophischen Grundsätzen unter jene gehören, die nicht einwilligen dürfen. Sollte denn wirklich der öfter berührte, nicht für alle Fälle fest bestimmte Unterschied in unserer neuen Civil-Gesetzgebung gegründet seyn? Mit ausdrücklichen Worten kommt derselbe nirgends vor, und wenigstens hat Rec. ihn auch aus den vom Herrn Professor Schuster citirten Gesetzstellen nicht entnehmen können. Die Worte des §. 4.: Die Staatsbürger bleiben auch in Handlungen und Geschäften, die sie außer dem Staatsgebiete vornehmen, an diese Gesetze gebunden, in so weit als ihre persönliche Fähigkeit, sie zu unternehmen, dadurch eingeschränket wird, scheinen mit den Worten des §. 34: Die persönliche Fähigkeit der Fremden zu Rechtsgeschäften ist insgemein nach den Gesetzen des Ortes, denen der Fremde vermöge seines Wohnsitzes, und, wenn er keinen eigentlichen Wohnsitz hat, vermöge seiner Geburt als Unterthan unterliegt, zu beurtheilen, einerley Sinn zu haben, da in dem allgemeinen Ausdrucke: persönliche Fähigkeit auch ihre Be-

schränkungen (die eingeschränkte Fähigkeit) um so mehr enthalten seyn dürfte; als in jenen Fällen, wo die gedachten Einschränkungen eintreten, die persönliche Fähigkeit offenbar abgeht. Der 356 §. des Gesetzbuches macht allerdings nebst der persönlichen Fähigkeit noch von einer Beschränkung in Ansehung der Sache, die erworben werden soll, Meldung. Allein er kann doch nicht füglich etwas für die Meinung des Autors beweisen, indem die Ausdrücke: Wer behauptet, daß der Person, die etwas erwerben will, in Rücksicht ihrer persönlichen Fähigkeit, ein gesetzliches Hinderniß entgegen stehe u. s. w., auch die Beschränkung der gedachten Fähigkeit nicht undeutlich in sich fassen, somit im folgenden Satze bloß noch beyspielsweise eine vorzüglich in die Frage kommende Einschränkung hervorgehoben wird. Ferner scheint die streitige Scheidung der beyden Begriffe gleichfalls nicht aus Zusammenhaltung der §§. 865—868 mit dem §§. 878—882 hervorzugehen, da die unter besonderer Vorsorge der öffentlichen Verwaltung stehenden Gemeinden, von welchen §. 867 redet, gewiß unter jene Personen gezählt werden müssen, deren persönliche Fähigkeit zur Schließung von Verträgen lediglich eingeschränkt ist. Auch die allgemeinen Anfangsworte des §. 1352: Wer sich für eine Person verbürgt, die sich vermöge ihrer persönlichen Eigenschaft (überhaupt oder in gewissen Rücksichten) nicht verbinden kann, bestätigen vielmehr die Ansicht des Rec. Endlich leuchtet dem letzteren die Beweiskraft der §§. 35 und 36, worauf der Herr Commentator einen besonderen Werth legt, nicht ein. Beyde handeln vom Gegensatze der persönlichen Fähigkeit, als dem Gegenstande des §. 34, und beyde gehören also gar nicht hierher.

Allerdings wird ein von Fremden mit österreichischen Unterthanen hier geschlossenes wechselseitig verbindendes Geschäft (abgesehen von der zufolge §. 34 nach dem fremden Rechte zu bestimmenden Fähigkeit) ohne Ausnahme (also in Absicht auf die Förmlichkeiten, Rechtswohlthaten, Vorschriften bey der Auslegung der Willens-Erklärung u. s. f.) nach diesem Gesetzbuche beurtheilet, und der Beysatz: ohne Ausnahme, welcher bloß den Contrast zu dem zweyten, noch im §. 36 erörterten Falle bezeichnen soll, kann gar keinen Anstand machen. Eben so müssen Rechtsgeschäfte, welche Ausländer in den deutschen Erbländern unternehmen, und wodurch sie Andern Rechte gewähren, in Beziehung auf die Förmlichkeiten, Rechtswohlthaten, Auslegungsregeln u. s. w., von denen dieser §., gleich den beyden nachfolgenden, in Betreff der Fremden spricht, nach dem hiesigen oder fremden Gesetze, je nachdem das eine oder das andere die Gültigkeit am meisten begünstigt, beurtheilt werden; wogegen bey der Frage über die persönliche Fä-

higkeit im ganzen Umfange, folglich auch über ihre Beschränkung, in Gemäßheit des §. 34 das ausländische Recht zur Anwendung kommen müßte. Ueberdieß geben, nach dem Dafürhalten des Rec., mehrere Stellen des Gesetzbuches das sichere Resultat, daß dasselbe die Beschränkung der persönlichen Fähigkeit zu juristischen Handlungen ebenfalls als eine Unfähigkeit erklärt, und somit unläugbar unter dem Ausdrucke: persönliche Fähigkeit sowohl die absolute, als auch die relative (beschränkte) begreift. So wird von den Minderjährigen, welche zu einer gültigen Ehe der Einwilligung des Vaters oder der Vormundschaft bedürfen, §. 49 gesagt, daß sie unfähig sind, ohne Einwilligung ihres ehelichen Vaters sich gültig zu verehlichen. Dann heißt es §. 310: Personen, die den Gebrauch der Vernunft nicht haben, sind an sich unfähig, einen Besitz zu erlangen. Ferner werden nach der Marginal-Rubrik des §. 566 in diesem und den darauf folgenden §§. die Ursachen der Unfähigkeit zu testiren dargestellt, und darunter kommt §. 568 die Prodigalitäts-Erklärung vor, welche doch den Verschwender in seiner Disposition bloß auf die Hälfte des Vermögens beschränkt. Zuletzt stellt §. 1421 die Regel auf: Auch eine Person, die sonst unfähig ist, ihr Vermögen zu verwalten, kann eine richtige und verfallene Schuld rechtmäßig abtragen, und sich ihrer Verbindlichkeit entledigen, durch welche unterzogenen Worte auf die im übrigen beschränkte Fähigkeit solcher Personen hingedeutet wird. Bey Gelegenheit der vertheidigten neuen Meinung, lehrt der Hr. Verfasser unter andern (S. 66) den Satz, daß ein hiesiger Unterthan, welcher sich in einem Staate, wo das Aufgebot keine wesentliche Bedingung zur Schließung eines gültigen Ehevertrages ist, noch nicht über sechs Wochen aufhält, in seinem letzten längeren Aufenthaltsorte verkündigt werden müsse. Rec. kann dieser Behauptung nicht beypflichten. Denn es handelt sich beym Aufgebote überhaupt um eine Förmlichkeit, wobey demnach laut des §. 4 des Gesetzbuches lediglich die Gesetze des Orts, wo die Ehe eingegangen wird, zur Richtschnur dienen. Von einer Beschränkung der persönlichen Fähigkeit, welche der Hr. Professor annimmt, kann auch darum keine Rede seyn, weil sogar im Inlande geschlossene, und bloß an dem letzteren längeren Aufenthaltsorte der Brautleute nicht verkündigten Ehen vermöge des §. 74 als gültig anzusehen sind, sonach der §. 72 zuverläßig eine bloße Formalität enthält. Auch der §. 252 des II. Theils des Strafgesetzbuches läßt sich im Allgemeinen nicht hierher ziehen, weil darin die böse Absicht vorausgesetzt wird, man habe sich in ein fremdes Land begeben, um daselbst eine Ehe zu schließen, die nach den Landesgesetzen nicht Statt finden kann. — Den vom Verfasser aufgestellten weiteren Grundsatz, daß, wenn ein

Inländer außer den deutschen Erbländern mit einem Fremden rechtliche Acte vornimmt, hierbey nicht bloß in Bezug auf die äußere Form, sondern auch in Ansehung der Rechtswohlthaten, der Normen bey Auslegung einer nicht deutlichen Willenserklärung u. s. w., das Recht des Auslandes zur Richtschnur diene (S. 67 — 72) erachtet Rec. für eben so richtig als fruchtbar. Man denke z. B. an den §. 677. — Bey Commentirung des §. 5 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches (S. 80 — 102) wird auf die gehaltreiche Schrift des Doctors und gegenwärtigen Professors von Hüttner (Ueber die rückwirkende Kraft der Gesetze zur Erläuterung des §. 5 des Gesetzbuches. Wien und Triest, 1817) keine Rücksicht genommen, ja diese Schrift nicht einmal in der Literatur aufgeführt. Die Entscheidung des S. 101 vorgelegten Rechtsfalls muß den Theoretiker und Geschäftsmann etwas frappiren, und Rec. glaubt, keiner von beyden dürfte auf die Entscheidung des Autors verfallen. Die Existenz eines rechtlichen Geschäftes hängt von der Beobachtung aller Erfordernisse ab, welche das zur Zeit seiner Errichtung geltende Recht vorschreibt. Sind diese nicht beobachtet, so existirt das Geschäft noch gar nicht, und soll es zu Stande kommen, so muß es durchaus nach dem bey seiner Unternehmung bereits bestehenden neuen Gesetze eingerichtet werden. Man kann daher nicht wohl begreifen, wie das alte und neue Recht bey Beurtheilung des vorausgesetzten Rechtsfalls zusammentreffen können. Meisterhaft werden (S. 134 — 147) einige scheinbare Antinomien unsres Gesetzbuches aufgeklärt, und es wird hierdurch die beste Anleitung gegeben, wie man in ähnlichen Fällen die rationes diversitatis subtili animo aufzusuchen habe. — Sehr treffend ist die Erklärung der verschiedenen Namen, womit die einzelnen Gesetze in der vaterländischen Geschäftssprache belegt werden (S. 177 — 180). — Eine ausgezeichnete Erwähnung verdient die vollständige Darstellung der Rechtslehren von den Privilegien (S. 197 — 221) und von der Repräsentation (S. 250 — 257). Bey der ersteren sieht der Hr. Prof. mehrere Bestimmungen des Jos. Gesetzbuches, welche nach der Ansicht der gegenwärtigen Gesetzgebung politische Verordnungen enthalten, als noch immer verbindlich um so mehr an, als es uns sonst nicht selten an einer Entscheidungs-Norm in dieser Materie gebrechen würde.

Die Exegese des §. 23 (S. 294 — 306) gibt einen wichtigen Beweis, wie nützlich, ja sogar unentbehrlich dem praktischen Juristen einige Kenntniß der gerichtlichen Arzneywissenschaft sey. — Auf Veranlassung des §. 25. werden mehrere Fälle (S. 320 — 341) eben so scharfsinnig als richtig entschieden. In Absicht auf den unter 5. erzählten Fall glaubt zwar Rec. mit dem Verf.

(S. 339), daß über denselben das Gesetz ganz schweige; somit auf den Vernunft-Codex zurückgegangen werden müsse; doch dürfte diese Bemerkung mit einer andern Aeußerung (S. 158), dem Autor sey noch kein Fall vorgekommen, wo er sich nach §. 7. auf die natürlichen Rechtsgrundsätze berufen mußte, nicht ganz zusammen stimmen. — Bey Anführung der wichtigsten Gesetze für geistliche Gemeinden in Hinsicht der Privat-Rechte (S. 352—358) hätte Dolliner's Recht geistlicher Personen (2te Auflage, Wien und Triest 1818) citirt werden sollen, und vielleicht auch noch mehr benutzt werden können. Das Hof-Decret vom 22. Dec. 1782, welches die Formalitäten bey Zurückzahlung eines den Stiftsvorstehern aufgekündigten Capitals vorzeichnet, und welches nach dem Verf. noch gelten soll, ward durch die Verordnung vom 10. Febr. (12. März) 1791 aufgehoben. — Sehr interessant ist die Begründung des richtigen Begriffes eines öffentlichen Beamten (S. 362 — 366) und die Entwickelung der ganzen Lehre von der Einbürgerung (S. 375 — 400). Da sich der gelehrte Verf. der letzteren Materie bloß auf Böhmen beschränkt; so theilt Rec. seinen Wunsch, daß andre eben so sachkundige Schriftsteller eine ähnliche Bearbeitung derselben Grundsätze für die übrigen Erbländer versuchen möchten. — Der beym §. 32. gelieferten Uebersicht der Gesetze über die Auswanderung muß noch das Hof-Decret vom 19. Sept. 1816 beygefügt werden, in Folge dessen die Erlaubniß zur Emigration falls alle Behörden sich dafür vereinigen, bey Weibspersonen der Landesstelle, bey Mannspersonen der Hofkanzley zusteht. (S. den 44ten Band der auf allerhöchsten Befehl, und unter Aufsicht der Hofstellen herausgegebenen politischen Gesetze und Verordnungen. Franz I. S. 302 und 303.).

Die Fähigkeit durch Zueignung zu erwerben, welche unser Verf. (S. 407) mit dem Hofrathe von Zeiller den Fremden beylegt, kann Rec. nicht zugeben. Denn der Wortlaut des §. 382: Freystehende Sachen können von allen Mitgliedern des Staates (aber doch lediglich von diesen) durch die Zueignung erworben werden, streitet offenbar dagegen, da die legale Bedeutung des Wortes: Mitglied, durch den §. 26 außer Zweifel gesetzt ist. Es scheint also bey diesem Erwerbe wirklich eine von jenen Ausnahmen einzutreten, auf die §. 33 in den Anfangsworten hindeutet: Den Fremden kommen überhaupt gleiche bürgerliche Rechte und Verbindlichkeiten mit den Eingebornen zu, wenn nicht zu dem Genusse dieser Rechte ausdrücklich die Eigenschaft eines Staatsbürgers erfordert wird. — Ueber die Art, wie der Fremde die gleiche Behandlung der österreichischen Staatsbürger mit den eigenen Unterthanen in sei-

nem Vaterlande darthun muß, ist Rec. mit der, durch die Uebung bestätigten, Meinung des Hrn. Prof. (S. 412 und 413) einverstanden. — Die zum §. 38. mit Benutzung der besten Wegweiser vorgetragenen Grundsätze des Gesandtschaftsrechts (S. 434—448) befriedigen den Leser vollkommen. — Die Lehren der Verwandtschaft und Schwägerschaft scheint der Verf. etwas zu kurz (S. 451 — 453) abgefertigt zu haben. Rec. hätte in einer Pandektenmäßigen Bearbeitung theils eine nähere Bestimmung und Würdigung der in Ehesachen wichtigen kanonischen Berechnungsart der Grade, theils eine Rücksicht auf die vom Hrn. Prof. Dolliner in seinem Eherechte Th. I. aufgestellten geläuterten Begriffe erwartet.

Den Schluß dieses ersten Bandes macht ein bey weitläufigen Werken unentbehrliches Sachverzeichniß. Rec. sieht übrigens mit Verlangen der Fortsetzung dieses gehaltvollen Werkes entgegen, und empfiehlt es mit wahrem Vergnügen dem Gebrauche der Rechtsfreunde und Richter.

K.

Art. XI. Handbuch der praktischen Philosophie oder der philosophischen Zwecklehre. Erster Theil. Ethik, oder die Lehren der Lebensweisheit. Erster Band. Von Jakob Friedrich Fries. Dr. der Phil. und Med., Großh. S. Weim. Hofrath, ord. Prof. der Phil. zu Jena, corr. Mitglied der königl. Akad. zu München und Berlin. Heidelberg, bey Mohr und Winter. 1818. gr. 8. XIV und 394 S.

Bey der Beurtheilung dieses Werkes, das einen der scharfsinnigsten Anhänger des Kantischen Rationalismus zum Verfasser hat, wird es nicht unangemessen seyn, einige allgemeine Betrachtungen über die neuere Philosophie vorauszuschicken. Die gesammte neuere Philosophie von des Cartes an trägt unverkennbare Spuren eines von der ewigen Lebenswurzel losgerissenen, in seiner Selbstheit erstarrten und in sich selbst erstorbenen Geistes und Gemüths an sich. Die Fragen, mit deren Beantwortung man sich am angelegentlichsten beschäftigte: was die Dinge und was wir seyen, wie sich das Seyn (die Objectivität) und das Denken (die Subjectivität) zu einander verhalten, und auf welche Weise sie ungeachtet ihrer ursprünglichen Verschiedenheit und Entgegensetzung in Wechselwirkung mit einander zu stehen vermögen u. s. f., die Grundansicht, die von des Cartes an in den Systemen der neueren Philosophie herrschend geworden ist, daß es nämlich eine doppelte Welt gebe, eine äußere (die Sinnenwelt) und eine innere (die intelligible), und der Mensch in der Mitte dieses Gegensatzes

sich befinde, von zwey entgegengesetzten Polen stets angezogen, und so in schwebender Bewegung erhalten, daß er nie zur Ruhe gelangen könne, wenn er sich nicht durch einen Sprung in das Gebiet des Glaubens flüchte: diese Fragen und diese Grundansicht setzen eine krankhafte Zerreißung des Lebens und die Herrschaft einer in sich selbst zurückgezogenen, in ihrer Selbstheit erstorbenen Reflexion voraus; und je mehr sich der Geist, dieser einseitigen Tendenz folgend, vom lebendigen Daseyn lostrennte und diesem selbst sich entgegensetzte, um so mehr mußte ihm die Fülle und der wahre Gehalt des Lebens verschwinden, und sollte für ihn, den bloß reflectirenden Geist, noch etwas reales übrig bleiben, so konnte dieses nichts anderes seyn, als die abstracte Form des Lebens, d. h., der todte Begriff.

Ueber diese zu keinem genügenden und den Menschen von gesundem Sinne ansprechenden Resultate hinführende, und eigentlich sich selbst vernichtende Tendenz der neueren Philosophie wird sich derjenige nicht wundern können, der von der Geschichte der Philosophie überhaupt Kunde hat, und dem es durch diese Geschichte einleuchtend geworden ist, daß der philosophirende Geist mit dem Gesammtgeiste des Menschenlebens in inniger Verbindung steht, die Philosophie also nicht etwas für sich bestehendes und vom Gesammtgeiste des Lebens unabhängiges, sondern vielmehr die höhere Offenbarungsform dieses Gesammtgeistes selbst ist, in welcher sich daher auch die Tendenz, die Gesinnung und die Gesammtheit des geistigen Lebens eines Zeitalters, eines Volkes u. s. w. am reinsten verkündet. Und ganz begreiflich; die Philosophie ist ja überhaupt nichts anders, als der nach Selbsterkenntniß strebende und sich selbst begreifende Geist des Lebens; also wird sich auch in der Philosophie eines jeden Zeitalters der in ihm herrschend gewordene Geist in diesem seinem Streben nach Selbsterkenntniß und Selbstverständigung aussprechen. Jene Tendenz der neueren Philosophie müssen wir daher als ein Erzeugniß des modernen Zeitgeistes betrachten, der auch in seinen übrigen Bestrebungen von der einen Seite den edlen Trieb nach Freyheit und Selbstthätigkeit verkündet, von der andern aber die aus dem Uebermaße desselben entsprungene Erstarrung in der Selbstheit; denn das sich über sich selbst erhebende Princip der Selbstthätigkeit artet nothwendiger Weise in Egoismus aus: der Mensch macht s i c h zum Mittelpunkte des Lebens, alles auf sich beziehend, alles nach sich beurtheilend und würdigend, ein anderes Daseyn nur anerkennend, in sofern er es annehmen muß, um sein ungenügendes Wesen dadurch zu ergänzen, also auch das Höchste von sich abhängig machend. Große Ereignisse hatten zunächst den unmittelbarsten Einfluß auf diese Umwandlung und Gestaltung des

geistigen Lebens; denn so wie sich dem Katholicismus ein protestantisches Princip entgegen bildete, so erhob sich auch der Rationalismus (in seinem Gefolge der Empirismus, die Skepsis u. a.) gegen die frühere Philosophie, deren höchste Blüthe die Theosophie gewesen war.

Wenn die frühere Philosophie, vom Geiste des Lebens ergriffen, und dieses in seiner unerschöpflichen Fülle gleich dem heiligen Feuer in sich bewahrend, vom Unbedingten und Unendlichen ausging, und durch dieses die endlichen Erscheinungen bedingt seyn ließ, so machte umgekehrt der Rationalismus das Endliche (das äußere und empirische Daseyn der Dinge, oder das Bewußtseyn, das Ich u. s. w.) zum Ersten und unmittelbar Gewissen, alles übrige daran knüpfend, auf verkehrte Weise also selbst das Unbedingte durch dasselbe bedingend; dieses mußte nämlich dem Verstande, für den nur das Endliche unmittelbare Gewißheit und Realität hat, als etwas erscheinen, das sich nur an das Gefühl anknüpfen lasse, und durch dieses gesetzt sey. Und wie erscheint das Leben überhaupt nach dieser Ansicht? Als etwas auf unbegreifliche Weise in sich selbst zerrissenes, überall nur Bruchstück, nur ungenügende Einzelheit. Das äußere Daseyn der Dinge soll z. B. das Reale seyn, der Geist dagegen das formale Princip, das den aus der Erfahrung genommenen Stoff durch die Verstandesthätigkeit erst bilde; Stoff und Form sollen also aus einander liegen, und sich entgegengesetzt seyn, und doch wieder das eine das andere voraussetzen und bedingen (denn was wäre der Stoff ohne die Form, und umgekehrt die Form ohne den Stoff, durch den sie erst Gehalt empfängt?); oder der Geist (das Ich) soll als sich selbst setzende Thätigkeit das Unbedingte seyn, und durch sein Sichselbstsetzen das äußere Daseyn der Dinge setzen; was ist dann der Geist für sich, abgesehen von dieser seiner unbegreiflichen Function, sich selbst aufzuheben, und immerfort das Gegentheil von sich selbst, das Nichtich oder Object, zu setzen? Und wodurch besteht die Verknüpfung und Wechselbestimmung des Objectiven und Subjectiven, die nach der rationalistischen Ansicht wahrhaft sich entgegengesetzt sind? So wie in den meisten der neueren philosophischen Systeme das Göttliche nur ein durch den Glauben vermitteltes, und gleichsam erst gefolgertes ist, so wird es auch hier zum Hülfsmittel herabgewürdigt, und erscheint als ein eigentlicher Deus ex machina; denn was anderes ist die göttliche Assistenz des Cartes, die prästabilirte Harmonie u. a. Ansichten? Selbst der ausgezeichnetste unter den neueren Denkern, Spinoza, in dessen Ethik wir die Gediegenheit der eleatischen Speculation wiederfinden, vermochte den Gegensatz des Objectiven und Subjectiven nicht zu erklären, und hob ihn bloß durch

die Idee des Absoluten auf; eben so das Schelling'sche Identitätssystem, dieses unvollendete Nachbild des Spinozismus; denn die Behauptung, daß die Subjectivität und Objectivität schlechthin Eins in der Vernunft seyen, tritt in diesem Systeme als unerwiesene Annahme auf, und erscheint nur als ein Mittel, den Knoten mit einem Streiche zu durchhauen. Und doch kann es der Dialektik nicht schwer seyn darzuthun, wie alles nur ist und gedacht werden kann, unter Voraussetzung der Einheit, und wie die Idee der Einheit in sich selbst die Zweyheit oder den Gegensatz trägt, und diese Zweyheit die Quelle aller Vielheit und Mannichfaltigkeit ist; daher wir nicht mit Schelling, um die Entstehung des Endlichen aus dem Unendlichen zu erklären, zu einem nichts erklärenden Sprunge, Abfalle und dergleichen unsre Zuflucht zu nehmen brauchen. Das Unendliche und das Endliche liegen nämlich nicht, wie Allgemeines und Besonderes, oder Höheres und Niederes, wahrhaft auseinander, sondern sie sind, dem speculativen Standpunkte gemäß, Eins: das Unendliche ist in sich selbst die Fülle alles Endlichen, und das Endliche die Offenbarung des Unendlichen in seiner lebendigen Darstellung und Erscheinung; das Unendliche ist also das im Endlichen sich selbst Realisirende, und das Endliche, seinem Wesen und seiner Bedeutung nach, das Unendliche; und diese ihre Einheit ist die Idee des Lebens; daher nur durch die logische Abstraction vom Leben das Unendliche und das Endliche als sich entgegengesetzte und gegenseitig sich aufhebende Begriffe hervortreten.

Mehrere Vorurtheile erzeugten sich durch jene rationalistische Betrachtungsweise, welche zu bekämpfen das Streben der Philosophie seyn muß, wenn sie von der Einseitigkeit und theils empirischen, theils formellen Beschränktheit wieder genesen soll. Unserer Ueberzeugung nach ist das Grundvorurtheil dieses, daß vom Endlichen ausgegangen, und zunächst auf dieses das Wissen bezogen, dem Glauben dagegen das Gebiet des Unendlichen angewiesen wird. Wir möchten dieser rationalistischen Ansicht der neueren Philosophie die Platonische entgegensetzen, daß sich das Wissen nicht auf das Endliche und Sinnliche beziehe, sondern auf das Wahrhafte und Unbedingte, das Unendliche und Göttliche also nicht Gegenstand des Gefühls, sondern der höchsten Erkenntniß und der unmittelbarsten Anerkennung sey; denn das unmittelbar Gewisse und durch sich selbst Wahrhafte kann nur Object des in sich selbst begründeten und unbedingten Wissens seyn. Die Philosophie hat demnach, im Pythagoreischen Sinne dieses Wortes, das Streben, den Geist immer mehr vom Sinnlichen und Irdischen zu reinigen, damit er zur eigentlichen Weisheit (Sophia) sich erhebe, und in der Idee des Göttlichen und Heiligen sich ver-

kläre: sie ist die Orphische χαϑαρσις, ihre Tendenz theosophisch. Das Bedingte, nicht durch sich selbst Bestehende, also Unzuverläßige und Wandelbare ist dagegen Gegenstand des Glaubens und Meinens (der πιστις und δοξα). Dort, im Gebiete des eigentlichen Wissens, treten die Ideen als die reinen Gestaltungen des Lebens hervor, und zwar nach dem Gesetze der Quadruplicität, die des Wahren, Guten, Schönen und Heiligen (daher: Wissenschaft, Tugend, Kunst und Religion); dies ist die Region des Uebersinnlichen, Wahrhaften, des Platonischen ὀντως ὀν; der Denker, der, nicht am trügerischen Scheine des Endlichen haftend, der wahren, unbedingten Erkenntniß nachstrebt, wird diese Ideen als das unmittelbar Gewisse festhalten, und nach immer reinerer und umfassenderer Erkenntniß derselben in den unendlichen Formen ihres Wesens trachten. In der Sphäre des Endlichen erblicken wir dagegen nur die Gleichnisse jener wahrhaften Lebensformen, das in stetem Wechsel begriffene, vielartige Leben derselben, welches, so wie es ohne die allen Gestalten gemeinsam zum Grunde liegende und als Seele ihnen inwohnende Idee nicht besteht, auch nur durch die Beziehung jedes einzelnen Gebildes auf die Idee, als sein Urbild, wahrhaft erkannt werden kann. Denn gleichwie das Endliche für sich nichts ist (es ist ja weder durch sich selbst, noch besteht es durch sich selbst), so ist auch die bloße Erkenntniß desselben nichtig; sie wird erst wahrhaft, wenn wir ergründen, wie in dem sinnlichen Gebilde die Idee, das übersinnliche Urbild, nachgebildet ist; das Endliche nämlich schwankt, wie die alten Weisen, Heraklit und Platon, schon erkannten, zwischen dem Seyn und Nichtseyn: für sich ist es nichts, es gewinnt nur Realität, wenn es auf die Idee, als sein vollkommnes und nothwendiges Wesen oder seine Urform, bezogen wird.

Ein anderes Vorurtheil ist, unserer Ueberzeugung nach, dieses, daß man die Kräfte des geistigen Lebens einseitig trennt, und einer gleichsam eine gesonderte Wirkungssphäre anweist. Bekannt ist es, wie die Leibnitzisch-Wolfische Philosophie die oberen und niederen Selenvermögen scharf geschieden wissen wollte, so als wären die Kräfte des einfachen, in sich ungetheilten Geistes wirklich so sich entgegengesetzt, der Geist also ein sich selbst so widerstreitendes Wesen. Eben so wurden in der späteren Philosophie Verstand und Gefühl getrennt, und zwar nicht bloß unterschieden (was zum Behufe der Erkenntniß nothwendig ist), sondern als eigentliche Gegensätze aufgestellt. Man bedachte also nicht, daß der Geist vermöge der nothwendigen Idee seines in sich ungetheilten einfachen Wesens in allen seinen Verrichtungen eigentlich mit der Gesammtkraft seiner Wesenheit wirkt, und daß jede seiner Operationen nur dadurch den Character der Bestimmtheit und Be-

sonderheit annimmt, daß in ihr das eine oder das andere Element seines Wesens vor den übrigen hervortritt, oder vorzugsweise wirksam ist. So ist z. B. unser Denken stets von Einbildungskraft begleitet, denn es ist ein inneres Bilden und Gestalten, und je mehr die Einbildungskraft im Denken erregt ist, um so anschaulicher, bestimmter und klarer wird auch sein Product, der Gedanke oder die Idee, seyn. Eben so wenig kann ich das Denken vom Wollen trennen; denn ich denke nur, insofern ich mich selbst zu dieser Thätigkeit des Geistes bestimme, und meinem geistigen Leben freythätig diese Richtung gebe. Selbst ohne Gefühl ist das Denken nicht möglich; denn nur dadurch ist es mein Denken, daß ich diese Thätigkeit in mir selbst wahrnehme, gleichsam in mir finde (empfinde); und diese Nothwendigkeit oder Bestimmtheit, die sich mir durch das innere Gefühl ankündigt, begleitet das Vorstellen, Wollen, Bilden und jede andere Thätigkeit meines Geistes. Die höchste Geistesthätigkeit wird daher diejenige seyn, in welcher alle Kräfte und Momente des geistigen Wesens in der lautersten Einstimmigkeit zusammenwirken, sich gegenseitig ergänzen, beleben und verklären, gleichsam in eine unendliche Harmonie zusammenfließend, in welcher der tiefste Ernst der Vernunft, und das heiterste Spiel der Phantasie, die regste Beweglichkeit des Willens, und die innigste Gebundenheit des Gefühls auf vollkommne Weise sich durchdringen; dieses ist die religiöse Begeisterung (die Erhebung des Geistes zum Göttlichen, und die Versenkung des Gemüths in die Idee des Heiligen). Sie ist also nicht bloß Sache des Gefühls, sondern des gesammten, in seiner Einheit verklärten Geistes.

Dieses im Allgemeinen und kurz Angedeutete, wobey wir den einzigen Zweck hatten, auf andere Ansichten in der Philosophie aufmerksam zu machen, und das Ungenügende, nicht selten auch ganz Verkehrte des neueren Rationalismus zu bezeichnen, findet auch im vorliegenden Werke seine Bestätigung. Was die wissenschaftliche Seite desselben betrifft, so genügt uns weder die Grundansicht, welche der Verfasser von der Tugend und Sittlichkeit aufgestellt hat, noch die Bestimmung und Ableitung der Elemente der Tugend. Wir werden eine gedrängte Uebersicht vom Ganzen geben, und dabey unsere Bemerkungen einschalten.

In der allgemeinen Einleitung stellt der Verfasser seine vorläufige Ansicht von der praktischen Philosophie und ihren Theilen auf. »Praktische Philosophie oder die philosophische Lehre von der Menschen-Weisheit (?) ist die Lehre vom Werth und Zweck des menschlichen Lebens und der Welt. Was aber seinem Zwecke entspricht, ist das Gute. So redet unsre Lehre von dem, was in der Welt dem Menschen als das Gute erscheine, und von dem,

was im eignen Leben ihm das Gute sey. Es ist aber dem Menschen das unmittelbarste Gut, die unwandelbare Seelenruhe, welche ihm den Blick über Geburt und Grab hinaus ruhig schweifen läßt, durch den ihm immer lebendigen Gedanken an die allwaltende ewige Liebe. Die reine heitere Geistesschönheit in dieser Seelenruhe wird ihm aber nur gewährt werden können in dem Streben nach Tugend, und die vollendeten Tugenden des Menschen sind Besonnenheit, Selbstbeherrschung, Tapferkeit und Gerechtigkeit, mit denen der Tugendhafte der Pflicht huldigen soll. Die vollendeten Anforderungen der Pflicht an den Tugendhaften sind aber, in Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit die Selbstständigkeit des geistigen Lebens geltend zu machen! Nicht die Menschen-Weisheit ist der Gegenstand der praktischen Philosophie, sondern die Sittlichkeit; diese ist des Menschen wahre Bestimmung und sein höchstes Gut. Die Sittlichkeit ist ferner nicht unwandelbare Seelenruhe (diese ist vielmehr die innere Folge des sittlichen Handelns und Lebens), sondern die sich selbst immer mehr vollendende, und gleichsam verklärende Geistigkeit; denn das Streben des Geistes kann nur dahin gehen, sein Gesammtwesen immer freier zu entwickeln, und es in sich selbst immer einstimmiger zu machen. Die Sittlichkeit gründet sich also auf die Harmonie des geistigen Wesens der Menschen, die sich auch im Handeln als Einstimmigkeit darstellen muß; darauf beruht die Schönheit des Geistes und des Lebens. Diese Harmonie ist die eine und höchste Tugend, die aber in der Anwendung und Beziehung auf die mannichfaltigen Verhältnisse und Gegenstände des Lebens (gleichsam den vielartigen, durch sie bestimmbaren Stoff für das Handeln) ihre verschiedenartigen Momente einzeln entfaltet und hervortreten läßt. Diese verschiedenen Momente der Tugend dürfen in der wissenschaftlichen Behandlung der Ethik nicht empirisch aufgefaßt und dargestellt werden (wie der Verfasser gethan, der die sogenannten Cardinal-Tugenden der Alten wieder aufgenommen hat), sondern sie müssen aus der Idee der Tugend an sich entwickelt, und in dem Wechselverhältnisse aufgestellt werden, in welchem sie jener Idee gemäß zu einander stehn; und daher müssen vor allem die Elemente des menschlichen Wesens und des Geistes, deren Einklang eben die Tugend ist, berücksichtigt werden. Diese Seite unserer Philosophie ermangelt aber noch am meisten der wissenschaftlichen Ausbildung; denn unsre Anthropologien und Psychologien sind nichts als empirische Aggregate, ohne speculativen Geist, die durch ihre ungeordnete Masse die Forschung erschweren, statt sie zu erleichtern, vorzubereiten, und auf einen lichten Punkt hinzuführen. Die ächte Psychologie und Anthropologie wird nur dann wieder hervortreten, wenn wir eine

Kosmologie und Physiologie im Geiste des Platonischen Timäos und Philebos erhalten. Dieses als Hindeutung auf die wesentlichen Mängel der modernen Philosophie, welche im Rationalismus befangen, und einseitig nur auf Begriffsbestimmungen und Unterscheidungen sich beschränkend, gerade das Wesentliche übersehen, und auch da, wo es ihr gegeben war (wie in der alten Philosophie) gänzlich verkannt hat; wovon jede Seite der Tennemannischen Geschichte der Philosophie Belege gibt.

Der Verfasser theilt die praktische Philosophie in folgende Abschnitte:

1) Allgemeine Ethik, als Lehre vom Werth und Zweck der menschlichen Handlungen überhaupt.

2) Tugendlehre (Sittenlehre, Moral), innere praktische Naturlehre als Anwendung der allgemeinen Ethik auf das innere geistige Leben des Menschen.

3) Staatslehre (Politik), äußere praktische Naturlehre als Anwendung der allgemeinen Ethik auf die äußeren geselligen Verhältnisse der Menschen.

Die praktische Philosophie hat, nach unsrer Ansicht, 1) die Frage zu beantworten, worauf sich das Handeln als sittliches gründe, wodurch es geleitet und bestimmt werde, und wonach es hinstrebe, also, welches der Grund, das Wesen und das Ziel der Tugend sey; 2) die Pflichten, die aus der Idee der Sittlichkeit hervorgehen, zu bestimmen, in Beziehung sowohl auf das sittliche Wesen selbst, als auch auf die Außenwelt, in welcher es als Glied lebt. Die praktische Philosophie, die sich mit dem Wesen der Tugend an sich beschäftigt, unterscheiden wir daher als allgemeine praktische Philosophie, oder als Ethik (Tugendlehre) von der besonderen praktischen Philosophie, der Sittenlehre oder Moral, welche nicht mehr die Tugend an sich, sondern das tugendhafte oder sittliche Leben zum Gegenstande hat.

Erster Theil. Ethik oder die Lehren der Lebensweisheit für den Menschen. Erster Abschnitt. Allgemeine Ethik. »Zweck und Werth gibt es nur für den selbstthätigen Willen; es kann also nur in Beziehung auf die Selbsterziehung des Menschen von Werth und Zweck menschlicher Handlungen die Rede seyn. Die Bildungsfähigkeit und die Möglichkeit seiner Selbsterziehung wird dem Menschen eigentlich durch den Verstand zu Theil.« Hier nun versucht der Verfasser die anthropologische Begründung der Ethik, und stellt die Verhältnisse der Hauptvermögen unsers Geistes nach Erkenntniß, Herz und Willkür, und dann die Hauptstufen der Geistesbildung nach Sinn, Gewohnheit und Verstand dar. Der Verstand ist ihm die Gewalt der Thatkraft, die Kraft der Selbstbeherrschung, welche dem Menschen das höhere wache

Selstbewußtseyn verschafft, mit dem er zu einer selbstständigen Selbsterkenntniß gelangt; und so wird ihm jene Bildungsfähigkeit einer nicht nur sinnlichen Entwicklung, sondern einer Selbstgestaltung von Innen heraus zu Theil. »Durch des Verstandes höhere Kraft der Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung wird die Begierde des Menschen zu verständigem Wollen mit überlegtem Entschlusse; und nur ein solcher verständiger Wille kann sich selbst Zwecke geben.« Auch dagegen möchten wir mehreres erinnern, und eine andere Ansicht geltend machen; nur dieses wollen wir andeuten: Unverkennbar ist die Polarität des Geistes und des Gemüths im menschlichen Wesen; jener ist mit seinen Elementen, in denen sich seine Gesammtkraft entfaltet, mit dem Verstande, dem Willen, der Einbildungskraft und der Vernunft, gleichsam das eine und zwar lichte Centrum, um das sich das menschliche Wesen bewegt, und aus welchem alle Strahlen seiner Wirkung und Thätigkeit ausfließen; das Gemüth dagegen ist das innere verborgene Centrum unsres elliptischen Wesens, und dieses äußert sich in der Kraft und Heftigkeit der Triebe, in der sanfteren Gewalt der Neigungen, in der Regbarkeit der Empfindungen, und in der Innigkeit der Gefühle. Die Einheit und Totalität des Geistes ist die Vernunft, die, gleichsam die Seele des geistigen Lebens, als Selbstbewußtseyn alle seine Thätigkeiten und Handlungen begleitet, für sich selbst aber als eine Denkkraft im Gebiete des Wissens waltet, wo sie, wenn der Verstand nur auf das Einzelne, in der Erfahrung Gegebene sich hinrichtet, und es in seiner Bestimmtheit aufzufassen strebt, die unbedingte Wesenheit, als den letzten Grund und das höchste Ziel des Lebens, zu erforschen trachtet. Die Vernunft vollendet sich als Totalität des inneren Menschen in der Durchdringung mit der Innigkeit des Gefühls; hier wird sie sittliche (praktische) Vernunft, indem sie das Endliche an das Unendliche, das Bedingte an das Unbedingte anknüpft, und dieses als Urgrund und Ideal der Tugend, als Heiligkeit, auffaßt; und in dieser höchsten Verklärung der Vernunft und des Gefühls, als der Blüten der beyden Centra des menschlichen Wesens, des Geistes und des Gemüths, erscheint die Gesammtheit des inneren Menschen als vollendet; hier ist das Moment, wo die Sittlichkeit und Religiosität als Eins erfaßt werden müssen; denn die verklärte Sittlichkeit kann sich der Vernunft nur als Heiligkeit darstellen. Den Elementen des Geistes, dem Verstande, dem Willen, der Einbildungskraft und der Vernunft (in ihrer Eintracht mit der Innigkeit des Gefühls) entsprechen daher die Ideen des Wahren, Guten, Schönen und Heiligen.

Dem Verfasser zu Folge ist das erste geistige, oder das speculative Ziel der Ausbildung des Menschenlebens die selbstständige

und selbsterworbene Wahrheit in den Wissenschaften. »Ueber dem Wissen steht noch im Reiche der Wahrheit der Glaube an ewige Wahrheit und dessen ahnende Gefühle; daher schließt sich den Wissenschaften in der Ausbildung des Geistes die dem Glauben und seiner Ahnung dienende religiös-ästhetische Ueberzeugung an. Diese Ueberzeugung ist das Leben der Dichtung, und ihre Ausbildung gehört dem Geschmacke, indem sie das Wesen der Dinge den Gesetzen der Schönheit unterworfen vorstellt. So lebt die Religiosität in den Ideen des Glaubens, welche auf den Zweck der Welt hinweisen, der aber nicht den Begriffen des Verstandes, sondern nur den ästhetischen Ideen des Geschmacks klar wird.« Hier enthüllt sich ein Grundvorurtheil des Rationalismus. Er knüpft nämlich das Religiöse durch Vermittelung des Aesthetischen an das Wissen an, und betrachtet es als dessen Ergänzung, und zwar soll sich das Religiöse auf den Zweck der Welt beziehen, der in den Ideen des Schönen offenbar werde. Sonach wäre es ein von außen bedingtes und durch die Welt gesetztes, da es doch der gesunden Ansicht als der innerste, in sich selbst verklärte Geist des Lebens, in der Erkenntniß und im Gefühle seines unendlichen lauteren Wesens, erscheinen muß; der Rationalismus, der es als durch den Zweck der Welt und die Ideen des Schönen gesetzt betrachtet, verwandelt es in etwas exoterisches, macht es also zum Gegentheil von dem, was es seiner Idee gemäß seyn muß; und nicht bloße Entweihung, sondern wahre Ungereimtheit ist es, das Religiöse auf Ideen des Geschmacks (!) zu beziehen.

»Die Frage nach den Zwecken im Menschenleben beantwortet die Weisheit, die Frage nach der Wahl der Mittel die Klugheit, und dieser dient die Geschicklichkeit. Die Absicht der Weisheit ist, die Begierde und den Willen des Menschen selbst zu bilden, die Klugheit hingegen hat es unmittelbar mit der Einsicht des Verstandes zu thun. Die Thatkraft des Menschen ist Willkür, welche im besonnenen Menschenleben nach verständigen Entschlüssen handelt. Der verständige Entschluß ist ein Vernunftschluß, in welchem die Weisheit den Obersatz, die Klugheit den Untersatz bestimmt.« Nach dieser Einleitung geht der Verfasser zur allgemeinen Ethik über, und handelt zuerst von den Lehren der Weisheit, oder von der Schönheit der Seele (der griechischen καλοκαγαθία). Unterscheidung des sinnlichen und verständigen Wohlgefallens, des Nützlichen und des Guten. a) Sinnliche Anregung der Triebe. »Der Zweck des Lebens liegt nicht in dem, was der Mensch leidet, sondern in dem, was er thut; nicht in passivem Wohlbefinden, sondern in angeregter Lebensthätigkeit.« Drey Lebensarten der Menschen gibt es (nach dem Aristoteles), die vergnügungssüchtige, die nur leben will, um zu genießen; die thatenfrohe und

die betrachtende Lebensansicht (die der selbstthätigen Gelehrten). b) Selbstthätigkeit des Triebes. Die sittlichen Anforderungen des Triebes, die sich durch das Gewissen aussprechen, enthalten das Sollen oder die Nothwendigkeit des Wollens, welche uns in Sittengesetzen Handlungen als Pflichten vorschreibt. Die Gesetzlichkeit (die Uebereinstimmung mit dem Gesetze) unterscheidet sich von der Sittlichkeit (Moralität), welche den Handlungen erst Werth ertheilt, insofern sie aus Pflicht vollbracht werden, d. h., aus guter Gesinnung hervorgehen. Das Unvernünftige, die Sache, hat nur einen untergeordneten Werth, als Mittel, das Vernünftige aber, die Person, ist ein selbstständiges Wesen und sich selbst Zweck. Die Persönlichkeit hat daher einen absoluten, über alle Vergleichnng erhabenen Werth, den wir persönliche Würde nennen. Zwischen die Neigung und Achtung tritt reine Liebe, welche das Daseyn eines Dinges um seiner selbst willen begehrt, d. h., der eignen Schönheit wegen, die in ihm ist. So wird das geistige Leben des Menschen nur um des Lebens willen sein eigenstes Ziel. Mittelbaren Werth hat alles, was zum Wohlbefinden gehört, die unmittelbaren Güter aber liegen in der Schönheit der Seele, die sich in allen Tugenden entfaltet. Das höchste Gut ist der sittliche Character, und die Summe, das vollendete Gut des Menschen, die irdische Seligkeit, die in einem mit tugendhaften Thaten erfüllten Leben besteht. Hiezu kömmt die subjective Ansicht, nach welcher der Mensch selbst sein Leben beurtheilt; nach dieser ist die Glückseligkeit, die aus der Zufriedenheit hervorgehende Seelenruhe, oder die Selbstzufriedenheit in der Ruhe des Gewissens, und in der Liebe zur Tugend.« Sehr gut werden dabey die Ansichten des Aristoteles und der Stoiker berücksichtigt, Kant aber widerlegt, der mit dem vollendeten Gute noch Glückseligkeit, d. h., Annehmlichkeit des Lebens nach Würdigkeit verbindet. Hier, meinen wir, muß das innere theoretische Moment vom äußern, praktischen unterschieden werden. Die Tugend an sich ist das höchste, selbstständige und sich selbst genügende Gut des Menschen, das daher keiner äußeren Güter bedarf, das sein Glück und seinen Lohn in sich selbst trägt. Die Tugend ist aber nur sittliches Leben, insofern sie sich als solches darstellt und gleichsam verwirklicht; und dieses kann sie nur, wenn das äußere Leben, auf welches sie einwirkt und in welchem sie handelt, ihr Wirken unterstützt, befördert und zum Gedeihen bringt. Hier treten also die äußeren Güter des Lebens, wie Macht, Gesundheit, Reichthum u. a. als Erleichterungs- und Beförderungsmittel des sittlichen Handelns auf; diese müssen aber dann nicht als etwas der Tugend fremdartiges, sondern als sittliche Güter selbst gedacht werden, d. h. als solche, die in lebendiger

Beziehung stehen auf die Zwecke des sittlichen Daseyns, sie unterstützen, befördern, beleben oder auch erregen, so daß sie durch diese Beziehung auf die sittlichen Zwecke unsers Lebens erst Werth erlangen, ohne diese Beziehung aber, als todte Güter, als bloßes Besitzthum gedacht, werthlos sind. Die vollendete Sittlichkeit, für sich selbst betrachtet und sich selbst ihres unbedingten Werthes bewußt, ist Seligkeit (μακαριότης), das sittliche Leben aber, in seinem äußern, ungehindert sich entfaltenden und seine Zwecke erreichenden Wirken und Handeln aufgefaßt, ist Glückseligkeit (εὐδαιμονία).

Darauf handelt der Verf. von der Ausbildung des Menschen: a) Bildungsfähigkeit und Freiheit; b) Stufen der Ausbildung unsers Geistes; c) öffentliches Leben und Beruf. Hier streut der Verf. Betrachtungen ein, welche sich durch die Geschichte aller Völker bewahrheiten, und die, wenn sie auch nicht neu sind, doch jeder, den besonders die neuere Geschichte anzieht, mit Vergnügen lesen wird.

In der allgemeinen Pflichtenlehre oder der Idee der Gesetzgebung für das geistige Menschenleben sucht der Verf. die Ethik philosophisch zu begründen; der Grundgedanke ist ihm die Selbstständigkeit des Geistes und das innere Selbstvertrauen der Vernunft. Unserer Ueberzeugung nach erfordert das Sittliche eine tiefere Begründung, und diese kann philosophisch nur aus der Idee des Lebens geschöpft werden, dessen Urtrieb dieser ist, die Idee seines Wesens in freyer Entwicklung darzustellen. Diesen Urtrieb faßt die Vernunft als Urbestimmung des menschlichen Lebens, als Endzweck des Daseyns auf, und in ihm erkennt sie das Gesetz des Lebens und Handelns. Die Sittlichkeit ist demnach die innere, im Wesen des Menschen selbst gegründete und mit der Idee seines geistigen Lebens ursprünglich gegebene Bestimmtheit, die sich dem Gefühle und der Erkenntniß als Verbindlichkeit oder Pflicht ankündigt. Das Leben überhaupt ist das ewig sich bildende, und eben so ist das sittliche Leben ein Bilden, nämlich das Realisiren der Idee des Guten (das Streben nach immer vollkommnerer Entwicklung oder Entfaltung des geisten Lebens), sowohl im Menschen selbst, als auch außer ihm. Der Mensch realisirt die Idee des Guten oder Vollkommnen in sich selbst, dadurch daß er sich nach dieser Idee bildet und sich immer mehr der Vollkommenheit seines Wesens annähert; er realisirt sie außer sich, dadurch daß er sie auch in seinem äußern Daseyn, im Wechselleben mit den Menschen darstellt, die höchsten Zwecke der Menschheit also (das rein geistige Leben und Handeln) befördert und zur Erreichung dieses Gutes nach dem Maße seiner Kräfte beyträgt.

Im zweyten Abschnitte handelt der Verf. von der Tugend-

lehre. Das erste und höchste sittliche Ideal ist ihm das des sittlichen Characters, in welchem Besonnenheit, Kraft, Leben und Reinheit der Seele vereinigt seyn müssen. Das Ideal der Besonnenheit ist die Tugend der Weisheit, lebendige Kraft zeigt sich in Tapferkeit und Mäßigung, und die Reinheit der Seele ist in voller Bedeutung die Gerechtigkeit des Menschen. Hier hätte der Verf. von den Kategorien, aus denen er die praktischen Grundsätze abzuleiten sucht, Gebrauch machen können, um nach ihnen die Cardinaltugenden der Alten, die er auch hier vor Augen hat, zu bestimmen, die ἀνδρια nämlich als der Quantität, die φρονησις als der Qualität, die δικαιοσυνη als der Relation und die σωφροσυνη als der Modalität entsprechend. Die Tugenden stellt er in folgender Ordnung auf: Klarheit des Geistes (Besonnenheit); Kraft des Geistes (gesunde Seelenstärke, durch welche die Selbstständigkeit des eigenen geistigen Lebens behauptet wird, und die für die That als Muth und Tapferkeit hervortritt); innere Freyheit des Geistes und Reinheit der Seele, die in der Unterwerfung der Geisteskraft unter die Ideen der Pflicht und in der Schönheit der Seele erscheint. Die Ideale der Tugendpflichten überhaupt sind ihm das Ideal der Gerechtigkeit (in dem, wie ein Mensch der persönlichen Würde des andern verpflichtet ist), das Ideal der Ehre (in dem, wie jeder seiner eigenen Würde verbunden ist), und das Ideal der Frömmigkeit (vermöge dessen der Mensch frey im lebendigen Gefühle sein Leben den Ideen der persönlichen Würde unterordnen muß). Die Tugendpflichten der Gerechtigkeit sind die Pflicht der Wahrhaftigkeit, der Treue und der Vergeltung; die Tugendpflicht der Ehre ist das Ideal der Menschenwürde, und die Schönheit der Seele unter der Idee der Ehre ist das Ideal der Geistesanmuth (Lauterkeit, geistige Wohlgestalt oder Ebenmaß); die Tugendpflicht der Frömmigkeit ist das unaussprechliche, welches eigentlich Licht und Wärme des sittlichen Lebens bringt, der Geist der Erhebung über das Irdische in dem Gedanken an das Himmlische, Göttliche. Die Religionslehre selbst zeigt uns drey religiöse Grundideen: die höhere Bestimmung des Menschen, das Gute und Böse, und die göttliche Weltregierung; unter ihnen stehen drey Grundstimmungen unsers Gefühls für ästhetische Ideen; diese sind religiöse Erhebung des Geistes, religiöse Ergebung und Andacht.« Ueber diese Ansichten haben wir schon oben unsere Meinung angedeutet. Zuletzt stellt der Verfasser die Ideale des Berufs auf. Die Ausbildung für Wahrheit und Schönheit gehört dem Geschäfte im Leben an, und für das Geschäftsleben gibt es eigene sittliche Ideale als Ideale des Berufs (der Regierenden, der Gelehrten und der Meister in den schönen Künsten). Hier handelt der Verf. vom Leben im Staate, von der Aufklärung,

der Religionsübung und den Aufgaben der Ascetik und Pädagogik. —

Wir verkennen so wenig den Scharfsinn des Verfassers, als sein edles und begeistertes Streben, das sich in diesem Werke so lebendig ausspricht; doch können wir nicht bergen, daß uns, was das Letztere betrifft, manches befremdet hat. Schön zwar ist das Bemühen des Verfassers, das vom Rationalismus, dem er huldigt, bisher so sehr verkannte religiöse Moment wieder hervorzuheben; doch erscheint diese Tendenz nicht selten als Affectation (man lese z. B. diese Worte in der Vorrede S. XI.: »Wir streben Kant's Lehre fortzubilden. Laßt uns treu bleiben der frommen Begeisterung glaubender und hoffender Liebe, welche Jesus der Gekreuzigte die Menschen lehrte«). Dahin gehört auch die Volksthümlichkeit, von der er so häufig redet, und die ganze Vorrede, die zunächst an die Freunde von der Wartburg (!) gerichtet ist. Fast überall vernehmen wir auch Stimmen von der Wartburg, und zwar nicht bloß eigene Sprüche von Luther (selbst jenes bekannte:

Wer nicht liebt Weiber, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang,

verschmähte der Verfasser nicht, um seiner Ermahnung zum fröhlichen Lebensgenusse Nachdruck zu geben), sondern auch Aeußerungen von protestantischer Opposition und selbst von religiöser Unduldsamkeit (man vergl. S. 325. 372.) Häufige Spuren dieser ephemerischen Begeisterung oder vielmehr Aufwallung finden wir auch in der Geziertheit des Vortrags, der blühender zu seyn sich bestrebt, als es der sonst so trockene Styl des Verfassers ist; dazu kommen Formeln, wie diese: ich aber sage euch, welche den Geist des Werkes so deutlich bezeichnet, daß keine weitere Auseinandersetzung nöthig ist.

X.

Art. XII. Der Brief an die Hebräer. Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen von David Schütz, Doctor und Professor der Theologie in Breslau. Breslau, bey Wilibald August Holäufer 1818. XVII und 282 Seiten in 8.

Rec. bekennet unverhohlen, daß es ihm nie möglich ist, ganz frey von einiger Befangenheit an die Beurtheilung eines Werkes zu gehen, welches zum Zwecke hat, die Echtheit eines heiligen Buches des alt- oder neutestamentlichen Canons aus inneren Gründen, die auf bloßen Vermuthungen beruhen, mit vermeintlicher Entkräftung aller historischen Zeugnisse zu bestreiten. Nichts desto weniger zählt er sich unter die Freunde unbefangener Forschung und

freymüthiger Wahrheit, denen der Verf. sein Werk widmet. Er sieht in allen Bemühungen jener Gelehrten, deren Forschungen zum Zwecke haben in dem goldenen Zeitalter der christlichen Kirche als echt anerkannte heilige Bücher ihren Verfassern abzusprechen, die Fügung der Vorsehung, die sich ihrer bedient, die alte Wahrheit, nach Verlauf so vieler Jahrhunderte immer mehr zu erhärten; so wie es ihre weise Leitung war, daß die Sammlung unserer heiligen Bücher nur allmählig geschah, daß jene große Sorgfalt bey ihr gebraucht wurde, daß die Zeugen für die Echtheit der heil. Schriften mit Vorsicht zu Werke gingen und der Canon der Bücher des N. T. nicht zu früh geschlossen wurde; daß aber doch in den ersten vier Jahrhunderten der christlichen Kirche die ganze Sammlung zu Stande kam, da man noch der alten Ueberlieferung näher war, und die Verbindung und Aussagen der von den Aposteln gestifteten Gemeinden ein sicheres historisches Zeugniß verbürgen konnten. Ohne die wiederholten Angriffe gelehrter Bibelforscher und Kritiker anderer Confessionen, die noch immer einzelne Bücher unserer heil. Sammlung vor ihren Richterstuhl ziehen, und ohne Rücksicht auf die Ehrfurcht, welche ihnen das Alterthum erwies, über sie aburtheilen, wäre die auf genaue und umsichtsvolle Prüfung der Gründe gestützte Ueberzeugung katholischer Bibelforscher von ihrer Echtheit vielleicht nicht so fest begründet. Sie würde mehr auf dem Ansehen der älteren Forscher beruhen, nicht auf selbstthätiger Abwägung der Gründe für und wider. So aber glaubt der katholische Bibelforscher nicht nur, er ist überzeugt, und erwirbt sich seine Ueberzeugung, ohne in Gefahr zu kommen, inconsequent zu werden, oder den Grundlehren seiner Kirche etwas vergeben zu müssen. Der Verf. hatte, wie er in der Vorrede sagt, sich anfangs bloß vorgenommen, die Einleitung heraus zu geben, welche es versuchen sollte einen vollständigen Beweis zu führen, daß der Apostel Paulus den Brief nicht geschrieben habe. Da er aber in der Folge zu zweifeln anfing, ob es ihm ohne ein ausführliches Eingehen in die Einzelheiten des Briefes gelingen würde, seine Ansichten des ganzen Werkes klar zu machen, und zu rechtfertigen, so hielt er es für besser den ganzen Brief in Uebersetzung mit den nöthigen Anmerkungen der Einleitung beyzufügen. Zur Uebersetzung bediente sich der Verf. des Textes der zweyten Ausgabe des Hrn. Doct. Knapp, der er alles verdiente Lob angedeihen läßt. Er bekennet von seiner Uebersetzung selbst, daß sie mit jener Luthers nicht selten wörtlich zusammenstimme; was er daraus erkläret, daß er die Lutherische Uebersetzung durch den langen Gebrauch fast unbewußt im Gedächtnisse habe; und dann fährt er fort: »Gewiß wird dieses meiner Arbeit am wenigsten zum Nachtheil gereichen; denn das Ganze betrachtet — welcher Bibel-

übersetzer hat bis jetzt Luther'n erreicht? und welcher wird ihm die Krone entreißen?« Eine Bemerkung, in welcher Rec. dem Verf. in so ferne ganz beystimmen muß, als viele der neuen Uebersetzungen jener Luthers, was den kräftigen Ausdruck und das Bestreben den Character des Schriftstellers beyzubehalten betrifft, weit nachstehen müssen. Die neueren Uebersetzer bestreben sich nicht selten, den Gedanken des Originals nur recht deutlich zu geben; häufig verfallen sie über diesem Bestreben in das Spielende, und verwandeln die Uebersetzung in eine Paraphrase, indem sie zuweilen Wörter, ja ganze Sätze, die nicht im Originale sind, der vermeinten Deutlichkeit halber einschalten. In historischen Stücken geht dadurch der einfache, schlichte Ton der Erzählung, in unterweisenden und belehrenden das Ergreifende und Gemüthliche, in poetischen das Erhabene und Hinreißende des Originals verloren. Besonders auffallend ist dieß in deutschen Uebersetzungen, da gerade die deutsche Sprache es sehr wohl leidet, daß der succincte Ausdruck der Originalsprache der heil. Schriften beybehalten werde, der alle geistigen Kräfte des Lesers mehr in Thätigkeit setzt, sein Gemüth mehr ergreift, als dergleichen erklärende Uebersetzungen, die der Selbstthätigkeit des Lesers gar keinen Wirkungskreis vergönnen. Von Stoor's Uebersetzung, sagt der Verf. daß er sie erst hinterher eingesehen habe; er verkennet seine reiche Gelehrsamkeit und seinen gewandten Scharfsinn nicht, gesteht aber, daß er seiner Uebersetzung nur einen sehr bedingten Werth beylegen könne, da, wie er zu bemerken glaubt, in Stoor's exegetischen Arbeiten, alles seiner Dogmatik dienen müsse. Rec. kann hier die Bemerkung unmöglich unterdrücken, daß er die Erfahrung gemacht habe, reeller Nutzen und wirkliche Belehrung sey doch größtentheils mehr aus den exegetischen Arbeiten solcher Bibelforscher zu schöpfen, die sich bey ihren Bemühungen von irgend einer Dogmatik im theologischen Sinne des Wortes leiten lassen, als aus exegetischen und kritischen Arbeiten solcher Gelehrten, die gar zu unbefangen seyn wollen, und deren Untersuchungen, freylich ohne daß sie es sich selbst gestehen wollen, nicht minder gewissen Lieblingsdogmen im weitern Sinne des Wortes fröhnen müssen. Von seinen Anmerkungen zur Uebersetzung, sagt der Verf. daß sie nur sparsam seyen, und nur bey wirklichen Schwierigkeiten des Textes länger verweilen sollen, da, wie er sich ausdrückt, wir der weitschweifigen Commentare und Noten, in denen das Beste mehrentheils aus ältern Erklärern und Wörterbüchern entnommen, und wo bey vielerley Gerede über nichtsbedeutende Dinge, doch neben den rechten Schwierigkeiten oft still vorbeygegangen wird, schon zu viele haben, und er ihre Zahl mit einem neuen, der doch kein neuer gewesen wäre, nicht vermehren durfte und wollte. Rec. kann dem hier über Commen-

tare Gesagten im Ganzen nicht widersprechen, muß aber, ohne dem Verdienste des Verfassers zu nahe treten zu wollen, doch gestehen, daß er mehrere Stellen aus dieser Vorrede wegwünschte, da sie ihm eine zu große Zuversichtlichkeit, und ein gewisses erhabenes Hinblicken des Verfassers auf alle seine ehrwürdigen Vorgänger zu verrathen scheinen. Damit die Leser mit den Ansichten des Verfassers von den Werken des christlichen Alterthums mit einem Male vertraut werden, mögen sie wissen, »daß er ein auffallendes Beyspiel zu liefern hofft, wie Werke des christlichen Alterthums zuweilen gerade in ihrer wesentlichen Beschaffenheit gänzlich verkannt, und schon in der frühesten Zeit mißverstanden worden; ja, wie solche Verkennung durch Jahrhunderte hindurch allmählig wie ein allgemeiner Glaube habe fortgetragen werden können. Und wo hätte sich dergleichen leichter ereignen mögen, fährt der Verfasser fort, als gerade in den Büchern der Bibel, deren man immer eines nach dem andern modelte, und als ob alle zusammen nur ein Stück, ein Ganzes ausmachten, immer den Inhalt des einen in das andere gewaltsam übertrug; so daß man kaum neuerdings endlich angefangen hat, woran doch alles gelegen ist, jeden einzelnen biblischen Schriftsteller, ja auch jedes einzelne Werk eines jeden, als eine besondere Individualität für sich allein zu betrachten, und ohne steten Rückblick um Beziehung auf die übrigen aus sich selber zu erklären. Daß dieß früher nicht geschehen, hat, wie jedermann weiß, die meiste Verwirrung angerichtet, und die unrichtigsten Vorstellungen von einzelnen biblischen Büchern hervorgebracht, und bis auf diese neueste Zeit herabgeführt.« Rec. wünscht von Herzen, daß eine Behandlung der heiligen Urkunden, wie sie der Verfasser anpreiset, nicht eine größere, reelle Verwirrung hervorbringe, als jene beklagte eingebildete seyn soll, die daraus entstand, daß man ein Buch nach dem andern modelte, den Inhalt des einen ins andere gewaltsam übertrug. Was versteht wohl der Verfasser durch jenes Modeln und Uebertragen? Soll es darin bestanden haben, daß man schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, nachdem man auf die Prüfung und Sichtung der heil. Schriften alle mögliche Sorgfalt verwendet, und sich von ihrer Echtheit und ihrem göttlichen Ursprunge überzeugt hatte, auch die Ueberzeugung festhielt, daß alle diese Bücher in Ansehung ihres Inhaltes dem Wesen nach übereinkommen? Daß der Inhalt und die Tendenz aller dieser Schriften den herbeyzuführenden Endzweck des menschlichen Geschlechtes bezwecke, und ihn in Heiligkeit und Seligkeit, letztere unter der ersten als höchster Bedingung setze? Die Rücksicht auf die Individualität jedes einzelnen heil. Schriftstellers, oder jedes einzelnen Buches, ist wohl auch nicht so sehr vernachläßiget wor-

den, als man nun gewöhnlich ohne hinreichenden Grund, gegen die Aussagen der Geschichte des Canons annimmt. Daß man sich zu unsern Zeiten doch so gerne überzeugt, so viele gelehrte Männer des christlichen Alterthums, die den Zeiten der heil. Schriftsteller so nahe waren, hätten gar kein kritisches Talent besessen; und daß uns nach achtzehnhundert Jahren vorbehalten sey, durch eine strenge, absprechende und nicht selten auf Hypothesen gestützte Kritik etwas anderes zu eruiren, als damals aus historischen Zeugnissen und einer glaubwürdigen Tradition eruirt werden konnte! Rec. will sich hiermit nicht gegen bescheidene Kritik, von deren Vortrefflichkeit und Nützlichkeit er lebhaft überzeugt ist, sondern gegen ihren Mißbrauch und Uebertreibung geäußert haben.

Wir wollen nun den Inhalt dieser Schrift treu darlegen, und unparteyisch beurtheilen. In der Einleitung S. 1—160 handelt der Verfasser erstens S. 1—7 von der großen Verschiedenheit und Unsicherheit der Meinungen über den Verfasser des Briefes an die Hebräer von den ältesten Zeiten an. Mit Uebergehung aller ältern Verhandlungen über den Verfasser, die Absicht und Eigenheit dieser neutestamentlichen Urkunde, und der neuern Untersuchungen von Berger, Nössel, Stoor, Ziegler, Heinrichs, Hug u. a., deren der Verfasser nur mit einem Worte zu erwähnen nöthig findet, erklärt er sich, daß er nur der jüngsten Abhandlung über diesen Gegenstand von dem Herrn Dr. G. W. Meyer, über einige innere Gründe für die Abfassung des Briefes an die Hebräer von Paulus, im dritten Stück des zweyten Bandes des kritischen Journals der neuesten theologischen Literatur von Amon und Bertholdt, genaue Prüfung widmen werde, ehe er zur Aufstellung einer eigenen Meinung kömmt. S. 5 spricht der Verfasser von der Wichtigkeit der innern Gründe für die Echtheit der Bücher des N. T., und erkennet S. 6, daß auch die äußeren Zeugnisse, wenn welche vorhanden sind, nicht ohne sorgfältige Prüfung auf die Seite geschoben werden dürfen. Hierin wird dem Verfasser, als in einer schon längst anerkannten Sache wohl niemand widersprechen, wohl aber in dem, was er nur gleichsam so im Vorbeygehen hinwirft, daß nämlich die äußeren Zeugnisse in den meisten Fällen entweder ganz fehlen, oder doch nicht deutlich und zuverläßig genug reden. Wohl fühlend, daß auf die Entkräftung der äußeren Zeugnisse bey der Bestreitung der Echtheit eines neutestamentlichen Buches das meiste ankömmt, fährt der Verfasser gleich weiter unten fort: »Indeß erscheinen dergleichen (äußere Zeugnisse) doch, was die Bücher des N. T. angehet, im Verhältniß zu den innern Gründen von minderem, und durch mancherley Rücksichten bedingtem Werthe; so daß sie mehr zur näheren und verstärkten Bestätigung des anderweitig

bereits gefundenen dienen, als wie für sich allein gültige, unmittelbar entscheidende Urtheilssprüche anzusehen sind. Die Ansichten und Urtheile der ältesten Kirchenlehrer, auf welche es hiebey meistentheils ankommen soll, waren in Sachen der Kritik eben so leicht irre zu leiten, als sie nachmals wieder viele zum Irrthum verleitet haben; nicht zu gedenken, daß es ohnedieß den meisten von ihnen eher auf alles andere, als auf historische und kritische Genauigkeit, oder auf gründliche Prüfung ihrer Nachrichten ankam.«

Fürwahr! es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser seine Untersuchung mit unabhängigem Studium begonnen, und mit rücksichtsloser Freyheit durchgeführet habe, wie er in der Vorrede sagt. Es ist dieß der gewöhnliche Kunstgriff einer gewissen so sehr im Schwunge gehenden höheren Kritik, den äußeren Zeugnissen nur einen untergeordneten Rang einzuräumen, und das meiste, ja alles auf innere Gründe ankommen zu lassen; denn nur so bekommen Vermuthungen und Hypothesen freyen Spielraum. Was der Verfasser so eben von den Büchern des N. T. überhaupt gesagt hat, sucht er S. 7 von dem Briefe an die Hebräer vorzugsweise zu zeigen; von keinem andern Buche sollen die historischen Zeugnisse schwankender seyn. »Eine Sage ging freylich, schreibt der Verfasser, daß der Apostel Paulus, aber auch eine daß Barnabas, wieder eine andere, daß Clemens der Römer, noch eine, daß der Evangelist Lukas Urheber des Briefes sey.« (Vergl. Euseb. K. G. VI, 14 und 25. Hieron. Catalog. script. Eus. c. V. a. E. auch in Jer. XXXI, 32 und in der Epist. ad Dardan. Tertull. de pudicit. c. 20.). Allein alle diese Aussagen der Alten sind hier nur Conjecturen, die versucht wurden, um die Verschiedenheit der Schreibart zu erklären, die man in dem Briefe an die Hebräer, verglichen mit andern Schriften des Apostels bemerkt haben wollte, und welche man mit den Aussagen der Vorzeit, die für Paulus sprachen, vereinbaren wollte. Eben der vom Verfasser angeführte Eusebius, setzt, wo er vom Canon handelt, unter die allgemein als echt anerkannten biblischen Bücher vierzehn Briefe des Paulus. Euseb. H. E. L. III. 25. An einer andern Stelle erklärt er sich noch bestimmter: Allgemein anerkannt und echt, sagt er, sind vierzehn Briefe des Paulus, dabey darf doch nicht verschwiegen werden, daß einige den an die Hebräer aus dem Vorgeben herabwürdigen, weil ihm die römischen Kirchen widersprechen. Hieronymus behauptet in eben jenem Briefe an Dardanus, daß von allen griechischen Schriftstellern Paulus als Verfasser des Briefes an die Hebräer anerkannt worden sey. Weiter scheinen dem Verfasser Clemens und Origenes mit Unrecht als Gewährsmänner der

Echtheit des Sendschreibens angeführt zu seyn, und deutlich gegen dasselbe zu beweisen, durch die Art, wie sie desselben erwähnen, zumal, weil ihnen daran gelegen war, dem Werk sein Ansehen neben den andern neutestamentlichen Urkunden zu erhalten. Aber, warum wäre ihnen denn so sehr daran gelegen gewesen, als deswegen, weil sie so viele Zeugen der Vorzeit für seine Echtheit kannten. »Nicht umsonst, sagt Origenes, haben die Alten uns diesen Brief als ein Werk des Paulus überliefert.« Die Meinung des Clemens und alle Stellen aus Origenes, die der Verfasser von S. 7—10 aufführt, beziehen sich mehr auf die Frage, in welcher Sprache der Brief ursprünglich geschrieben sey, zu welcher die vermeintliche Verschiedenheit der Schreibart dieses Briefes von den übrigen Paulinischen Veranlassung gab. Was Irenäus und Hippolytus betrifft, auf die sich der Verfasser S. 11 beruft, ist es wohl von ersterem wahr, daß er in den Büchern gegen die Irrlehrer die Anwendung unsers Briefes sehr vermied, und von dem zweyten, daß er ihn nicht angenommen hat; allein hieran war der Drang der Umstände Schuld, den die Montanistischen und Novatianischen Streitigkeiten herbeyführten. Beyde Sekten nämlich nahmen aus dem Briefe a. d. H. Kap. VI, 4, 5. einen Beweis für ihre Lehre von der Buße; obschon auch endlich sogar die Montanisten nachgaben, und den Brief nur für das annahmen, wofür man ihn gelten ließ. So bediente sich seiner Tertullian, in der vom Verfasser angeführten Stelle, in der er ihn aber doch dem Paulus an Ansehen und Werth an die Seite setzt. »Es kömmt noch dazu, fährt der Verfasser S. 11 fort, daß die abendländische Kirche in ältester Zeit einstimmig den Brief als nicht Paulinisch zurückwies, und lange aus der Reihe ihrer canonischen Schriften ausschloß.« Dieß ist nicht zu läugnen, aber eben so gewiß ist es auch, daß der ganze Streit nur aus exegetischen Gründen, nur aus inneren Merkmalen geführt wurde. Nie hat man zuverläßige historische Zeugen, Gewährsmänner welche gegen Paulus sprachen, aufgeführt. Hieronymus hat dann, durch die Zeugnisse der Alten, von der Echtheit des Briefes selbst überzeugt, nicht durch einen Machtspruch, wie der Verfasser sagt, sondern durch seine Ueberlegenheit an Literatur und Belesenheit, seine Zeitgenossen, denen er die Ueberlieferung der Griechen und Orientaler vorhielt, eines Besseren belehrt. S. 12 geht der Verfasser nun auf die inneren Gründe über, aus denen erhellen soll, daß Paulus der Verfasser nicht sey.« An keiner einzigen Stelle, sagt er, offenbaret das Sendschreiben eine bestimmte Angabe des Verfassers; weder Paulus noch ein anderer wird namentlich erwähnt. Es fehlet selbst an der sonst gewöhnlichen Ueberschrift und Begrüßungsformel der neutestamentlichen Briefe. »Ohne sich durch

den Ausspruch des Verfassers, daß die heutige Kritik zu solchen Gründen nur lächeln könne, abschrecken zu lassen, antwortet Rec. doch, auf das Ansehen gelehrter Kritiker gestützt, die in den von alten Vätern angegebenen Gründen nichts zu belächeln fanden, daß Paulus auch mit den Christen, an die dieser Brief gerichtet war, in einem ganz anderen Verhältnisse stand, als mit andern Gemeinden. Die Judenchristen machten ihm den Vorwurf, daß er am Sturze des Judenthums arbeite; sein Name an der Spitze des Briefes wäre also keine Empfehlung gewesen, und würde die Gemüther, gleich beym ersten Anblicke des Briefes gegen das in selbem Gesagte eingenommen haben. Dieß hat schon Clemens der Alexandriner bemerkt. Euseb. H. E. VI, 14. Bis S. 15. folgt nun die Würdigung der historischen Angaben am Schlusse des Briefes. Kap. XIII, 22 u. s f. Diesen, glaubt der Verfasser, könnte man im schlimmsten Falle fahren lassen, so daß das Ganze mit V. 21 ausginge. Es sey dem Unbefangenen kein zureichender Grund anzunehmen, daß nur Paulus der Schreibende seyn könne, weil hier des Timotheus, so wie in andern echten Briefen Pauli, gedacht ist; ein anderer christlicher Lehrer konnte in ähnlicher Verbindung mit Timotheus gestanden haben; es habe nicht nur einen Timotheus in der Welt gegeben. Aber, wer wird wohl beweisen wollen, daß der Verfasser, der hier eines Timotheus gedenket, Paulus seyn müßte, und kein anderer seyn könne; es frägt sich nur, ob es nicht viel wahrscheinlicher ist, der so Schreibende sey Paulus, von dem wir wissen, das Timotheus sein Begleiter war, als ein anderer, von dem dieß nicht bekannt ist. Es kömmt in solchen kritischen Fragen immer nur auf überwiegende Wahrscheinlichkeit an, mit der sich bescheidene Kritiker begnügen. Nach der Meinung des Verfassers sollte es aus den Worten Kap. XIII., 23. γινωσκετε τον αδελφον Τιμοθεον απολελυμενον. μεθ' ου, εαν ταχιον ερχηται, οψομαι ὑμας wahrscheinlicher werden, daß nicht der Apostel Paulus geschrieben habe. Er übersetzt jene Worte so: »Ihr kennet den Bruder Timotheus, den frey gewordenen; mit diesem werde ich euch, so er bald eintrifft, sehen.« Unter τον αδελφον versteht er einen Mitchristen, christlichen Bruder, weil sich Paulus sonst wenn er von Timotheus redet, anderer Ausdrücke bedient; z. B. Τιμοθεος ὁ συνεργης μȣ. — Τιμ. ος εστι τεκνον μȣ αγαπητον και πιςον u. s. w. Das Wort γινωσκετε soll sich zu απολελυμενον nicht als Nebenumstandswort verhalten können, weil es sonst heißen müßte: γινωσκετε — απολελυσθαι oder οτι απολελυται ihr wisset daß Timotheus freygelassen ist. Doch, aus dem Umstande, daß hier bey dem Worte αδελφον kein dem Tim. von Paulus sonst beygelegtes Prädikat stehet, möchte schwerlich je-

der mit dem Verf. gleich folgern wollen, daß hier von einem anderen Timotheus die Rede sey; und was die Schwierigkeit mit dem ἀπολελυμενον anbelangt, so geschieht es ja im Griechischen öfters, daß nach einem bestimmten Zeitworte, welches Erkennen, Empfinden bedeutet, das zweyte Zeitwort zierlich im Mittelworte statt des Infinitivs gebraucht wird.

Die Bedeutung: abgeschickt werden, verreisen, weggehen, verwirft der Verfasser, obschon das Wort Ap. G. XV, 30. XXVIII, 25., Matth. XIV, 23. XV, 39. in dieser Bedeutung vorkömmt, und Schleußner auch griechische Profanschriftsteller für sie anführt. Timotheus wäre also damals von Paulus zu gewissen Geschäften abgesandt gewesen, was das gleich folgende εαν ταχιον ερχεται beynahe gewiß macht. Dagegen eröffnet der Verfasser S. 15 eine neue Ansicht dieser Stelle. Timotheus soll aus seiner Gefangenschaft mit Paulus in Rom los und davon gekommen, und dann noch mit andern Freunden des Gefangenen (ὁι απο της Ιταλιας) nach Aegypten oder Alexandrien gekommen seyn, weil sie da gute Aufnahme hoffen konnten; nicht so in Jerusalem bey der Stimmung gegen Paulus den Apostel der Heiden. Dürfte man nun annehmen, fährt der Verfasser fort, daß das Sendschreiben Alexandrischen Ursprungs sey, so bekäme die Stelle auf einmal guten Sinn und Klarheit, nämlich: »ihr kennet Timotheus, der frey entlassen worden (nicht eben so alle übrigen in Rom, nicht Paulus), mit welchem ich, so er bald ankömmt (nämlich am Aufenthaltsort des Verfassers: wo er erwartet wurde, und noch nicht angekommen ist), euch sehen werde.« Ὁι απο της Ιταλιας soll gar nicht bedeuten können: »die in Italien befindlichen, sondern die aus Italien (hier angekommenen, befindlichen)« weil es dann heißen müßte ὁι εν τῃ Ιταλιᾳ; und es den Worten nach unmöglich seyn soll, daß einer, der in Italien selbst, etwa in Rom, den Brief geschrieben, die dortigen Christen durch ὁι απο της Ιταλιας bezeichnet habe. Welche Mühe sich der Verfasser gibt, dieses απο für seine Lieblingsmeinung zu benützen, da es doch in Schleußners Lexicon durch viele Beyspiele erwiesen ist, daß απο nicht allein von, aus, sondern auch in bedeuten kann; der Sinn der Stelle ist also: es grüßen euch die Christen, die sich in Italien befinden. Dann ist es ja auch wahrscheinlich, daß der Verfasser des Briefes die Einigen aus Italien hier Angekommenen namentlich angeführt hätte, weil sonst dieser Gruß von einzelnen Unbekannten die Empfänger des Briefes gar nicht hätte interessiren können. Uebrigens findet es der Verfasser gar nicht nöthig, den Schluß des Briefes V. 22—25. für einen jüngeren Zusatz zu erklären, weil es an anderweitigen hinreichenden Zeugnissen gegen die Abfassung

des Werkes durch Paulus ohnehin nicht fehlet. Doch fragt er gleich darauf: »Wäre es etwa unwahrscheinlich, daß die Freunde und Vertheidiger des Sendschreibens schon in ältester Zeit, einen solchen Zusatz, wodurch es Anstrich und Ansehen echt Paulinischer Schriften zu bekommen scheinen könnte, möchten gemacht haben?« Nachdem der Verfasser S. 21 noch einiges, was schon oben berührt wurde, von dem Anfange des Briefes, und von andern Schwierigkeiten gesagt hat, die ihm erheblich scheinen, es aber wirklich nicht sind, kömmt er S. 22 zum Resultate, daß zur genauen Betrachtung der innerlichen Beschaffenheit des Briefes vorgeschritten werden müsse, da es an bestimmten Angaben über das Verhältniß seines Ursprungs fehlt; daß gesehen werden müsse, ob sich aus der Vergleichung mit den unbezweifelten Paulinischen Schriften in Ansehung der dargestellten Sachen, der Sprache und Manier dieser Schrift Gleichheiten oder Abweichungen offenbaren; daß endlich untersucht werden müsse, ob sich nicht eine oder die andere Stelle vorfinde, welche der Apostel Paulus unmöglich geschrieben haben könne, oder nothwendig geschrieben haben müsse. Da nun Hr. Dr. Mayer die nämlichen Punkte untersucht hat, um zu beweisen, daß Paulus der Verfasser sey, so beschränkt sich der Verf. um diese Behauptung zu widerlegen, bloß auf seine Schrift, ohne auf die früheren Arbeiten Rücksicht zu nehmen.

In der Auseinandersetzung der Schwierigkeiten, denen Untersuchungen über Echtheit oder Unechtheit einer Schrift, besonders bey den Büchern des N. T. ausgesetzt sind, kömmt der Verf. auch auf kritisches Gefühl zu sprechen, oder, wie er es S. 25 definirt, auf jenen feinen Tact, mittelst dessen geübte Kritiker das Unechte von dem Echten, aus mehr gefühlten als deutlich auszusprechenden Gründen zu unterscheiden vermögen. Er erkläret sich dahin, daß er seine Existenz keineswegs läugne; aber auch nicht glaube, daß auf jeden Ausspruch kritischer Ausgelassenheit und scharfsinnigen Muthwillens, der sich auf ein dunkles Gefühl beruft, geachtet werden sollte. Wenn sich der Verf. recht lebhaft bewußt war, daß er sich keiner jener kritischen Sünden schuldig machen wolle, wie er es gewesen zu seyn scheint, so hätte er solche Stellen füglich weglassen können, wie z. B. jene S. 24 ist: »Bisweilen sind die Zeichen, an denen das Echte oder Unechte zu erkennen ist, so zart und fein, ja beynahe unaussprechlich und unbeschreiblich, daß man sich gar nicht wundern sollte, wenn schwerhörige, im hergebrachten Urtheil befangene, der Fähigkeit zu lebendiger Auffassung mit offenem Sinn ermangelnde Leser und Beurtheiler widerstreben, die vorgeführten Gründe kaum begreiflich, die Kraft derselben kaum fühlbar, sich selbst ganz und gar nicht überzeugt fin-

den.« Solche Aeußerungen gehören doch gewiß am allerwenigsten in Untersuchungen wie die gegenwärtige. Soll der Leser durch sie vielleicht abgeschreckt werden; nach Durchlesung seiner Gründe noch anderer Meinung seyn zu wollen, um nicht in jene Kategorien zu kommen? Da müßte sich der Verf. doch sehr schwache Leser gedacht haben, auf deren Ueberzeugung er wirklich nicht stolz seyn dürfte. Ueberhaupt soll aus Werken so ernsten Inhaltes, wie das gegenwärtige, alles Tiradenmäßige sorgfältig entfernt gehalten werden.

S. 26 schreitet der Verf. zur Widerlegung der innern Gründe, aus welchen H. Dr. Mayer dem Apostel Paulus unsern Brief zueignen will. Er widerspricht seiner Behauptung nicht, daß der Stoff und die Hauptideen dieses Briefes die größte Aehnlichkeit mit den individuellen Paulinischen Vorstellungen und Ansichten darbieten, und daß diese Aehnlichkeit noch größer sey in der Form und Methode, wie diese Ideen dargestellt sind; aber diese Aehnlichkeit genügt ihm nicht, weil sie sich auch zwischen den christlichen Schriftstellern der ältesten Zeit überhaupt findet. »Nichts,« sagt er, »was im allgemeinen christlich oder neutestamentisch zu nennen wäre, kann da in Betracht kommen; einzig und allein diejenigen Stellen und ihr Inhalt, wo die Besonderheit und Eigenthümlichkeit des Verfassers deutlich und entscheidend hervortritt.« Doch, diese meint ja wohl H. Dr. Mayer, wenn er von individuellen Paulinischen Vorstellungen und Ansichten spricht. Wenn H. Dr. Mayer in Ansehung der Hauptideen des Briefes an die Hebr. auf den großen Vorzug des Christenthums vor dem Judenthume, auf das Mangelhafte der jüdischen Satzungen, auf Christi Opfertod als Versicherungsmittel unserer Begnadigung, auf das Vertrauen zu Gott und Christus und zu der Verheißung einer ewigen Beglückung aufmerksam macht: so kann dieß nach der Meinung des Verf. nichts nützen, weil alle diese Vorstellungen allgemeine Ideen des N. T., und folglich weder dem Verfasser des Sendschreibens noch dem Apostel Paulus characteristisch sind, und sollten sie es auch seyn, so wären sie gewiß auch auf seine Freunde und Schüler übergegangen, so daß auch ein solcher den Brief hätte abfassen können. Den verglichenen Stellen, die Hr. Dr. Mayer zum Beweise seiner Behauptung anführt, setzt der Verf. nun andere entgegen, die für seine Behauptung, daß jene Ideen und Ausdrücke dem Paulus nicht allein eigen, sondern auch in andern neutestamentlichen Schriftstellern zu finden sind, zeugen sollen. Aber jene Stellen, die der Verf. entgegensetzt, kommen mit den Paulinischen nicht einmal alle dem Gedanken nach ganz überein; da sie doch auch dem Ausdrucke nach übereinkommen sollen, um zu beweisen, daß sie nicht bloß dem Paulus eigen sind. Oft

auch ist es in den vom Verf. entgegengesetzten Stellen der Fall, daß der heilige Schriftsteller den göttlichen Lehrmeister selbst redend einführt; ein solcher Gedanke, wenn er mit einer Paulinischen Idee auch die größte Aehnlichkeit hat, kann gegen Paulus nichts beweisen. Dann, zugegeben, daß diese Stellen wirklich mit den Paulinischen übereinkommen: ist es nicht hochst wahrscheinlich, daß die andern heil. Schriftsteller was der Verf. selbst zugibt, theils durch persönlichen Umgang mit Paulus, theils dadurch, daß sie den Inhalt seiner Briefe entweder gelesen oder erzählen gehört haben, sich mit seinen Ideen vertraut gemacht, und sie in ihren Schriften benützt haben; wozu sie desto geneigter seyn konnten, da sie seine Ueberlegenheit an gelehrter Bildung gewiß fühlten und anerkannten. Der Zeit nach, war dieß gar wohl möglich, da die Paulinischen Schriften, und selbst der Brief an die Heb. der Entstehung nach entweder älter, oder doch so ziemlich gleichzeitig mit den übrigen neutestamentlichen Schriften waren; so daß jene Ideen und Ausdrücke, wenn sie auch anderswo wirklich vorkämen, noch immer das ausschließende Eigenthum des Paulus blieben. Hr. Dr. Mayer beruft sich auf die Aehnlichkeit in der Form und Methode des Briefes an die Hebräer mit den andern Briefen des Apostels, und behauptet, diese Aehnlichkeit werde bemerkt theils im Allgemeinen, theils im Besondern. Im Allgemeinen, sofern bey Paulus wie beym Verfasser des Briefes an die Hebräer ein theoretischer und praktischer Theil zu unterscheiden sey; im Besondern sowohl in dem von beyden Seiten oft gebrauchten Argumente κατ᾽ ανθρωπον, als im Gebrauche der Citate des A. T., und in der Methode, über das A. T. zu allegorisiren. Der Verf. erwiedert dagegen, daß es mit der Theilung in einen theoretischen und praktischen Theil, die der Verfasser des Briefes schwerlich beabsichtiget, nicht viel zu sagen hat. »Was weiß das N. T.«, fährt er fort, »von dem Unterschiede moderner Wissenschaften zwischen Theorie und Praxis?« Aber Hr. Dr. Mayer will ja auch nicht behaupten, daß im Br. a. d. H. jene Eintheilung so genau zu finden sey, wie in einem unsrigen systematischen Lehrbuche; seine Behauptung geht dahin, daß logische Ordnung und systematische Zusammenstellung der abzuhandelnden Materien in Vergleich mit den andern neutestamentlichen Schriftstellern eine Eigenheit des Apostels ist; eine Behauptung für deren Richtigkeit das Zeugniß so vieler älterer gelehrter und scharfsinniger Bibelforscher und Kritiker spricht. Dem Beweise aus den Argumenten κατ᾽ ανθρωπον, aus den Citaten aus dem A. T. und der Methode über das A. T. zu allegorisiren, begegnet der Verf. wieder damit, daß dieß alles in den andern Schriften des N. T. eben so sey; dagegen läßt sich aber auch wieder anführen, daß beynahe in allen Stellen, die er aus andern Büchern anführt,

Jesus selbst redend eingeführt wird. Der Verf. zieht endlich aus seinen Erörterungen über die Nebeneinanderstellung und Vergleichung das Resultat, »daß sie kaum so viel glaublich macht, daß irgend ein Geistesverwandter des Apostels, oder Schüler oder sonst in seinen engen Kreis irgend wie Gehöriger das zweifelhafte Schreiben hervorgebracht haben könne, aber keineswegs, daß Paulus selbst dessen Urheber seyn müsse.« Hr. Dr. Mayer wird es sich wohl, wie Rec. glaubt, eben so wenig zum Zwecke gemacht haben, beweisen zu wollen, daß der Brief von Paulus seyn müsse, als der Verf. sich von der Möglichkeit soll überreden wollen, beweisen zu können, daß der Brief von keinem andern als einem Alexandriner seyn könne.

S. 52 beginnt nun der Verf. die Aufstellung der Gründe, aus denen erhellen soll, daß Paulus nicht Verfasser des Br. a. d. H. seyn kann. Der Gründe, welche ihm die ἁπαξ λεγομενα und ἁπαξ λογιζομενα darböten, begibt er sich, weil, wie er selbst bemerkt, nicht vorausgesetzt werden kann, daß ein Schriftsteller seine sämmtlichen Ideen und gewählten Redensarten nothwendig mehrmals, oder in allen seinen Schriften mehrmals brauchen müsse, und sie nicht auch blos an einer einzigen Stelle brauchen konnte. Er gibt dann weiter ι, daß, wenn ausdrückliche Zeugnisse, einstimmige Ueberlieferung und innere Gründe eine Schrift einem gewissen Verfasser zueignen, diese zuerst bestritten und widerlegt werden müssen. Dies sey aber bey unserem Briefe nicht nöthig, weil er durch den Angriff nicht aus seiner alten anerkannten Stelle verdrängt wird, da er sich einer solchen nie freute. Das Zeugniß also des Pantänus, Presbyters der Alexandrinischen Kirche um die Mitte des zweyten Jahrhunderts, des Clemens des Alexandriners aus dem zweyten Jahrhundert, des Origenes aus dem dritten Jahrhundert, des Eusebius, Chrysostomus, nichts von den lateinischen Vätern zu sagen, war nicht im Stande, unserem Briefe seine Stelle anzuweisen? — Es scheint dann dem Verf. S. 58 »unbegreiflich, und schier unmöglich, daß, wenn der Apostel dasselbe hätte ausgehen lassen, das früheste christliche Alterthum in der Maaße (?) zweifelhaft darüber hätte seyn, und dieses Buch so spät und schwer zu einiger doch nie allgemeiner Anerkenntniß hätte gelangen sollen.« Das Zweifelhaftseyn, von dem der Verf. hier redet, kann man nur von der lateinischen Kirche gelten lassen, und auch da nicht von Hieronymus und Augustin; übrigens war von der eigentlichen Ursache desselben schon oben die Rede.

Auffallend und fast seltsam kommt es vor, sagt der Verf. weiters, daß ein christlicher Apostel, zumal Paulus an einen solchen Kreis von Lesern, die wie eine besondere Gattung Chri-

sten erscheinen, das Schreiben ausschließungsweise gerichtet haben soll, der blos sie allein berücksichtigend, eine Scheidung zwischen judaisirend christlichem Wesen einerseits, und, wenn so gesagt werden darf, ethnisirendem, universalem Christenthum, wie es gerade in dem rechten Paulus am klarsten heraustritt, anderseits gesetzt hätte, wie doch in keinem Buche des N. T., am wenigsten in einem Sendschreiben, irgend geschehen noch zu finden ist. — Wenn es gewiß ist, was auch der Verf. zugibt, daß die Schriftsteller des N. T. in ihren Schriften auf individuelle und temporäre Zweckmäßigkeit bedacht waren, und wenn dieß besonders von Paulus zu erwarten ist: so begreift Rec. nicht, wie es dem Verf. so auffallend seyn kann, daß der Apostel in diesem Briefe gleichsam eine Scheidung zwischen judaisirendem und Heidenchristenthume gesetzt hatte. Der Kreis von Lesern, an die der Brief gerichtet war, muß ganz natürlich als eine besondere Gattung Christen erscheinen, weil die Judenchristen zu Jerusalem und in Palästina zur Zeit des Apostels auch wirklich eine besondere, von den Heidenchristen auffallend verschiedene Gattung bildeten.

Um es klar zu machen, was mit dem obengesagten gemeint sey, findet es der Verf. nöthig von den Lesern, von den sogenannten Hebräern hier zu reden und durch kurzen Ueberblick des Inhalts dieses Schreibens das Wesen und die Tendenz des Verfassers vor Augen zu legen. Es scheint ihm leichter zu seyn, festzustellen, wer jene genannten Hebräer nicht seyn konnten, als wer sie gewesen. Für gewiß nimmt er an, daß sie nicht eigentliche Juden, sondern Judenchristen gewesen sind; hiermit sey es aber noch nicht ausgemacht, wie und wo und wann man sich jene jüdischen Leser zu denken habe, ob als Ganzes, als eine bestimmte Gesellschaft an einem gewissen Orte, in einer Stadt, einer Provinz, oder als Ganzes der Christenheit, wie weit diese aus vormaligen Juden bestand, aber zerstreut in der ganzen Welt. Letzteres scheint ihm nicht wahrscheinlich. Die Meinung, daß der Brief an die bekehrten Juden in Palästina gegangen sey, hat dem Verf. deswegen viele Schwierigkeiten, weil es Stellen gibt, woraus erhellet, daß auf der einen Seite Leser und Verfasser des Briefes weder Christum selbst lehren gehört, noch sein Erdenleben gesehen haben; auf der andern Seite, daß schon vor Zerstörung Jerusalems das Werk verfaßt war, wo doch nicht das ganze Geschlecht derjenigen ausgestorben seyn konnte, die Christum hätten hören können. Die Vermuthung des Verf. daß die Leser und der Verfasser des Briefes weder Christum selbst lehren gehört, noch sein Erdenleben gesehen haben, gründet sich auf Kap. II. 3. in welchem, wie er schon vorher in der Note S. 56 behauptet, Gott gerade zu diesen Lesern und zu diesem Briefsteller durch den Sohn

nicht geredet habe. Nichts davon zu sagen, daß die Auslegung dieser Stelle, und was über die Bedeutung des Wortes λαλειν gesagt wird, sehr gesucht ist, setzen wir jener Stelle Kap. XIII, 7. entgegen, wo die Leser ermahnet werden, sich des musterhaften Hintritts ihrer Lehrer und Führer zu erinnern, den sie nur in Palästina und zwar zu Jerusalem sehen konnten, wo Stephanus gesteinigt, Jakob der ältere enthauptet, und auch Jakob der jüngere gesteiniget wurden. Wollte man die Judenchristen zu Jerusalem als Leser des Briefes annehmen, so bleiben nach der Meinung des Verf. alle kurz vorher erwähnten Schwierigkeiten, und die Annahme erscheint ihm wieder desto unzuläßiger, sobald man den Paulus zum Verfasser machen will. Er fragt, zu welcher Zeit es zwischen Paulus und den Judenchristen zu Jerusalem ein solches Verhältniß gegeben habe, aus welchem dieses Sendschreiben hätte hervorgehen können; so daß er sagen konnte: »ινα ταχιον αποκαταστα υμιν.« Kap. XIII. 19 und 23. »mit Timotheus — will ich euch besuchen;« da er ihnen niemals auf engere Weise angehörig gewesen war, vielmehr eben hier von jeher verdächtig, gehaßt, angefeindet, verfolgt, und endlich als Freund der Heiden und Feind der Juden, gerade hier, mit genauer Noth sein Leben aus dem Tumult errettend, gefangen gesetzt wurde. Ferner soll sich in dem Leben des Apostels kein Zeitpunkt oder Standort auffinden lassen, von welchem aus er ein solches Schreiben an die Christen zu Jerusalem hätte richten sollen. Rec. sieht nicht ein, welch anderes Verhältniß der Verf. fordert, als jenes war, in welchem Paulus zu den Judenchristen in Palästina wirklich stand. Er war Apostel, wurde auf eine außerordentliche und wunderbare Weise, die ihn als einen gelehrten Juden gerade den Judenchristen besonders interessant machen mußte, zu seinem Amte berufen; und wenn ihn gleich seine Bestimmung unter die Heiden führte, so hörte er deswegen keineswegs auf auch Lehrer und Apostel der Judenchristen in Palästina und besonders in Jerusalem zu seyn. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Selbst aus der größten Entfernung wußte man Nachrichten von seinem Betragen gegen die Heiden, von seiner Art sie zu belehren, einzuziehen. Der Ruf hatte ihn als einen Neuerer und Gegner von Mose geschildert. Indessen wurde aber auch in Palästina die Gefahr des Abfalles der Juden vom Christenthum der Verfolgungen und Bedrückungen wegen mit jedem Tage größer; und gerade in dieser verhängnißvollen Zeit kam Paulus von seinen Reisen nach Palästina. Den schon abgefallenen Juden war er seines Rufes wegen verhaßt, den noch standhaften aber auch schon wankenden Judenchristen verdächtig. Sein Erscheinen in Jerusalem reizte die Gemüther noch mehr gegen

ihn auf, und da in jener Zeit Aufstände der Juden ohnehin an der Tagesordnung waren, brach auch bald gegen ihn einer aus. Er wäre das Opfer geworden, hätten ihn nicht die Römer gerettet, von denen er auch auf sein Verlangen, in Rom gerichtet zu werden, dahin abgeschickt wurde. Wie niederschlagend für Paulus mußte nun, während seiner Gefangenschaft, der Gedanke seyn, daß nun am baldigen Verfalle des Christenthums in Palästina kaum mehr zu zweifeln sey? War es nicht natürlich, daß er seine Befreyung gleich dazu benützte, durch ein Sendschreiben sich der bedrängten Gemeinde wieder zu nähern, die Schwankenden in Palästina wieder zu stärken, die Treugebliebenen aufzurichten. Konnte er nun nicht um so mehr einen günstigen Erfolg seines Versuches hoffen, da er voraussehen konnte, daß durch die erlittenen Mißhandlungen und seine Gefangenschaft die gegen ihn aufgebrachten Gemüther einigermaßen besänftiget und für seine Belehrungen empfänglicher seyn werden? Er war ja durch seine Freysprechung in den Augen seiner Feinde gerechtfertiget, konnte ihnen nun nicht mehr als Verächter der väterlichen Gesetze erscheinen. Er mußte aber auch mit aller Vorsicht zu Werke gehen, um auf der einen Seite der Wahrheit und seiner Ueberzeugung nichts zu vergeben, auf der andern aber nicht wieder den alten Verdacht gegen sich zu erregen; so entstand dies Sendschreiben, das in Vergleich mit den andern Paulinischen an Ideen, Sprache und Schreibart so viel Eigenthümliches hat und haben muß, und welches er noch in Italien schrieb, als er zu Rom entlassen war. Dies scheint nun Recn. das Verhältniß des Paulus zu den Lesern dieses Sendschreibens, den Zeitpunkt und Standort deutlich und ungezwungen zu bestimmen, welche aufzufinden dem Verf. so schwer dünken. Da es nach seiner Meinung wohl nie wird entschieden werden können, welchen bestimmten Kreis von Lesern sich der unbekannte Verfasser dachte, so hält er S. 66 dafür, daß dieses ohne Nachtheil für seine Untersuchung dahin gestellt bleiben könne, da die Frage über die Empfänger mit vorliegender Betrachtung nicht zusammenhängt; doch aber will er mittheilen, was ihm bey wiederholter Lesung wahrscheinlich geworden. Er äußert sich hierüber S. 67 so: »Durchweg hat es den Anschein, als ob diese Hebräer zu einer abgeschlossenen Gesellschaft einer besondern Gattung Christen gehört hätten, welche sich als höher wie die andern gemeinen Bekenner der Lehre Jesu gestellt, als Erleuchtete, Auserwählte, mit dem Himmlischen unmittelbar in Verbindung Stehende, vom ewigen Geiste Beseelte ansah, und das gemeine Irdische, diesem Leben Angehörige verachtete; eine Art frommer ihr ganzes Gemüth und Streben dem Ueberirdischen, zu welchem sie einst wirklich einzugehen die Hoffnung hatten, zuwendender

Mystiker; die das A. T. hoch hielten, und in seinen Aussprüchen bestimmte Erklärung über ihre Glaubens- und Pflichtverhältnisse, so wie in Betreff des Geschichtlichen buchstäbliche Voraussagungen anerkannten; die Christum als ihren rechten Hohenpriester im eigentlichen Sinn ansahen, der sie geweihet, geheiliget, als dessen Bruder sie sich betrachten dürften, wie sich untereinander selbst; (Kap. II.) bey denen wenig Werth gelegt wurde auf historische Belehrung, desto mehr auf die göttliche Erleuchtung, die Gnade, und die hohere Ansicht der Dinge überhaupt, auf festen Glauben an die Verheißung Gottes, so wie auf Enthaltsamkeit, Entsagung, und die Tugenden der Menschenliebe. Mag man sie nun als in manchen Hinsichten verwandt den Essäern, ähnlich den Therapeuten denken, oder wie man sonst will, immer wird bald in die Augen fallen, daß nicht wenig Stellen des Sendschreibens durch diese Voraussetzung erst einen passenden Sinn und leichte natürliche Beziehungen erhalten, einige die Annahme offenbar bestätigen, wo nicht dringend fordern; überall aber derselben nichts im Wege steht« Höchst bedeutend ist ihm für diese seine Ansicht der Schluß des V. und der Anfang des VI. Kap., weil hier ein Unterschied gesetzt werde zwischen den Elementen der anfänglichen Lehre des Christenthums einerseits und der höheren Einsicht der vollkommenen anderseits. Auch die Stellen K. I, 10, 14. IV, 10. IX, 15. X, 10, 14, 22, 23, 26, 32. XII, 11. sollen verglichen werden. So führt der Verf. auch an Kap. I, 14. III, 1. V, 9. VI, 9. VII, 7, 19, 22. VIII, 2. IX, 11, 12, 14, 15, 24, 28. X, 1, 22, 34. XI, 16, 35, 40. XII, 24. XIII, 20. wo das Höhere, Göttliche, wornach sie streben, das Herrliche, Ewige, worauf sie hoffen sollen, durch σωτηρια, τα επυρανια, τα κρειττονα etc. bedeutet wird. — Das Gelangen zur Vollendung (τελος) heißt τελειωσις, τελειουσθαι Kap. II, 10. V, 9. VI, 11. u. s. w. Die Vorsteher dieser Gesellschaft heißen dem Verf. hier mit einem ganz eigenthümlichen in den andern Büchern des N. T. nie in der Art gebrauchten Namen ἡγουμενοι. (Hat dies Wort Luc. XXII, 26. nicht die nämliche Bedeutung?) Sie sollten also noch ein anderes Geschäft vorzugsweise zu betreiben gehabt haben, als die Apostel, Episcopen, Presbyter u. s. w. Auch noch andere Anforderungen unsers Briefstellers sollen die angenommene Meinung des Verf. bestätigen: sie sollen nämlich auf den himmlischen Ruf, dessen sie theilhaftig geworden, achten, an ihrem Bekenntniß, daß Christus Bote Gottes und Hoherpriester sey, festhalten u. s. f. Die eigentliche Belehrung scheint dem Verf. überhaupt als etwas Geringeres, nur für Anfänger Gehöriges vom Verfasser hintangesetzt zu werden, und sein Schreiben ist ihm nur λογος της παρακλησεως. Es ist sehr begreiflich, daß der Verf., von seiner Lieblingsmeinung geleitet, vieles in dem Inhalte dieses

Briefes anders sieht oder sehen zu müssen glaubt, als seine Vorgänger: indessen läßt sich das meiste, was er hier zur Erhärtung seiner Meinung von den Empfängern gesagt hat, auch wohl mit unseren Ansichten vereinigen; beynahe alles paßt auch auf die Judenchristen in Palästina, und auf die ganz eigene Lage, in der sie sich befanden. Rec. findet durchaus nichts, was eine abgeschlossene Gesellschaft einer besondern Gattung Christen anzunehmen zwänge im Sinne des Hrn. Vs.; denn daß diese Palästinensischen Judenchristen, in den Verhältnissen, unter welchen der Brief an sie gerichtet wurde, in Vergleich mit andern, besonders den Heidenchristen gleichsam eine besondere Gattung bildeten, liegt in der Natur der Sache, und läßt sich nicht in Abrede stellen. Von Seite 74 — 117 bemüht sich der Verf. darzuthun, daß auch der Inhalt des Briefes viel Eigenthümlichkeit und von des Paulus Ansichten Abweichendes zeiget. Beydes läßt sich nicht widersprechen; aber alles, was hierüber mit viel Umsicht und Scharfsinn gesagt wird, kann doch nicht Viele, wenn sie auch noch so frey von vorgefaßten Meinungen sind, überzeugen, daß Paulus der Verfasser nicht seyn könne. »Der Autor dieses Briefes,« sagt der Verf., »steht mitten im Judenthume, und will auch nicht davon lassen.« Ganz richtig; nur daß wir sagen würden: er will scheinen mitten im Judenthume zu stehen, und nicht davon lassen zu wollen. Und konnte Paulus in seiner damaligen Lage wohl anders, wenn er seinen Zweck erreichen wollte? Schon oben würde dieser Gegenstand berührt, und es läßt sich hierüber wohl nichts vortrefflicheres sagen, als was Hug in seiner Einleit. in die Schriften des N. T. III. Thl. S. 333 hierüber sagt. Nachdem er gezeigt, wie Paulus nach seiner Befreyung zu dem Entschlusse kommen mußte, seine alte Wirksamkeit wieder anzunehmen, und den Versuch zu machen, die Schwankenden in Palästina zu bestärken, die Treugebliebenen zu ermuntern, und wo es möglich wäre, die Abgefallenen wieder zurückzurufen, fährt er fort: »Es war eine äußerst schwere Aufgabe, die er übernommen hatte. Noch nicht lange gerechtfertiget, konnte er die alten Klagen gegen sich wieder rege machen, wenn er mit rascher Offenheit, wie er es gewohnt war, die Unbrauchbarkeit der alten Religion behauptete; und dann war bey der damaligen Stimmung seiner Leser zu besorgen, daß er sich für immer ihre Abneigung zuziehe, und selbst den Schritt beschleunige, den er verhüten wollte. Was er ihnen aber nachgab, das vergab er der Wahrheit, und seinen Grundsätzen und dem Gewissen. Paulus wußte beydes zu vereinigen; er wich nicht einen Augenblick von seinen Ueberzeugungen und seiner alten Lehre, und gestand ihnen dennoch alles zu, was sie forderten. Sie mochten Opfer und Versöhnungstage, Schlachtal-

täre und Hohepriester verlangen, so untersuchte er die Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen so wenig, daß er in alles zu willigen schien; aber auf der andern Seite zeigte er durch glückliche Wendungen, daß sie dieses alles in der Religion der Christen schon besitzen, daß das Christenthum nichts als der erhabenste Judaismus sey, neben welchem das rohere Judenthum vergangener Zeiten völlig verschwinden müsse. Und in der That verschwand es ganz und gar, während dem er erwies, daß alles Vortreffliche desselben im höchsten Grade und im reinsten Sinne im Christianismus vorhanden sey. So mochten sie sich völlige Juden in der Schule Jesu denken, bis sie die Religion Jesu im Geiste und in der Wahrheit begriffen hatten — und dann erst sehen sie zu ihrem Erstaunen ein, daß sie keine Juden mehr sind, und daß sie es nimmer waren; und da er jeder sinnlichen Forderung eine geistige Idee substituirt hatte, so waren sie Anbeter im Geiste, was sie selbst nicht wußten.« Diese Ansicht des Hrn. Prof. Hug, die hier mit eben so viel Scharfsinn als Ungezwungenheit entwickelt ist, macht es leicht auf alle folgenden Momente, aus welchen der Verf. die Eigenthümlichkeit und das Abweichen dieses Briefes von den sonstigen Paulinischen Ansichten zu deduciren sucht, die passende und genügendste Antwort zu finden. Nichts weiß der Verfasser des Briefes, sagt er nämlich weiter, von Rettung der Heiden, sein Messias ist ganz jüdisch, er ist Bote Gottes an das Volk um die Verheißung sicher zu stellen, er ist Hoherpriester des Volkes, um in dem himmlischen Heiligthum immerwährend den Versöhnungsdienst zu verwalten. Die Beweggründe, wodurch der Verfasser seine Ermahnungen und Ermunterungen, welche Hauptzweck des Schreibens sind, zu stützen sucht, sind die Hoheit des Messias, die Gefahr beym Rückfall, das unvermeidliche Verderben. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Briefes soll auch die Idee von dem Ende der irdischen Dinge ausmachen, das hier als nahe bevorstehend angenommen wird, da der Verfasser seine Lebenszeit εσχατον των ἡμερων τουτων K. I. 1. nennet; von diesem nahen Ende seyen auch zu verstehen συντελεια των αιωνων, K. IX, 26. καιρος διορθωσεως IX, 10. — βλεπετε εγγιζουσαν την ἡμεραν X, 25. V. 31. ετι γαρ μικρον ποσον ὁσον ὁ ερχομενος ηξει και ου χρονιει u. a. m. Die Gedankenreihe ist nach der Meinung des Verf. folgende: Mit dem Eintritte dieses Zeitpunktes gehe die Gesammtheit alles Irdischen zu Grunde; diesem Vergänglichen aber werde das Bleibende, Unvergängliche, Himmlische entgegengesetzt τα επουρανια, αιωνια u. s. w. wo Gott thronet, wohin Christus gegangen, wohin auch die Frommen zur Belohnung ihrer Zuversicht und Ausdauer über die große Umwälzung hinweg gerettet werden; hingegen die Unheiligen, im Weltlichen Befan-

genen scheint der Verfasser zu ihrer Bestrafung in und mit dem Irdischen bey der allgemeinen Weltzerstörung also durch das Feuer untergehen zu lassen. Hieraus, sagt der Verf., muß sehr begreiflich scheinen, daß der Verfasser des Br. nichts erwähnet: von Christi Gerichtshaltung; nichts von der Gehenna, dem Satan (ausgenommen Kap. III, 14. II, 14, 15.), nichts von Auferweckung und Umwandlung der Körper. Daß er an Wiederaufrichtung und Fortdauer des Leibes nicht geglaubt habe, soll aus einigen Stellen ziemlich sicher hervorgehen; z. B. aus Kap. XII, 23. XIII, 3. XI, 35 u. s. w. Noch merkwürdiger, sagt der Verf. weiter, muß dem Aufmerksamen scheinen, daß von Christi Auferstehung als einer Thatsache, und wie sich demnach selbst versteht, auch nichts von der Himmelfahrt, auf welche die übrigen Verfasser des N. T. das höchste Gewicht legen, im Briefe an die Hebräer nirgends die Rede ist. Jedesmal ist da nur seines Todes, mittelst dessen er eingegangen sey in das Heiligthum, und demnächst seines Sitzens zur Rechten der göttlichen Majestät gedacht. Die einzige Stelle Kap. XIII, 20. könnte dieser Behauptung entgegen zu stehen scheinen. Von Christus sey hier unläugbar die Rede; aber, frägt der Verf., auch von der Thatsache der eigentlichen Auferstehung, wie sie die andern neutestamentlichen Schriftsteller, besonders Paulus schildern? — Wer sieht nicht, daß hier alles auf den individuellen Ansichten des Verf. und willkürlichem Auslegen beruht? Wie sehr er es sich zum Gesetze gemacht, durchaus in unserm Briefe anders zu sehen als seine Vorgänger, zeigt seine Aeußerung oben S. 91, wo er von den Stellen spricht, die nach ihm vom nahe bevorstehenden Ende der irdischen Dinge zeugen sollen: »Für die entstellenden sprachwidrigen Deutungen solcher Stellen im Stoor's und anderer Ausleger Werken, wird, wer frey von vorgefaßter Meinung, schwerlich etwas geben. Widerlegung bedürfen sie kaum.« Von S. 100 — 117 macht der Verf. auf die entgegengesetzten Ansichten aus Pauli Briefen aufmerksam. Paulus nämlich erscheint überall als der Heiden-Apostel und als Gegner des Judaismus, nirgends stellt er Christum als Opferpriester dar; seine Idee vom Glauben an Christum (πιστις) ist dem Briefe an die Hebräer fremd, ja entgegengesetzt; eben so die Vorstellung von Gottes Reich und Reich des Satans; von der Körper Auferstehung u. s. w. Wir haben uns über die Ursachen der Verschiedenheit der Ansichten dieses Briefes, von den sonstigen Paulinischen Ansichten schon erkläret, und eine Beantwortung jedes der hier dargestellten Punkte, würde nur eine Wiederholung des schon Gesagten seyn. Wir theilen mit dem Verfasser gewiß die würdige Vorstellung von dem tüchtigsten und bedeutendsten christlichen Lehrer der Völker, wie er Paulus heißt, fürch-

ten aber keineswegs uns an ihm zu versündigen, wenn wir ihn solch einer Anbequemung fähig und geneigt halten, wie wir sie uns denken.

Die Grundidee von πιστις, πιστευειν u. a. sagt der Verfasser, womit er, auch ohne weiteren Zusatz, immer auf Christum Bezug nimmt, ist in einem umfassenden Sinn: christliche Tüchtigkeit, wiefern sie ein Inneres, eine Gemüthsbeschaffenheit eine Gesinnung ist; dem Verfasser des Briefes an die Hebräer aber, soll die Bedeutung des Wortes durchaus fremd seyn, bey ihm soll es eine Beziehung auf die christliche Stiftung haben; desgleichen nicht auf etwas Gegenwärtiges, sondern auf etwas Entferntes, Zukünftiges gehen. Diesen Begriff stelle der Verfasser Kap. XI, 1. selbst anf. Es ist nicht zu bestreiten, daß Paulus sonst von πιστις als einem Inneren, einer Gemüthsbeschaffenheit, also etwas Subjectivem redet; in jener Stelle aber spricht er von πιστις objectiv genommen, als Grundlage dessen was man hoffet, als einem Inbegriff (ελεγχος) von Dingen die nicht zu sehen sind. Der Zweck des Apostels ist nämlich die Judenchristen, welche von den Juden so viele Verfolgungen auszustehen hatten, aufzumuntern, daß sie sich deßwegen vom Christenthume nicht sollten abschrecken lassen, weil den Christen nicht schon in diesem, sondern im andern Leben Glückseligkeit verheißen sey. Der Glaube, sagt er, ist der Inbegriff von Dingen, die wohl gehoffet, aber noch nicht besessen werden. Daß, wie der Verfasser S. 112 bemerkt, im Briefe an die Hebräer alles mehr in unmittelbares Verhältniß zu Gott, als zu Christus gestellt wird, daß hier immer von πιστις επι θεον, πιστευειν θεω geredet wird, kann in einer Anrede an ganz jüdischgesinnte Christen gar nicht befremden, die als Juden immer gewohnt waren, alles unmittelbar auf Gott selbst zu beziehen, und mit der Idee des göttlichen Mittlers, des Messias im christlichen Sinne, viel schwerer vertraut gemacht werden konnten, als die Heidenchristen, die keine vorgefaßte falsche Idee vom Messias irre führte.

Nun kömmt der Verfasser S. 118 auf die Manier unsers Briefstellers zu sprechen, und findet mit Recht auch in dieser Hinsicht viel Eigenthümliches im Briefe. Dazu gehört ihm das fast nicht unterbrochene Anführen langer Reihen von Stellen des A. T., so daß der Verfasser wenig zum eigenen Worte kömmt; die durch das ganze Sendschreiben fortgesetzte Vorbilderey, welcher zufolge jede Kleinigkeit des jüdischen Cultuswesens, vorbedeutenden Sinn und Beziehung haben soll; das Ueberspringen von einem Gegenstand auf den andern auf Veranlassung zufällig erweckter Vorstellungen. Aus allem diesen offenbaret sich dem Verfasser Beschränktheit, Mangel an freyer Geistesthätigkeit und Entwickelung

eigener Ideen bey dem Verfasser unsers Briefes; Individualitäten, die mit dem schöpferischen Geiste, dem Reichthum und der Fülle der Ansichten Pauli, der seines Stoffes Meister, die eigenen Ideen mit Freyheit handhabt, sich nicht vereinbaren ließen. Einen merklichen unterschied bemerkt der Verfasser zwischen den Paulinischen Schriften und unserm Briefe, wenn es auf die Ansicht und den Gebrauch des A. T. ankömmt. Wenn Paulus nämlich im A. T. mehr das geschriebene Buch, die Schriften der einzelnen Verfasser, welche er oft selbst namentlich anführt, erkannt zu haben scheine, betrachte es der unbekannte Verfasser mehr als unmittelbare Rede Gottes oder des heil. Geistes; und nun vergleicht er die Citationsformeln anderer Paulinischen Briefe mit diesem. Hierauf antworten wir: Wie Paulus in anderen Schriften die alttestamentlichen Bücher betrachte, welche Ueberzeugungen er von ihnen habe, darüber spricht er sich selbst 2 Timoth. III., 14—17. deutlich aus. Wenn die Citate hier mehr als unmittelbare Rede Gottes oder des h. Geistes erscheinen, so geschieht dieses absichtlich von ihm, und mit offenbarer Rücksicht auf die Leser für die der Brief bestimmt war. Eben so kann es nicht befremden, wenn Paulus, wie der Verfasser bemerkt, sich des A. T. weniger und mehr uneigentlich bedienet, der Verfasser unsers Briefes aber die alttestamentlichen Stellen ohne Ausdeutung unmittelbar überträgt, und ihre Aussagen buchstäblich gelten läßt. Denn, hätte Paulus in seinen Briefen an heidenchristliche Gemeinden den nämlichen Gebrauch vom A. T. machen wollen, den er in unserm Briefe macht, so hätten alle diese Briefe an individueller Zweckmäßigkeit sehr viel verloren. Uebrigens meint der Verfasser, daß sich auch bey dieser Betrachtung die Verwandtschaft dieses Werkes mit dem Alexandrinisch-Jüdischen, besonders Philonischen Verfahren deutlich zu erkennen gebe. Er gibt zu, daß beyde Schriftsteller, Paulus und der Ungenannte dialectisch sind, aber jeder nach seiner besondern Weise. Wir sind mit seiner genau und scharfsinnig bezeichnenden Angabe des Unterschiedes ganz einverstanden; nur damit nicht, daß dieser Unterschied gegen Paulus beweisen soll. Es gibt auch Stellen des Hebräerbriefes, sagt der Verfasser S. 125, welche durch ihre geschichtlichen Andeutungen kund geben, daß Paulus nicht Verfasser seyn kann. Eine solche Stelle ist ihm Kap. II. im Anfange. Wenn diesen Worten nicht eine erzwungene Deutung gegeben wird, so sollen sie einen entscheidenden Beweis enthalten, daß der Apostel nicht Verfasser des Briefes seyn kann, weil er sonst überall in seinen Briefen erklärt, er habe seine Erkenntniß nicht von andern Aposteln, nicht Unterricht von Menschen, sondern unmittelbar von Christus und von Gott selbst empfangen; weil er besten-

dig auf die Autorität Jesu selbst sich beruft, überall den ersten unmittelbar von Christo bevollmächtigten Aposteln sich beyzählt; aber hier in dieser Stelle sich deutlich von den Aposteln absondert. — Die ganze Schwierigkeit dieser Stelle liegt, wie bekannt in den Worten εις ἡμας. Der Verfasser erklärt es für Willkür, wenn man diese Worte bloß von den Empfängern des Briefes mit Ausschluß des Verfassers verstanden wissen, oder das ἡμεις für gleichbedeutrnd mit ὑμεις, so daß es bloß auf die Leser gehe, halten will. Es soll der Unterschied nicht übersehen werden, welcher zwischen Stellen, wo ermahnungs- und ermunterungsweise gesprochen wird, und solchen, die geschichtliche Angaben enthalten, statt finden muß; weil in ersteren das communicativische Reden an seiner Stelle ist, und es geschehen mag, daß man auf die Personen des Wir historisch kein sonderliches Gewicht lege; in Stellen aber, welche geschichtliche Angaben enthalten, nicht gleiche Freyheit bewilliget werden kann. Wo hat wohl der Verfasser den Maßstab hergenommen, nach welchem er in dieser Stelle die Grenzlinie zwischen communicativischer Rede, und jener die bloß geschichtliche Angaben enthält, absteckt? Wird denn hier wirklich gar nicht ermahnungsweise gesprochen? — so daß man es also nach dem Verfasser selbst mit dem ἡμας nicht gar so genau nehmen dürfte; — oder sollte, wie er fordert, das ἡμας mit Zuziehung des Verfassers erklärt werden, weil ihm die Stelle durchaus geschichtlich dünkt, so sieht Rec. noch nicht die deutliche und gar so viel beweisende Absonderung des Verfassers des Briefes von den Aposteln. Paulus kömmt der Ausflucht der jüdisch-gesinnten Christen entgegen, das neue Gesetz sey ihnen nicht, wie es sich geziemte, nämlich durch Engel, wie das alte, verkündiget worden; und führt dagegen an, daß es von dem Herrn selbst, von seinen Aposteln und Schülern bis auf sein Zeitalter (εις ἡμας) herab sey bekannt gemacht, und durch unzählige Wunder bestätiget worden. Obschon er die wichtigsten Lehren des N. B. von Christus selbst erhalten hatte; sondert er sich hier aus Klugheit und Bescheidenheit nicht von der Menge ab; um so weniger, da es wahrscheinlich ist, daß er über die besondern Umstände des Lebens und Todes Jesu von den Aposteln unterrichtet wurde; woraus keineswegs folgt, daß ihm kein Vorzug vor denen, an die er schrieb, zukam. Uebrigens ist die ganze Schwierigkeit, die aus diesem ἡμας hervorgehen soll, in den Augen des Rec. eine geringfügige kritische Spitzfindigkeit, und dienet zum Beyspiele, zu welchen Mitteln die zu weit getriebene höhere Kritik öfters Zuflucht nehmen muß, wenn sie es sich zum Ziele macht, aus bloß inneren Gründen Gewißheit erzwingen zu wollen, wo man mit der auf historische Zeugnisse gestützten

höchsten Wahrscheinlichkeit sich zufrieden geben soll. Uebrigens rechnet der Verfasser zu den geschichtlichen Andeutungen, die gegen Paulus zeugen sollen, auch Kap. XIII, 7. u. s. f. Kap. X, 32. u. s. f. Kap. V, 12. u. s. f. und Kap. VI. im Anfange. Die Beweiskraft dieser Stellen beruhet aber auch auf seinen besondern Ansichten vom Orte und der Zeit, in welche sich das Schreiben setzen soll, wovon schon die Rede war.

S. 135 geht der Verfasser auf die Spracheigenheiten unsers Briefes über. Wie gewöhnlich, so oft er eine neue Untersuchung beginnt, fehlet es auch hier wieder nicht an Ausfällen auf jene, die nicht seiner Meinung seyn wollen. Während tiefere Forscher diesen Abschnitt für den entscheidendsten halten dürften, heißt es, möchte der größere Haufe Miturtheilender ohne gehöriges Eindringen in den Gegenstand wenig Sinn dafür in sich verspüren, u. s. w. Niemand wird es bestreiten wollen, daß in anscheinlichen Kleinigkeiten, in übrigens gleichgültigen kleinen Angewöhnungen gewisser Manieren des Ausdruckes, den Sprachformen in den Uebergängen u. s. w. meistentheils das Characteristische eines Schriftstellers liege. Aber, läßt es sich wohl als unmöglich oder als etwas ungereimtes darthun, daß der nämliche Schriftsteller, besonders ein so sinnreicher als Paulus, wenn er es nöthig findet, seine Sprache in Wörtern und Ausdrücken, und seine Schreibart ändern könne; ja, daß sich diese nach seiner verschiedenen Gemüthsstimmung in verschiedenen Zeitverhältnissen selbst gleichsam unwillkürlich ändern können. Diese Verschiedenheit der Sprache und Schreibart ist ja schon von den Alten bemerkt worden, ohne daß sie deßwegen den Brief dem Paulus abgesprochen hätten. Von neueren Kritikern ist das nämliche schon oft geschehen, und die von d'Outrein, Cramer, Stoor und vom Professor Mayer im kritischen Journal der neuesten theologischen Litteratur II. B. S. 225. u. s. f. gesammelten Stellen, welche alles der Sprache und der Schreibart Pauli Eigenthümliche an sich haben, halten jenen, die als ihm sonst nicht eigenthümlich angeführt werden können, so ziemlich das Gleichgewicht. Aber so wenig jene beweisen können, daß der Brief von Paulus seyn müsse, und von keinem andern Verfasser seyn könne, eben so wenig können letztere beweisen, daß er nicht von Paulus seyn könne, sondern von einem anderen Verfasser seyn müsse. Uebrigens, weit entfernt in Ansehung der auffallenden Verschiedenheit der Sprache und Schreibart unsers Briefes von den andern Paulinischen, mit dem Hrn. Verfasser nicht einverstanden seyn zu wollen; überzeugt, daß zur Hebung dieser Schwierigkeit nie etwas anders als mehr oder minder wahrscheinliche Muthmaßungen vorgebracht werden können, gesteht Rec., daß er, wenn man

durchaus nicht annehmen wollte, Paulus habe seine Sprache und Schreibart in diesem Briefe selbst geändert, die größte Befriedigung in der Stelle des Origenes findet, von der gleich anfangs die Rede war, wo er sagt: Ego vero ita censeo, sententias quidem ipsas Apostoli esse, dictionem autem et compositionem verborum esse alterius cujusdam, qui dicta Apostoli commemorare, et quasi in commentarios redigere voluerit ea, quae a magistro audierat. Euseb. Hist. eccles. L. 6. C. 25. Der Verfasser ordnet seine Bemerkungen in Rücksicht der Spracheigenheiten des Briefes an die Hebräer in Klassen; sie sind folgende: Was des Briefes Sprache im Ganzen betrifft, so ist sie ein besseres und reineres Griechisch als in andern Schriften Pauli. Die Wahl der Worte hinsichtlich auf ihre Bedeutung ist meistentheils richtig; die Wortstellung genau. Das ein großer Theil des Briefes, nämlich die vielen aus ursprünglich hebräischen Originalen übersetzten Anführungen des A. T. hebraisiren, ist in der Natur der Sache. — Statt gewisser Ausdrücke pflegt Paulus in der Regel andere zu brauchen; zu diesen gehören die Formeln des A. T. zu citiren; das Wort μισθαποδοσια Kap. II, 2. X, 35. XI, 26. mit dem verwandten μισθαποδοτης wofür Paulus immer μισθος hat; die den Paulinischen Briefen characteristische Formel Christum anzuführen: ὁ κυριος ημων Ιησους Χριστος u. a. hat der Verfasser des Briefes an die Hebräer auch nicht ein einzigesmal vollständig gebraucht; statt der Lieblingsausdrücke μετοχον ειναι — γινεσθαι kömmt bey Paulus immer vor κοινωνον, συγκοινωνον ειναι, κοινωνειν, συγκοινωνειν; — ευλαβεια, ευλαβηθεις ist bey Paulus immer ευσεβεια — διαπαντος, wofür das bey Paulus häufige παντοτε fast gar nicht vorkömmt; — ομοιοτης wofür Paulus oft ομοιωμα braucht; — ανακαινιζειν und εγκαινιζειν wofür in Paulus ανακαινουν, ανανεουσθαι. Nebenbey wird hier die Bemerkung gemacht, daß viele der in ιζω ausgehenden Zeitwörter, die in diesem Briefe vorkommen, in Pauli Schriften, einige auch sonst im N. T. ungewöhnlich sind; z. B. αναλογιζεσθαι; λογιζεσθαι, εμφανιζειν, θεατριζειν u. s. w. — εντελλεσθαι, dafür im Paulus häufig παραγγελλειν, welches in unserem Briefe nicht vorkömmt, zu finden ist; — die Formel: εκαθισεν εν δεξια της μεγαλωσύνης εν υψηλοις Kap. I, 3. und die Kap. VIII, 1. und Kap. XII, 2. kömmt in Pauli Briefen nicht vor; auch ist zu bemerken, daß Paulus das Zeitwort καθιζειν eben so regelmäßig transitiv braucht, wie es hier intransitiv vorkömmt; — die abstracten Bezeichnungen Gottes durch χαρις, μεγαλοσυνη sind in des Apostels Schriften unerhört; dafür findet man bey ihm πνευμα θεου, Χριστου, της πιστεως. Eben so fremd sind ihm die Redensarten: το πνευ-

μα της χαριτος ενυβριζειν, τον υιον του θεου καταπατειν, wofür er ατιμαζειν, αθετειν τον θεον hat. — Nur in diesem Briefe ist Christus Απαυγασμα της δοξης και χαρακτηρ της υποστασεως του θεου genannt; Kap. I, 3; nirgends sonst im N. T. wird Christus αποστολος genannt, wie Kap. III, 1. Für κακουχεισθαι, συγκακουχεισθαι findet sich im Paulus gewöhnlich θλιβεσθαι — συμπαθειν, μετριοπαθειν, παθειν hier so häufig als im Paulus συμπασχειν und πασχειν. Eine auffallende Eigenheit der Sprache dieses Briefes machet sich in den von Zeitwörtern abgeleiteten zahlreichen weiblichen Hauptwörtern bemerkbar; z. B. αθετησις, μεταθησις, απολαυσις, αθλησις u. s. w. Dafür braucht Paulus eben so häufig den mit dem Artikel zum Hauptwort gemachten Infinitiv; z. B. Röm. Kap. I, 11. εις το στεριχθηναι υμας, εις το ειναι αυτους u. s. f., wovon sehr viele Beyspiele angeführt sind. — Für παροξυσμος hat Paulus immer ζηλος, ζηλοτην ειναι; πρεσβυτεροι sind bey Paulus nicht die jüdischen Vorfahren; diese nennt er πατερες; für προβλεπεσθαι findet man in des Apostels Briefen προοριζειν, προτιθεσθαι u. s. f. für αντικαθιστημι bey dem Apostel ανθιστημι.

Es fehlet auch nicht an Ausdrücken, sagt der Verfasser S. 149, welche, wenn sie gleich in den Paulinischen Schriften vorkommen, hier eine ganz andere Bedeutung haben. Dazu rechnet er das Wort πιστις von dem schon vorher die Rede war. — μακροθυμειν und μακροθυμια, hier das anhaltende Harren, Abwarten des in der Zukunft liegenden Glückes; bey Paulus: Nachsicht. Jenes Abwarten bezeichnet er durch υπομονη. — απολειπεσθαι und καταλειπεσθαι Kap. IV, 6, 9. X, 26. kömmt mit der Bedeutung: futurum esse, restare, reliquum esse bey Paulus nicht vor. — υποστασις mit der Bedeutung feste Basis, Grund, hat bey Paulus 2. Kor. IX, 4, XI, 17. einen anderen Sinn. — λογος gegebenes Wort, göttliche Versicherung und Kundmachung Kap. IV, 2, 12. VII, 28 u. a. m. Rechenschaft Kap. IV, 13. und XIII, 17. bey Paulus: Lehre, Befehl, Wort (im Gegensatz der That) ταξις series, Reihe; bey Paulus Ordnung. — πλειων Kap. III, 3 und Kap. XI, 4, mit der Bedeutung: praestantior, ist bey Paulus nur mit dem numerischen Begriff angewendet.

Zum Schlusse seiner Untersuchungen macht der Verfasser endlich noch S. 151 auf einige Lieblingsausdrücke und eigenthümliche Manieren des Verfassers unsers Briefes aufmerksam. Die Summe dieser Eigenheiten, meint er, muß um so viel auffallender erscheinen, da, wenn man den großen Theil des Briefes, welcher aus dem A. T. entlehnt ist, wegrechnet, sie in einem sehr kleinen Stück zusammengedrängt gefunden, hingegen die Paulinischen

Manieren und Angewöhnungen hier vermißt werden. Zu ihnen nun rechnet der Verfasser die so auffallend häufig gebrauchte Partikel γαρ, daß sie in manchen Stellen gar unübersetzt bleiben müsse; selbst in citirte alttestamentliche Stellen sey sie eingetragen. Paulus hingegen brauche sie nie in solchem Uebermaße, nur in dialectischen Entwickelungen, wo sie ihre natürliche Stelle findet. — προσφερειν, προσφορα von Christi Selbstdarbringung vor Gott, mittelst seines Todes im Hebräerbriefe sehr häufig, bey Paulus nur einmal προσφορα in diesem Sinne. Eph. Kap. V, 2. προσερχεσθαι τῳ θεῳ, εγγιζειν τῳ θεῳ, εγγιζουσα ημερα, welche Ausdrücke im Paulus nicht vorkommen. — λαμβανειν in oft seltsamem Gebrauch z. B. λαμβανειν πειραν. Kap. XI, 29, 36. — μισθαποδοσιαν, — αρχην, — τιμην εαυτῳ u. s. w. — Διαθηκη nebst vielen Ableitungen von τιθηναι — Τελειουν zum letzten Ziel, zur Vollendung bringen, τελειωσις, τελειωτης u. s. w. — den häufigen zum Theil eigenthümlichen Gebrauch des Wortes κρειττων — αιωνιος — ζωη, ζην, um das was Bestand hat zu bezeichnen; — den häufigen Singular πας, πασα — οθεν wofür Paulus διοπερ, διοτι liebt. — Die Lieblingscompositionen mit ευ; z. B. ευθετος, ευθυτης u. s. f., so auch mit ανα; als ανακαινιζειν, ανασαυρουν u. a.; die gute Perioden bildenden Vergleichungssätze mit ὁσον — τοσουτο; mit ειγαρ — πως δε; Σωτηρια im engern Sinne und objectivisch, christliche Seligkeit; μαρτυρειν und μαρτυρεισθαι Kap. VII, 8. u. a. St. εις το παντελες Kap. VII, 25. Schlüßlich führt der Verfasser noch Beyspiele von als herrschend anzusehenden Paulinischen Sprach- und Styleigenheiten an, die aber in diesem Briefe gar nicht zu finden sind; als: ου θελω υμας αγνοειν; θελω υμας ειδεναι. τουτο δε φημι. γνωριζομεν δε υμειν. u. a. m.

Seite 162 beginnt die Uebersetzung unsers Briefes mit ihren Anmerkungen. Schon in unseren Bemerkungen zur Vorrede haben wir Gelegenheit gehabt, das Nöthigste von ihrer Beschaffenheit anzuzeigen, und wir haben hier nur beyzufügen, daß sich der Verfasser in ihr so wie in der Einleitung als einen scharfsinnigen, umsichtsvollen und geübten Bibelforscher und Exegeten bewähret. Werden gleich nicht alle seine urtheilsfähigen Leser der Hauptsache nach seiner Meinung beypflichten, so werden sie doch gewiß alle seiner Arbeit als einem schätzbaren Zuwachs gründlicher Bibelforschung gerechtes Lob zu zollen nicht umhin können; und er wird nichts weniger als sie zu bereuen Ursache haben.

Gleich in der Anmerkung zu V. 1. Kap. I. bemerkt der Verfasser, daß das λαλειν mehr enthält als das ειπειν und von den Eröffnungen Gottes an sein Volk, und von seinen Verheißungen in diesem Brief gebraucht werde. V. 3. wird Clem. Rom. 1 Epist.

ad Cor. 36. verglichen: ος ων απαυγασμα της μεγαλοσυνης αυτου. τοσουτῳ μειζων εστιν αγγελων, οσῳ διαφορωτερον ονομα κεκληρονομενην. Γεγραπται γαρ. ο ποιων τους αγγελους αυτου πνευματα κ. τ. λ. V. 6. bedeutet παλιν mit Recht dem Verfasser nicht mehr als V. 5. wiederum, ferner, dann noch; nur erscheint es nachläßig eingeschoben, nicht an der bequemsten Stelle. Kap. II. V. 6. zu den Worten: διεμαρτυρατο δε που τις macht der Verfasser die Anmerkung, daß es nach einer solchen Citirformel nimmer zweifelhaft seyn könne, daß die Verfasser des N. T. aus dem Gedächtnisse citiren. Dasselbe Citat werde bisweilen von demselben Verfasser in derselben Schrift auf verschiedene Weise angeführt. Z. B. in diesem Briefe Kap. VIII, 10. u. f. f. X, 16. ff. V. 7. βραχυτι auf kurze Zeit; da diese Worte nicht von dem Grade der Erniedrigung, sondern von der Zeit nach der Absicht des Verfassers zu verstehen seyen. V. 8. versteht der Verf. die Worte: παντα υπεταξας — ποδων αυτου von dem Messias, nicht vom Menschen überhaupt, wie dies der Zusammenhang und Inhalt deutlich darthut. Gründlich und lichtvoll wird dies in der Anmerkung bewiesen. V. 9. ist dem Verf. das Wort Ιησουν der unpassenden Stelle wegen verdächtig; eben so die Worte οπως θανατου; er behält aber die gewöhnliche Erklärung bey, da, wie er glaubt, nicht leicht eine versuchte neue zur Evidenz zu erheben seyn wird. V. 16. möchte der Verf. das επιλαμβανεται statt: er hilft übersetzen: er ergreift, nämlich der Tod, der Herr des Todes; und wirklich paßte diese Uebersetzung gut in den Zusammenhang. K. III. V. 3. wird τῳ ποιησαντι αυτον übersetzt: dem, der ihn geschaffen, seinem Erzeuger; mit Rücksicht darauf, daß Jesus υιος war und zwar πρωτοτοκος; Kap. I, 6. da die Bedeutung: wozu ernennen von ποιειν ohne Beysatz nicht leicht zu rechtfertigen seyn dürfte. V. 6. wird παρρησια in der Bedeutung; Freyheit, Berechtigung wozu, genommen, die einen guten Sinn gibt. Eben so zweckmäßig wird V. 12. απιστια vom Mangel an Vertrauen auf die Macht Gottes verstanden, welche Bedeutung der Zusammenhang rechtfertiget.

K. IV. ist V. 1. übersetzt: Wir mögen also besorgt seyn, daß nicht etwa, indem die Verheißung zu seiner Ruhe einzugehen, noch vorhanden ist, jemand von euch irgend meine, er sey zu spät gekommen; επαγγελια καταλοιπομενη die noch vorhandene Verheißung; mit Hinblick auf V. 6. und 9. υστερηκεναι zu spät kommen, verabsäumen. V. 6 wird der Unterschied zwischen απολειπεται und dem καταλειπεσθαι V. 1. scharf und wahr bestimmt. Dieses nämlich heiße: übrig gelassen seyn, jenes noch möglich seyn, bevorstehen. V. 10 supplirt der Verf. ο λαος τ. θ. aus dem neunten V. und übersetzt: und ist es (das Volk Gottes)

eingegangen zu dessen Ruhe, so u. s. w. V. 12. hält der Verf. auch für ein Citat, wenn gleich nicht bestimmt werden kann, wo es her sey.

V. 13. in προς ὁν ημιν ὁ λογος bedeutet προς dem Verf. so viel als de wie K. I, 7, 8. »von dem uns die Rede ist« so daß es nicht nöthig ist λογος mit Rechenschaft zu übersetzen; zu diesem Sinne führet die Vergleichung des K. V, 11. V. 15 wird αμαρτια mit απειθεια und απιστια für fast gleichbedeutend angegeben. C. V. V. 8. übersetzt der Verf. απο της ευλαβιας wegen seiner frommen Ergebung; απο hat, wie mehrere angezogene Stellen beweisen, oft die Bedeutung wegen, und ευλαβεια ist eben das, was sonst bey Paulus ευσεβεια ist. καιπερ ων υιος ist aus Versehen unübersetzt geblieben. V. 9 wird τελειωθεις übersetzt: zur Vollendung gebracht mit Bezug auf K. II, 10. V. 11. »Hievon habe ich vieles zu sagen, aber schwer ist es zu verdeutlichen, da ihr abgestumpft seyd, zu vernehmen.«

V. 12. versteht der Verf. unter τα λογια τον θεου nicht überhaupt die göttliche Lehre des Christenthums, sondern ganz mit Recht, wie es scheint, nach dem Zusammenhange: die alttestamentischen Verkündigungen, Weissagungen. V. 13. απειρος λογου δικαιοσυνης nicht fähig zur Lehre der Gerechtigkeit; nach der Auslegung des Verf. unerfahren in jener höheren, rechten Lehre. K. VI. V. 8. wird ης τελος εις καυσιν übersetzt: sein (des Landes) Ende ist das Feuer; nach dem Zusammenhange soll ης durch γης ausgefüllet werden.

K. VII. V. 1. Zu ὁ συναντησας κ. τ. λ. bemerkt der Verf., daß dies wieder eine Anführung aus dem Gedächtnisse sey, weil es in der angeführten Stelle 1. Mos. XIV. nicht von Melchisedek, sondern von dem Könige von Sodom heißt, daß er dem Abraham entgegen gekommen sey. V. 22 übersetzt der Verf. »in so fern ist auch Jesus einer vorzüglicheren Stiftung Vertreter geworden.« Er glaubt, daß διαθηκη am besten mit Stiftung gegeben werde. — Daß die Bedeutung Testament nicht paßt, ist wohl ausgemacht: aber die Bedeutung Bund könnte nach der Meinung des Rec. beybehalten werden, da διαθηκη doch immer dem hebräischen ברית entspricht, welches etymologisch und eigentlich Bund heißt. Aus dem, daß, wie der Verf. sagt, wo διαθηκη vorkömmt, nur immer Gott als der Festsetzende anzusehen ist, folgt ja nicht, »daß es an dem Wechselseitigen zwischen Gott und den Menschen fehlet, welches bey, einen Bund schließenden Parteyen Statt finden muß.« Zur Schließung eines Bundes ist ja nicht unbedingt nöthig, daß beyde Theile festsetzen, sonst könnte nie ein Bund zwischen Mächtigen und Schwächeren gedacht werden. Freylich bleibt es immer Herablassung

und Gnade der Erstern, wenn sie das, was sie erzwingen könnten, dem freyen Willen der Letzteren überlassen, ja selbst Verbindlichkeiten auf sich nehmen. Gott war der Festsetzende, und die Menschen gingen die Bedingungen ein, die er ihnen vortrug; die Israeliten nahmen die Verbindlichkeit auf sich, ihn als den einzigen wahren Gott zu verehren. Hier ist ja doch gewiß Wechselseitigkeit. In so fern nun jene alte Stiftung mit der neuen auf das engste in Verbindung steht, kann jene der alte, diese der neue Bund heißen, ohne fürchten zu dürfen, daß diese Benennung den Begriff nicht erschöpft.

K. VIII. V. 1. Ein Hauptpunkt (κεφαλαιον) ist nun in Betreff (επι) des schon gesagten u. s. w. paßt gut in den Zusammenhang. V. 2. των αγιων λειτουργος übersetzt der Verf. »Priester der Heiligen; nicht: des Heiligthums; so daß αγιων als Neutrum genommen würde; weil, meint er, nicht noch της σκηνης folgen würde. Rec. glaubt aber, daß gerade dieses σκηνης den Fingerzeig gebe, daß unter αγιων das Heiligthum zu verstehen sey, welches ein Theil des Gezeltes war. Auch spricht nach des Rec. Gefühl der Zusammenhang ganz für diese Erklärung.

K. IX. V. 1. »Nun hatte zwar die erste Stiftung auch Angemessenheit des Gottesdienstes und ihr irdisches Heiligthum.« Der Verf. versteht unter δικαιωμα hier Vorzüge, die auf vorgeschriebenen Einrichtungen und Anordnungen beruhten, Rechtmäßigkeit, Gerechtsame u. s. w. V. 14 erklärt der Verf. jenes δια πνευματος αιωνιου ganz vortrefflich mit diesen Worten: Das Höhere, Ueberirdische, Göttliche, dessen Christus theilhaftig war, ist gemeint, mittelst dessen er einerseits ein tadelloses, vollkommenes Sühnopfer vor Gott seyn, und die innerliche, geistige Reinigung (την συνειδησιν ημων) bewirken konnte; anderseits immerwährend die priesterliche Vermittelung im himmlischen Heiligthum zu gewähren vermag.

K. X. V. 27 übersetzt der Verf. »wohl aber eine furchtbare Erwartung von Strafe und heftigem Feuer u. s. w« er nimmt κρισις nicht für Gericht, sondern für Strafe, und πυρος ζηλος im eigentlichen Sinne, nicht im figürlichen, für heftigen Zorn, strenge Strafe; weil er behauptet, daß der Verfasser des Br. das Ende der irdischen Dinge für nahe bevorstehend hält (βλεπετε εγγιζουσαν την ημεραν V. 25) und aus Stellen des A. T. schließt, daß diese allgemeine Zerstörung durch Feuer vor sich gehen werde. V. 38. »Und der durch gläubiges Vertrauen Gerechte wird leben« ὁ δικαιος εκ πιστεως ζησεται; nicht: εκ πιστεως ζησεται. (ohne Colon nach πιστεος). K. XI. V. 3 sind die Worte: εις το μη εκ φαινομενων τα βλεπομενα γεγοναι übersetzt: daß also, was gesehen werden kann, doch nicht entstanden ist, aus sichtbarem;

d. i., wie sich der Verf. in der Note erkläret: die sichtbare sinnliche Welt hat ihren Urgrund nicht in sich selbst, etwa in einer unendlichen Erzeugung, sondern ist aus der unsichtbaren, überirdischen hervorgegangen. Die Umstellung der Partikeln εκ μη, so daß μη auf φαινομενων bezogen werde, will der Verf, wie auch Rec. glaubt mit Recht, nicht zugeben. V. 19. οθεν αυτον και εν παραβολη εκομισατο wird mit Rücksicht auf V. V. 11, 12. übersetzt: »woher er ihn ja selbst auch gleichnißweise bekommen hatte.« Der Sinn ist: von schon Erstorbenen, Abgelebten war ja Isaak selbst erzeugt; Abraham erhielt ihn zum deutlichen Beweise, daß Gott aus dem Todten wohl Leben schaffen könne, um diese Wahrheit gleichnißweise (εν παραβολη) darzustellen. Uebersetzung und Erklärung dieser Stelle gehen vollkommen in den Zusammenhang. V. 26 ist dem Verfasser der οξυμωρως ausgesprochene Gedanke: »Ihm war an der Niedrigkeit und Schmach Christi mehr gelegen, als an der Herrlichkeit und den Schätzen Aegyptens« mit Recht gar nicht auffallend; da das Vertrauen aller jener alten Glaubenshelden auf die Zukunft, auf die Zeiten des Heils durch den Messias ging, wie in diesem ganzen Kapitel gezeigt wird. Unser Briefsteller läßt sie nun, wie, wenn sie die ganze neue Stiftung durch Christus schon vollständig erkannt hätten, beständig in diesem Geiste reden und handeln.

Kap. XII. V. 22. zieht der Verfasser αγγελον zum folgenden Vers, und versteht unter εκκλησια πρωτοτοκων die ersten Christen, welche als die erste und älteste Gemeinde Jesu gelten konnten; von denen schon viele verstorben waren, und nach deren Gemeinschaft und Verbindung der Verfasser und die Leser dieses Briefes ein Verlangen haben konnten.

Kap. XIII, V. 9, versteht der Verfasser unter χαριτι die segenreiche, göttliche Einwirkung auf das Gemüth, im Gegensatz von äußeren Stärkungsmitteln; unter βρωμασιν Speisen überhaupt. Rec. möchte dieß doch lieber von den christlichen Agapen verstehen, so daß vom Verfasser hier der nämliche Gegenstand nur kurz berührt wird, der 1. Cor. XI. ausführlicher behandelt ist: V. 13 wagt der Verfasser nicht zu bestimmen, wie das εξερχωμεθα εξω της παρεμβολης zu verstehen sey; nur, glaubt er, sey an Austreten aus der jüdischen Verbindung nicht zu denken, und möchte nach dem folgenden Verse eher auf eine aus den gegenwärtigen Lebensverhältnissen sich herauswünschende Sehnsucht schliessen, die in obigen Worten ausgesprochen sey; sey es durch den Tod, oder durch Entfernung aus den gemeinen Gesellschaftsverbindungen. Doch eben der folgende 14te Vers hat ja auch einen recht ungezwungenen Zusammenhang mit dem 13ten, wenn man das εξερχωμεθα κ. τ. λ. so versteht: So lasset uns nun hinausge-

hen aus dem jüdischen Jerusalem, d. i., den gesetzlichen Ceremoniendienst verlassen, und nur der Religion Christi anhängen; mögen wir immerhin aus der Synagoge ausgeschlossen, die empfindlichsten Schmähungen erdulden müssen.

S. 265 stellt der Verfasser im Anhange zur Begründung seiner Lieblingsmeinung, daß der Brief an die Hebräer Alexandrinischen Ursprungs sey, mehrere Stellen unsers Briefes mit solchen aus Philo zusammen, die unläugbar nach Ideen und Sprache eine auffallende Aehnlichkeit haben. Allein, welchen zwingenden Beweis will der Verfasser aus dieser Aehnlichkeit führen? Ist es nicht gewiß und selbst vom gelehrten Hrn. Hofrath Eichhorn (Einleitung in das N. T. §. 257) anerkannt, daß zu jener Zeit die Auslegungsart des A. T. wie wir sie in unserem Briefe finden, jenes mühevolle Forschen nach geheimem Sinn, jenes Streben oft weit hergeholte Aehnlichkeiten aufzufinden, allen Juden gemein war? Das Christenthum wurde ihnen willkommener, wenn gezeigt werden konnte, daß die neue Lehre schon in den alten heil. Schriften zu finden sey; die Apostel, theils selbst hievon überzeugt, theils die Zweckmäßigkeit der Anbequemung an diese bey den Juden so beliebte Auslegungsweise einsehend, behielten sie bey ihren Unterweisungen bey; was nicht widersprochen werden kann. Gerade selbst Paulus hat sich auf eine auffallende Weise der nämlichen Anwendung des A. T., derselben Beweisführung bedient. 1. Cor. 10, 4. Gal. 4, 21 — 31. 2. Cor. 3 — 9 — 18. Da nun unser Sendschreiben an Judenchristen gerichtet war, um wie viel größer war die Aufforderung an ihn, die den Juden willkommenste Weise das A. T. zu behandeln, beyzubehalten, um auf ihren Verstand und Gemüth den bezweckten Eindruck zu Gunsten der neuen Lehre ja gewiß nicht zu verfehlen. So wie nun die Juden bey ihrer Auslegungsweise ihre Lieblingsideen hatten, so hatten sie nothwendig für selbe auch ihre Lieblingsausdrücke, welche zu kennen, und sich in diesem Schreiben ihrer häufiger als sonst zu bedienen, dem Paulus nicht schwer fallen konnte. Daß nur die Alexandrinischen Juden das A. T. auf diese Art ausgelegt haben, ist noch nicht erwiesen, und wird auch so leicht nicht dargethan werden können. Schon Hr. Hofrath Eichhorn hat sich zum Beweise für den Alexandrinischen Ursprung einer ähnlichen Vergleichung der Sprache und Ideen unsers Briefes mit jener des Philo bedient, und alles, was ihm in dieser Hinsicht von verschiedenen Gelehrten ist entgegengesetzt worden, und Sachverständigen nicht unbekannt seyn kann, läßt sich auch hier anwenden. Wenn nun diese Auslegungsmethode allen Juden der damaligen Zeit, nicht nur den Alexandrinern gemein war, wenn selbst die Alexandrinischen Väter, die doch die Alexandrinisch-Jüdischen Lieblingsideen

und Schreibart sehr gut kannten, die Echtheit dieses Briefes, bis an die Zeitgenossen der Apostel hinauf beurkunden, so ist schwer abzusehen, wie sich ein unparteyischer Beurtheiler durch jene Zusammenstellung Paulinischer und Philonischer an Gedanken und Sprache sich ähnlicher Stellen wird überzeugen können, daß unser Brief Alexandrinischen Ursprungs seyn müsse.

Art. XIII. Die Sängerfahrt, für Freunde der Dichtkunst und Malerey, mit Beyträgen von Ludwig Tiek, W. v Schütz, Max v. Schenkendorf, Clemens Brentano, Karl Förster, Messerschmidt, A. Bercht, Achim v. Arnim, A. Karow, A. Waldheim, L. Nagel, W. Müller, W. Hensel, Segemund genannt Gottwalt, Franz Horn, C. Kalbe, Buchhorn, Meyer d. A., Meyer d. J., und Naumann. Gesammelt von Friedrich Förster. Mit Kupfern aus dem Danziger Gemälde: das jüngste Gericht. Berlin 1818 in der Maurer'schen Buchhandlung. S. XX. und 275.

Wir haben den Titel dieses Werks in soweit unrichtig hieher gesetzt, daß wir den Aufenthaltsort jedes Einzelnen dieses reichen Dichtervereins, und den Fluß, an welchem dieser Ort liegt; denn auch der ist angegeben, hinweg ließen, um an Raum für die Anzeige selbst zu gewinnen. In einer anständigen Auflage ohne kleinfügige Zierlichkeit erscheint uns hier zum erstenmale in klein Quart ein Musenalmanach, der vielleicht schon durch diese äußere Gestalt, in der er in die Welt tritt, ankündiget, daß er nicht mit gewöhnlichen Erscheinungen ähnlicher Art verwechselt werden will. Die beygegebenen Kupfer aus dem bekannten Danziger Gemälde: das jüngste Gericht, der Umschlag, die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde, und den die Teufel abwehrenden Erzengel Michael in alter Kunst darstellend, das dem Namen des Werks entsprechende Titelkupfer deuten bereits, ehe man sich noch mit dem Inhalte des Werks vertraut gemacht, auf ein Zurückstreben in eine bereits hingeschwundene Zeit der Kunst, welches wir statt es zu verlachen, wie Manche gethan, lieber mit aufmerksamem Blicke prüfen wollen. Diejenigen mögen das Streben, eine vorübergegangene Zeit nochmals herbey zu führen, weise nennen, welche die Welt wie Zerbino das Schauspiel, in das er verstrickt ist, wieder zurückdrehen zu können glauben; wir selbst hegen diese Hoffnung nicht. Eine andere Frage aber ist es, ob der Mensch, oder Völker, von Verirrungen, in die sie geriethen, wieder zurückgeführt werden können durch den Anblick des Besseren, welches sie ehemals geleistet, durch Wiederaufregung ihrer eigenthümlichen, nur durch die Mißgunst der Zeitverhältnisse zurückgedräng-

ter Gefühle, durch Erneuerung scheinbar veralteter, aber ihrem innersten Wesen zusagender Institute; und dieses wird wohl Niemand zu läugnen begehren, dem es um die Sache selbst zu thun ist. Wenn aber die Deutschen glauben, daß sie einst besser als jetzt gewesen, wofür die Mehrzahl sich zu entscheiden scheint, und wenn ihre Künstler, aller Gewandtheit ungeachtet, welche neuere Kunst sich erworben hat, diese gegen die alte Einfachheit der Dichtung und Bildnerey für nichts achten, wer mag es ihnen wehren wollen, wenn sie sich bemühen, die Vorzüge, die sie an der Vorzeit ehren, auch sich selbst zu erwerben? Einfachheit der Gefühle, sagt man, sey eine Gabe der Natur; andere behaupten aber, dem Menschen sey alles gegeben, was er im Gebiete des Schönen und Sittlichen Muth fühle sich zu erringen: mit Bewußtseyn bewahrte Unschuld wird Tugend; Kenntnisse, mit selbstthätiger Kraft geordnet, sind Weisheit, Poesie jeder Art aber, mit Bewußtseyn geübt, wird erst im edlern Sinne Kunst; und die altnationale Bildnerey und Dichtung, gegenwärtig in ihrer tiefern Eigenthümlichkeit nicht blos gefühlt, sondern erkannt, würde, wenn sie, mit Bewußtseyn geübt, in neueren Gestaltungen wieder empor blühte, erst im eigentlichsten und wahresten Sinne vaterländischer Kunst genannt werden können.

Die Herausgeber dieses Buchs haben zwar nicht mit gleich glücklichem Geiste gearbeitet, auch nicht durchgängig in einem Sinne, doch läßt das Ganze den Eindruck eines gelungenen Strebens im Gemüthe zurück. Der Vorwurf, daß die Deutschen, wie sie ehemals Andere nachahmten, nun sich selbst, nämlich ihre alt hingeschwundene Zeit nachäffen, trifft im Ganzen diese Sammlung keineswegs, da sie im Gegentheile größtentheils aus Dichtungen besteht, welche entweder durch die gebietende Gegenwart im Gemüthe hervorgerufen, oder durch einen freyen Hinblick auf Vergangenheit und Zukunft entstanden, ohne sich durch eigentliche Nachahmung entweiht zu haben. Diese, den Deutschen so oft vorgeworfene Nachahmung des Auswärtigen, wäre einmal auch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Von dem, das der universale Sinn der Deutschen sich nicht so leicht auf heimische Eigenthümlichkeit beschränken lasse, hier gar nicht zu sprechen, scheint dennoch dieß einiger Erwägung werth, daß die Nachahmung, wie sie die Deutschen z. B. am Antiken versucht, in einem ganz andern Sinne unternommen worden, als bey den Nachbarvölkern. Man hat sich nämlich nicht begnügt, gewisse anerkannte Schönheiten, oder etwa im Drama den Gang der Handlung nachzuahmen, sondern man ging weiter, um sehr viel zwar, und drang bis zur innersten poetischen Gefühlsweise der Nationen vor, die man in Nachbildungen darstellte, welches zwar kein allgemein gültiges,

doch aber ein die Nachbildung durch die höchste Selbstthätigkeit des Geistes wieder aufhebendes Bestreben genannt werden muß. Denn, wie uns dünkt, ging der Dichter einer solchen Nachbildung um einige Stufen höher, als der Dichter des Vorbildes, indem er, seine eigne Ansicht des Schönen zwar einer fremden unterordnend, diese letztere doch in ihrem ganzen Umfange, und weit klarer, als der ursprüngliche Dichter zu thun vermochte, auffaßte. Indeß bedürfte dieß, wie gesagt, einer eigenen ausführlichen Entwicklung, und wir wollen hier nur dieß bemerken, daß auch eine so ganz sich hingebende Aneignung einer uns nicht eigenthümlichen Ansicht des Schönen nur durch ein wirklich für das Schöne überhaupt höchst empfängliches Gemüth sich erzeugen könne, und daß zwar das Nachbild oder die Nachahmung auch hier wie überall in der Ausführung zurückbleiben müsse, weil zum Schaden der dunkel doch frey wirkenden Einbildungskraft in demselben zu sehr die Klarheit des überschauenden Verstandes vorwalte, daß aber solche Nachbildungen im Leser auf alle Fälle ein tieferes Eindringen in den Charakter des Urbildes möglich machen, sowohl durch ihre nicht zu vermeidenden Mängel, als mehr noch durch ihre wirkliche Annäherung an das Vorbild. Solche Werke verhalten sich zu den nachgeahmten, wie eine freye ursprüngliche Dichtung zur Natur, welche sie darstellen will, und die Ursache ihrer so oft wieder kommenden Erscheinung unter uns ist vielleicht vorzüglich darin zu suchen, daß die Deutschen die Kunstprodukte vergangener Zeit historisch als Belege der damaligen Weltansicht und Empfindungsweise auffassen, wodurch sie ihnen in gewisser Hinsicht zum Ereigniß in der großen Geschichte des Wandels und Wechsels menschlicher Gefühle, und wie jede andere Begebenheit zum Stoffe der poetischen Darstellung werden; eine Ansicht, welche wie uns dünkt, weder falsch noch einseitig seyn dürfte.

Bilder zu beschreiben ist überhaupt eine mißliche Sache; die Beurtheiler der Almanache und Taschenbücher aber dürfen sich in Hinsicht der dort vorkommenden Kupferstiche größtentheils der Arbeit enthoben halten, seit deren Herausgeber sich nicht mehr damit begnügen, die Kupferstiche zu liefern, sondern für unaufmerksame Leser auch noch eine Beschreibung beyfügen. Hier ist dasselbe geschehen, jedoch außer einigem bey Erzählung der Wiederhabhaftwerdung des großen Danziger Gemäldes, das jüngste Gericht, geäußerten, wie uns dünkt nicht schicklichem Uebermuthe, auf eine der Würde des Gegenstandes größtentheils angemessene, zum Verständnisse der Darstellungen dienliche Weise. Außer einem größern Blatte, auf welchem in Umrissen dies jüngste Gericht sammt seinen beyden Seitenflügeln dem Himmel und der Hölle dargestellt ist, ein Werk, welches Niemand betrachten wird, ohne

von dessen einfacher Größe ergriffen zu werden, sind noch funfzehn Blätter, einzelne Gestalten und Köpfe jenes Gemäldes, im großen Umrisse gebend, beygefügt. Das Gemälde, welches im J. 1517 am Hochaltare der Pfarrkirche zu St. Marien in Danzig aufgestellt wurde, wird den beyden Brüdern van Eyk zugeschrieben. Das Titelkupfer, gezeichnet von Kolbe, und von Mayer gestochen, die Sängerfahrt darstellend, ist eine sehr glücklich durchgeführte zart gedachte Erfindung. Auf die Erklärung der Kupfer folgt ein Aufsatz über die Gemäldesammlung von Boisseree und Bertram, von Helmina v. Chezy, gebornen Freyinn Klenke, dessen Inhalt die Leser auch in den Aurikeln derselben Verfasserin wieder finden werden, und den wir hier um so füglicher übergehen können, da wir noch sehr oft in diesen Jahrbüchern auf den merkwürdigen Gegenstand dieses Aufsatzes zurückkommen werden. Die Verfasserin, eine geistreiche, gemüthvolle Frau, hat übrigens diesen schon oft zur Sprache gebrachten Gegenstand auf eine für jeden Gebildeten anziehende Weise entwickelt und dargestellt.

Die Beyträge des Almanachs selbst bestehen hauptsächlich aus lyrischen Dichtungen, aus dramatischen Arbeiten und Novellen. Die lyrischen Dichtungen tragen beynahe alle den Charakter des Liedes in dem Sinne, wie Goethe dasselbe unter uns erneuerte, und wir bekennen gerne, daß wir dieß für die Einzige, den Deutschen wahrhaft zusagende Form des Liedes halten; weil sie auf dem Volksgesange selbst beruht, und eigentlich nur die Wiedererneuerung einer vorlängst geübten Weise genannt werden muß. Es weht in ihnen der milde Hauch eines für die Schönheit des Daseyns offenen Gemüths, und wenn sie gleich nicht immer die Stufe der ihnen in ihrem Kreise möglichen Vollendung erreichen, so geben sie doch durchgängig den richtigen Ton an, welches als ein Verdienst betrachtet werden muß; weil künftiger Gesang auch in diesen Liedern Mittelglieder finden wird, mittelst welcher er sich an die älteren anzureihen fähig werden kann. Auffallend war uns in dem aus drey Liedern bestehendem Gruße an den Leser, das dritte, Woher? Wohin? wo die Leser aufgefordert werden:

Grüßt uns mit freundlichem Willkommen,
Und pflegt uns mit getreuer Hand,
Und fragt uns nicht, woher wir kommen,
Aus welchem Thal, aus welchem Land?

da doch kein Leser deßhalb in Sorge seyn kann; indem nicht allein die Verfasser der einzelnen Lieder in der Inhaltsanzeige genau verzeichnet, sondern auch schon auf dem Titelblatte das Thal angegeben ist, wo der Verfasser thront, und woher er seine Lieder ausschickt. Sechs Lieder von Max Schenkendorf, dem großen Meister eines mit voller Ueberschauung seiner einfachen

Pracht geführten Volksgesangs, erinnern schmerzlich an den Verlust, den das Vaterland durch den Tod dieses edlen Sängers erlitten: wie Stimmen, vom Grabe eines geliebten Freundes herüber tönend, erfüllen sie das Herz mit Wehmuth und Freude zugleich. Max Schenkendorf hat das Lied aus dem Gebiete idealer Sehnsucht in das Getümmel des öffentlichen Lebens herüber geführt, und demselben dort ganz neue Bahnen eröffnet. Was früher in dieser Hinsicht geschehen war, Gleims Kriegslieder mit eingeschlossen, kann man wohl gut gemeinte Versuche nennen; sie verrathen aber, wenn sie wirklich mit Ernst ihren Gegenstand ergreifen, und nicht zur eigenen Ergötzlichkeit niedergeschriebene, poetisch seyn sollende Elaborationen sind, größtentheils entweder Unsicherheit des Dichters, oder zeigen die Spuren nicht müheloser Arbeit. Alles aber, was Schenkendorf dichtete, ist freyer Erguß eines von der Herrlichkeit des ihn umgebenden Daseyns erhobenen Gemüths: selbstständig, kraftvoll und zart zugleich, voll Innigkeit und voll Bedürfniß nach Mittheilung, strömt er die ungetrübte Flut seiner Gefühle in unbesorgter Kühnheit aus, gewiß, theilnehmende Hörer zu finden. Es ist an ihm nichts jugendlich überspanntes, nichts halb empfundenes, oder halb wahres, alles ist echt, gediegen, männlich: die Begeisterung eines von dem stürmevollen Andrange des Lebens nicht in der Zartheit seines Wesens gekränkten oder niedergedrückten, sondern zu rüstigerer liebevoller Thätigkeit emporgetragenen Geistes. Dichter, wie dieser war, hat Deutschland wenige gehabt, es wird daher um so mehr Pflicht seyn, sein Andenken zu ehren.

Nicht unwürdig einer so erhabenen Nachbarschaft ist der reiche Verein der in diesem Buche befindlichen, wiewohl auf den verschiedensten Bahnen wandelnden Lieder durch die ungeschmückte Einfachheit, in der sie sich gefallen, ohne darum in affectirte Simplicität sich zu verirren. Wir wollen keinen der Verfasser besonders herausheben, weil sie auch nur als Gesammtheit auf ihre Leser wirken wollten, und ihre Verschiedenheit, wenn gleich in der Inhaltsanzeige, doch nicht im Buche selbst bemerkt haben. Von Ludwig Tiek wird uns indeß erlaubt seyn, hier im Vorübergehen zu bemerken, daß er, der nach Goethe als der vorzüglichste Begründer des Liedes zu betrachten ist, dieser Sammlung nur Eines: Bei der Abreise einer Freundin, mitgegeben habe; die beyden andern Gedichte: An einen Liebenden im Frühling, und: An Stella, im Herbst 1813, sind, obwohl ganz dem Charakter des Almanachs angemessen, in italienischer Form gedichtet. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser edle Meister, dem wir durch die weitere Fortbildung des Liedes erst das Verständniß Goethes danken, über den Charakter des

Liedes, dem auch er eine eigenthümliche Form verlieh, und über den Einfluß desselben auf die Gesammtheit deutscher Dichtung seine Ansichten mittheilen wollte; denn wir sind der Meinung, daß hierüber noch nichts Befriedigendes erschienen sey. Wenn man nicht annehmen will, daß eine durch das angestrengte Studium des Schönen aus ihrer Versunkenheit emporgeraffte, dem Lichte des Tages wieder geschenkte Kunst auf der Gelehrsamkeit (welche doch nur als Handlangerin zu betrachten ist) als auf ihrer Basis fußen und beruhen, und daß eine aus dem Ganzen der Nationalexistenz gesonderte, den vorzüglichst Gebildeten ganz allein eigenthümliche Kunst wirklich bestehen könne, so muß man ihr die nationale Denk- und Gefühlsweise selbst zur Grundlage geben, die heimatliche Ansicht des Schönen, wie sie durch die ganze Nation waltet, als den innersten Geist der Dichtung betrachten, und sie auf diese Weise auf das Leben selbst begründen. Dieß wird aber unter uns nicht anders als durch sorgfältige Pflege des Liedes möglich seyn, da dasselbe die eigenthümliche Dichtungsweise des Volkes von jeher war, und noch ist. Die Nothwendigkeit einer sich im Ganzen gleichmäßig durch die gesammte Nation fortbildenden Kunst, wenn sie ihre mögliche Höhe erreichen soll, hat Herr Friedrich v. Schlegel in seinen Vorlesungen über die Literatur treffend bemerkt, wenige haben aber erwogen, wie dieses möglich sey. Es handelt sich nämlich keineswegs darum, daß der Bauer Tragödien schreibe, oder daß zunftgenossene Handwerker ein vielgliedriges Epos unter sich zu Stande bringen, und die Herren von Hofe, die dem zugesehen, und zugehört, und auch ihren Theil mit beygetragen, im Entzücken in die Hände schlagen, und meinen, es gebe nichts schöneres, und es werde nirgends etwas besseres aufkommen; sondern darum ist es zu thun, daß die Kunst in ihrer Fortbildung nicht von ihrem Grundstamme, der heimatlich poetischen Ansicht des Daseyns getrennt werde. Auf diese sind wir durch das deutsche Lied wieder zurückgeführt worden, seit Goethe, wie es scheint vorzüglich von Herders Bemühungen um Volksgesang angeregt, die einfache Schönheit deutschen Gesanges wieder in sich aufleben ließ. Er ist diesem nie und nirgends untreu geworden, und wir glauben, daß das Herrlichste in seinen Arbeiten, die einst der deutschen Literatur eine neue Gestalt geben sollten, dasjenige sey, in welchem der Geist dieser Lieder weht. Seitdem hat man tiefere Gänge gewagt, und die neue Dichtung auf die alt vaterländische mit redlichem Eifer, und gewiß nicht ohne bereits sich zeigenden glücklichen Erfolg zu gründen versucht; wenn aber dies Streben nicht in ein blos antiquarisches ausarten soll, so wird die Verwandtschaft des alten erloschen gewesenen Volksgesanges mit dem noch bestehenden stets und immer zu berücksichtigen

seyn. Die innige Verwandtschaft des Lieds mit der Romanze, und durch diese mit dem Epos, aus welchem sich wieder die Tragödie entwickelt, ist klar genug, so daß wir die Wichtigkeit des Einflusses, welche wir dem Liede auf die Gesammtmasse der Poesie beylegen, nicht zu rechtfertigen brauchen. Die Verfasser dieses Almanachs haben im Fache der Romanze mehreres, dem Geiste der Lieder, die sie geben, innig verwandtes, dem Publikum vorgelegt, und obwohl sich hierunter einige nur schwache Anklänge früher bereits tiefer bearbeiteter Sagen finden, sind doch mehrere von entschiedenem Werthe, von welchen wir hier die Gedichte: der Marschall auf dem Grabe des Kaisers Carl d.G., des Skalden Brautfahrt, die Heimat, den Frankenberger See bey Achen anführen wollen. Die Verfasser haben in diesen Romanzen und Balladen den seit Bürger durch ein Mißverständniß desselben unter uns aufgekommenen, seit einigen Jahren besonders in Oesterreich cultivirten Balladenton im Sinne der Engländer, der unter uns nur zu leicht in Bänkelsängerey ausartet, gänzlich vermieden. Wir begehren hier nicht zu läugnen, daß die englische Ballade in ihrer ursprünglichen Gestalt eine schätzenswerthe Dichtung sey; allein in der Art, wie wir sie in der Nachahmung aufgefaßt, zwingt sie uns einen niedrigeren Standpunkt der poetischen Ansicht des Lebens auf, als jener ist, den wir selbst besitzen. Schon Shakespeare eifert gegen diese Balladen, wir aber haben dazu noch weit mehr Grund. Dem Engländer sind sie eine Gattung Ersatz epischen Volksgesanges, den wir nicht bedürfen; denn frühe hat sich in deutscher Poesie das Epische vom Lyrischen gesondert, und seinen eigenen Character auf eine sehr bezeichnende Weise festgestellt. Die Romanze, wie sie uns eigenthümlich ist, hat auch in ihrer größten Ausdehnung mehr den Character des Liedes als der Erzählung, sie ist ein zarter Hauch eines mit der Welt im Frieden lebenden, von ihrer Schönheit sanft bewegten Gemüthes, oder der milde Ausbruch mehr oder weniger wehemüthig aufgeregter Gefühle, oder auch Vehikel eines leichten Scherzes, dem die Erzählung gleichsam nur zum Belege dient. Sie führt die Begebenheiten und den Wandel der Welt vor, nur um der Empfindung, welche in der Brust des Dichters waltet, Raum zu verschaffen, und thut dieß immer auf die bescheidenste Weise. Ueberdieß mehr im Reiche der Phantasie als der Wirklichkeit zu Hause, gefällt sie sich im Wunderbaren, auf alle Fälle mehr der spanischen Romanze, als der ausgearteten englischen Ballade verwandt, welche besonders in der bey uns gäng und gebe gewordenen Nachahmung mit breitem Wohlgefallen bey dem rohesten Stoffe der Begebenheit verweilt, nach Beschreibungen hascht, und im Bewußtseyn innerer Armuth donnernde Worte aufhäuft, um den Hörer durch

leeren Schall zu betäuben. Anders ist die dänische Ballade, wenn man einer Dichtung diesen Namen geben darf, welche durchgehends einen rein epischen Character behauptet, und nur in Ueberfülle der Kraft lyrischen Schwung der Empfindung in sich aufnahm, ohne hierdurch aus dem Gleichgewichte ihres großartigen Ganges zu kommen. Diese dänische Ballade, unserer alt herkömmlichen Erzählung verwandt, wurde mit Glück unter uns einheimisch; und es ist nicht leicht möglich, ohne dichterischen Geist sich in derselben zu üben. Versuche, welche deutsche Dichter mit der spanischen Romanze gewagt, sind, obwohl man meistens zu sehr an den Aeußerlichkeiten der Form hangen blieb, ohne Schaden für vaterländische Dichtungsweise, ja wegen mancher verwandter Eigenheiten beyder Völker zur wahren Beförderung des poetischen Sinnes unter uns zu Stande gekommen. Nicht so idealisirt wie die spanische Dichtkunst, vielmehr des festen Bodens der Wahrheit eigentlich bedürfend, hat deutsche Poesie doch von jeher das Ideale in der Wirklichkeit des Daseyns, in den Vorgängen oder Ereignissen des Lebens nachzuweisen gesucht, und deutsche Dichter haben daher, seit Wiedererwachen des Sinnes für romantische Poesie, in spanischer Dichtung die eigenste Natur des heimatlichen Schönen zu erblicken geglaubt. Wohlthätig war der Einfluß, den wir der spanischen Dichtungsweise auf die unsere gestattet, insbesondere auch in der Hinsicht, weil sie gleichsam unsern Geist entfesseln, und den an dem materialen Seyn zu sehr gebundenen Sinn von einer lange unwürdig, zuletzt mit Unwillen geduldeten Knechtschaft befreyen half. Wir haben aber die Eigenthümlichkeit dieser Poesie, wie so manches, von dem wir fühlten, daß es uns mangle, eben nur aus der Ursache, weil wir uns gerne auf jede Weise ergänzen wollten, überschätzt, und einige Zeit hindurch uns ganz und gar in spanische Dichtungsform fügen wollen, da die Natur selbst uns doch eine ganz andere gegeben, und unserem Streben andere Bahnen angewiesen hat. Die spanische Poesie ist größtentheils lyrischer Natur, und ruht auf ihrer Romanze, als der eigensten Grundlage ihres ganzen Baues. Sie ist im höchsten Grade schöpferisch, in so fern sie alles der Phantasie, und dem Reiche der Ideen, dessen sich diese rücksichtslos und ohne strengere Beziehung auf die Welt und ihre Ereignisse bemächtigte, verdankt. Sie unterwirft sich jeden gegebenen Stoff mit herrischem Eigenwillen, und hat sich selbst in der dramatischen Dichtung, welche so durchaus der Welt und der Wahrheit des Lebens zu gehören scheint, ein eignes kunstreich gestaltetes Reich gebildet, welches man wohl mit Entzücken durchwandern, niemals aber wird hoffen dürfen, es mit Glück der ihm nicht zusagenden Welt unserer eigenen Dichtung aufzuzwingen. Die innerste Seele dieser Dramen ist eigentlich, durch

Vermittlung der Romanze, aus der sie sich bildeten, das Lied; aber freylich ein Lied von umfassenderem Character, als die einheimische Kunstgeschichte dem Deutschen vorweiset. Höchste lyrische Pracht, Ueberschwung der Phantasie, tief aufgeregte Leidenschaftlichkeit steigern die Charactere der darin vorgeführten Personen auf eine für die große Masse unsers, keineswegs überhaupt an Poesie, doch wohl an dieser fremden, armen Publikums viel zu luftige Höhe, zu welcher kein Weg empor führt. Die zu übermächtige Herrschaft des Lyrischen in diesen Schauspielen zieht überdieß, wie alles Uebermaß Gegenwirkung aufregt, öfters eine plötzliche Reaction der andern poetischen Elemente herbey, aus welchen das Schauspiel geformt ist; und wir staunen dann oft über so manche einherstürmende Flut epischer Darstellung, die eigentlich nur das innere Gleichgewicht herstellt, dem, in den tiefern Character des spanischen Drama nicht Eingeweihten aber, nur als störende Außerwesentlichkeit auffällt. Der Deutsche, wie ihm darüber schon seine früheste Poesie und auch sein Volkslied Belehrung gibt, ist bestimmt im Gleichgewichte der Kräfte mit einer gewissen gesicherten Ruhe der Darstellung im Gebiete der Kunst vorwärts zu schreiten, und wenn er in diesem Gebiete irgend einen Streit, irgend einen Zwiespalt zu vermitteln hat, so ist es jener der Idee mit der Wirklichkeit; und er wird dies nur auf eine seiner eigenen Natur zusagende Weise, und nicht in fremder Leidenschaftlichkeit zu Stande bringen.

Wir stellen dieses keineswegs so hin, um gegen die mit spanischen Schauspielen auf unsern Theatern gemachten Versuche etwas in Anregung zu bringen; im Gegentheile glauben wir, daß bey einer gehörigen Behandlung solcher Werke diese von der Bühne herab, durch ihre drastische Kraft, wenn auch nicht als Musterbilder, doch sehr vortheilhaft auf Künstler und Publikum wirken müssen; nur möchten wir gerne darauf mit andern Männern, die hierüber besser als wir geschrieben, aufmerksam machen: daß wir die Vollendung unserer Kunst, und deren möglichst gesteigerte Ausbildung nirgends als in uns selbst zu suchen haben, und daß wir fremde Trefflichkeit wohl mit aller ihr gebührenden Achtung betrachten, ihr aber in Hinsicht unserer eigenen Kunstausbildung nur den Einen Einfluß gestatten dürfen, den alles, was herrlich und in seiner Art vollendet ist, durch Erhebung des Gemüthes zu verwandter Thätigkeit, durch tieferes Eindringen in die Natur und Wesenheit auch seiner selbst hervorbringt. Ueberhaupt muß jedes Volk, wie es seine eigenen Wege in Ausbildung der ihm gewordenen Eigenthümlichkeit geht, auch zur Ausbildung seiner Kunst die ihm allein gegebenen Bahnen wandeln. Daß unter uns das Lied einen so sichtbar entschiedenen Einfluß auf das Ganze der Dich-

tung gewinnen könne, wie wir dies an der spanischen Poesie bemerken, ist schon darum jetzt nicht mehr möglich, weil durch mancherley Ereignisse bey uns eine Sonderung der Kunstpoesie von der Volksdichtung eingetreten ist, welche zwar jetzt dadurch wieder aufgehoben wird, daß erstere die letztere in sich aufnimmt, aber dennoch auch in dieser Wiederaufnahme dem Volksgesange jene Herrschaft nicht gestatten kann, welche er bey solchen Völkern ausübte, die in ungetrennter Stufenfolge der Bildung ihre Dichtung aus der ersten einfachen Volksdichtung bis zur kunstgemäßen Vollendung fortführten. Ein so einfach natürlicher Gang ist, wie gesagt, unserer Bildung nicht geworden. Vielmehr ist sie eine, beynahe unabhängig vom Volksgesange bis zu einer bedeutenden Stufe durch die Kraft der Wissenschaft emporgeführte, sehr kunstreiche Bildung. Wir sind überdieß über die Zeit hinaus gerückt, wo das Gemüth in jenen einfachen Ergießungen des Gefühls, wie sie unserm Liede eigen sind, in jener leichten Beschwichtigung des Schmerzes, wie dieses ihn beysteuert, volle Befriedigung finden kann. Gewohnt die Welt in ihren schneidendsten Gegensätzen zu betrachten, und sie mit all ihrem Unheile, gegen das wir in den Kampf treten, ernst zu erwägen, neigen wir uns vielmehr seit dem Wiedererwachen unseres poetischen Sinnes zu einer dem gemäßen, auf die Darstellung dieses Zwistes des Daseyns selbst begründeten dramatischen Dichtung. Daß wir uns aber darum jener jugendlichen Dichtungsart, dem in Unschuld der Gefühle blühenden Liede, nicht entwachsen zu seyn glauben dürfen, ist außer anderem oben bemerkten, schon daraus klar, weil uns aus diesem Liede unsere ursprüngliche von fremden Einwirkungen noch ungetrübte Eigenthümlichkeit entgegen leuchtet, welche uns deutlicher und besser als manches gelehrte Wort belehren kann, was wir eigentlich sind, und wohin wir streben.

Diesem Liede, welches, wie wir bemerkten, durch Max von Schenkendorf, und jene, die seit Kurzem im gleichen Sinne gedichtet, bereits eine wesentliche Ausdehnung seines geistigen Umfanges erfahren hat, scheinen überhaupt noch manche Veränderungen unter uns durch Steigerung seiner intensiven Kraft vorbehalten zu seyn; da wir eine lyrische Dichtung in dem ausgedehnten Sinne des Wortes, in welchem die dem Deutschen eigene reichhaltige Stärke der Gefühle, und der zu Zeiten kühne Aufschwung der Phantasie, sie unter uns möglich machen, bis jetzt nur entweder in den unter uns eingeführten italienischen Formen, oder in der sich etwas der englischen Lyrik nähernden Art, welche Bürger gestiftet, und Schiller weiter ausgebildet, erhalten haben. Letztere leidet, wie uns dünkt, bey aller Meisterschaft, welche beyden erwähnten Dichtern auch in diesem Zweige ihres Strebens

eigen war, etwas zu sehr an Breite der Darstellung, und einer über ihr eigenes Selbst mit zu eigenwilliger Beschränkung brütenden Reflexion, welche den freyen Hinausblick in die heitere Beweglichkeit des Lebens wehrt. Es ist aber eine aus unserem vaterländischen Liede, in einem anderen Sinne als dies zu Zeiten Matthisson und Kosegarten mit Glück bewerkstelligten, hervorgehende Lyrik möglich, und zwar jetzt um so mehr, da wir dasselbe unter uns so vielfältig fortzubilden begonnen haben. Goethe hat auch hierin glänzende Muster aufgestellt: die Seefahrt, der Gesang der Geister über den Wassern, Mohammed, und mehrere andere lyrische Dichtungen, die man durch einen schwer zu begreifenden Mißgriff für antik ausgegeben, sind ihrer innersten Natur nach aus dem vaterländischen Liede hervorgegangen, doch über dasselbe durch erhabenen Schwung, Kühnheit und Stärke der Dichtung, so wie durch den freyeren Blick in die Welt und ihre Verhältnisse, weit vorragende lyrische Dichtungen. Sie sind nicht in irgend einem fremden Sinne, sondern ganz im einheimischen vollendet, und bilden mit jenen Poesieen, welche spätere wahrhaft deutsche Dichter, die italienisch-lyrischen Formen nicht nachahmend, sondern sie dem Genius der Sprache wahrhaft aneignend, mit höchstem Wohllaut der Rede schufen, einen schönen belehrenden Gegensatz. So wenig man bis jetzt im Allgemeinen die große Anlage in diesen erwähnten Goethischen Dichtungen erwogen hat, eben so unbedacht hat man gegen die lyrischen Kunstformen der Italiener geeifert, als läge der Ruin deutscher Eigenthümlichkeit in denselben offenkundig vor den Augen der Welt. Man hat nichts als die Künstlichkeit darin erblicken wollen, welche doch für denjenigen, der in denselben arbeitet, nicht existirt, weil sie ihm keine eigentliche Schwierigkeit entgegen stellt. Wenn man diese auf die allgemeinsten Grundsätze der Harmonie begründeten Versmaße verwerfen wollte, weil sie fremd sind, so müßte man allen Verkehr der Völker und den Austausch wechselseitiger Geistesgüter überhaupt aufheben wollen, und Nationalität nur dann für vollkommen und in sich abgeschlossen betrachten, wenn sie wirklich im Sinne des Wortes gegen alles Auswärtige verschlossen, und durch eine chinesische Mauer geschützt wäre. Doch belehrt uns der Gang der Kunstgeschichte: daß jede poetische Erscheinung ihren Einfluß auch an der Fremde bewährt. Sie zeigt uns zwar, daß Nachahmung fremder Eigenthümlichkeit die Auflösung der eigenen einheimischen mit sich führe, belehrt uns aber zugleich, daß jedes Volk, wenn ihm die Kraft der Kunst noch inwohnt, fähig sey, fremde Schönheit bey sich einzubürgern, und in selbstständiger Thatigkeit zu seiner eigenen umzuschaffen. Wenn wir gleich bey Einführung dieser Versarten des Guten etwas zu viel thaten, so haben wir

doch bald aufgehört, Nachahmer zu seyn, und gebrauchen sie, wie auch einst die Spanier gethan, ohne Schaden der einheimischen Kunst, ja vielmehr mit dem Geiste dieser letzteren, und zu ihrer wirklichen Beförderung. Derselbe Widerwille hat sich einst gegen die Einführung der uns zwar um vieles fremderen antiken Versmaße thätig gezeigt: jetzt aber ist der Gewinn, der aus den rühmlichen Arbeiten jener um das Alterthum unter uns verdienten Männer, die selbe unter uns einbürgerten, hervorgegangen, wohl jedem klar geworden; da wir den Homer und Hesiod und so vieles der höchsten Verehrung werthes in der Kunstform der Ursprache besitzen, und damit unserer Sprache eine früher bereits größtentheils eingebüßte Kraft und Gewandtheit wieder geschenkt sehen; da wir ferner an dem elegischen Versmaße sowohl für die Elegie als insbesondere für das Epigramm die passendste Art des Ausdrucks gefunden, und durch diese in unserem eigenen Schooße genährten Dichtungen einer uns fremderen doch herrlichen Vorwelt das kräftigste Gegengewicht gegen Beschränktheit und das zu ausschließliche Beruhen unserer Eigenthümlichkeit auf ihren eignen Vorzügen gefunden haben. All diese Versuche und Arbeiten haben übrigens, wie die Geschichte des Tages lehrt, weit entfernt den Deutschen vom wahren Wege zu entfernen, ihm vielmehr zur gründlichern Erkenntniß dessen, was ihm letztes Ziel seiner Bestrebungen seyn soll, verholfen, und die einheimische Kunst mit neuer Thätigkeit belebt.

An dramatischen Arbeiten hat dieser Almanach drey aufzuweisen. Das von dem Herausgeber gelieferte kleine Lustspiel, der Sylvester-Abend, steht hinter den lyrischen Beyträgen desselben Verfassers weit zurück, und enthält nichts als eine sehr unbedeutende Spuckgeschichte in Alexandrinern. Ein Hofrath, an Jahren schon ziemlich vorgerückt, wirbt um die Hand eines Mädchens, deren Geliebter, ein eben aus dem Felde zurückkehrender junger Krieger, ihn anfangs, als Zigeunerin verkleidet, von seinen Absichten durch Unglück weissagende Deutungen aus der flachen Hand zurück zu schrecken sucht; da aber dies nichts wirkt, den alten Herrn, als er dem Mädchen den Heirathsantrag macht, plötzlich in einer zweyten Verkleidung als Geist erschreckt, und ihn so für immer aus dem Hause treibt. Wenn nichts mehr als derley Erfindungen zum Lustspiele erfordert würden, wäre es freylich eine leichte Sache Lustspiele zu schreiben, aber eine desto schwerere, dabey ohne Ueberdruß und Langeweile Zuseher zu seyn. Indeß verführt der durch die Mitschuldigen unter uns wieder im Lustspiele zu Ehren gekommene Alexandriner sehr leicht den Dichter mit einer unbedeutenden Erfindung sich zu begnügen, und durch die so zu sagen zerhackte Rede dieses Verses angeleitet, alles Ge-

wicht auf die Gegensätze der Empfindung oder des Witzes der Sprache zu legen. Daß diese Versart, welche bey ausgeführteren Arbeiten lästig und hemmend ist, in skizzirten Intriguenstücken durch die Leichtigkeit, welche sie in Gegenreden gewährt, von Wirkung sey, haben außer Goethes Mitschuldigen noch manche Stücke dieser Art bewiesen, darum aber noch keineswegs für dessen Annehmbarkeit entschieden, da die Vorzüge, welche ihr beygelegt werden können, in den Trochäen des spanischen Schauspiels sich in noch viel höherm Grade ohne die Gefahr so unbeholfner Breite vereinigt finden, in welche der Alexandriner schon bey geringer Ausführlichkeit hineinzieht.

Der Raub der Proserpina, eine Frühlingsfeyer, von W. v. Schütz, ist wohl in vieler Hinsicht eine interessante Erscheinung; doch leidet dieses, wie man sieht, mit großem Fleiße ausgearbeitete dramatische Werk an denselben Gebrechen, welche man den früheren Arbeiten desselben Dichters mit Recht nachgewiesen. So vieles findet sich in diesem, durch Tiefe des Gefühls wie durch Gründlichkeit und durch männliche Glut der Phantasie ausgezeichneten Schriftsteller vereinigt, was einen wahren Dichter bildet, daß man seiner immer nur mit Achtung wird denken können, auch wenn man ihn an einen höheren Maßstab stellt, und dasjenige was er ist, mit dem vergleicht, was er billig seyn könnte. Immer haben Hr. v. Schützens Dichtungen den Zwang verrathen, welchen ihm die Form, in der er sie geben will, auferlegt, und er erscheint vielleicht in keiner seiner Arbeiten ganz frey, und seiner reichen Kräfte mächtig. Die Idee selbst, welche er durch seine Dichtungen verkündigt, erscheint nicht als eine nothwendig im Gemüthe des Dichters erwachte, sondern willkürlich gewählte, die zwar allerdings den Mittelpunkt des Ganzen bildet, doch immer nur einen solchen, um welchen sich das dargestellte Leben nach der vom Dichter geübten Willkür bewegt, nicht aber in freyem Wachsthume aus demselben hervorgeht. Zeuge einer seltenen Kunsteinsicht und strengen Handhabung selbstgewählter Regel, raubt der damit unvermeidlich sich selbst aufgelegte Zwang dem Dichter jene freye Beweglichkeit, welche ein naturgemäßes Wirken allein mit sich bringt, und reiht seine Werke vielmehr in die Zahl gelehrter Arbeiten, als eigentlicher lebensvoller Kunstproducte. Das gegenwärtige Schauspiel, der Raub der Proserpina, entwickelt auf eine sinnvolle Art die bekannte Mythe; es gibt sich als eine Frühlingsfeyer, weil Proserpina, die von Pluto geraubte jugendliche Tochter der Ceres, hier Repräsentantin der sich ewig erneuernden Jugendkraft der Natur, jährlich mit dem wiederkehrenden Frühling die Unterwelt, welche sie an sich riß, verläßt, um den Tag und ihre Mutter wieder zu begrüßen. Das Ganze

ist in drey Akte abgetheilt. Der erste eröffnet sich im Thale Enna, wo der Flußgott Akis, aus dem in Nebel gehüllten Bette emporsteigend, die Schönheit des frischen Morgens begrüßt, und die Mädchen und Nymphen auffordert, in seinem Gewässer zu baden. Agriope, Kalais und Eurita, Gespielinnen Proserpinens, kommen mit verschlungenen Armen herbey, und verlieren sich, wie vorher der Flußgott, in den Gebüschen, um sich zu baden. Es tritt auf kurze Zeit aus einer Grotte Tellus hervor, mit Sehnsucht den Sonnengott auffordernd, den Glanz seiner Strahlen über sie zu verbreiten; dieser erscheint in seinem Sonnenwagen, die jungfräuliche Gattin begrüßend, und verliert sich wieder, worauf man die Ausrufungen der Freude der badenden Jungfrauen vernimmt. Es wandelt Zephyr, Flora und Pomona über die Scene; jedes ihre holden Gaben der Erde schenkend; die Jungfrauen, aus dem Bade zurückkehrend, verlieren sich in die Gebüsche, um sich dem Schlummer zu überlassen. Dies alles ist Eingangsscene, allegorisch in jedem Sinne, und mit Recht, da das Ganze des Werkes rein allegorisch ist. Sie stellt den Leser sogleich in den wahren Standpunkt, aus welchem er das Schauspiel zu betrachten hat, und gibt ein heiteres Gemälde eines von der milden Fürsorge der Götter bewachten schuldlosen Naturlebens. Ceres, an ihrer Seite Proserpina, auf einem von Elephanten gezogenen Wagen, sonst von dem gewöhnlichen Gefolge umgeben, erscheinen nunmehr unter Gesängen des sie begleitenden Chors; Ceres läßt ihre Tochter in dem reizenden Thale zurück, während sie selbst, den Segen über die Erde zu verbreiten, ihren Zug weiter fortsetzt. Proserpina überläßt sich den Ausbrüchen einer heitern Lebenslust, sie ruft ihren Gespielen, sie betrachtet die reizende Umgebung. Die Schilderung derselben, so wie ihres eigenen Gefühls beym Anblicke so vieler Schönheit, halten wir für eine der gelungensten, welche deutsche Dichtung aufzuweisen hat:

Wie herrlich in den frischen Lüften säuselt
Des heil'gen Haines golddurchwirktes Grün.
Den Zweigen, hell von Morgenglanz umsponnen,
Entsteigt der Nachtigallen Chorgesang.
Die Reb' umblüht den Busen jenes Hügels,
Die Wassertulpe steiget roth hervor
Am Silberspiegel sonnentrunkner Quellen.
Die Wasserjungfrau in dem schlanken Schilfe
Schwirrt wie ein blauer Strahlenpfeil.
Die Hindin schwingt das zweygekrönte Haupt,
Daß ihr Geweih hoch in den Blättern steht.
Das Füllen stampft den Estrich grüner Wiesen,
Vor Lust sich selber fliehend und verfolgend,
Und aus dem Himmel fallen Taubenschwärme

Wie weiße Blumen bald in die Gebüsche,
Hier auf die Flur, dort an den Silbersee.
Wohin ich sehe, weht und glänzt der Fittig
Der Freude, welcher alle Welt beflügelt.
Ich möcht' ihn mir an meine Schultern heften,
Und durch die Luft der Lebenswonnen segeln,
In welche jetzt nur meine Augen dringen,
Dort alles was sie lieben zu umschlingen.

Als sie nun hierauf entschlummert, naht Venus, ihr im Traum das holde Bild eines Jünglings zu zeigen, um sie die Liebe zu lehren. Eurita, Kalais, Agriope kommen zurück, die Erwachende vertraut ihnen, mit dem, was ihr geträumt, die neu in ihr aufkeimenden Gefühle; diese zerstreuen sich, Blumen für ihre junge Freundin zu suchen, als plötzlich Pluto mit seinem düstern Gefolge erscheint, die Mädchen an die Bäume fesseln läßt, Proserpina selbst aber, ihres Sträubens ungeachtet, mit sich hinweg führt. Der zweyte Aufzug spielt in der Unterwelt, und endigt mit dem bekanntlich für das Verweilen Proserpinens in der Unterwelt entscheidenden Genuß der Granate. Sehr glücklich ist der Gegensatz von Pluto's und Prosenpina's Natur durchgeführt, und wie alle Herrlichkeit seines Reiches, die dieser ihr zu zeigen bemüht ist, sie nur noch tiefer in ihrem Innersten verwundet, da die Machtfülle des Beherrschers des Orkus nur aus der Qual der unter seiner Geißel ächzenden Verbrecher sichtbar werden kann. Der dritte Aufzug beginnt mit der Rückkehr der Göttin Ceres in das Thal Enna. Die gefesselten Mädchen erzählen ihr den Raub ihres Kindes. Die Göttin entfernt sich in Verzweiflung, sie kehrt mit entflammten Fackeln zurück; und sowohl aus ihrem Munde, der mit Klagegestöhn die Tochter ruft, und der Erde fluchet, als aus den Aeußerungen des Chors vernimmt man, daß sie die vormals durch ihre Gaben beglückten Gefilde zur Einöde umgeschaffen habe. Da öffnet sich der Tartarus, und man erblickt in seinen Tiefen den düstern König mit seiner jungen Gattin. Er gewährt ihr, zur Mutter hinaus zu schreiten, doch ist ihnen die Freude des Wiedersehens durch die Unvermeidlichkeit der bald wiederkehrenden Trennung getrübt, bis Jupiter der Gattin den Trost gibt, daß ihr Kind sie alljährig wieder so wie jetzt begrüßen solle. Proserpina wandelt in die finstern Klüfte zurück; der Chor tröstet die gebeugte Mutter.

Eine trockene Inhaltsanzeige ist freylich nicht geeignet von einem poetischen Werke einen hinreichenden Begriff zu geben: doch gibt sie wenigstens von der Anlage des Ganzen und von dem Gange der Handlung eines Schauspieles Rechenschaft. Nach der hier gegebenen Anzeige des Inhaltes glauben wir doch mehr als es uns sonst hätte erlaubt seyn können, über die Natur dieser Dichtung

äußern zu dürfen. In gewisser Hinsicht ist alle Poesie, wie öfter behauptet worden, Allegorie, und auch Mystik; allein es frägt sich dennoch, ob Allegorie in dem Sinne, in dem man sie überhaupt zu nehmen pflegt, in dramatischen Dichtungen erlaubt seyn könne? Da so viele Künstler aller Völker sich dieselbe erlaubt haben, wagen wir nicht uns dagegen zu erklären, obgleich nicht nur die mit der Allegorie eintretende Kälte des Gefühls, sondern auch eine ernstere Erwägung derselben, gegen ihren Gebrauch im Schauspiele zu sprechen scheinen. Die innerste Wesenheit dramatischer Dichtung bringt es mit sich, daß sie durch die Persönlichkeit der dargestellten Figuren wirken will, daß sie eigentlich ein Leben darstellen, und selbst gerne vergessen machen möchte, daß dies Leben nur ein nachgebildetes sey. Sie kann daher die Personen der dargestellten Handlung nicht selbst der Persönlichkeit entäußern, und den Hörer oder Zuschauer zum Bewußtseyn gelangen lassen wollen daß sie nur Begriffe, in Scheingestalten gehüllt, auf die Bühne hinstelle; welches die Allegorie schlechterdings bemerken lassen muß, weil sie, wenn sie nicht die Absicht ihrer Darstellungen durchschimmern ließe, aufhören würde, Allegorie zu seyn. Dennoch aber, wie gesagt, hat man die dramatische Form von jeher zur Allegorie verwendet; unter uns Deutschen that dies vorzüglich in den letzteren Jahren seiner Dichterlaufbahn, wo die Denkkraft ein entschiednes Uebergewicht über die Macht des Gefühls und der Phantasie erhielt, Goethe in mannigfaltigen Versuchen. Nie aber ist dieser Meister, wenn er sich einmal der Allegorie im Drama bemächtigte, aus ihrer Begrenzung wieder herausgetreten, um etwa den gebrauchten Personen für einige Scenen historisch dramatisches Leben zu geben, noch hat er je die Charactere seiner Trauerspiele durch willkürlich ihnen angeheftete allegorische Bedeutung aus ihrem erhabenen Leben heraus gezogen, um sie in wesenlose Schattenbilder zu verwandeln, wovon die deutsche Kunstgeschichte traurige Beyspiele liefert. Der Dichter der Proserpina hat seinen Stoff von beyden Extremen gleich entfernt zu halten gewußt. Sein Werk, welches schon seiner Natur nach nicht anders als mythisch seyn konnte, ist zugleich Allegorie, aber, ohne aus seinem Character zu fallen, auf die bescheidenste Weise. Den handelnden Personen ist so viel Leben gelassen, als sie bedürfen, um auch das Herz des Lesers anzusprechen; und das Ganze würde vielleicht einen der Allegorie an sich nie möglichen Eindruck hervorbringen, wenn der Verfasser in der Form der Versarten nicht größtentheils seine ihm bisher eigene Weise verlassen hätte, um sich an jene der Goethischen allegorischen Schauspiele anzuschließen. Da diese allegorischen Schauspiele mit der größten Consequenz in ihrer Begrenzung gehalten sind, daher alles dargestellte

Leben nur der beabsichtigten Deutung wegen vorhanden ist, auf das Ganze daher der Zwang der Willkür in vorzüglichem Grade niederdruckt, und die jedes eigenthümlichen Seyns entäußerten dramatischen Personen nur das sprechen dürfen, was die vom Dichter beliebte feindliche Gewalt der Allegorie sie zu reden heißt, so ist es natürlich, daß dadurch im Gemüthe des Dichters ein Gefühl schrankenlosen Eigenwillens erwachen muß, welcher sich auch im Verse äußert. Eine ahnliche despotische Willkür sind die Dichter der Operntexte gezwungen sich zu erlauben, indem sie die Handlung nicht nach ihrem inneren Bedürfnisse, sondern nach einem äußern ihr auferlegten, dem der Musik, für die sie bestimmt, sich entwickeln lassen mussen. Der Dialog, der wiederholt im lyrischen Ueberschwung der Gefühle, nicht nach innerer Nothwendigkeit, sondern nach jener der Musik, welche die Herrin ist, sich verliert, kann auch in diesen Ausbrüchen der ihrer Natur nach ungebundensten Seelenzustände nicht sich selbst getreu bleiben, sondern muß nach den technischen Bedürfnissen der auf ihn harrenden Musik sich biegen und beugen. Ein dunkles Gefühl dieser durch die Willkürlichkeit der Arbeit entfernten Verwandtschaft des Allegorischen und musikalischen Dramas hat vielleicht Goethe'n bestimmt, in die von der Lyrik in anderer Hinsicht so sehr entfernte dramatische Allegorie die Versmaße seiner in frühern Jahren verfaßten Operntexte aufzunehmen, und dadurch das fremdartige der Erscheinung auf den möglichst höchsten Grad empor zu schrauben. Wir glauben nicht, daß so leicht jemand, dem eigener Sinn ward, ihm hierin nachahmen wird. Herr von Schütz, der sich gerne in jeder Dichtung die Schwierigkeiten anhäuft, und kaum ruhig zu arbeiten scheint, als wenn er deren viele zu überwinden findet, hat aber, wie gesagt, in seiner Proserpina um so mehr zweckwidrig das System Goethes befolgt, da sein Werk auf eine die Theilnahme des Herzens viel mehr ansprechende Weise sowohl angelegt, als auch im Ganzen durchgeführt ist. Denn wie soll es den nach Einheit des Gefühls mit Recht verlangenden Leser nicht befremden, oder vielmehr nicht außer Fassung bringen, wenn z. B. Pluto zu Ende des ersten Aufzugs, der, seinem Character angemessen, in möglichst schweren fünffüßigen Jamben bey seinem Auftreten folgender Maßen sich vernehmen läßt:

Ihr dunkeln Wolken, mit herauf gezogen
Aus meinem unterird'schen Königreiche,
Wo euer schwarzer Flügel nächtlich schattet,
Ich werd' euch jetzt von meiner Wimper schütteln,
Denn heut nach Ceres Tochter späht mein Blick,
Die ich schon oft in diesem Thal gesucht.
Dort seh' ich sie, denn ihre Schönheit macht
Sie leicht mir unter andern Jungfraun kenntlich.

plötzlich aus übermäßiger Gefälligkeit gegen die erwählte Geliebte so leichtfüßig wird, daß er ohne Uebergangsvorbereitung in folgende Verse ausartet:

Dich Tochter der Ceres
Dich bitt' ich, gewähr' es,
Und lasse dich heben
Auf meinen Thron.

worauf diese, vermuthlich aus Entsetzen, in derselben Versart einfällt, so daß sie ein vollständiges fortgesetztes Duett mit Begleitung des Chors aufführen?

Dieß ist zwar eine der auffallendsten Stellen, aber der Grundzug dieses Irrthums der Behandlung des Verses geht durch das ganze Stück, und schadet auch der übrigens mit seltner dichterischer Besonnenheit und wahrer Innigkeit des Gefühls durchgeführten Darstellung der Unterwelt. Die Ankunft der Ceres im dritten Aufzuge ist beynahe ein förmliches Quartett, zu welchem, nach einem Zwischensatze mehrerer Terzinen, noch der Chor als Vollendung hinzutritt. Dabey hat dies Streben nach Abwechslung des Verses oft die Folge disharmonischer Klänge, welche durch die Eile, in der sie, wie die gesprengte Feder einer Uhr, ablaufen, kaum den Leser zu Odem kommen lassen. So jener Ausruf der Ceres:

Fackeln glühet! Fackeln sprühet!
Daß ich finde
Meine Tochter,
Dich mein Kind.
Schatten fort, theilt euch mir,
Auf daß wieder
Blüh'n ich sehe
Dich mein Kind.
Gib sie mir, Erdenschooß!
Sprossenlos
Wird dein Loos,
Wenn die Mutter nicht gewinnt
Wieder das geliebte Kind.

Das Mangelhafteste in der Ausführung, wie die Scene des Orkus das Vollendetste, dünkt uns die Darstellung der Verzweiflung der Ceres, da sie den Verlust ihrer Tochter erfährt, und das sich an diese Darstellung knüpfende Suchen ihres Kindes; doch fällt, was das Letztere betrifft, hier die Schuld nicht sowohl dem Dichter, als dem beschränkten Raume der Dichtung anheim. Es scheint aber, daß hier die Idee einer nur allegorisch mythischen nicht im tieferen Sinne dramatischen Arbeit den Dichter leichter über eine so wichtige Aufgabe, wie die der in Verzweiflung suchenden Ceres, die ein Trauerspiel ganz allein füllen könnte, hinweg schreiten ließ. Diese Scene ist in der Hinsicht vorzüglich

opernmäßig, daß sie sich mit der Andeutung der Begebenheit begnügt, und die Ausführung irgend einer andern Macht als jener der dramatischen Dichtung zu überlassen scheint. Es kann nämlich dem Bedürfnisse dieses Stoffs nicht genügen, daß Ceres, nachdem sie den Raub ihrer Tochter vernommen, den Wagen verläßt, um hinter die Scene zu eilen, und mit brennenden Fackeln zurück zu kehren, welche schwingend, sie einigemale über die Bühne schreitet, um damit ihre bekannte wehvolle Reise um den Erdball anzudeuten. Gewiß hat die Allegorie sich nur darum des Drama bemachtigt, weil, da es ihr selbst an tieferem Leben gebricht, sie gern aus dem reichen Schatze des letztern schopfen möchte, um mit einiger Kraft aufrecht stehen, und schreiten zu können. Wir glauben aber, daß sie gerade aus dem Grunde, der sie dramatische Form wahlen heißt, sich hüten solle, zu weit vorzugreifen, und mehr aus diesem reichen Schatze zu schöpsen, als ihre geringe Kraft zu tragen im Stande ist. Sie wird sich mit einer möglichst kurzen Ausdehnung begnügen müssen, wie wir dies in dem vortrefflichen allegorischen Schauspiele: Was wir bringen, welches im schonsten Ebenmaße einherwandelt, vorfinden. Sie wird sich zugleich vor allem, was den Schein dramatischen Lebens, den sie sucht, wieder aufheben könnte, daher auch vor den Formen der Oper, welche größtentheils leere Gefäße sind, die auf die Ausfüllung der Musik warten, hüten müssen.

Wir wollen darum der Oper nicht ihre Verdienste abstreiten. Erstens belehrt jeden das eigene Gefühl, wenn er das Glück genießt, der Aufführung eines vollendeten musikalischen Schauspiels beyzuwohnen, daß er nichts vermißt, und daß im Gegentheile seine Empfindung und die ihr verschwisterte Phantasie auf eine heitere Höhe durchgängiger innerer Uebereinstimmung gesteigert worden, die er auf eine andere Weise nicht erreichen kann. Er wird vielleicht die Quelle dieses seligen Gefühls sogar nicht allein dem Musiker, der die Welt der Harmonien schuf, die ihn begeistert, zuschreiben wollen, sondern auch dem Dichter sein Recht lassen, der die innerste Seele des Kunstwerks gebildet, dessen zauberische Gewalt wir an uns erfahren. Die Idee der Oper selbst widerstreitet auch keineswegs, wie einige darthun zu können glaubten, geläuterten Kunstbegriffen; vielmehr ist sie, in ihrer Vollendung nämlich, bestrebt, das Leben zum reinsten Wohllaute des Gefühls zu steigern, und das Schöne des Daseyns auf eine, dieser Kunstgattung zwar allein eigenthümliche, doch in der tiefsten Wesenheit der menschlichen Natur begründete Weise uns ans Herz zu legen. Vollständige Befriedigung des Gemüthes, die heitere Ausgleichung unserer Empfindung mit den Anforderungen des uns umgebenden Daseyns, hat sich, bey der Natur nach näher stehen-

den Menschen, stets und immer durch Gesang geoffenbart. Das Reich der Töne, durch die ganze Natur, die belebte wie die leblose, mächtig waltend, hat von jeher einen Einfluß ganz eigener Art auf das menschliche Herz ausgeübt. Wie Boten einer andern Welt haben seine Klänge das Gemüth von der gemeinen Gewöhnlichkeit des Daseyns zu höhern Ahnungen, beseligenden Gefühlen, zu einem erwünschten Vergessen oder zur milden Auflösung alles Leides der Erde hinüber geleitet, und die Freude beflügelt. So machtvoll und wohlthätig zugleich, hat die innere geheime Regel der Uebereinstimmung dieses allverbreiteten Reiches der Töne nicht lange dem Menschen Geheimniß bleiben dürfen, und er hat den kunstlosen Gesang der Kindheit seines Geschlechts gar bald mit bewußter Kraft in selbstgeschaffenes Eigenthum seines reichen Gemüthes umzuwandeln gewußt, und die Musik zur Kunst gebildet. Daß dieser auch dramatisches Leben inwohnen könne, ist nicht allein durch die That erwiesen, sondern auch daraus klar, weil, wo immer Gefühl zum Vorschein kommt, diesem auch sein Gegensatz gegeben ist; daher wechselseitiger Austausch oder Widerstreit, und endliche Ausgleichung, beydes die Seele jedes dramatischen Werkes. Wenn aber Opern (Text und Musik vereinigt) ein vortreffliches Werk seyn können, so ist es nichts desto weniger gewiß, daß in solchen Opern, wo die Musik, wie in der ernsten Oper, sich das vollständige Uebergewicht errungen, die Dichtung für sich allein, eben weil sie nur dienende Sklavin, nicht aber freye Bildnerin ist, nur höchst mangelhaft seyn könne, und kaum anders zu betrachten sey, als nur allein wie die prometheische Lehmgestalt, die erst durch das nachträglich hinzukommende belebende Feuer in ein eigentliches Daseyn tritt. Wenn daher ein Dichter aus Liebe zur Musik sich bewogen finden kann, derselben durch Fertigung eines sogenannten Operntextes zu dienen, woran er, unserer Ueberzeugung nach, sehr wohl thut, so ist es doch nie zu entschuldigen, wenn die Dichtungsweise der Oper, welche ohne hinzukommende Musik eine nichtige und leere genannt werden muß, auf selbstständige Werke der selbstständigsten aller Künste, der Poesie nämlich, angewendet wird. Das Trauerspiel der Griechen, welches öfter mit der Oper verglichen, und diese aus jenem abgeleitet werden wollte, stand zur Oper gerade im umgekehrten Verhältnisse; denn die Musik war Dienerin, die Dichtung aber durchaus frey, in selbstständiger Regsamkeit sich überall treu, und nur auf die Erreichung der ihr eigenthümlichen Zwecke bedacht. Das Schauspiel der Spanier, durch seinen lyrischen Schwung der Oper am nächsten stehend, duldet gleichwohl aus der Ursache keine Vergleichung mit derselben, weil es, wie jedes echte dichterische Werk, seine Zwecke nicht außer sich, sondern in sich selbst sucht, und mit

eigentlich kühner Entschlossenheit alles Widerstrebende in seine eng gezogene Schranke sich zu schmiegen zwingt. Es läßt sich freylich eine Oper ganz anderer Art denken, als wir sie jetzt besitzen, wo die Poesie, von den Kunstgesetzen der dramatischen Musik befreyt, letztere nur als eine traute Gesellin zu sich beriefe, mit gemeinschaftlicher Liebe schöne oder erhabene Empfindung auf ihren höchsten Gipfel der Verklärung empor zu heben; wie beyde Künste dies in so manchem Liede zum Danke der Zeitgenossen und der Nachwelt bewerkstelligen: es hat aber keinen Anschein, daß diese selbstständige Dichtung unter uns zur Vollendung reifen könnte.

Wir hielten es für schicklich, bey sich hier darbietender Gelegenheit einige unserer Ansichten über die Oper zu entwickeln, ohne deshalb zu glauben, damit auf die wesentlichere Eigenheit einer Kunstgattung vorgedrungen zu seyn, welche einer gründlichen Theorie noch ganz ermangelt. Eine vollständige Untersuchung dieses Gegenstandes müßte sich eben so sehr über die innerste Eigenheit der Poesie als der Musik verbreiten, und die verschiedene Richtung beyder Künste eben so sehr als ihre innere wesentliche Uebereinstimmung berücksichtigen. Der Verfasser der Proserpina hatte übrigens keineswegs die Absicht ein Operngedicht zu liefern, auch nicht in jenem höheren Sinne, welcher unserem Theater bis jetzt fremd geblieben. Wie er sich indeß in diesem Werke viel mehr dem gemüthvolleren spanischen allegorischen Schauspiele als der neueren reinen Verstandes-Allegorie nähert, so wäre er auch, wie uns dünkt, unter den Deutschen derjenige, welcher mit Vermeidung bloß hergebrachter, nicht auf die innere Wesenheit der Gattung begründeter Formen, ein Operngedicht im edleren Sinne des Wortes als selbstständiges Dichterwerk vollenden könnte. Das dramatische Leben mehr in der innern Bewegung der Gefühle, als in deren nach Außen durch That und Handlung wirkenden Kraft suchend, ist dieser Dichter schon seiner Anlage nach musikalisch, und würde auch nicht durch zu ungebundenen Erguß der Empfindung, der manchen Geistern seiner Art gewöhnlich ist, dem Musiker ein Hinderniß der Entwicklung seiner eignen Kunst entgegen setzen.

Der dritte dramatische Beytrag der Sängerfahrt ist ein Bruchstück eines größeren Werkes, der erste Akt eines romantischen Schauspieles: das Donauweib, welches Ludwig Tiek, nach dem bekannten Schauspiele der Leopoldstädter Bühne zu Wien, bearbeitete. Wenn es nun freylich keinem Zweifel unterliegen kann, welchem der beyden Dichter der Lorber gebühre, so müßte es doch auch bey ganz Fremden ein günstiges Vorurtheil für die Leopoldstädter Schaubühne erwecken, wenn ein an romantischer Phantasie so reicher Dichter, wie Ludwig Tiek, ein dem Character dieser

Bühne nicht bloß zusagendes, sondern aus ihrer innersten Eigenthümlichkeit hervorgegangenes Werk zum Gegenstande der Bearbeitung wählt. Es ist dies Donauweibchen auch nicht etwa das einzige Werk, welches einer solchen Bearbeitung fähig wäre; im Gegentheile bietet die Leopoldstädter Bühne deren eine so ansehnliche Menge dar, daß sie hinreichend wäre, mehrere Dichter, welche sich deren Bearbeitung widmen wollten, für ihre Lebenszeit zu beschäftigen. Dennoch aber dürfte auch der eifrigste Freund dieser Bühne nicht behaupten, daß sie auch nur ein Stück aufzuweisen habe, welches einen reinen Genuß gewährte, und nicht durch Gebrechen der mannigfaltigsten Art entstellt wäre. Der Grund liegt darin, weil diese Bühne durchaus Volksbühne, und zwar in dem Sinne des Wortes ist, welcher die große Kluft zwischen der Bildung höherer Stände und des Volks heutiger Zeit bezeichnet. Das, was sie ist, durchaus aber nur sich selbst verdankend, und schlechterdings aus der Eigenthümlichkeit des Volks selbst hervorgegangen, ist sie in seltener Art originell, und, wenn dadurch jederzeit unterhaltend, so auch für den Kenner sehr belehrend. Diejenigen, welche bey diesen Stücken sich zu ergötzen, zu Hause aber sich ihres eignen Vergnügens zu schämen, und es zu verläugnen pflegen, haben wohl nicht erwogen, daß etwas auch Unvollendetes in seiner Anlage trefflich, und in einzelnen Theilen seiner Ausführung wirklich vollkommen, und eines herzlichen Beyfalles würdig seyn könne. Da der Oesterreicher, und insbesondere der Wiener reich an einem, durch einen eigenen Character der Gutmüthigkeit erheiternden, obgleich immer sehr treffenden Witze ist, so sind insbesondere die Lustspiele dieser Bühne, weil sie ganz aus dem Volksgeiste hervorgegangen, durch das anschauliche Bild, welches sie von demselben liefern, eine immer erfreuliche, für den Fremden aber frappante Erscheinung. Die Schauspieler selbst, nicht gezwungen nach einem ihnen mehr oder weniger fern stehenden Ideale der Kunst zu streben, sondern zur einfachen Wiedererweckung der sie umgebenden Wirklichkeit angewiesen, liefern oft solche Meisterstücke der Darstellung dieser Art, daß dem Zuseher nichts zu wünschen übrig bleibt, und er sich selbst feind seyn müßte, wenn er sich nicht dem Vergnügen, das sich ihm in diesen Schauspielen ganz anspruchslos darbietet, willig hingeben wollte. Wie der Ursprung des Lustspiels jener Bühne von Hafner und seinen Zeitgenossen abzuleiten ist, so jener des ritterlich romantischen Schauspiels, das auf diesem Theater als einheimisch betrachtet werden darf, aus jenen vor beyläufig fünf und zwanzig Jahren in Aufnahme gekommenen, auf die neuern Ritterromane begründeten Geisterromanen, welche beynahe Volkslectüre geworden waren, und deren sich die Volksschaubühne bemächtigte, um sie nach ihrer Art

zu verarbeiten. Von geringerem Werthe als das dort einheimische Lustspiel, besteht die Poesie der vorzüglicheren dieser romantischen Stücke nur in dem zwar unverarbeitet, doch auch unverderbt belassenen Stoffe des Erhebenden oder Schauerlichen, welches eine kräftig kühne, nicht immer mit der Geisterwelt außer Verbindung gesetzte Ritterwelt in der Anschauung gewähren mag. Die Kraft der Erfindung des Dichters verbreitet sich in solchen Stücken größtentheils über die ihnen eingewebte, komische Nebenwelt toller oder furchtsamer Knappen, Müller, Wirthsleute und dgl., die, im Volksdialecte sprechend, ihre Eigenthümlichkeiten, Verhältnisse und Schicksale in einem immer lebhaft mit dem dargestelltem Ritterthume erhaltenen Gegensatze zur Schau tragen. Fast immer ist mit diesem romantischen Schauspiele Musik verbunden, und erhebt das Wunderbare desselben, wie das Komische, zu einem höheren Grade der Wirkung. Dieses letztere Schauspiel, noch ganz auf der Stufe der Kindheit der Kunst, und von dem gebildeteren Theile des Publikums eben darum beynahe durchgängig verachtet, hat dennoch oft Erzeugnisse geliefert, welche poetischen Sinn ihrer Urheber verrathen, und für die Zukunft jenes Theaters Hoffnungen erregen müßten, wäre dasselbe nicht als Volksschaubühne zu strenge von der Möglichkeit einer gleichmäßig steigenden Bildung geschieden.

Von jener Gattung ritterlicher Schauspiele ist das Donauweibchen, welchem die beygegebene gefällige Musik auch auf auswärtige Bühnen Bahn ebnete, ungeachtet so mancher seiner komischen Bestandtheile durch deren ganz provinzielle Natur ihm dort den Eingang hätte verwehren sollen. Herr Tiek, welcher dasselbe noch vor dem Jahre 1807, wo wir ihn gegenwärtiges Bruchstück in Wien vorlesen hörten, zu bearbeiten anfing, konnte freylich nicht auf eine künstlerische Auffassung des Provinziellen bedacht seyn, da ihm dessen eigentliche Natur, bevor er Oesterreich kannte, nicht hinreichend klar seyn mochte; eben darum aber, weil er ganz ohne Rücksicht auf lokale Vorzüge sich an den Stoff hielt, und nur das, was jeder geläuterte poetische Sinn darin, wie nicht zu Tage gefördertes Gold, Treffliches verborgen ahnen mochte, mit der vollen Kraft einer sich selbst stets bewußten, sich nie an den Gegenstand verlierenden Phantasie aufgriff, und in neuer Bildung umgestaltete, hat er ein auch schon aus diesem Bruchstücke klar sprechendes Muster geliefert, wie bey Behandlung solcher Stoffe Edles von Unedlem geschieden, und einem zu Zeiten gedankenlosen Spiele tiefer Sinn und poetische Bedeutsamkeit untergelegt werden könne. Wir glauben, daß wenn dieses Werk einst vollendet dem Vaterlande geschenkt seyn wird, dasselbe leicht eine neue Gattung des Schauspiels unter uns begründen dürfte;

denn nach der Anlage zu urtheilen, ist es im hohen Grade tragisch und komisch zugleich, und beyde Elemente der dramatischen Kunst sind in demselben auf eine ganze eigene Weise vereinigt, und aus einander abgeleitet. Zu bedauern ist es, daß nicht mehr als dieses Bruchstück mitgetheilt wurde.

Als ein sehr schätzbarer Beytrag dieses Almanachs sind die neunzehn Serbischen Lieder zu betrachten, welche vielmehr der epischen als lyrischen Dichtung beyzuzählen seyn möchten, obgleich manche einen sich dem eigentlichen Liede sehr annähernden Character zeigen. Sie sind, ohne Beobachtung eines Versmaßes, wie es scheint Zeile für Zeile übersetzt; aber auch in dieser noch mangelhaften Gestalt ihres Aeußerlichen überall bedeutungsvoll und ergreifend. Stolze Heldengesänge, Liebesklagen, kleine leichte Gemälde empfundenen Glücks oder schmerzlicher Entbehrung, eröffnen sie die Aussicht in eine ganz eigene Welt poetischer Schönheit, und erneuern den oft geäußerten Wunsch, bald eine größere Sammlung solcher in ihrer individuellen Art höchst bedeutungsvoller Gesänge in deutscher treuer Uebertragung zu besitzen.

Unter den Beyträgen in ungebundener Rede erwähnen wir zuerst des kleinen Aufsatzes von Hrn. Franz Horn S. 203: Zwey Worte über Gesellschaft und gesellschaftlichen Ton, um dann desto ungehinderter mit der Anzeige der Novellen schließen zu können. Nach einer Anmerkung ist dieser Aufsatz bereits 1814 geschrieben, wir glauben aber, der Verfasser werde seitdem seine Meinung über den besprochenen Gegenstand schwerlich geändert haben. Es wird hier, wie es seit den den Deutschen von Madame Stael gemachten Vorwürfen unter uns fast Gewohnheit geworden, große Klage über das Ungeschick der Deutschen zur Gesellschaft und über ihren Mangel an geselligem Ton geführt. Der Verfasser löst die sich gestellte Aufgabe mit Witz und treffenden Bemerkungen; doch können wir nicht läugnen, daß, wenn auch einige Gattungen der Gesellschaft hier glücklich geschildert sind, es doch, unserer Meinung nach, um deutsche Geselligkeit und gesellschaftlichen Ton nicht überall so schlimm stehen möchte, als hier die Darstellung es auszumahlen versucht. Ueberhaupt wird es wohl darauf ankommen, wie dieß in allen Ländern nöthig seyn dürfte, bey Schilderung des gesellschaftlichen Geistes der Deutschen sowohl auf den Stand Rücksicht zu nehmen, aus welchem die Gesellschaft größtentheils besteht, als auf den Character der Städte, den diese sowohl in Hinsicht auf Bevölkerung als Wohlstand im Ganzen behaupten. Die Gesellschaft höherer Stände scheint uns in ihrer Art so ziemlich über die Vorwürfe erhaben zu seyn, welche hier der Ton deutscher Gesellschaft erfährt. Wenn die Gesellschaften des Mittelstandes nicht immer von dem Vor-

wurfe der Gezwungenheit der Unterhaltung u. dgl. frey sind, so liegt, wie uns dünkt, die Schuld meistens darin, daß ihre Theilhaber durch, wenn auch oft der Achtung und des Dankes werthe Bemühungen und Arbeiten niedergedrückt, nicht freye Thätigkeit des Geistes genug übrig haben, das Kunstwerk eines geselligen Dialogs aufzubauen, um andere dadurch mehr als sich selbst zu ergötzen. In größeren Städten indeß, wo der lebhaftere Wechsel und Umtrieb des Lebens überhaupt eine leichtere Beweglichkeit des Geistes erzeugt, wird auch in Hinsicht der Gesellschaften des Mittelstandes geringe Klage zu führen seyn; die Frauen aber, wenn eine angemessene Bildung der natürlichen Anlage zu Hülfe kam, sind, wie überall, so wohl auch bey uns, nicht nur die Zierde der Gesellschaft, sondern diejenigen, welche den Ton anzugeben, und bey geringer Unterstützung auch auf einer heitern Höhe zu erhalten wissen.

Die diesem Buche beygegebenen, durch das Ganze vertheilten Novellen sind mit Beyzählung des Bruchstückes: aus der Chronika eines fahrenden Schülers, von Clemens Brentano; die Erzählung des Herrn Achim von Arnim: Seltsames Begegnen und Wiedersehen, dann die Erzählung: die Himmelsbraut, von Weinhold von Rheinbergen. Bey dem großen Reichthume, welchen wir gegenwärtig in dieser Gattung besitzen, wird, wenn es anders nicht außer dem Plane des Herausgebers liegt, es demselben nicht schwer werden, sich in Zukunft auch in dieser Hinsicht reichlicher auszustatten. Wer die Geschichte unseres Romans und der ihm verwandten Novelle in Erwägung zieht, wird wohl mit Recht erstaunen, wenn er den ungemein raschen Wechsel betrachtet, der nach Erlöschung der altritterlichen Poesie, und des aus ihr hervorgegangenen Romans, sowohl in Hinsicht des Inhalts als der Form hier Statt gefunden hat. Die abgeschmackteste Breite im Beginn, Sucht nach Gelehrtthun, hierauf französische Frivolität und brittische Moralpredigt, bald ein Schwall sich durcheinander wirrender Begebenheiten, bald bloßes Streben nach Characterzeichnung. Mit den neu geprägten Ritterromanen beynahe gleichzeitig neue Versuche die einheimische Gegenwart in Ernst und Scherz darzustellen, Geister- Spuck- und Mordgeschichten, mattes Kriechen nach den Schattenbildern der Wirklichkeit, und Ungeheuer einer zügellos schaffenden Einbildungskraft, zwar nicht aus ein und denselben Köpfen hervorgehend, doch von denselben Lesern mit gleicher Begierde verschlungen. Es schien, als müßte man alle möglichen Abwege wandeln, eh eine dem Nationalsinne gemäße Bahn aufgefunden würde. Die Verdienste Wielands und Goethes um den deutschen Roman, die geniale Kühnheit des Verfassers der

Lebensläufe, Friedrich Richters zur innersten Tiefe des Gefühls wie zum höchsten Gipfel der Phantasie mit gleicher Kraft vordringende Darstellungen, die ehrenwerthen Bemühungen so mancher andern haben endlich dem Wirken der Dichter in diesem bis dahin sehr zweydeutig gewesenen Felde der Kunst einen weiten lichterfüllten Kreis eröffnet. Wohin aber der Roman und die Novelle heutiger Zeit strebe, ist eben so wenig möglich zu sagen, als hierüber eine Untersuchung auch nur denkbar; denn dieser Dichtung ist, wie die weiteste Form, so auch der größte Umkreis des Inhalts gegeben, und sie ist, so zu sagen, überall zu Hause, oder weiß sich überall zurecht zu finden. Wir besitzen jetzt bereits, insbesondere durch Goethe und Jean Paul, so ganz und gar vollendete Darstellungen der Wirklichkeit oder Gegenwart, wie sie ein Dichter geben soll, nämlich mit Hinweisung auf die höchsten Zwecke des Lebens und alles Edlen, was in des Menschen Brust oft mehr schlummert, als in entfesselter Thätigkeit wirkt; und unser Daseyn selbst, in dem wir uns mehr oder weniger trüb umher treiben, ist dadurch so freudevoll erhellt worden, daß wir wohl Keiner glauben können, der neuere Roman der Deutschen sey, was besonders der Freyherr von Fouqué durch den Zauberring so schön vollbrachte, und was Ludwig Tiek in so manchen das Innerste des Gemüths ergreifenden Novellen auf die herrlichste Weise vollendete, allein auf die Wiedererweckung schöner oder erhebender Gefühle der deutschen Vergangenheit angewiesen.

Die erste der hier mitgetheilten Novellen: Seltsames Begegnen und Wiedersehen, von Herrn Achim von Arnim, dürfte leicht mehr Tadler als Lobredner finden. Der Inhalt ist, überhaupt genommen, wie gewöhnlich in dieses Dichters Arbeiten, interessant, die Erzählungsweise schlicht und schmucklos, aber in dieser Einfachheit nicht arm an Reizen; die Characterschilderung hat eine gewisse klare Bestimmtheit, welche nicht anders als für sich einnehmen kann. Indeß wird man auch hier wie in andern Novellen, und wie in den Romanen desselben Verfassers ein eigensinniges Verweilen bey Nebendingen, und große Willkür in der Erfindung bemerken. Wenn der Dichter gleich Selbstschöpfer des Stoffes ist, den er bearbeitet, glauben wir doch nicht, daß er wie ein tyrannischer Selbstherrscher des römischen Alterthums mit jenem poetischen Leben, das durch ihn ins Daseyn getreten, verfahren dürfe, weil jedes Daseyn, und so auch das im Reiche der Ideen allein begründete, seine inneren Gesetze hat, nach welchen und durch welche es besteht. Herr Achim von Arnim, welcher überhaupt, sobald er als Künstler auftritt, nach dem Grundsatze, nichts zu respectiren, zu verfahren scheint, daher auch gegen die Wahrheit der Völkergeschichte gewöhnlich auf eine Art

sündigt, welche auch in der ungebundensten Dichtung nicht erlaubt seyn kann, hat uns von Karl dem Fünften und von dem ritterlich freudigen Maximilian Sagen geliefert, welche jeden, der die Schönheit nicht bloß in dem, was ein müßiges Gehirn ausbrütet, sondern im großen Ganzen dieser reichen Welt selbst, daher auch in der Wirklichkeit aufzusuchen gewohnt ist, mehr als beleidigen müssen. Wenn er nun gegen die Heiligkeit der Geschichte sich ohne Scheu vergeht, ist es wohl natürlich, daß er gegen sich selbst nicht gerechter seyn, und manches, was er mit Sorgfalt aufgebaut, im Werke selbst, wo er es that, augenblicklichen Einfällen einer ihn abwechselnd beherrschenden Laune aufopfern werde. Für eine große Außerwesentlichkeit, obgleich sehr vollkommen dargestellt, und mit besonderer Geschicklichkeit ins Ganze so verflochten, daß es davon nicht mehr getrennt werden kann, halten wir die Scene, welche bald nach dem Beginn der Erzählung die Hauptheldin derselben mit ihrer Köchin bestehen muß; wenn sie aber auch darum da ist, um die Enthüllung eines sehr wichtigen Geheimnisses herbey zu führen, und den Knoten des Ganzen zu schürzen, hätte sie doch mit viel engerer Beschränkung auf das Wesentliche ausgeführt werden können. Unter dem Eigensinne ihres Schöpfers seufzt aber diese Hauptheldin Julie, weil er sie zwingt und antreibt, wirklich eine Heldin seyn zu wollen, und die Gegnerin ihrer Liebe auf Pistolen heraus zu fordern, die sie (denn der Verfasser versäumt nicht, das Lächerliche durchscheinen zu lassen) von dem Geliebten laden zu lernen hofft. Wie sich nun dies aus den Londnern Tageblättern in einen deutschen Roman eingeschlichene Duell ohne weitere traurige Folgen wieder zerschlägt, hätte es auch von Seite des Verfassers aus Mitleid gegen eine sonst gute Person lieber gar nicht in Anregung gebracht werden sollen. Die Anlage des Ganzen ist in hohem Grade tragisch, obgleich auf eine keineswegs dem Romane oder der Novelle widerstreitende Weise; vielmehr ist sie mit einer lobenswerthen Meisterschaft inner der Grenze der Dichtungsart, für die sie bestimmt würde, gehalten. Die erhabene Natur dieses Stoffes aber verfehlt den Eindruck, den sie hervorzubringen geeignet wäre, öfter durch Einstreuungen fremder Art, welche dem Dichter beliebten. Hieher rechnen wir insbesondere die ungenügende Erzählung der Schicksale einer unmotivirt genug von ihrem Gatten getrennten alten Frau, der Mutter des Rittmeisters, welcher Julien liebt. Die Art, wie er sie findet, ihr sonderbares Leben in einem Kloster Spaniens, verräth, daß der Verfasser mit der Einfachheit seines Stoffes nicht zufrieden, gern etwas Schauerlich-Erhabenes, an das Wundervolle Grenzendes mit einflechten wollte; wir aber finden, daß es der Anlage des Ganzen nicht zusage. In einer Erzählung, die so klar bis

zu ihrer innersten Tiefe durchschauen läßt, wie die gegenwärtige, scheint uns etwas der Art Eingeflochtenes einer vorzüglich sorgfältigen Begründung zu bedürfen, um zu dem Uebrigen zu stimmen. Der Verfasser gab sich aber mit diesem Theile der Geschichte solche Mühe nicht; vielmehr einmal hier in eine böse Schlinge gerathen, verwickelt er sich bald in eine zweyte, und recht vorsätzlich, um nicht mehr heraus zu kommen. Denn weil der Rittmeister in der Kirche, bey der er die Mutter gefunden, ein heiliges Bild, seines künstlerischen Werthes wegen, mit sich nimmt, sagt ihm die Mutter Böses voraus. Schon im Beginn der Geschichte ist deren tragisches Ende auf die befriedigendste Weise durch die Erzählung des unnöthigen Todschlages, den der Rittmeister in der Schlacht sich an einem greisen Helden in der Hitze des Kampfs zu verüben erlaubte, vorbereitet; die Schuld drückt auf seinem noch aufrechten Nacken, und muß ihn nach der Entdeckung, daß dieser greise Krieger der Vater seiner Geliebten gewesen sey, endlich zum Tode niederbeugen. Der zufällige Raub des heiligen Bildes, wenn gleich eine unlobenswerthe That, und von dem Verfasser nur beyläufig benützt, kann daher so wie die ganze episodische Erscheinung der Mutter und die endlich herbeygeführte Entdeckung des Vaters nur als eine Außerwesentlichkeit störend wirken. Auch die Ahnungen und bösen Vorbedeutungen, welche bey seinem letzten Kriegszuge nach Deutschland über den Rittmeister, jetzigen Obersten, kommen, können unter diesen Umständen nicht von guter Wirkung seyn, insbesondere da unter die bösen Vorbedeutungen auch das Wiederbegegnen der Köchin Juliens gehört, die über den Rhein den Franzosen nachgelaufen, und jetzt in dem elendesten Zustande nach der Heimat zurück escortirt wird. Dasselbe tritt, wenigstens nach unserem Dafürhalten, bey der Schilderung jenes Grabgewölbes ein, in welchem die Leichen sich unversehrt erhalten, und wo Julie ihren todten Vater wieder findet, und erkennt. Brachte der Dichter diese Grabhöhle zum Vorschein, um keinen Zweifel über den Tod des Greises übrig zu lassen, so hat er zu leicht zu erreichenden Zwecken ein zu großes Mittel gebraucht; geschah es aber zur Ausschmückung eines an sich sehr einfachen Baues, so hat er ihm eine zu schwer drückende Bürde damit aufgeladen; denn diese Unverweslichkeit der Leichen, obgleich es bekannt ist, daß sie hin und wieder Statt findet, ist für diese in der edlern Gewöhnlichkeit des Daseyns verweilende Erzählung zu wunderbar, und man ist gar nicht gestimmt, der Sache Glauben beyzumessen. Alles Außerordentliche, alles Wunderbare will überall sorgfältig vorbereitet seyn, vor allem aber ist es nöthig, das Gemüth des Lesers oder Hörers in die Stimmung zu setzen, es mit Würde aufzufassen.

Die zweyte Novelle: Die Himmelsbraut, ist eine angenehme, obgleich nicht sehr tief begründete Dichtung; Herrn Clemens Brentano's Erzählung aber: Aus der Chronika eines fahrenden Schülers, obgleich unvollendet, und hier nur als Bruchstück mitgetheilt, glauben wir zu dem Merkwürdigsten, was jemals im Fache der Novelle erschien, rechnen zu sollen. Herr Brentano beginnt mit einem kurzen Vorworte, in welchem er sich erklärt, diese Geschichte schon vor funfzehn Jahren zu pädagogischen Zwecken geschrieben zu haben. Um sie aber den Lesern in ihrer Einfachheit anzuempfehlen, hätte es nicht bedurft, wie er es sich hier gestattet, auf die neuesten Romanendichter zu schmälen, zu welchen er doch selbst mit mehreren seiner Freunde gehört, und insbesondere im Vorübergehen auf die Arbeiten eines Mannes verächtlich hinzudeuten, den auch er, Herr Clemens Brentano, in Manchem sich zum Vorbilde nehmen könnte. Die Erzählung selbst, deren einfache Begebenheit in das vierzehnte Jahrhundert fällt, verbreitet sich in dem vorgelegten Bruchstücke größtentheils nur über die erste Jugendgeschichte des fahrenden Schülers. Es ist kaum möglich, sich etwas zarter Gedachtes und in schmuckloser Einfalt glücklicher Durchgeführtes zu denken. Der Styl ist etwas alterthümlich gehalten, und hat Aehnlichkeit mit der Schreibart, welche Freyherr von Fouqué in der Erzählung, der Siegeskranz, mit so großem Glücke durchführte. Ohne alle Beymischung irgend eines Wunderbaren aber, begnügt sich dieses Bruchstück mit der schmucklosen Darstellung der einfachsten Verhältnisse eines Sohnes zu seiner Mutter. Der Character der letzteren ist auf eine, die zartesten Seiten des Gefühls durchaus harmonisch anregende Weise dargestellt; die Begebenheit selbst, in so weit sie vorliegt, erhält durch die naive Unschuld der Personen, die mit deren Darstellung zugleich dem Leser vorgeführt werden, einen ganz eigenen, sanft überwältigenden Reiz. Die tiefste Religiosität, keineswegs aber etwa von der Art, wie sie jetzt entweiht zur bloßen Mode der Schriftsteller geworden, durchdringt das Ganze mit mild erwärmender Glut, und eröffnet das Herz des Lesers der Erbauung und einer wohlthätigen Empfänglichkeit für die Schicksale der Personen, für welche der Dichter die Theilnahme erregen will.

Solcherley Arbeiten, wie dieses Bruchstück, bewähren, wie uns scheint, welch eine gründliche Kunsteinsicht unter den Deutschen zur Vollendung gekommen; denn sie sind die Frucht eines Dichtergefühls, welches nicht mehr der glücklichen Naturanlage allein seine Eigenthümlichkeit verdankt, sondern durch ein treues Studium dessen, was überhaupt schön seyn mag, gereinigt und gestärkt worden. Institute, wie der gegenwärtige Almanach,

dessen Anzeige wir hiermit beschließen, bieten aber eine sehr willkommene Gelegenheit dar, dasjenige, was größern Werken nicht leicht anzuvertrauen ist, oder worüber man gern die öffentliche Meinung einholen möchte, und daher auch poetische Wagnisse jeder Art der Lesewelt vorzulegen, welche, wenn sie ihr eigenes Vergnügen zu besorgen versteht, nur geringe Strenge des Urtheils sich gestatten wird, um erwünschte freye Mittheilungen nicht für die Zukunft zu hemmen. Wir selbst haben die Anzeige dieses Buchs als eine schickliche Gelegenheit angesehen, manches über Gegenstände des höchsten Interesse in der Kunst zur Sprache zu bringen, und wenn wir nicht hoffen dürfen, Jeden überzeugt zu haben, glauben wir doch, daß Alle die Treue unserer Bemühungen anerkennen werden.

M.—s.

Art. XIV. Die Staatshaushaltung der Athener, vier Bücher, von August Böckh. Mit ein und zwanzig Inschriften. Zwey Bände. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. (Die Grundtexte der Inschriften befinden sich in einem besondern Foliohefte.)

»Die lang vernachläßigte, jetzt so rasch fortgeschrittene Wissenschaft von der Staatshaushaltung und Staatsverwaltung, weiset aufs bestimmteste nach, welche Fragen man sich vorlegen, welche Tiefen man ergründen, und in welcher Ordnung man forschen solle. Der Verf. hat diesen, von der reinen Wissenschaft vorgeschriebenen Weg nicht eingeschlagen, auf die jetzt so allgemein bekannten Forderungen keine genügende Rücksicht genommen, manches Unbedeutende erörtert, viele wichtige Fragen dagegen nicht berührt, und mit einem Wort in seinem Werke das nicht geleistet, was wir erwarteten.«

So könnten und sollten diejenigen sprechen, welche a priori aufs bestimmteste wissen, wie der Staatshaushalt aller Zeiten und Völker eingerichtet seyn müsse, und nach den Sätzen ihrer Theorie ohne Mühe Alles und Jedes beantworten. Gerathen diese Allwissenden (was selten geschieht) an einen Geschichtschreiber, so machen sie dieselben Forderungen und werfen ihn bald zur Seite, da sie seine Ausbeute gewöhnlich ungenügend, allemal aber anstößig finden. Ob wir nun gleich an dieser Stelle keineswegs etwas über die wechselseitige Würde und Unentbehrlichkeit der Theorie und Praxis in anmaßlicher Kürze festsetzen wollen, so müssen wir doch jenen Standpunkt für die Beurtheilung dieses Werks als verwerflich bezeichnen. Hier kömmt es vor Allem darauf an: was hat der Verfasser mit dem ihm gegebenen, höchst beschränkten

Stoff anzufangen gewußt, und wie verhält sich seine Ausbeute, sein Werk, zu der Ausbeute und den Werken seiner Vorganger.

Und da hat es, auch bey der billigsten Würdigung des früher Geleisteten, gar keinen Zweifel, daß der Verf. diesen wichtigen Theil der Alterthumskunde viel weiter gebracht, den so beschrankten Stoff mit großem Scharfsinn benutzt, das unbedeutende Zerstreute durch seine Anordnung in Gehaltvolles verwandelt, und mit einem Wort ein in seiner Art höchst treffliches, im Allgemeinen schwerlich je zu übertreffendes Werk geliefert habe. Ueber Einzelnes läßt sich streiten und wird gestritten werden, aber auch der Parteylichste wird nicht neben Böckhs Werk beyweg, zu andern Büchern hinweisen können, welche nur die Erläuterung einzelner Theile bezweckten, den ganzen Gegenstand also nicht einmal erschöpfen wollten.

Nach diesem allgemeinen Urtheil könnten wir den Versuch machen, nachzuweisen, wo der Verf. von seinen Vorgängern abweicht: allein da er die Wahrheit unmittelbar aus den Urquellen entwickelt, ohne vorsätzlich viel Streit zu suchen oder zu führen, so kann uns und Andern noch weniger daran liegen, Verschiedenheiten herauszuheben, und auf eine unangenehme Spitze zu stellen. Eben so wenig wollen wir durch eigne gelehrte Einreden den falschen Schein zu erwecken suchen, als könnte der Verf. so viel von uns lernen, als wir von ihm gelernt haben. Dagegen möchte eine Uebersicht der Ergebnisse des ganzen Werks manchem Liebhaber willkommen seyn, da es sich troß seiner Verdienste nicht unbedingt als bequemes Lesebuch empfehlen wird. Der Verf. konnte nämlich jene Ergebnisse nicht absprechend hinstellen, sondern er mußte den ganzen Gang der Untersuchung vorlegen, welche aus dem höchst Vereinzelten erst etwas Allgemeines und Wichtiges erzeugte. Wer selbst etwas Aehnliches versucht, und keine Mühe bey Erforschung von Urkunden gespart hat, wird dem Verf. mit großem Ergötzen auf seinem Wege folgen, über die Behandlungsart Belehrung und in der oft unerwarteten Ausbeute Hoffnung und Trost für sich selbst finden. Auch diejenigen, welche einer solchen esoterischen Lust zwar nicht fähig sind, aber um eines ernsten Zieles willen einige Anstrengung nicht scheuen, werden das überreiche Werk selbst lesen, und sich nicht mit unserm höchst unvollständigen Auszuge, und unsern gelegentlich beygefügten, zur Unterscheidung eingeklammerten Anmerkungen begnügen.

Das erste Buch gibt neue Aufschlüsse über Geld, Preise, Lohn, Bevölkerung und Zinsfuß. Die Masse des Geldes wuchs in dem Maße, als sich das Gewerbe hob und Griechenland in engere Verbindung mit dem metallreichern Asien kam. Indessen fiel der Werth der edlen Metalle nicht schlechthin im Verhältniß seiner

Vermehrung, weil große Massen zu Kunstwerken verarbeitet, oder sonst außer Umlauf gesetzt wurden, und weil ja auf die Schnelligkeit dieses Umlaufes selbst so viel ankam. Uebrigens ward das Geld nach dem Anwachsen der Metallvorräthe nicht etwa schwerer, sondern, wie auch in neuern Zeiten, leichter ausgeprägt: so ließ Solon fünf und siebzig alte Drachmen, wahrscheinlich in hundert neue verwandeln. Dieser Umstand, verbunden mit dem Sinken der Metallpreise, verursachte, daß das Geld zu Demosthenes Zeit etwa den fünfmal geringern Werth als zur solonischen Zeit hatte. Doch läßt sich das attische Talent auf 1375 Thaler Conventionsgeld berechnen. Das Verhältniß des Goldes zum Silber war Anfangs wie eins zu zehn, es stieg aber allmählig bis eins zu dreyzehn; wozu neben der wahrscheinlich veränderten Menge beyder Metalle auch der Umstand beytrug, daß das Gold verhältnißmäßig zu Kunstwerken mehr gebraucht, und bey dem wachsenden entfernten Handelsverkehr mehr gesucht wurde.

Die Nachfrage, welche den Preis des Metalls guten Theils bestimmt, steht in genauer Verbindung mit der Bevölkerung, den Beschäftigungen und der Lebensweise. Obgleich nun zuförderst das Ausmitteln der Menschenzahl, als eines so Beweglichen und Wechselnden, große Schwierigkeiten hat, so läßt sich doch annehmen, daß auf dem eigentlich athenischen Gebiete von vierzig gevierten Meilen 90,000 Bürgerliche, 45,000 Schutzverwandte und 365,000 Sclaven wohnten. Also ungefähr vier Sclaven gegen einen Freyen. Nach Abzug von 180,000 Bewohnern der Stadt und von 20,000 Bergwerksarbeitern, kämen mithin noch 300,000 Menschen auf 38 gevierte Meilen des platten Landes, oder 7,900 auf eine □ Meile.

[Diese Annahme hat der Verf. mit vielem Scharfsinn zu begründen gesucht, aber wir zweifeln dennoch sehr, daß das, zum Theil unfruchtbare Attika, fast doppelt so viel Einwohner auf einer gevierten Meile gezählt habe, als die fruchtbarsten Theile der bevölkertsten Länder im neuern Europa. Noch weniger glauben wir, daß auf der Insel Aegina, einer Fläche von einer bis zwey □ Meilen jemals 470,000 Sclaven gewesen sind. Mit Einschluß der Freyen würde alsdann die Insel gegen 600,000 Einwohner gezählt, oder eine einzige große Stadt dargestellt haben, zu welcher durchaus kein verhältnißmäßiges Reich gehörte. Eine solche Erscheinung ist aber in der Weltgeschichte nirgends anzutreffen, und, so viel man auch auf Handel und Zufuhr rechnet, in der That unmöglich. Zum Landbau fehlte es an Grund und Boden, mithin mußte jeder Lebensbedarf eingeführt, und fast ganz mit dem Ueberschusse aus städtischen Gewerben bezahlt werden. Aber ganz Hellas konnte vor den Perserkriegen (neben den un-

mittelbar an Ort und Stelle nothwendigen, nicht verlegbaren Handwerkern) gewiß nicht 600,000 städtische Arbeiter beschäftigen oder ernähren, und diese Zahl würde man ja noch ganz ins Ungeheure erhöhen müssen, da kein Grund abzusehen ist, warum das städtische Gewerbe sich ausschließlich sollte in Aegina zusammengedrängt haben. Zur Schlacht von Platää sandte jene Insel nur fünfhundert Krieger, welches entweder zu der Annahme zwingt, ihre Bevölkerung sey auf eine nicht genügend erklärliche Weise geschmolzen, oder die andern, ungleich mehr Soldaten darbietenden Städte, seyen auf eine noch unglaublichere Weise bevölkert gewesen. Der Einwand, daß sich wahrscheinlich neben der großen Zahl Sclaven nur eine sehr geringe Zahl von Freyen vorfand, hebt die Schwierigkeit nicht ganz: denn jene Sclaven mußten entweder heiraten, und den Abgang durch Fortpflanzung ersetzen, was in Hellas keineswegs allgemeiner Gebrauch war, und wozu auch auf der kleinen Insel der Raum fehlte; oder man mußte den Abgang durch Ankauf ersetzen, welcher sich nach mäßigen Berechnungen jährlich auf 25,000 Sclaven belaufen hätte. So viel konnte aber das Inselchen wohl so wenig auftreiben, als bezahlen. Aus diesen leicht noch vermehrbaren Gründen hegen wir die Ueberzeugung, daß man jene Angaben ermäßigen muß, so gewaltig auch der Buchstabe des Textes entgegen steht. Wer glaubt noch an die Zahlen, sobald von hunderttausend gebliebenen Feinden und zehn gebliebenen Bürgern die Rede ist? und doch wäre dergleichen durch Zufall noch eher einmal möglich, als daß sich die Natur der Dinge bey dauernden und überall eingreifenden Verhältnissen gänzlich ändern sollte. Schreibfehler, Fehler der Unwissenheit und des bösen Willens, liegen viel näher, und wir möchten uns endlich in solchen Fällen auf die sogenannte höhere Kritik berufen, so wenig wir auch dieser, nach so manchen von ihr ausgeübten Willkürlichkeiten sonst noch geneigt sind].

Die Vornehmen trieben in Athen nicht selbst Gewerbe, sondern standen an der Spitze größerer Fabriken, und von einer Beschränkung der Gewerbefreyheit war um so weniger die Rede, da man die Handwerke nicht bedeutend achtete, und die vom Grundbesitz ausgeschlossenen Schutzverwandten gewissermaßen darauf angewiesen hatte.

[Dieß Verhältniß der Handwerksbürger zu den Vornehmen in Athen halten wir für äußerst mangelhaft. Denn weil diesen nicht verboten war, Handwerke durch Sclaven betreiben zu lassen, so erschienen jene einerseits fast nicht besser als Sclaven, und sollten doch andererseits in staatsrechtlicher Hinsicht Keinem nachstehn. Während die Bewilligung des Richtersoldes den Unruhigen eine falsche Wichtigkeit und ungenügende Hülfe darbot, wurde die Mehr-

zahl der Hausväter durch die großen Fabriken überflügelt, und in abhängige Fabrikarbeiter verwandelt. Die Einrichtungen des so verschrienen Mittelalters scheinen hierin, sowohl den ältesten, als den neuesten voranzustehn. Damals verachteten die kriegerischen, Land besitzenden Edelleute allerdings auch den städtischen Handwerker, aber sie waren weit entfernt, ihre Dienstleute in Fabrikmaschinen und sich in unwissende Fabrikherren zu verwandeln, und dadurch den städtischen Bürgern das Brot zu verkümmern. Umgekehrt stellten sich die Bürger mit dem Adel keineswegs ganz auf dieselbe Stufe, verlangten keineswegs ganz dieselben Rechte; hatten und behielten nun aber die, ihnen eigenthümlichen und natürlichen, auch desto sicherer. Das treffliche Verhältniß des freyen geehrten Meisters, zu seinen freyen lebenskräftigen Lehrlingen und Gesellen, konnte sich in Athen gar nicht ausbilden, und verschwindet leider auch in unsern Tagen, wo es als eine Besserung angekündigt wird, daß die geistlosen und verkrüppelten Maschinen, welche man Kinder nennt, täglich nur eilf Stunden in englischen Fabriken arbeiten sollen].

Mehr als um die Handwerke bekümmerte sich der Staat um den Handel. Er sorgte nicht etwa blos für richtiges Maß und Gewicht, oder für die Anstellung hülfreicher Handelsbeamten; sondern nahm auch manche Handelszweige für sich in Beschlag, oder verlieh sie Einzelnen zu ausschließlicher Betreibung. Die Ausfuhr von Getreide, Bauholz, Theer, Tauwerk und von andern für die Flotte nöthigen Gegenständen war fast immer verboten; und außerdem finden sich Einfuhrverbote um dem Handel Anderer zu schaden, und allgemeinere Handelssperren um die Seeherrschaft zu erweitern. Bewaffnete Schiffe begleiteten im Kriege die athenischen Getreideflotten, wogegen kein Athener mit Getreide nach fremden Orten handeln, kein Fremder mehr als ein Drittel von dem einmal im Piräus gelandeten Getreide weiter verführen durfte. Mehl und Brot hatte gesetzlichen Preis und Gewicht. Es gab öffentliche Getreideniederlagen, aus welchen man zu wohlfeilern Preisen an die Armen verkaufte, und den Ausfall durch Zuschuß aus den Staatseinkünften oder durch freywillige Beyträge deckte. Die Auffäuferey war beschränkt, und bisweilen der Betrag des beym Wiederverkauf zu nehmenden Gewinns bestimmt.

[Es finden sich also in Athen, so wie überall, viele Handelsgesetze, welche der Theorie als unbedingt verwerflich erscheinen, und wir sind weit entfernt, deren Rechtfertigung zu übernehmen. Doch scheinen uns diese, auch in unsern Tagen so laut beklagten Mißgriffe, immer noch nicht von so umfassenden und unheilbaren Folgen, als wenn unter Landbauern, Städtern und Vornehmen, die oben gerügten Uebelstände einreißen. Auch ist

der Vorwurf, in diese Labyrinthe zu gerathen, härter, weil Staat und Volk dabey nur von sich selbst, und nicht wie bey den Handelsverhältnissen auch von andern Staaten abhängen. Wenn es dagegen heißt: der und der hat sich dafür erklärt, daß in dem und dem Staate Freyheit des Handels eintrete, so ist es natürlich, daß Viele, im beharrlich guten Glauben an das Wort Freyheit, Beyfall zurufen; und dagegen ist jene Aeußerung ohne weitere Erlauterung schlechthin unverständlich. Will der Staat die Millionen, welche er zeither durch Handelsabgaben erhob, erlassen? Oder andern Zweigen des Erwerbes auflegen? Oder jegliche Einfuhr fremder Erzeugnisse und Fabrikate gestatten, während alle andern Staaten ringsum gegen ihn sperren? — Nach unserer Ueberzeugung kann kein einzelner Staat ohne Rücksicht auf die Grundsätze der Nachbarstaaten über den Handel etwas Genügendes festsetzen, und Handelsabgaben werden erst aufhören, nach Abschaffung der stehenden Heere: — vielleicht aber auch dann noch nicht, weil man ja das Geld zu unzähligen andern Dingen gebrauchen oder mißbrauchen kann].

Mit dem Reichthum stieg in Athen der Aufwand, und obgleich die gewöhnlichen Mahlzeiten lange einfach blieben, so wurden doch die großen Gelage desto theurer, bey welchen Salben, Floten- und Citherspieler, Tänzerinnen, Thasierwein und Leckerbissen aller Art nicht fehlen durften. Die Kleidung war verschieden in Stoff, Farbe und Schnitt, nach Alter, Geschlecht, Jahrszeit, Stand, Vermögen, Liebhaberey und Zweck; doch wirkte die Mode auch schon damals. Am häufigsten trug man wollene, Manche, vorzüglich Frauen, aber auch leinene Gewänder. Besonders viel verwendete man auf Schuhe, sehr mannichfacher und geschmückter Art. Freylich konnten nur Wenige diesen und ähnlichen Aufwand bestreiten, aber desto schroffer trat hierdurch der Gegensatz des herrschenden und doch bettelhaften Bürgers heraus. Wenn dann die Führer nicht aus eigenem Vermögen spenden und die Menge gewinnen konnten, so brachten sie Vertheilungen aus öffentlichem Vermögen in Vorschlag, woran sich wiederum Bedrückungen der Bundesgenossen anreihten, bis nach deren Abfall bey fortdauernder Anmaßung und Genußliebe, desto größere Hülfslosigkeit eintrat.

[Solon kannte die Gefahr sehr wohl, welche aus zu großem Reichthum und aus zu großer Armuth Einzelner für den Staat entsteht, und trat diesem Uebel, welches Moses und Lycurg durch die ungenügenden und mechanischen Mittel des Jubeljahrs und der Ackertheilung beseitigen wollten, feiner Seits besser entgegen, indem er von den Reichern schwerern Kriegsdienst und größere Steuern verlangte. So lange diesen größern Verpflichtungen auch größere Vorrechte gegen über standen, blieb Alles in

gehöriger Ordnung; aber nachdem Aristides durch Gleichstellung der letzten Classe mit den übrigen, die Grundlage der solonischen Einrichtung, noch weit nachtheiliger, als der irrig allein deshalb angeklagte Perikles, umgestoßen hatte, so griffen alle aus dem richtigen Gleichgewicht gekommenen Theile, auf ungebührliche Weise nach allen Seiten um sich. Doch ließe sich vielleicht behaupten, Solons Classeneintheilung, welche vorzugsweise auf die Einnahmen, die Zinsen, Rücksicht nahm, sey überhaupt zweckmäßiger gewesen, um darauf ein Steuersystem zu gründen, als die staatsrechtliche Bedeutsamkeit darnach abzumessen. Denn in der letzten Hinsicht müßte der Theil des Vermögens, welcher keine laufenden Einnahmen gewährt, aber sehr oft (wie z. B. Bibliotheken, Kunstschätze u. dgl.) zur Bildung und Einsicht am meisten beyträgt, keineswegs übersehn; oder politische Classen müßten mehr nach dem Kapitalvermögen, Steuerclassen mehr nach den Einnahmen gemacht werden. Wie sich Servius Tullius in dieser Beziehung zu Solon verhält, ist eine sehr anziehende, aber nicht hieher gehörige Untersuchung].

Im Alterthume haben Steuern und Finanzen nur selten, öfter aber die Rechts- und Gerichtsverfassung Gelegenheit zu Umwälzungen gegeben; welches daher rührt, weil in der Demokratie (und diese war die herrschende Form während der schönsten Blüte von Hellas) der Fordernde und Zahlende einer und eben derselbe ist, mithin keine Zwietracht zwischen dem befehlenden und bezahlenden Volke entstehen kann. Auch steuert das Volk in einer Demokratie nie für Unternehmungen, die seinem wahren oder scheinbaren Vortheile fremd sind, wenigstens muß die Mehrzahl damit einverstanden seyn; und deshalb ist hiedurch in Athen so wenig jemals eine Volksbewegung entstanden, als durch ein Aufgebot zum Kriege. Doch läßt sich nicht läugnen, daß Mängel der Finanzen viel zum Untergange des Staats beytrugen, und die Geldbedürfnisse sich mit dem Erschlaffen der sittlichen Kräfte mehrten.

[Allerdings sind Staatsbankerotte, wie wir sie in neuern Zeiten leider so häufig erlebt haben, im Alterthume nicht eingetreten; denn sie stehen mit den anmaßlichen, überkünstelten Finanzsystemen, und der erst dadurch möglich gewordenen Verschwendung im genauesten Zusammenhange; allein es wäre doch wohl nicht ganz richtig, wenn wir dies dem Alterthume als einen reinen Vorzug anrechneten, denn an die Stelle der Staatsbankerotte traten die Bankerotte der Einzelnen. Diese führten zu öffentlichen Umwälzungen und beweisen die Mangelhaftigkeit des Steuersystems, der Schuldgesetze und der Rechtsanwendung. Aus den unnatürlichen und übertriebenen Schulden der Aermern ging die solonische Verfassung und so manche römische Umwälzung hervor; auch flossen

die Vorschläge zu Ackertheilungen mit den Vorschlägen zu neuen Schuldtafeln fast aus derselben Quelle. Wenn sich aber in unsern Tagen, zu dem Staatsbankerott, unmittelbar der Bankerott der Einzelnen gesellt, und in übertriebenen Indultgesetzen ausspricht, so ist dies Beweis eines doppelten Uebels, dessen Abstellung man nicht allein von ungewissen Glücksfällen erwarten, sondern welches man an der Wurzel angreifen, und dessen etwanige Wiederkehr man unmöglich machen sollte. Uns ist aber nicht bekannt geworden, daß in den Staaten, welche dadurch sehr litten, irgend etwas in dieser Beziehung Vorbeugendes von Seiten der Gesetzgebung ausgesprochen wäre].

Die finanzielle Gesetzgebung war in Athen bey dem Volke, die Verwaltung bey dem Rathe. Alle regelmäßigen Gefälle wurden verpachtet. Zehn Poleten, eine Behörde, wozu jeder Stamm einen gab, besorgten im Namen und unter dem Ansehen des Rathes jene Verpachtungen, oder den Verkauf von liegenden Gründen, eingezogenen Gütern, Bergwerken, den Verkauf der Schutzverwandten, welche das Schutzgeld nicht erlegten, der Fremden, welche sich ins Bürgerrecht eingedrängt hatten u. s. w. Zehn Apodekten, ebenfalls aus jedem Stamme einer, nahmen die Staatsgelder in Empfang, wiesen sie den einzelnen Cassen zu, und führten darüber Buch. Für die gehörige Leistung der gewöhnlichen Staatsverpflichtungen oder Liturgien (von denen sogleich weiter die Rede seyn wird) sorgten die einzelnen Stammvorsteher, und es blieb nur eine höhere Aufsicht nöthig; besondere Beamte wachten dagegen über die untadeliche Leistung der Trierarchie, die Vertheilung und Hebung der außerordentlichen Vermögensteuern, die Eintreibung der Abgaben von den Bundesgenossen u. s. w. Alle Beamten ohne Ausnahme waren zu einer strengen Rechnungsablegung verbunden, und durften vor derselben nicht verreisen, oder Weihgeschenke geben, oder ein Testament machen. Sie hafteten mit ihrem ganzen Vermögen. Aber freylich halfen alle Prüfungsbehörden nicht, sobald es ihnen an Gewissenhaftigkeit fehlte, und der allgemeine Geist ausartete.

Jeder bedeutende Tempel hatte neben den unbestimmten Opfern und Geschenken, regelmäßige Einkünfte von eigenen Gütern oder sonstige bestimmte Hebungen. Manche erhielten auch einen Theil der Geldstrafen. Sämmtliche Einnahmen verwaltete ein Tempelschatzmeister. Die Schatzmeister des Tempels der Athene waren zugleich Bewahrer des bey ihnen niedergelegten öffentlichen Schatzes; man muß sie aber nicht mit dem vom Volke erwählten Vorsteher der öffentlichen Einkünfte oder dem Staatsschatzmeister verwechseln, welcher sein Amt vier Jahre lang bekleidete und dann wiedergewählt werden konnte. Er war nicht bloßer Bewahrer von

Geldern, auch nicht Rechnungsführer, wie die empfangenden, jedoch mit keiner eignen Casse versehenen Apodekten; sondern wohl der allgemeine Einnehmer, ein höherer Aufseher über alle Cassen und Hebungen, welcher allein zu einer Uebersicht der ganzen Staatseinkünfte gelangte und mit einem Finanzminister verglichen werden könnte. Zu den Theoriken und der Kriegscasse lieferte er aber nur die dazu bestimmten Gelder ab, und hatte auf deren weitere Verwendung keinen Einfluß. Auch zu andern einzelnen Zwecken, z. B. Mauer- und Straßenbau, Ausrichtung von Opfern u. dgl. ernannte man einzelne Bevollmächtigte, welche das bewilligte Geld aus den Hauptcassen empfingen und verrechneten. Der Kriegsschatz sollte gebildet werden: erstens aus Ueberschüssen der Verwaltungsgelder, allein nach Mehrung der Spenden an das Volk und der Schauspielgelder, blieb wohl selten etwas übrig; auch war ja dem die Todesstrafe angedroht, welcher vorschlage, Schauspielgelder in Kriegsgelder zu verwandeln. Als zweyte Quelle werden die außerordentlichen Vermögenssteuern bezeichnet, welche man aber in der Regel ungern bewilligte, und unordentlich bezahlte.

Unter dem Theorikon versteht man im Allgemeinen die Gelder, welche unter das Volk ausgetheilt wurden, theils zur Feyer von Festen und Spielen, theils als Ersatz des Eintrittsgeldes zum Schauspiel, theils zu Bereitung besserer Mahlzeiten, theils zu Opfern mit welchen öffentliche Speisungen verbunden waren. Der Geschäftskreis des Vorstehers vom Theorikon ward allmählig sehr erweitert, weil er die dem Volke angenehmste Würde bekleidete. Aus dieser Einrichtung ging in dem kleinen Freystaate allmählig die ärgste Verschwendung hervor, und oft fehlte es im Kriege an den nöthigsten Geldern, weil man sich jene Ausgaben und Genüsse nicht versagte.

[Wir sind weit entfernt, die übeln Folgen einer solchen Verschwendung zu läugnen, allein es scheint uns nicht ganz billig, wenn Manche den Perikles für das, keineswegs in der ersten Idee liegende Uebel allein verantwortlich machen, gegen welches er bey längerem Leben gewiß am meisten selbst angekämpft haben würde. Was in monarchischen Staaten als eine unsinnige Begünstigung des Pöbels erscheinen müßte, war in Athen keineswegs so außer aller Ordnung. Behält man das Verhältniß des souverainen Volks zu seinen Cassen im Auge, läßt man sich den Grundfehler einer gänzlichen staatsrechtlichen Gleichstellung Aller gefallen; so folgt ganz natürlich, daß die Souverains in ihrem eigenen Theater auch Freybillets haben wollten. Athen war reich genug, ein Theater zu erhalten, und hätte man die Armen, welche doch nicht zahlen konnten, ausgeschlossen, so gewann man immer nichts als — Platz, woran es in den alten Schauspielhäusern nicht fehlte.

Also ging das Uebel nicht aus dem unentgeldlichen Zulassen der Aermern, sondern daraus hervor, daß diese außerhalb des Theaters in der Volksversammlung mit solchem Gewicht auftreten, und ihre Schauspiel- und Festlust auf Unkosten der Reichern und des ganzen Staats befriedigen konnten. In einer Aristokratie wäre aus dem ersten perikleischen Beschlusse nichts Erhebliches weiter gefolgt, eine ungeschlachte Demokratie mußte über das natürliche und billige Maß schnell hinausgehn. Das ist der große Ruhm des Perikles, daß er für Alles, was zur Kriegführung gehörte, eifrigst sorgte, und gleichzeitig für alle edlen und herrlichen Zwecke, welche die Menschheit durch äußere Mittel zu erreichen fähig ist. Seine Vorgänger und Nachfolger verstanden, oder wollten in der Regel nur das Eine oder das Andere, und daher ward ihm statt einer allseitigen Würdigung fast immer nur einseitiges Lob oder einseitiger Tadel zu Theil. Sollten wir kritteln, so würden wir eher in ihm eine etwas beschränkte Aengstlichkeit erblicken, als unbesonnenes, demagogisches Treiben und blindes Verschwenden. Hätten seine Nachfolger, denen er nur der Zeit nach ein Vorgänger war, das Rechte gethan, so würden sich die Veranlassungen zu Mißbräuchen nicht in nothwendige Ursachen derselben verwandelt haben, und noch weniger diese als unabänderlich erschienen seyn. Endlich gibt es allerdings eine zum Untergang führende Vernachläßigung der Kriegsmittel, aber es gibt auch eine zum Untergang führende Ueberschätzung derselben. Athen hat vielleicht Sparta um jenes Fehlers willen nicht erobert, aber er hat auf der andern Seite zu dem großen Siege mitgewirkt, den es nicht blos über Sparta, sondern über alle Länder und Völker davon getragen. Die Zeiten, wo nicht blos der Krieg ein hitziges Fieber, sondern der Frieden durch die steten, angeblich unentbehrlichen Kriegsvorbereitungen auch ein schleichendes, alle Kräfte erschöpfendes, alle andern Zwecke vereitelndes Fieber ist, mögen ihre Gesundheit und Herrlichkeit preisen; ob sie aber der Nachwelt ein Vermächtniß hinterlassen werden, so reich als das perikleische Zeitalter, das kann erst diese Nachwelt richtig würdigen und entscheiden. Zum mindesten, so scheint es uns, würde Perikles, wenn er auferstände, selbst ohne olympische Beredtsamkeit, über seine Vertheidigung hinaus, auch eine strenge Anklagerede halten können].

Die Staatsausgaben Athens lassen sich unter folgende Titel bringen:

1. Zur Befestigung und Verschönerung der Stadt.

2. Zur Erhaltung der Stadtwache, welche aus öffentlichen Sclaven gebildet war.

3. Zu Opfern, Festen und Spielen, in so weit diese nicht aus unmittelbaren Leistungen der Bürger bestritten wurden.

4. Zu öffentlichen Begräbnissen und heiligen Gesandtschaften.

5. Geldvertheilungen noch neben und außer den Schauspielen.

6. Bezahlung fürs Richten durch die Kolakreten.

7. Bezahlung an die Volksversammlung fürs Regieren.

8. Sold des Raths der Fünfhundert, der öffentlichen Redner, Gesandten, Aufseher in Jünglingsschulen, Aerzte, Sänger, Tonkünstler u. s. w.

9. Sold für das paralische und salaminische, auch im Frieden zum öffentlichen Gebrauch bestimmte Schiff.

10. Unterhaltung der Waisen, deren Väter im Kriege umgekommen, Belohnung der Kinder von ausgezeichneten Vätern, öffentliche Speisungen, Preise auf Entdeckung von Verbrechen gesetzt u. s. w.

11. Anschaffung der Kriegsvorräthe, besonders für die Flotte.

12. Unterhaltung der Friedensreiterey, als Stamm für den Krieg und zur Verschönerung der Aufzüge.

[Diese Uebersicht führt zu einigen Bemerkungen:

Erstens: die religiösen und kirchlichen Einrichtungen waren großentheils vom Staate unabhängig und auf sich selbst gegründet, welches gewiß besser ist, als wo das umgekehrte Verhältniß eintritt, und die Geistlichen und Priester in bloße Söldner des Staats verwandelt sind.

Zweytens: der Hauptfehler der Gerichtsverfassung bestand nicht darin, daß man die Richter bezahlte (was ja fast überall und ohne Schaden geschieht), sondern daß man die Theilnahme des Volks und die Zahl der Beysitzer auf eine ungebührliche Weise ausdehnte, das Rechtsprechen allmählig in die Hände der Armen, des Pöbels brachte, eigennützige Urtheile veranlaßte und Unzählige allmählig an Faulheit, anmaßliches Geschwätz und freventliche Kniffe gewöhnte. Ganz das Entgegengesetzte dieser demokratischen Volksgerichte ist unsere Einrichtung, wo blos wissenschaftliche Rechtsgelehrte untersuchen und urteln, was allerdings eben fürs wissenschaftliche Recht das Beste seyn mag, aber das Volk von aller bildenden Theilnahme entfernt, von allen Rechtsansichten entwöhnt, und die Gerichtsbehörden und Richter nicht als hülfreiche Beystände, sondern als habsüchtige Gegner der Menge erscheinen läßt. Gewiß stand die altdeutsche Einrichtung, welche wissenschaftliche Richter mit den, nicht aus den Hefen des Volks, sondern aus den rechtlichsten Männern genommenen Schöppen verbindet, in der glücklichsten und gesundesten Mitte.

Drittens: die Bezahlung der in den Volksversammlungen Regierenden, werden Freunde der Demokratie nicht anstößiger finden, als Freunde der Monarchie die sogenannten Civillisten; doch folgt daraus, so wie aus manchem bereits erwähnten Umstande, daß die Demokratie keineswegs eine so wohlfeile Verfassung ist,

als Einige glauben, und daß viel bewilligen und verschwenden, auch dort leichter und gewöhnlicher war, als wenig erheben und gut wirthschaften.

Viertens. Die Kosten der Kriegsmacht im Frieden waren höchst unbedeutend, ohne welchen außerordentlich wichtigen Vortheil das Geld zu so vielen andern lobens- oder tadelnswerthen Ausgaben noch schneller gefehlt haben würde. Und mit diesem finanziellen Vortheil stand ein anderer, vielleicht noch größerer in nothwendiger Verbindung: daß nämlich die Gefahr eines falschen Uebergewichts, oder gar einer Herrschaft von bloßen Soldaten, gar nicht eintreten konnte].

Das Landheer ward eigentlich nur aus Bürgern gebildet, wobey jeder nach Maßgabe seiner Classe als Reiter, Schwerbewaffneter oder Leichtbewaffneter eintrat. Allmählig aber nahm man Schutzverwandte, wenn auch nicht unter die Reiter, doch unter die Schwerbewaffneten auf, und nach dem sicilischen Unglück und dem Erlöschen so vieler alten Geschlechter, finden wir Fremde, Ueberläufer, selbst Verbrecher im Heere, mit dem natürlichen Gefolge von entbehrlichem Gepäck und schädlichen Nachzüglern. Auch die Bundsgenossen, ob sie sich gleich eigentlich vom Kriegsdienste losgekauft hatten, wurden, so weit es die Verhältnisse erlaubten, dazu wieder angezogen. Seit dem Perikles besoldete man die Krieger, und rechnete dabey auf einen Schwerbewaffneten mit Einschluß der Verpflegung täglich etwa vier Obolen, und auf einen Reiter das Dreyfache. Sechs Obolen machte eine, auf fünf Groschen zehn Pfennige berechnete Drachme. Doch sanken oder stiegen natürlich diese Kosten und der Schiffssold nach Maßgabe günstiger oder ungünstiger Verhältnisse; ja in spätern Zeiten ward der Landsold nicht, wie man erwarten sollte, theurer, sondern wohlfeiler, weil man die Bürger zu Hause ließ, sich mit schlechter verpflegten Söldnern begnügte und an unbeschäftigten Leuten in Hellas kein Mangel war. — Auf der Flotte dienten wenig Bürger aus den obern, mehr aus den untern Classen; der größte Theil der Bemannung bestand aus Schutzverwandten; und auch Sclaven wurden als Ruderer nicht verschmäht. In einem dreyrudrigen Schiffe befanden sich etwa zweyhundert Menschen, und unter ihnen im Durchschnitt hundert und vierzig, nicht ganz unbewaffnete Ruderer; die Uebrigen waren Schiffssoldaten, Beamte, Diener, Köche u. s. w. Mit dem Frieden hörte die Besoldung der gemietheten Mannschaft auf.

[Der Grundsatz, daß jeder Einwohner zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sey, stand also in Athen fest: aber man reichte damit (ungeachtet der sehr verständigen, anderwärts keinesweswegs immer beobachteten Abstufungen der Pflicht) nicht aus,

sobald der Staat sich auf eine kriegerische Höhe hinaufgeschroben hatte, welche zur natürlichen Grundlage in keinem richtigen Verhältniß stand. Auch hier entstand das Uebel nicht aus dem Besolden der Krieger, vielmehr wäre der unbesoldete Kriegsdienst die härteste einseitigste Steuer gewesen; sondern das Uebel entstand aus der allmähligen Entwöhnung der Bürger von persönlichem Kriegsdienst, oder in der letzten Wurzel, aus den fast ununterbrochenen heillosen Kriegen selbst. Höchstens ließe sich die Frage aufwerfen, ob man ohne die eingeführte Besoldung weniger gekriegt hätte, oder der Staat schneller untergegangen wäre]?

Zur Uebersicht der athenischen Einkünfte dient Folgendes:

Grund- und Hauptsteuern von vollem Eigenthume wurden nicht erhoben; doch gabs in gewissem Sinne getheiltes Eigenthum, wo man dem Staate oder den Tempeln, von Triften, Forsten, Häusern, Aeckern, Gewässern u. s. w. Zins oder Zehnten gab. Ferner finden sich Einnahmen von Staats- und eingezogenen Gütern, Bergwerken, Zöllen, Gewerbs- und Verzehrungssteuern, Personensteuern von Fremden und Sclaven, Straf- und Gerichtsgelder, Zins von den Bundesgenossen, endlich unmittelbare Leistungen oder Liturgien. Alle heiligen und Staatsgüter waren in Zeit oder Erbpacht ausgethan. Jene bewilligte man gewöhnlich dem Meistbietenden, welcher zugleich sachliche Bürgschaft leisten oder Bürgen stellen konnte. Die Bergwerke, unter denen die thracischen und die Silbergruben bey Laurium vorzügliche Erwähnung verdienen, betrieb der Staat nie auf eigene Rechnung, sondern überließ das Recht, sie zu bebauen, unter gewissen Beschränkungen an Einzelne, welche dafür ein bestimmtes Angeld und ein Vierundzwanzigstel des Ertrags als fortlaufende Abgabe bezahlten. Nur Bürger und Isotelen, das heißt, gleichbesteuerte Schutzverwandte, wurden zu dieser Unternehmung zugelassen; die Handarbeit geschah durch Sclaven. — Bey den in der Regel verpachteten Zöllen lassen sich unterscheiden:

1. Markt- und Verkaufsgelder, die man hauptsächlich von Fremden erhob.

2. Ein- und Ausfuhrzölle, im Durchschnitt zwey vom Hundert des Werths.

3. Der Hafenzoll ohne Rücksicht auf die Ladung.

4. Der an die Stelle des erlassenen Zinses tretende Zwanzigstel, welchen man in den Ländern der unterwürfigen Verbündeten von der Ein- und Ausfuhr erhob. — Wer mit Abgaben in Rest blieb, zahlte das Doppelte, ja bey längern Zögerungen trat Ehrlosigkeit in gewissen Abstufungen ein, oder das ganze Vermögen verfiel dem Staate. — Hurensteuer ward auf höchst unanständige

Weise sogar von Männern erhoben, und von dem Agoranomen der Preis bestimmt, den jene von ihren Kunden nehmen durften.

Die Gerichtsgelder erscheinen besonders in der Zeit wichtig, wo man die Bundesgenossen zum Theil aus Eigennutz zwingen konnte, in Athen Recht zu nehmen. Hieher gehören:

Die Prytaneien, welche beyde Parteyen nach Maßgabe einer Abschätzung beym Anfange des Prozesses niederlegten, und zwar gab jeder Theil von einem Streite über 100 bis 1000 Drachmen, drey Drachmen; über 1001 bis 10,000 Drachmen, dreyßig Drachmen. Wer den Prozeß verlor, verlor nicht allein seinen Einsatz, sondern mußte anch dem Gegner die zweyte, ebenfalls dem Gericht verbleibende Hälfte ersetzen. Solche Prytaneien wurden aber nur bey Privatklagen und von Gegenständen erhoben, welche eine Abschätzung in Gelde zuließen; war dagegen das Letzte unmoglich oder die Klage öffentlicher Art, so zahlte man nur eine ganz unbedeutende Summe, die Parastasis, als Zeichen daß man sich auf den Prozeß wirklich einlasse. Dagegen verfiel derjenige, welcher bey einer öffentlichen Anklage nicht den fünften Theil der Stimmen erhielt, in tausend Drachmen Strafe, und wer aus dem Gewinn einer solchen öffentlichen Klage etwa Vortheil an Strafen oder Bußen zog, zahlte auch Prytaneien. Diese, so wie die Parastasis, dienten zum Lohn der Richter und zur Speisung im Prytaneion, wo ursprünglich Klagen angenommen und eingeleitet wurden. Zu gleichen oder ähnlichen Zwecken verwandte man vielleicht eine Art von Succumbenzgeldern bey Appellationen, Strafen, wenn jemand eingezogene Güter in Anspruch nahm, und nicht obsiegte u. s. w. Alle diese Gebühren und Strafen wurden aufs strengste beygetrieben, ja über den Erlaß öffentlicher Schulden durfte gar keine Verhandlung eröffnet werden, ohne Beystimmung einer Volksversammlung von sechstausend Athenern. — Bey vielen Vergehen, bey Mord, Verrath, Verbannung (nicht aber beym Ostracismus) erkannte man auf Einziehung des Vermögens; woraus für Richter und Familien die gewöhnlichen Nachtheile eintraten, ohne daß der Staat davon zuletzt Vortheil hatte. In der Regel ward nämlich das Eingezogene ihm wieder entzogen und vergeudet, welches, den unschuldigen Verwandten unter den allgemeinen Verpflichtungen belassen, gewiß mehr eingebracht hätte.

Der Zins von den Bundesgenossen bildete eine Haupteinnahme Athens, aber sie war weder immer gleich groß noch das Verhältniß der Bundsgenossen überhaupt immer dasselbe. Anfangs blieben diese ungeachtet jener Zahlung frey, dann geriethen die meisten allmählig durch Scheu vor dem Kriegsdienst, durch Ohnmacht, Empörung oder athenische Willkür in größere Abhängigkeit, so daß beym Anfange des peloponnesischen Krieges nur Chios,

Mytilene und Methymnä noch selbstständig erscheinen. Der Zins ward mittlerweile nicht allein gesteigert, sondern auch Kriegsdienst, welchen man damit abkaufen gewollt, in Natur verlangt, und die Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten, wenigstens in höherer Stelle, nach Athen verlegt. Diese Strenge führte zu Abfall und Krieg, und der Krieg endete entweder mit der Selbstständigkeit der Abgefallenen, und dem Verlust allen Zinses, oder, mit völliger Unterjochung und grausamer Bestrafung. Die hierbey eingezogenen Grundstücke vertheilte man nicht selten an Athener, welche in enger Verbindung zum Mutterstaate blieben, den Kriegsdienst, und damit kein Ausfall entstehe, auch wohl den alten Zins übernahmen. Die spätere, Ol. 100, 4. gegründete Bundsgenossenschaft ging von mildern gleichmäßigern Grundsätzen aus, verfiel aber bald in ähnliche Mißbräuche, und nahm dann ohne dauernden Vortheil für Athen ein Ende.

[Wir beschränken die bey Betrachtung der Einnahmen Athens sich darbietenden Bemerkungen auf folgende:

1) Der Verfasser widerspricht der Ansicht Schneiders, welcher den Zwanzigstel für ein erhöhtes Hafengeld, und Manso's, welcher ihn für einen erhöhten athenischen Zoll hält, und könnte seine Ansicht: er sey ein in den Ländern der unterwürfigen Verbündeten erhobener Ein- und Ausfuhrzoll gewesen, noch damit unterstützen, daß man zur Erhebung dieses neuen, gewiß verpachteten Zolles, keine neuen Beamten brauchte, sondern die bisher den Zins-Einziehenden, auch zur Beytreibung der Zollpacht genügten. Allein so triftig auch die Gründe des Verfassers sind, so bleiben dennoch aus Mangel vollständigerer Nachrichten manche Zweifel übrig. Athen wollte durch die Verwandlung der unmittelbaren Steuer in einen Zoll, nach den ausdrücklichen Worten des Thucydides (VII, 28.) gewinnen; aber welche Schwierigkeit mußte es haben, in dem Augenblick, wo man nicht einmal offenen Abfall mancher Bundsgenossen verhindern konnte, den hierdurch und durch den Krieg entstehenden Mangel den übrigen Verbündeten aufzulegen, und obendrein das einfache Steuersystem in ein weit verwickelteres, in der Regel überall Gehaßiges zu verwandeln? Sollten ferner die Athener in dieser Noth nicht zunächst ihre einheimischen Zollsätze erhöht, und wenigstens den Schein gleicher und erneuter Anstrengung erweckt haben? Endlich ist es nie gerathen, in Fällen wo man schleunig Geld bedarf, ein geordnetes Steuersystem umzuwerfen, und ein ganz neues einzuführen, statt jenes etwas strenger zu behandeln. Freylich wissen wir nicht genau, wie die einzelnen Bundsgenossen den Zins für Athen aufbrachten, daß es aber wohl nicht durch Zölle geschah, zeigt jene Aeußerung des Thucydides. Aus diesen und

andern verwandten Gründen möchten wir bezweifeln, daß jener Plan schnell und wirksam, und dauernd zur Ausführung gekommen sey.

2) Das System öffentliche Güter zu verpachten, und nicht auf Rechnung bewirthschaften zu lassen, verdient in jedem größern Staate den Vorzug; auch vertragen sich Domainen, troz aller Einreden, sehr wohl mit jeder Form der Verfassung. Mehr laßt sich aber mit Recht gegen das Verpachten aller andern unbestimmten Einnahmen anführen, ob es uns gleich scheint, als habe die Verwaltung derselben durch eigne Beamte, in Demokratien größere Schwierigkeiten, als in Monarchien. Ueberhaupt tritt die Staats- und Geldwirthschaft in jener Zeit weniger heraus, und deshalb reihen sich an die niedrigen Steuern mehrere unmittelbare Leistungen an.

3) Man hat den Athenern die allmählige Erhöhung des Zinses von den Bundsgenossen fast allgemein zum Vorwurf gemacht, aber mit Unrecht; denn da der Geldwerth in noch größerm Verhaltniß gesunken war, so kann jene angebliche Erhöhung der Wahrheit nach nicht als eine solche betrachtet werden. Eben deshalb und bey den auch für Athen sich ungeheuer mehrenden Kriegslasten, konnte man diese nicht als gänzlich abgekauft betrachten, ohne die Billigkeit zu verletzen, und das ganze Verhältniß zwischen Athen und den Bundsgenossen aufzuheben. Vielmehr lag der Fehler darin, daß die Zwecke derselben nicht, wie zur Zeit der persischen Kriege, schlechthin zusammen fielen, sondern mit frevelhafter Grausamkeit eine äußere Uebereinstimmung bey innerlicher Spaltung erzwungen wurde. Endlich finden wir hier, wie in fast allen Republiken, ein unbegreifliches Ungeschick, für Bundsgenossen die natürliche staatsrechtliche Stellung aufzufinden. Wenn in Monarchien neugewonnenen Landschaften nicht mehr Rechte eingeräumt werden, als alten, nämlich keine, so erscheint dies so ziemlich folgerecht, und ist kein Gegenstand der Verwunderung; wenn aber Republiken, die eroberten oder frey sich anschließenden Länder von allen Staatsrechten ausschließen, so ist dies folgewidrig und doppelt beleidigend. Hätte Athen statt seiner unbegrenzten Herrschsucht nachzugeben, einen echten Bund, eine Föderation gebildet, es wäre für alle Theile heilsamer gewesen, und auf ähnliche Weise hätte Rom die zerstörenden Kriege wider die Bundsgenossen vermieden. Aber wir dürfen jene Alten kaum tadeln, weil ja selbst da, wo Staatenbündnisse vorhanden waren, wie in der Schweiz und den Niederlanden, für die Unterworfenen das richtigste Verhältniß nicht gefunden, oder verweigert wurde].

Die unmittelbaren Leistungen oder Liturgien hatten ihre gute

und ihre böse Seite. Zu jener gehört der dadurch entstehende Wetteifer, die ersparten Kosten der Hebung und Haushaltung, das Umgehn eigennütziger Lieferanten u. s. w., zu dieser dagegen: wechselseitiges Ueberbieten bey unnützen Gegenständen, schädlicher Aufwand, ungleiche Vertheilung, und die häufige Verbindung mit volksverführenden Mitteln und Zwecken u. s. w. Niemanden sollten zu gleicher Zeit zwey Liturgien aufgelegt werden, und in der Regel zwischen einer und der andern ein gewisser Zeitraum verfließen.

Die Choregie übertrug der Stamm nach einer gewissen Ordnung an Einzelne, welche über drey Talente im Vermögen hatten. Der Chorege sorgte für den Chor in den tragischen, komischen und satyrischen Spielen, für die lyrischen Chöre der Männer, Tänzer, Knaben, Flötenspieler u. s. w. Er bezahlte deren Lehrer, Schmuck, Kleidung und Kränze, er sorgte für den nöthigen Platz, wo die Uebungen vorgenommen werden konnten, und gab den Choristen während dieser Zeit zu essen. Dagegen hatte er mit den Schauspielern nichts zu thun, bestritt auch (denn jene Ausgaben waren hoch genug) nicht den ganzen Aufwand der Darstellung, sondern der Staat, und der Theaterpächter, welcher das Eintrittsgeld erhielt, trugen hierzu bey.

Die Gymnasiarchie verpflichtete Sold, Nahrung, Oel ꝛc. für die Kämpfer bey den öffentlichen Spielen herbeyzuschaffen, die Estiasis bestand in der Ausrichtung von gewissen Stammfesten.

Wichtiger als diese Liturgien, waren die außerordentlichen Vermögenssteuern und die Trierarchie. Von der letzten läßt sich erst sprechen, wenn man die ersten genauer betrachtet hat. Zur Deckung mancher außerordentlichen Bedürfnisse waren gewisse Mittel gesetzlich und herkömmlich, andere dagegen gaben Veranlassung zu außerordentlichen Maßregeln, welche immer an das Vermogen gingen, es sey nun unmittelbar durch Zahlung, oder mittelbar durch Leistung.

In den ältern Zeiten, und unmittelbar vor dem peloponnesischen Kriege, hatten die Athener keinen Grund Vermögenssteuern auszuschreiben, und während der ersten glücklichen Jahre jenes Krieges bestritten sie die Ausgaben aus dem Schatze, und dem Zinse der Bundsgenossen. Die Belagerung von Mytilene (Ol. 88, 1.) veranlaßte aber wahrscheinlich die erste außerordentliche Vermögenssteuer, welche dann später Behufs des Krieges öfter ausgeschrieben ward, und alle Bürger ohne Ausnahme, selbst Waisen und Trierarchen traf.

Bey dieser Gelegenheit tritt die allgemeine Frage nach dem Volksreichthum hervor, deren Beantwortung nicht bloß aus Mangel an Quellen, sondern auch darum sehr schwierig ist, weil man

sich im Alterthum weniger als in unsern Tagen darum bekümmerte, oder durch künstliche Mittel darauf einzuwirken suchte. Ohne Zweifel war indessen das Vermögen während der bessern Zeiten Athens ziemlich gleich vertheilt, und großer Reichthum fast so selten als drückende Armuth: später dagegen bleibt die gewöhnliche Klage nicht aus, daß sich Grundbesitz und bewegliche Güter auf schädliche Weise in den Händen von Einzelnen anhäuften. — Nach der solonischen Klasseneintheilung, welche sich hauptsächlich auf Kriegspflichtigkeit, unmittelbare Leistungen und Regierungsrechte bezog, sind Steuern wohl nur äußerst selten erhoben worden. Wenigstens konnten diese in spätern Zeiten unmöglich allein das Grundeigenthum treffen, und das bewegliche Gut, das Gewerbe u. s. w. übergehen; auch ist seit Euklid (Ol. 94, 2.) von jenen alten Klassen gar nicht mehr die Rede, und ihre staatsrechtliche Bedeutung hörte im Grunde schon mit dem Augenblick auf, wo die geringste Schätzung nicht mehr von den höchsten Aemtern ausschloß.

Den Vermögenssteuern lag natürlich eine Selbstschätzung zum Grunde, aber die Mittel, sie zu berichtigen und die Verhehlung der Wahrheit zu bestrafen, waren nicht vernachläßigt. So entstand allmählig ein Heberegister nach den Gauen, und ein allgemeines Vermögenscataster, welches wahrscheinlich nach zwey bis vier Jahren wenigstens in seinen beweglichen Theilen berichtigt wurde. Nun steuerte aber nicht jede Art des Vermögens gleich viel, auch trat ein anderer Satz ein, wenn sich großes Gut in einer Hand beysammen, ein anderer, wenn es sich in sehr kleine Theile vertheilt fand; deshalb mußte, wie besonders aus der Schätzung zur Zeit des Archon Nausinikos (Ol. 100, 3.) hervorgeht, Dreyfaches ermittelt werden:

1) Das Vermögen überhaupt,

2) derjenige Theil, welcher davon steuerpflichtig seyn sollte, oder das Steuerkapital, der Schätzungsanschlag,

3) die Abgabe von dem steuerbaren Kapital.

Das steuerbare Kapital war in der höchsten Klasse nur der fünfte Theil des gesammten Vermögens, und mochte in den untersten Klassen nicht den zehnten Theil desselben übersteigen. Wiederum betrug die Abgabe in der höchsten Klasse nur fünf vom Hundert des steuerpflichtigen Kapitals, oder eins vom Hundert des ganzen Vermögens, und diese geringe Steuer sank noch in den untern Klassen. Ob sie aber nicht durch öftere Erhebung in kurzen Fristen mag drückender geworden seyn, ist schwer zu entscheiden; doch findet sich, daß Demosthenes in zehn Jahren nur ein Funfzigstel seines Vermögens, oder zwey vom Hundert einzahlte. Bedenkt man ferner, daß sich dies Vermögen bey guter Verwal-

tung zu zehn vom Hundert verzinsete, so gab er eigentlich im Verhältniß zu unserm Zinsfuß, binnen zehn Jahren nur eins vom Hundert seines Vermögens. Obgleich hierdurch das Geschrey wegen übertriebener Steuern widerlegt wird, so darf man doch die unmittelbaren schweren Leistungen nicht vergessen, wenn man einen vollen Ueberblick erhalten will.

Unter Nausinikos wurden zwanzig Symmorien für die Vermögenssteuern eingeführt, welche von den später eingeführten Symmorien für die Trierarchen verschieden sind. Jenes waren Genossenschaften, deren jede einen gleichen Antheil von dem allgemeinen Schätzungskapital in sich begriff, und an deren Spitze zuerst dreyhundert der Reichsten standen, dann noch dreymal dreyhundert, oder zusammen zwölfhundert Wohlhabender, welche das Ganze leiten, vertreten, und oft auch wohl vorschießen mußten. Dennoch soll die Last der Symmorien von den Reichern oft in schwererm Verhältniß auf die Aermern gewälzt worden seyn. Wie sich die nach den Gauen gehobenen Steuern, und die steuerpflichtigen Gemeindegüter zu diesen Genossenschaften verhielten, läßt sich nicht genau angeben. —

Die Leistungen und Steuern der Schutzverwandten waren von den bürgerlichen getrennt, und gewiß verhältnißmäßig nicht geringer; doch scheint man jene Personen nie zur Trierarchie und Gymnasiarchie angezogen zu haben. Die Isotelen konnten Grundeigenthum besitzen, und standen in Ansehung der Abgaben den Bürgern ganz gleich; allein sie hatten keinen Sitz in den Gerichten, kein öffentliches Stimmrecht, waren weder in Stämme, noch Gaue, noch Geschlechter eingeschrieben, und der Gerichtsbarkeit des Archon Polemarchos nach Weise anderer Fremden unterworfen.

Unter allen unmittelbaren Leistungen war die Trierarchie, welche die Rüstung der Kriegsschiffe betraf, die wichtigste, und das Gute und Böse solcher Einrichtungen zeigte sich hier am schärfsten und folgereichsten. Einer Seits entstanden nämlich für den Staat große Vortheile durch den Wetteifer, anderer Seits große Nachtheile durch die Saumseligkeit. Zur Erhöhung jenes Wetteifers belohnte man den, welcher sein Schiff zuerst vom Stapel brachte, mit der trierarchischen Krone, und strafte die Säumigen mit der schon erwähnten Strenge. Nach einem Jahre wechselten die Trierarchen, und waren dann auf zwey Jahre von einer neuen Uebernahme dieser Last befreyt. Trat aber jemand zu spät in die Reihe, oder konnte er das etwa abwesende Schiff nicht mit dem Anfange des Jahres übernehmen, so mußte er seinem Vorgänger die berechneten Mehrkosten ersetzen. Ganz frey von der Trierarchie war niemand, dessen Vermögen dazu hinreichte, ausgenom-

men die neun Archonten; unter gewissen Bedingungen waren davon frey, Waisen, Erbtochter, Gemeindevermögen, wobey man wohl die persönliche Unfähigkeit mitzuwirken, vorzüglich berücksichtigt hatte. Der Trierarch mußte Rechnung ablegen, nicht allein in wie fern er von seinem Vermögen das Vorgeschriebene geleistet, sondern auch in so fern er vom Staate Geld und Geldeswerth zur Verwaltung empfangen hatte. Von jeher lieferte der Staat das Schiff, und nur einzelne reiche Personen hielten sich eigne Trieren zum eigenen Gebrauch, zum Kapern oder zum Verkauf. Während des peloponnesischen Krieges gab der Staat den Rumpf und den Mast des Schiffes, den Sold und die Verpflegung, wogegen der Trierarch alles übrige Geräthe herbeyschaffen, und das Schiff im Stande halten mußte. Das Letzte verursachte bey langen Reisen und schadhaften Schiffen sehr bedeutende Ausgaben. Die Veränderungen in den trierarchischen Verpflichtungen betrafen nur die Lieferung des Geräthes, die Zusammenbringung der Mannschaft und die Vertheilung der Last selbst. Lange Zeit war für jedes Schiff nur ein Trierarch, dann verstattete man, daß sich zwey darein theilten. Um die fast immer sehr mangelhaften Grundsätze der Herbeyziehung zu verbessern, entstanden um Ol. 105, 4. die trierarchischen Symmorien.

Zwölfhundert der Reichsten waren in zwanzig Symmorien vertheilt, und dreyhundert unter ihnen bildeten wiederum einen engern leitenden Ausschuß. Jetzo traten zwar mehr oder weniger Mitglieder zur Stellung eines Schiffes zusammen, aber die den Vorschuß leistenden Reichen zogen denselben oft ganz von den Aermern wieder ein, ohne selbst etwas zu tragen; oder Alle zahlten gleichmäßig nach der Kopfzahl, und nicht verschieden nach dem Vermögen. Zur Abstellung dieser Mißbräuche setzte Demosthenes folgendes Gesetz durch: die Trierarchen werden nach Verhältniß des Schätzungskapitals herangezogen, und von zehn Talenten desselben wird eine Triere ausgerüstet. Die, welche weniger Vermögen besitzen, treten in Gesellschaften zusammen, bis ihr Schätzungskapital zehn Talente beträgt, und die Verpflichtung der Reichern steigt nach Maßgabe ihres größern Schätzungskapitals bis auf drey Trieren und ein Hülfsboot, niemals aber höher. Wenn also die obige Schätzung des Nausinikos noch zum Grunde lag, so rüstete man von funfzig Talenten Vermögen, oder zehn Talenten Schätzungskapital ein Schiff. Den Aermern, welche nunmehr nach Verhältniß ihres Vermögens beytrugen, war durch diese demosthenische Einrichtung sehr geholfen, und nicht minder dem Staate, weil kein Reicher mit geringem Beytrage mehr durchschlüpfen konnte. Sonst stand es hier auch noch frey, ungerechtem Drucke durch den, freylich höchst unbequemen

und weitläuftigen Vermögensumtausch zu entgehen, wobey (Bergwerke allein ausgenommen) unbewegliches und bewegliches Vermögen mit allen Forderungen, Lasten und Schulden überging.

Trotz aller dieser Hülfsmittel waren die Athener oft in großer Geldverlegenheit, und persische Hülfsgelder, Beute, Kriegssteuern u. s. w. brachten ihren Gegnern fast noch öfter Vortheil, als ihnen. Seit der Niederlage bey Aegespotamos hört man von keinem Schatze, von keinem vorsorglichen Plane mehr, und den Lykurg etwa ausgenommen, scheint Niemand die Mängel der Finanzverwaltung gründlich eingesehen, und ihre Abstellung eifrig bezweckt zu haben. Deshalb kam es dahin, daß Athen zuletzt bey den Königen bettelte, und von den Geschenken zehrte, welche diese der Stadt ihres alten Ruhmes halber bewilligten. Sonst fehlte es in Hellas auch nicht an wunderlichen, und an frevelhaften Mitteln und Auswegen, um sich Geld zu verschaffen (weshalb manche nachahmende Finanzliebhaber das zweyte Buch der Oekonomik des angeblichen Aristoteles fleißig lesen sollten, oder vielleicht gelesen haben), nur von Anleihen ist fast gar nicht die Rede. Dazu trug neben andern Gründen gewiß die Höhe des Zinsfußes bey; denn während man Grundstücke schon zu acht bis zwölf vom Hundert nutzte, gab man in der Regel zwölf bis achtzehn vom Hundert an Zins; ja dieser stieg bey außerordentlichen Fällen bis zu sechs und dreyßig vom Hundert. Als Ursachen dieser Erscheinung lassen sich aufzählen: die Mängel der Gerichtsverfassung und Schuldgesetze, die oft gewaltsame Behandlung der Geldschulden, welche selbst Solon nicht scheute, der Mangel an Gelde und die starke Nachfrage, der Wucher und die Erlaubniß jeden Zinssatz zu nehmen.

[Aus dem Ausgesprochenen und Angedeuteten gehn die Mängel der athenischen Einrichtungen klar genug hervor; um aber doch nicht überall zu tadeln, bemerken wir: 1) Wenn ein Staat außerordentliche Bedürfnisse schnell befriedigen will, so wird er, wie Athen, in der Regel seine Zuflucht zu Vermögens- und Einkommensteuern nehmen müssen; aber alle regelmäßigen Bedürfnisse für immer auf diese Weise, oder durch eine noch mehr mechanische Klassensteuer decken zu wollen, ist ein von der Oberfläche abgeschöpfter, scheinbar einfacher, und zuletzt doch unausführbarer Einfall. 2) Den größten Mangel werden diejenigen Finanzmänner, welche à la hauteur du siècle stehn, darin finden, daß Athen das Anleihesystem nicht ausbilden wollte oder konnte; wir sind aber nicht dieser Meinung! Denn ob wir gleich sehr gut wissen, daß in entscheidenden Augenblicken der Staat lieber Schulden machen, als untergehn soll, so scheint uns doch die Theorie, welche Schulden als Reichthum darstellen, in Reichthum ver-

wandeln will, ein leeres, sophistisches Geschwätz, in Vergleich mit welchem der alte hausväterliche Satz: wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Umstände, viel mehr wahre Weisheit enthält. Manche werden zwar einwenden: es könne nur einzelnen Thoren einfallen, Schulden als etwas unbedingt Gutes darzustellen, wohl aber sey es ein relatives Glück, Schulden im Fall der Noth machen zu können, die man ja auch sobald als möglich bezahlen wolle. Dieser Berichtigung treten wir gern bey, aber sie greift das Uebel nicht in der Wurzel an, ja sie kennt das Uebel nicht einmal. Es ist hier keineswegs von einer einzelnen Erscheinung, von einem durch darnebenstehende Besserungsmittel leicht vertilgten, oder gar überbotenen Mißverhaltniß, sondern von einem Uebel die Rede, welches die Staaten wie die Einzelnen ergriffen hat, überall öffentlich oder insgeheim mit unermeßlicher Macht und Eile fortwirkt, die Ansichten und das Thun der Gegenwärtigen mit den Ansichten und den Thaten unserer Vorfahren in schroffen Widerspruch stellt, und den Fluch unserer Kinder auf uns laden wird, wenn uns die Schuppen nicht bald von den Augen fallen. Was thaten unsere Vorfahren? sie verzehrten nicht die ihnen hinterlassenen Güter, ja nicht einmal deren laufende Einnahmen, sondern hielten es für ihre Pflicht und ihren Ruhm, einen Theil derselben in etwas Bleibendes, Früchte tragendes, Erzeugendes zu verwandeln; wir dagegen verzehren nicht blos die Einnahmen auf eine Weise, welche keine Spur zurückläßt, sondern vergeuden auch das empfangene Kapital; wir vergeuden nicht blos das empfangene Kapital, sondern wir benutzen auch gierig die neu erfundenen gerühmten Kunststücke, wodurch man selbst diejenigen Kapitale, welche etwa die Nachkommen erzeugen könnten, schon im Voraus ungefährdet verzehren kann. Bleibe man doch ja mit dem flachen Einwande zu Hause, als legten wir zu viel Gewicht auf das schlechte Geld und Geldwesen; es ist hier nicht von bloßem Gelde die Rede, sondern von dem unendlichen Reichthum, den unsere Vorfahren durch ihre Weisheit und treue Vorsorge erzeugten, der Europas Bildung und Größe, und guten Theils alles das begründet hat, was wir an der neuen Gestaltung der Menschheit so gern zu rühmen pflegen. Der Gelehrte strebt jetzo nicht darnach, einem Werke die höchstmögliche Vollendung und Dauer zu geben, sondern zersplittert seine Kräfte in Erzeugnissen, welche der Augenblick erzeugt, wie zerstört. Der Bürger lebt jetzo nur zu oft unbekümmert von der Hand in den Mund, und wenn er kaum der nächsten Verwandten und Erben gedenkt, wie könnte da noch von bürgerlichen Stiftungen und Vermächtnissen die Rede seyn. Statt der sinnvollen Anhänglichkeit des Adels an das freye Gut, welches er verbessert und verschönert

seinen Kindern und Kindeskindern hinterließ, finden wir wucherliches Kaufen und Verkaufen, welches zuletzt immer mit Schulden und einer innerlichen und äußerlichen Jämmerlichkeit endet, die man durch Vornehmthun nicht verdecken kann. Das persönliche Verhältniß zu den Unterthanen hat sich nicht veredelt, wie zu wünschen war, sondern in ein blos sachliches verwandelt. Die großen Besitzungen der herrschenden Familien sind in den allgemeinen Staatstiegel geworfen und verflüchtigt, und jene Herrschenden würden, im Fall einer größern Umwälzung, noch ärmer und eigenthumsloser als die ärmsten ihrer Unterthanen aus dem Lande fliehen müssen! Was Jahrhunderte für Kirchen und Schulen, Kranken- und Waisenhäuser, für fromme Stiftungen vielfacher Art allmählig sammelten und verwendeten, hat dies eine Geschlecht mit einem Male den Begierden des Tages geopfert, und sich dieser Weisheit noch gerühmt; oder in eigennütziger Großmuth geprahlt: ich will nichts erben, aber auch nichts hinterlassen. Aber die Folgen brechen schon jetzo schwer herein, und die, selbst ohne Rücksicht auf Herstellung des Zerstörten unmäßig anwachsenden Lasten und Steuern, zeigen Allen auf sehr empfindliche Weise, was es heiße: der Tag allein solle den Tag ernähren.

So tief und ernst nun auch unsere Ueberzeugung von dieser dunkeln Seite der Gegenwart ist, so verehren wir doch gern das viele Gute ihrer lichten Seiten, und stimmen, ohne mit uns selbst in Widerspruch zu gerathen, im Ganzen folgender Schlußbetrachtung des Verfassers bey:

»Wir verkennen nicht das Große und Erhabene in der Geschichte der Hellenen: wir geben zu, daß manches besser war als in unsern Staaten, besser als in dem bis zum Abscheu verderbten Römischen Reich, in dem knechtisch niedergebeugten Morgenlande; aber vieles war auch schlechter als das Unsrige. Nur die Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Alterthum; die Lobpreisung des Vergangenen und Unzufriedenheit mit der Mitwelt ist häufig blos in einer Verstimmung des Gemüthes gegründet, oder in Selbstsucht, welche die umgebende Gegenwart gering achtet, und nur die alten Heroen für würdige Genossen ihrer eingebildeten eigenen Größe hält. Es gibt Rückseiten, weniger schön, als die gewöhnlich herausgekehrten; betrachtet das Innere des Hellenischen Lebens im Staate und in den Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen, zu welchen Athen ohne allen Zweifel gerechnet werden muß, ein tiefes sittliches Verderben bis ins innerste Mark des Lebens eingedrungen finden. Wenn ihre freyen Staatsformen, und die kleinen unabhängigen Massen, in welche die Völker zersplittert waren, das Leben tief und mannigfach aufregten, wur-

den sie zugleich Anlaß unzähliger Leidenschaften, Verwirrungen und Bosheiten: und rechnet man die großen Geister ab, die in der Tiefe ihres Gemüthes eine Welt einschließend, sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüte der Freyheit unglücklicher als die meisten glauben; sie trugen den Keim des Unterganges in sich selbst, und der Baum mußte umgehauen werden, als er faul geworden. Die Bildung größerer Staatenmassen in Monarchien, worin den Leidenschaften Einzelner ein geringerer Spielraum vergönnt, eine größere Festigkeit der Regierungsgrundsätze möglich gemacht, und mehr Sicherheit von außen und Ruhe von innen gegeben ist, erscheint als ein wesentlicher Fortschritt des gebildeten Menschengeschlechtes, wenn anders jenes rege Leben des Einzelnen, jene Freysinnigkeit und Großherzigkeit, jener unversöhnliche Haß gegen Unterdrückung und Knechtschaft und Willkür der Machthaber, die den Hellenen auszeichneten, uns nicht fremd bleiben, sondern mit freudigem Aufschwung sich erheben und befestigen wird. Wenn aber dieser Stamm verdorrt, wird die Axt auch an seine Wurzel gelegt.«

Wir würden uns hier von dem vortrefflichen Werke trennen, wenn uns nicht folgende inhaltsreiche Worte der Vorrede noch zu einigen Bemerkungen aufreizten: »Die Kunde der Hellenischen Alterthümer steht noch in ihren Anfängen; großer Stoff ist vorhanden, die Meisten wissen ihn nicht zu gebrauchen. Wenige Gegenstände sind genügend abgehandelt, weil wer Einzelnes einigermaßen erschöpfen will, das Ganze kennen muß: ein Entwurf des Ganzen, mit wissenschaftlichem Geiste und umfassenden Ansichten gearbeitet, und nach festen Begriffen geordnet, nicht wie die bisherigen ein roher und unzusammenhängender Wust, nicht von einem Zusammenträger, sondern einem Forscher und Kenner, ist um so mehr ein Bedürfniß des gegenwärtigen Zeitalters, je mehr sich die Masse der Alterthumsgelehrten, der jüngern vorzüglich, in einer an sich keineswegs verächtlichen, aber meist auf das Geringfügigste gerichteten Sprachforschung, und kaum mehr Wort- sondern Silben- und Buchstabenkritik selbstgenügsam gefällt, bey welcher die echten Philologen früherer Jahrhunderte ihre Beruhigung nicht gefunden hatten, und wodurch diejenigen, die ihrem Namen zufolge des Eratosthenes Nachfolger, im Besitz der ausgebreitetsten Kunde seyn sollten, in der Form untergehend zu vornehmen Grammatisten einschrumpfen, und unsere Wissenschaft dem Leben und dem jetzigen Standpunkte der Gelehrsamkeit immer mehr entfremden.«

Diese Aeußerungen sind nicht blos ein hingeworfener Fehde-

handschuh, sondern das ganze Werk ist eine für die Ansicht des Verfassers gewonnene Schlacht. Seine Gegner könnten aber einwenden: diejenige Erklärung der Philologie, wornach sie die Kenntniß von Allem und Jeglichen seyn solle, was das Alterthum je gedacht, gethan, gefühlt, geschrieben habe u. s. w., stelle sich zwar sehr vornehm hin, aber sie sey wo nicht thöricht, doch unbillig, und gehe über menschliche Kräfte hinaus. Die Sache erscheine einfacher und klarer, wenn man die Kenntniß der Sprache, als solcher, Philologie nenne, und dann werde auf dem freywillig so beschränkten Boden auch eine Meisterschaft möglich, welcher man auf jenem ungebürlich erweiterten, vorgeblich nachstrebe. An sich mag zuletzt nicht viel darauf ankommen, ob man die Philologie nach dieser neuen Weise enger, oder nach der alten Weise weiter, oder vielleicht theologisch noch umfassender erklärt; desto erheblicher aber dürfte es seyn, wie man in Bezug auf eine solche Definition lernt, lehrt, und zu lernen und zu lehren zwingt. Wer sich von Natur zum Sprachforscher berufen fühlt, möge mit Zurücksetzung der Sachkenntnisse sein ganzes Leben darauf verwenden; aber ihm dürfte alsdann die Sprachkenntniß des Griechischen und Römischen nicht genügen, sondern er müßte sich auch um die übrigen großen und reichen Sprachstämme bekümmern, welche ja so abweichende und eigenthümliche Erscheinungen darbieten. Eine echte Kenntniß der Sprachen bleibt aber, ohne Rücksicht auf die Geschichte der Sprache unmöglich, und dieses führt, troz jener engern Erklärung der Philologie, wieder zu der Nothwendigkeit vieler sachlichen Kenntnisse. Niemand wird diese Kenntnisse den Häuptern der grammatischen Bestrebungen absprechen, allein der übertriebene Nachdruck, welchen sie auf die letzten legen, hat böse Folgen:

Erstens vernachläßigen einige ihrer Schüler die sachlichen Kenntnisse fast gänzlich, und zeigen neben einer großen grammatischen Gewandtheit, eine unglaubliche Unwissenheit in der Geschichte, und allen das Alterthum sonst aufhellenden Wissenschaften.

Zweytens entsteht ein Götzendienst mit Kleinigkeiten. Manche meinen, ihre dicken Abhandlungen und Bücher über einzelne Partikeln und einzelne Verse wären eben der wahre Silberblick der verklärten Alterthumswissenschaft. Allerdings ist vollendetes Geschick im Kleinen, mehr werth, als Stümperey an großen Gegenständen; allein dieser Satz darf nicht so weit ausgedehnt werden, daß man das Kleine groß, und das Große klein nimmt. Diese unübertreffliche Pedanterey, welche auch schon in manche Bestrebungen für das deutsche Alterthum so eingebrochen ist, daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht, verdiente den Lohn, welchen der großmüthigste aller Herrscher, der Macedonische Alexander, in einem ähnlichen Falle zubilligte: er gab

nämlich dem Manne, welcher Erbsen, ohne zu fehlen, durch ein kleines Loch warf — einen Scheffel trockner Erbsen.

Das Hauptübel, welches aus jener Richtung hervorgeht, trifft endlich nicht die eigentlichen Philologen, deren immer nur eine geringe Zahl seyn kann, sondern in erweiterten Kreisen diejenigen, welche sich auf Schulen und Universitäten bilden, aber Sprachforschung keineswegs zu ihrem Lebenszweck machen wollen. Wenn sich das vielseitige Studium des Alterthums in die grammatische Auslegung weniger Schriftsteller zusammenzieht, wie kann man es da noch an die Spitze aller Ausbildung stellen wollen? Dieses große Vorrecht durfte man ihm nur einräumen, sofern man den Knaben und Jünglingen, die Kraft, das Gemüth, die Einsicht, die wissenschaftliche Vollendung, die bürgerliche Tugend jener Zeiten, in einem durch die Form der besten Schriftsteller erklärten Spiegel, begeisternd vorhielt: verläßt man aber diese Weise, so bleibt nur der trockenste, für die Jugend ganz unbrauchbare Niederschlag übrig, und Manche möchten den (im Angedenken an das echte Verfahren mit Recht als wahnsinnig verworfenen) Vorschlag wieder hervorsuchen: eine Summa der Theologie, und eine Auswahl von Pandektenstellen schon auf Schulen zu lesen. Wenigstens ließe sich durch eine echt geschichtliche, sittliche und religiöse Auslegung derselben, ein jugendliches Gemüth noch eher ergreifen und beleben, als durch ein blos grammatisches Zergliedern und Abtödten der größten Klassiker. Doch wir brechen ab, denn es kommt uns nicht zu, diese, durch die Schüler der dritten oder vierten Potenz (oder vielmehr Impotenz) verbreiteten Uebelstände zu rügen, und ihnen für die Zukunft vorzubeugen; sondern dies ist das Recht, und die Pflicht derjenigen Meister, welche sie mittelbar durch ihre bewundernswerthe Virtuosität veranlaßten.

Art. XV. 1. Observations sur la ressemblance frappante que l'on découvre entre la langue de Russes et celle des Romains. *Milan*, chez *A. F. Stella* et Compagnie, 1817. 60 Seiten in gr. 4.

2. Ueber den Ursprung und die verschiedenartige Verwandtschaft der europäischen Sprachen, nach Anleitung des russischen allgemeinen vergleichenden Wörterbuchs. Von Christian Gottlieb von Arndt, kaiserl. russischem Hofrath, Ritter des Wladimir-Ordens. Herausgegeben von Dr. Joh. Ludw. Klüber. Frankfurt am Main 1818, bey Heinr. Ludw. Brönner. XVI. und 393 Seiten in 8

1. Der Hr. Verfasser will diese Schrift, die sich durch Schönheit des Papiers und Drucks auszeichnet, für nicht mehr als für eine esquisse légère angesehen wissen. Wahr und bescheiden zugleich

ist dieß Geständniß allerdings, es soll aber den Kunstrichter nicht zur Nachsicht in seinem Urtheile verleiten. Gelenius, dessen Lexicon symphonicum (soll heißen symphonum) angeführt wird (ohne es etwa gesehen, viel weniger gebraucht zu haben), war der erste, der 1537 ähnliche Wörter aus vier Sprachen, der griechischen, lateinischen, deutschen und slavischen (eigentlich böhmischen) bekannt machte. Seine kleine Sammlung hatte den Fehler, daß darin auch Wörter vorkamen, die aus einer Sprache in die andere später durch Verkehr übergingen, die also dazu gar nicht taugten, die ursprüngliche Aehnlichkeit dieser Sprachen zu beweisen. Nach ihm führte Martinius in seinem etymologischen lateinischen Wörterbuche slavische Wörter gar oft auf lateinische Wurzeln zurück. Bekannter war dem Verfasser, was Levesque und Denina in neuern Zeiten leisteten. Jener verglich Russische, dieser Polnische Wörter mit Lateinischen. Der Verfasser dieser Bemerkungen tritt nun in ihre Fußstapfen, und will die überraschende Aehnlichkeit der Russischen und Römischen Sprache, durch eine mäßige Anzahl von Verbis, Substantiven und Adjectiven zeigen. Die russische Sprache, die man sonst mit Recht für eine mit vielen fremden Bestandtheilen gemengte Mundart des Slavonischen hält, scheint ihm eine ursprüngliche Sprache (idiome original) zu seyn, wenn er gleich selbst im sechsten Kapitel eine Reihe Tatarischer Wörter aufstellt, und im siebenten und achten einige russische Wörter aus andern orientalischen Sprachen herleitet. Wären die verglichenen Wörter alphabetisch geordnet worden, so würde sich leicht angeben lassen, welche und wie viele Bemerkungen wir seinem Fleiße und Scharfsinne zu verdanken haben. Des Eigenen kann hier nicht viel gefunden werden, wohl aber manche neue Blößen und Mißgriffe. Die Slaven sprechen kein reines e am Anfange der Wörter aus, und est muß wie jest gelesen werden. Ehedem ist auch ein i mit e im Schreiben verbunden worden, wie es alte Handschriften ausweisen. Wie konnte also est hier für die alte Orthographie erklärt werden? Ungern stießen wir auf Wörter, die zur Vergleichung nicht taugen. Dergleichen sind penja, gliba, idol, lileja, denga, cabila, palati, jakor, und selbst vino, wenn gleich die Slawen den Wein schon in frühern Zeiten kannten. Die Vergleichungen der Wörter ruka, Hand, mit brachia; boloss (lies volos, vlas) mit pilus; rabot (rabota Arbeit) mit labor; sdrav mit salvus; staroi mit sideratus, dobroi mit prudens, tscernoi mit niger, kharosch mit charus, sind wohl nicht passend. Einmal wird krassnoi, schön, mit crassus verglichen, dann soll k nur ein Vorschlag seyn, und von russus abgeleitet werden. So wie Kaiser von caesar gebildet ist, sey auch tzar daraus entstanden. Mit

tzar möchten wir lieber das armenische tar, Herr, vergleichen. Bog hat Durich in seiner Bibliotheca slavica schön erläutert, (mit Bezug auf bogat, reich), andere haben es von begu, laufen, abgeleitet, wie das griechische θεός von θεω; hier aber wird es mit Bacchus und dem persischen Beg zusammen gestellt. Bey soudar wird aus Pehlevi sodar, und aus dem Arabischen sadr angeführt. Allein Sudar ist ja doch nur eine Verkürzung von gosudar, so wie dieses aus gospodar entstanden ist. Genauere Kenntniß der slavischen oder russischen Sprache würde den Verfasser vor manchem Fehltritt verwahrt haben. Unmöglich hätte er bey slovo an logos, bey slav an laus denken können, wenn ihm die Ableitung von slovo und slava von der gemeinschaftlichen Wurzel sluti bekannt gewesen wäre. Bey meja (j französisch ausgesprochen) würde er nicht an meta, sondern an medius gedacht haben, wenn er gewußt hätte, daß med in andern slavischen Mundarten so viel ist als zwischen. Da er dai mit da, daite mit date, dan mit donum richtig verglich, so ist es kaum begreiflich, wie er donesti, doniti, dahin bringen, mit donare, und den Imperativ dones mit der zweyten Person des Conjunctivs dones zusammen stellen konnte, da bey einer nur mittelmäßigen Kenntniß der slavischen Grammatik ihm einleuchten sollte, daß do eine Präposition sey, und nicht zur Wurzel gehöre, folglich nur nes zur Vergleichung mit donare übrig bleibe. Richtig verglich er brat mit frater, aber eben so unrichtig wird prijatel davon abgeleitet. Auch hier ist pri als Präposition zuerst abzusondern, und dann wird die Vergleichung der Wurzel jati, davon jatel, mit frater ganz unmöglich. Gleiche Mißgriffe sind es, wenn postaviti mit ponere, positare, rasumiti mit ratiocinari verglichen werden. Da ras wegfallen muß, so bleibt die Wurzel um übrig, die mit ratio gar keine Aehnlichkeit mehr hat. Im neunten und zehnten Kapitel werden nun die sonderbarsten, aber auch die unwahrscheinlichsten Hypothesen ausgekramt. Schon nach S. 22 sind die Roxolani alte Russen. Hier sind die Russen rossi, die rothen, der rothen Schminke wegen. Auch das deutsche Roß, meint der Verfasser, könnte Anlaß zur Benennung der Rossen gegeben haben, weil ihre Heere fast nur aus Reiterey bestanden. Woher die lateinischen Wörter in die russische Sprache gekommen, wird im zehnten Kapitel sonderbar genug erklärt. Die Slaven dehnten sich bis ans adriatische Meer aus. (Ob die altillyrische Sprache die albanesische oder slavische war, bleibt unentschieden.) Aber auch durch Colonien unter Trajan mußte sich die lateinische Sprache in Dacien verbreiten. Daci sind der Sache und dem Namen nach Detsche (Deutsche), Decebal ist der Detschen Walt (Fürst). (Wir müssen dem Ver-

fasser vom Punischen und Syrischen ins Deutsche hinein helfen). Die Dacier sind Geten, die Geten Gothen, die Gothen Deutsche, also sind Dacier Deutsche, doch mit Sarmaten, das ist mit Slaven vermengt, daher nun so viele aus dem Latein geborgte Ausdrücke, die zugleich im Deutschen und Russischen zu finden sind. Allein ehe noch Römer nach Dacien kamen, bestand schon eine Analogie unter diesen Sprachen. Wörter, wie gost, gast, hostis und manche andere müssen aus einer viel ältern gemeinschaftlichen Quelle hergeleitet werden. Auch gibt es historische Gründe genug dafür, daß die alten Daker keine Deutschen, und die alten den Römern schon bekannten Sarmaten keine Slaven waren. Die Verwandtschaft der lateinischen und slavischen (russischen) Sprache ist auch nicht so außerordentlich groß, als hier behauptet wird. Abgesehen von einigen ähnlichen Wörtern ist sie, in Rücksicht der Flexionen und Bildungsformen, doch immer nur sehr geringe. Zwischen der lateinischen und slavischen Sprache liegt noch das Litauische, womit das Dakische nahe verwandt gewesen seyn mag, in der Mitte. — Die Komplimente an Rußland, die mit einem Spruche Voltaire's begonnen hatten, werden mit Suwarow's berühmtem, und hier erträglich mit russischen Holzlettern gedrucktem *Slava Bogu* (Gloria Deo) beschlossen. D.

2. »Herr v. Arndt, von Geburt ein Ostpreusse, einst in freundschaftlicher Verbindung mit Kant, Hippel, Pallas, Laharpe (dem Schweizer), und vielen andern ausgezeichneten Gelehrten und Staatsmännern, lebte in einer vieljährigen literarischen und geschäftvollen Laufbahn zu St. Petersburg, wo die Kaiserin Katharina ihn, der bey ihrem Kabinet angestellt war, auch in literarischer Hinsicht mit ganz besonderem huldvollen Zutrauen beehrte.« —

»Bey der Redaction des von Katharina II. selbst (1784) entworfenen vergleichenden Wörterbuchs aller Sprachen, hatte sich der berühmte Pallas einer sehr thätigen Beyhülfe seines vertrauten Freundes Arndt zu erfreuen. Im Besitz und bey dem Gebrauch der dazu von der Kaiserin zusammen gebrachten Hülfsmittel, bey fast täglicher Unterhaltung mit Pallas, beschäftigt mit Arbeiten für das große Wörterbuch, wurden — die mannigfaltigen Ideen geboren, die dieses Werk enthält. — Der Verfasser brachte seine Gedanken zu Papier, in französischer Sprache, für die Kaiserin. Diese beehrte solche mit besonderem Beyfall, fügte mit ihrer Hand eigene Bemerkungen und Zusätze hinzu, und befahl, daß das Werk auf ihre Kosten sollte gedruckt werden«.

»So standen die Sachen, als (um 1790?) Herr v. Arndt,

seiner wankenden Gesundheit wegen, mit sehr gnädigem Urlaub, ein mülderes Klima suchen mußte. Seit 1802 lebt er in Heidelberg. (Er ist nach Meusel 1743 geboren.) Herr Dr. Klüber hat den Greis dazu vermocht, diese seine Arbeit, die er um 1803 aus freyer Hand ins Deutsche übersetzt, und bereits 1810 dem aus Taurien nach Berlin zurückgekehrten Pallas zum Druck anvertraut hatte (woraus jedoch nichts geworden, weil Pallas mittlerweile gestorben war), endlich doch noch dem Drucke zu übergeben, mit der Bedingung jedoch, daß er, der Herausgeber Dr. Klüber, die Schuld der öffentlichen Bekanntmachung auch vor den Augen des Publikums auf sich nehme«.

Da dem Verfasser die Mängel des auch noch durch die Ungeduld der Kaiserin übereilten allgemeinen Wörterbuches aus Erfahrung, wie aus den trefflichen Recensionen deutscher und französischer Gelehrten, so wie die seitherigen Fortschritte der Linguistik und ihrer Anwendung auf Ethnologie u. s. w. bekannt waren, so müssen wir seine Verwahrung gegen den Herausgeber eben so klug als gerecht finden, so wie des letztern Zudringlichkeit mehr in andern Beweggründen, der Freundschaft u. s. w., als eben der Wissenschaft vermuthen. Kann er indessen die Bekanntmachung vor dem Verleger verantworten, so wird ihm das Publikum weiter wohl keinen Prozeß darüber machen, und vielmehr das Werk, als ein 1787 gemachtes immerhin neben seinem Führer, Katharinens vergleichendem Wörterbuche, aufstellen. Es zu recensiren, wäre nun überflüssig, da es mit dem Wörterbuche (seit 1779), und durch Adelungs Mithridates hinlänglich recensirt ist. Beynahe aber hätten wir gewünscht, daß das französische Original, statt der deutschen Uebersetzung wäre gedruckt worden, da wir täglich sehen, daß unsre westlichen Nachbarn darin manches für sie Neue finden würden, was uns aus unsrer linguistischen Literatur längst bekannt ist; z. B. gleich der Verfasser der hier Nr. 1 angezeigten Schrift scheint, mit allen in der deutschen Literatur fremden Illyriern, gar nichts davon gehört zu haben, daß Deutsch, Slavisch, Griechisch, Latein, Persisch, Sanskrit und die andern von Eichhorn zum iranischen Sprachstamm gerechneten Sprachen zu einem Stamme gehören, wiewohl man bisher den Grad der Verwandtschaft noch nicht angeben kann. So gibt es Illyrier, die den gothischen Ulfilas (den uns Mai nun bald ganz geben möge!) für slavisch halten, weil sie eine Menge Wörter und Wurzeln darin finden, die dem gemeinschaftlichen Stamme angehören, die aber diese Illyrier, weil sie nicht deutsch können, für blos illyrische ansehen. —

Interessant war Resn. S. 281 die Anekdote, daß Katharina II. auch auf den Einfall gekommen war, in Rußland der

altgriechischen Sprache die Rolle zu geben, die im Occident die lateinische hat, und bereits in dieser Absicht einem russischen Lesebuche für die Volksschulen das griechische Alphabet, und einige griechische Denksprüche hatte beyfügen lassen. (Es mußte aber dem befragten Staatsmanne leicht werden, einen Kopf, wie Katharinens, von der Unnützlichkeit und Unthunlichkeit der Sache zu überzeugen). So finden wir auch S. 292, u. s. f., nicht ohne Lächeln, den (vergeblichen) Widerwillen Rußlands, seinen Ursprung als Staat, dem schwedischen Rurik verdanken zu müssen! A. 1787 wollte man lieber von Preussen, und nun, seit Ewers, lieber von Chasaren gestiftet seyn! Wie mag wohl Karamsin dieß dargestellt haben? K.

Art. XVI. **Asiatick Researches; or Transactions of the Society instituted in *Bengal*, for inquiring into the History and Antiquities, the Arts, Sciences, and Literature, of *Asia*.**

Es sind nun bereits vier und dreyßig Jahre verflossen, seitdem zu Calcutta durch des unsterblichen Sir William Jones Bemühungen eine Gesellschaft gelehrter und gebildeter Engländer zusammentrat, die sich den Namen der asiatischen beylegte, und ohne besondere Unterstützung von Seite der Regierung aus freyem Antriebe der einzelnen Mitglieder und mittelst der Geldbeyträge derselben jenen wissenschaftlichen Verein bildete, dessen Resultate bis jetzt unter dem obigen Titel in zwölf Bänden und zweyerley Ausgaben (der zu Calcutta in Quart, und der zu London in Octav) der Welt vor Augen liegen; wiewohl von den ersten derselben Kleuker einen deutschen Auszug in vier Octav-Bänden geliefert, Langlès aber eine französische Uebersetzung herausgegeben hat, so sind dieselben doch bisher in Deutschland noch viel zu wenig bekannt, um nicht hier eine allgemeine Inhalts-Anzeige nach der Zusammenstellung der verschiedenen wissenschaftlichen Zweige zu verdienen.

Da fast keiner derselben leer ausgeht, und manche Theile der höheren genauen Wissenschaften mit besonderer Liebe und Sorgfalt behandelt sind, so sprechen diese durch das ganze Gebiet des menschlichen Wissens streifende encyklopädische Arbeiten den Beyfall Asiens und Europens um so mehr an, als dieses neue den Osten und Westen verknüpfende Band von Begriffen und Kenntnissen nicht durch eigentliche Brot-Gelehrte, nicht durch besoldete Akademiker, gut honorirte Schriftsteller, oder wohl bezahlte Professoren, sondern durch uneigennützige Geschäftsmänner, durch kenntnißreiche Civil- und Militär-Beamte, durch Verwalter der Ge-

rechtigkeitspflege und der Staatseinkünfte, durch geschickte Offiziere und Residenten geschlungen ward.

Erst sechzehn Jahre, nachdem dieser freywillige, sich selbst unterstützende Verein einsichtsvoller und kenntnißreicher Männer aus allen Classen der Gesellschaft diese Leuchte der Wissenschaft für Asien und Europa aufgesteckt, und mit dem Oele ihrer Kosten und Arbeiten hellglänzend genähret hatte, wurde mit dem Anfange dieses Jahrhunderts auf Kosten der Regierung nach einem großen Plane und mit großem Aufwande das orientalische Collegium von Fort William gegründet, aus welcher herrlichen (wenn gleich hernach durch die ostindische Handlungsgesellschaft auf kleineren Maßstab heruntergesetzten) Anstalt die Ehrenlegion der englischen und indischen Professoren und Uebersetzer hervorgegangen ist, welche durch große und gewichtige Werke in allen Fächern orientalischer Wissenschaft, besonders aber in denen der Philologie, Erdbeschreibung, Geschichte und Rechtslehre den Ruhm englischer Orientalisten eben so dauerhaft gegründet haben, als die brittische Herrschaft durch die, der Stiftung jenes Collegiums nur ein Jahr vorhergehende, Eroberung von Seringapatam fest begründet worden ist. Am 4. May 1799 ging die Herrschaft Tipußaib's mit seiner Residenz in Schutt und Rauch auf, und am 4. May 1800 wurde zur Feyer dieses Sieges das große Collegium gestiftet. Der General-Gouverneur Marquis von Wellesley, von der Wahrheit ausgehend, daß Länder-Eroberung durch Eroberung im Gebiete der Ideen am dauerhaftesten befestiget werde, daß die Palme nicht nur für die Sieger in der Schlacht, sondern auch für die im wissenschaftlichen Streite grüne, und daß dem Wagen des Triumphators die Fackel der Wissenschaft vorgetragen werden müsse, verewigte die für England so merkwürdige Epoche seiner indischen Statthalterschaft nicht minder durch die Stiftung des Collegiums von Fort William, als durch die Eroberung von Seringapatam.

Durch die Stiftung dieses Collegiums, in welchem fortan sprachkundige Geschäftsleute und geschäftskundige Uebersetzer, gelehrte Professoren, und fruchtbare Schriftsteller gebildet wurden, trat die Regierung eigentlich in den ihr schon sechzehn Jahre früher durch die Gründung der asiatischen Gesellschaft so schön angezeigten Pfad, und führte im Großen und mit indischem Aufwande den durch das Beyspiel von Privaten ihr angezeigten Plan einer gemeinnützigen wissenschaftlichen Anstalt aus.

Der eigentliche Gründer der ersten war nicht der damalige General-Gouverneur Warren Hastings (der auch deshalb die ihm angetragene Präsidentschaft ablehnte, und nur die Schutzvogtey (patronship) derselben annahm), sondern Sir William

Jones, der große Orientalist, dessen hochfliegender Genius die Sprachen mit Recht nicht als den letzten Zweck seines Studiums, sondern nur als die Mittel, höhere Zwecke im Gebiete der Wissenschaft und der Politik zu erreichen, ansah. Er und zwölf andere Liebhaber und Beförderer von Wissenschaft und Bildung (unter denen sich nur ein Paar, nämlich: Gladwin und Wilkins in der Folge als Orientalisten einen besonderen Namen gemacht) traten am 15ten Jänner 1784 als die ersten Mitglieder der asiatischen Gesellschaft zusammen, welche damals aus diesen Zwölf, dem Präsidenten Sir William Jones und dem General-Gouverneur als Schutzherrn, die aber im Jahre 1816, wo der zwölfte Band der Verhandlungen zu Calcutta erschien, aus zweyhundert zwey- und dreyßig wirklichen, und sieben auswärtigen Ehren Mitgliedern bestand. An der Spitze derselben steht der General-Statthalter, und die drey Mitglieder des geheimen indischen Rathes als Schutzherrn, und der erste als Präsident, weiter drey Vizepräsidenten, ein Ausschuß für die Untersuchung der Schriften, zwey Aufseher des Museums, ein Sekretär und ein Vizesekretär, ein Schatzmeister, ein Agent und ein bestimmter Buchhändler in London (Cadell Davis and Compagnie).

Zehn Jahre lang hatte die Gesellschaft das Glück, sich des Vorsitzes des großen Orientalisten Sir William Jones zu erfreuen, bis er im Jahre 1794 für dieselbe und für alle Studien des Morgenlandes zu frühe seinem thätigen Leben entrissen ward. Die zwölf Reden, mit deren erster er den Zusammentritt der Gesellschaft eröffnete, und dann durch neun folgende Jahre jedesmal am Jahrestage feyerte, und darinnen sich über die fünf vorzüglichsten Völker Asiens, über die Inder, Araber, Perser, Tataren und Chineser verbreitete; die zehnte Rede über die Geschichte, die eilfte über Philosophie, und die zwölfte über die Mythologie Asiens überhaupt und Indiens insbesondere sind zwölf Edelsteine in der Lichtkrone seines Ruhms, welche allein zwölf Bände gewöhnlicher akademischer Verhandlungen aufwiegen. Da dieselben sowohl in der Sammlung seiner Werke besonders abgedruckt, als durch Kleuker auszugsweise ins Deutsche übersetzt worden sind, so ist eine umständliche Anzeige derselben ein minderes Bedürfniß als die Bekanntschaft mit manchen anderen inhaltsschweren Abhandlungen dieser zwölf Bände, die bisher keineswegs so wie sie verdienen auf dem festen Lande bekannt, und gelesen worden sind. Der Gesichtspunkt, aus welchem Sir William Jones in seinen Reden die merkwürdigsten Völker Asiens nach ihrer Sprache und Literatur, ihrer Philosophie und Religion, ihren Künsten und Wissenschaften überschauet, diene uns zum Standpunkte, von welchem wir die in diesen zwölf

Bänden zerstreute Masse wissenschaftlicher Baumaterialien zur leichteren Uebersicht des Lesers hier zusammen geordnet haben. Wir beginnen mit der Sprache und Literatur, gehen von derselben zur Religion und Philosophie über, werfen dann einen Blick auf die Streifzüge im Gebiete der genauen Wissenschaften, und enden mit den Beyträgen zur Länder- und Völker-Beschreibung, zur Geographie und Geschichte, in welche zuletzt alle Strahlen menschlichen Wissens zusammenlaufen, wie sie von dem ersten Lichtquell aller Erkenntniß, nämlich von der vernünftigen Rede und Sprache ausgehen.

I. Sprache und Literatur.

In Schriften, die von fremden Sprachen handeln, oder worin wenigstens fremde Worte häufig vorkommen, ist es vor allem Noth sich über ein sicheres Rechtschreibungssystem ihrer wahren Aussprache zu verständigen; deßhalb setzte der Gründer und Präsident der asiatischen Gesellschaft an die Spitze ihrer Verhandlungen (noch vor der Eröffnungsrede) eine Abhandlung über die Rechtschreibung asiatischer Worte mit römischen Buchstaben. Die einfachen und wahren Grundsätze, von denen derselbe ausgeht, sind sowohl von gleichzeitigen als späteren englischen Orientalisten nur zu sehr auf die Seite gesetzet worden, und aus dieser Vernachläßigung ist zahllose Verwirrung in der wahren Aussprache orientalischer Namen entstanden, sowohl unter den Engländern als Franzosen, besonders aber unter den Deutschen, deren Uebersetzer die englische oder französische Aussprache sklavisch nachschrieben, ohne der eigenen der deutschen Zunge eingedenk zu seyn. Da die europäischen Sprachen alle mit demselben Alphabete geschriben, dessen Buchstaben aber in verschiedenen Zungen nach verschiedenem Gehalte ausgesprochen werden, so leuchtet die Nothwendgkeit ein, denselben fremden Laut in verschiedenen Sprachen auch mit verschiedenen Buchstaben zu bezeichnen, und zum Beyspiele den Laut der Buchstaben ج چ die wohl im Italienischen durch ge, ce, ausgedrückt werden, im deutschen nicht mit G, sondern vielmehr Dsch, und tsch zu schreiben. Wenn der Franzose das indeste S des morgenländischen Alphabetes nicht unrecht mit Z schreibt, so ist es lächerlich, wenn der Deutsche, für den das Z keinen andern Laut, als den zusammengesetzten von Ts hat, demselben überall als servum pecus nachschreibt. Uebersetzer, welche aus Unwissenheit der wahren Schreibart, und Orientalisten, welche aus Eigensinn in der falschen fortfahren, sollten wenigstens ihren Werken die Warnungstafel vorsetzen, daß die fremden Wörter nicht nach der deutschen, sondern nach der französischen oder eng-

lischen Aussprache gelesen werden sollen. Welchen Grund haben aber Uebersetzer bey allen ihren Lesern die Kenntniß der wahren Aussprache der fremden Sprache, woraus sie übersetzten, in voraus anzunehmen? Wenn ihre Uebersetzung nicht größtentheils für solche Leser bestimmt wäre, welche des Englischen oder Französischen unkundig sind, so hätten sie sich die Mühe der Uebersetzung ersparen können, und wenn die meisten ihrer Leser dieser Sprache nicht kundig sind, so haben sie auch keinen vernünftigen Grund, die richtige Aussprache des Franzosen oder Engländers in deutsch geschriebenen Wörtern vorauszusetzen. Selbst für deutsche Leser, welche des Englischen, Französischen oder Italienischen wohl kundig sind, ist es aus mehreren Ursachen nicht gerathen, die fremde Schreibart der deutschen vorzuziehen; theils weil der deutsche Leser, wenn er in seiner Muttersprache liest, auch die fremden Worte ohne langes Nachdenken über ihre eigentliche Abstammung auf deutsch auszusprechen gewohnt ist, theils weil bey manchen zusammengesetzten Schriftzeichen (die im Englischen oder Französischen nur als Ein Buchstabe lauten), der Leser doch nicht weiß, ob dieselben als ein Laut oder als zwey auszusprechen sind. Ein Beyspiel wird dieses anschaulich machen. Deutsche Leser, welche auch französisch verstehen, wissen sehr wohl, daß im Französischen das Z wie ein lindes ſ laute, und daß Zero und Zizanie wie S e r o und S i s a n i e ausgesprochen werden müsse; dennoch wird er im Deutschen W e z i e r (mit dem Ts-Laute) statt W e s i r, Z i a m e t statt S i a m e t, und folglich ganz fehlerhaft aussprechen. Eben so weiß der Deutsche, der Etwas englisch versteht, daß das englische ſh den deutschen E ſ ch-Laut habe, und wie ſch ausgesprochen werden müsse, und er thut sich darauf Etwas zu gut, daß er auf englisch Shawl statt S ch a l schreibt. Nun findet er das fremde Wort Esher. Wie soll er es aussprechen? E ſ ch e r oder E ſ - h e r, denn beydes ist möglich, und beydes hat ganz verschiedene Bedeutung, das erste heißt auf arabisch der b e r ü h m t e s t e, das zweyte e r h a t g e s ä g e t. Oder er findet z. B. Eshek. Wenn er die beyden Buchstaben trennt E ſ - h e k, so heißt es auf arabisch: i ch b l a s e h e f t i g, und spricht er dieselben verbunden, auf englisch E ſ ch e k aus, so heißt es auf türkisch ein E s e l.

Noch weit größer ist die Verwirrung, welche im Deutschen aus der blinden Nachschreibung der französischen und englischen Vokale entsteht, besonders der letzten, da bekanntermaßen kein einziger englischer Vokal mit dem deutschen Schriftzeichen derselben gleichlautend ausgesprochen wird. Wenn schon S i r W i l l i a m J o n e s den Major D a v y mit Recht tadelt, daß er T u b u r a z e statt T e b r i s, und S u m m e r k u n d statt S a n a r k a n d schreibt, um wie viel größeren Tadel verdient nicht der

Deutsche, der diese falsche Schreibart blindlings nachbetet; denn der Engländer, der nach einer fehlerhaften landschaftlichen Aussprache die obigen Namen Tebberis und Semmerkend ausspricht, ist der wahren Aussprache von Tebris und Samarkand doch weit näher als der Deutsche, der mit dem A- und Ts-Laute Tubburaze und Summerkund liest. Diese Neuerungssucht der englischen Reisebeschreiber des Orients, alle orientalischen Wörter, so wie sie nach was immer für einer fehlerhaften landschaftlichen Aussprache dem Ohre lauten (ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Schreibart) nachzuschreiben, hat heut zu Tage den höchsten Grad erreicht, und läßt sich auf keine Art rechtfertigen. Wer weiß nicht, daß der Name des Propheten Mohammed oder Muhammed ausgesprochen werde, soll der Deutsche denselben nun wie der Engländer (siehe Jahrbücher II. Band, S. 87) Moohummed schreiben, und weil der Engländer das Wort Ben (Sohn) fehlerhaft wie Bein gehört hat, und folglich Bin schreibt, soll der Deutsche deshalb Bin nachschreiben, und dadurch die Zweydeutigkeit veranlassen, daß dasselbe als das türkische Bin d. i. Tausend gelesen und verstanden werde? Die Befolgung des von diesen Verwirrern der wahren Aussprache und Rechtschreibung aufgestellten falschen Grundsatzes, daß man die fremden Wörter immer nach der landschaftlichen Aussprache, und wie sie dem Ohre klingen nachschreiben müsse, würde einen durch Europa reisenden Morgenländer in den Fall setzen, statt rein deutsche Wörter die landschaftliche fehlerhafte Aussprache desselben, aufzuzeichnen, und in Oesterreich Hendl statt Hühner, und Magen statt Mohn als die richtige Aussprache und Schreibart anzugeben.

Um gar nichts besser ist es, wenn Reisebeschreiber oder Geschäftsleute aus der Türkey, Achmet statt Ahmed, und Mehmet statt Mohammed schreiben, weil diese fehlerhafte Aussprache wirklich hier und da unter dem Volke obwaltet, oder wenn Europäer den Griechen, welche in der Regel manche türkische Buchstaben gar nicht aussprechen können, oder andere dafür setzen, nachlallen und z. B. Chatsi statt Hadschi sprechen und schreiben, weil der Neugrieche weder das H noch das Dsch in seinem Alphabet kennt. Dieser so häufige, von den Reisebeschreibern aller Nationen mit der wahren Aussprache und Schreibart orientalischer Namen getriebene Mißbrauch hat seinen nächsten und besten Grund wohl in der Unkunde und Unwissenheit der wahren Orthoepie und Orthographie, indem es gewiß viel leichter ist, das aus dem nächsten besten Munde gehörte Wort, mit den nächsten besten Buchstaben nachzuschreiben, als der eigentlichen Abstammung und grammatikalisch richtigen Schreibart desselben nachzuforschen.

Es wäre freylich zu wünschen, daß sich die Orientalisten aller

europäischen Nationen über ein gemeinsames allgenügendes System der Aussprache und Schreibart orientalischer Wörter vereinigen könnten, wozu aber, da es ihnen nicht beliebt hat, die von Meninsky gebrauchten Schriftzeichen beyzubehalten, eben so wenig ein Anschein ist, als zur Annahme der in unseren Tagen so häufig in Vorschlag gebrachten allgemeinen Sprache oder Pasigraphie. Aber selbst wenn sich die Orientalisten aller westlichen Nationen darüber vereinigen könnten, ein solches zur Ersparung orientalischer Alphabete im Drucke anzunehmen, so würde doch hiemit den Laien nicht viel gedient seyn, welche bey der Lesung von Reisebeschreibungen, Geschichten und andern gemeinnützigen Werken über den Orient die fremden darin vorkommenden Namen laufend wegzulesen wünschen, ohne erst über ein besonderes angenommenes System der Aussprache und Rechtschreibung derselben lange nachdenken zu dürfen.

So lange daher kein für alle europäischen Sprachen allgemein gültiges System der Rechtschreibung orientalischer Wörter aufgestellt, und der Leser insgemein gewohnt ist, die ihm vorkommenden fremden Namen nach dem angenommenen Buchstabengehalte der Sprache, worin er liest, auszusprechen, bestehet die Nothwendigkeit, diese fremden Wörter in jeder Sprache anders, je nach dem verschiedenen Gehalte derselben zu schreiben, so daß z. B. der Engländer, Franzose und Deutsche das Wort Mahmood, Mahmoud, Mahmud ungeachtet der verschiedenen Schreibart immer als eines und dasselbe ausspricht. Nach der Verschiedenheit der Alphabete werden auch verschiedene Rücksichten nicht nur in der verschiedenen Anwendung der Vokale, sondern auch der Konsonanten nothwendig, da z. B. der Engländer, Franzose und Deutsche den einfachen Esch-Laut durch zusammengesetzte Schriftzeichen auf ganz verschiedene Weise ausdrückt, so daß z. B. der erste Eshek, der zweyte Echek, der dritte Eschek schreibt. Der Vortheil größerer Bestimmtheit und festerer Methode wird dann immer auf Seite der Sprache seyn, deren orthoepisches und orthographisches System den übrigen an Bestimmtheit und Festigkeit vorgeht, und also unter den europäischen Sprachen ganz sicher auf Seite der Deutschen, deren Alphabet zwar wie jedes andere den Fehler hat, einige einfache Laute mit zusammengesetzten Schriftzeichen, und umgekehrt zusammengesetzte mit einfachen auszudrücken, die aber dafür sich auch des entschiedenen Vortheils einer bestimmten Aussprache der Vokalen, und einer Mehrzahl von Zeichen für die verschiedenen S Laute (ſ, s, ſſ, ß) zu erfreuen hat.

Da die Grundsätze, welche den Deutschen bey der Schreibung orientalischer Namen in seiner Muttersprache leiten sollen, wohl hie und da ausgesprochen, aber noch nirgends folgerecht

angewendet worden sind, so ist hier um so mehr der gehörige Ort, dieselben in Kürze zu berühren, als in dem Laufe dieser Anzeige häufig orientalische Namen vorkommen werden, und als dem Anzeiger sowohl als den Lesern der Jahrbücher daran gelegen seyn muß, die Grundsätze zu kennen, nach welchen in denselben die orientalischen Namen unveränderlich geschrieben und ausgesprochen werden sollen.

Diese leitenden Grundsätze sind die beyden folgenden sehr einfachen: Erstens, die wahre grammatikalische Aussprache der orientalischen Buchstaben durch entsprechende deutsche und in Ermanglung derselben durch andere einfache nicht ungewöhnliche Schriftzeichen zu ersetzen. Zweytens, diese Zeichen nicht unnütz, sondern nur nach der Nothwendigkeit der verschiedenen Laute zu vermehren, so daß, wenn derselbe Laut, wie z. B. der linde S-Laut im orientalischen Alphabete auch mehrere Zeichen hat, derselbe doch immer nur mit demselben Buchstaben im Deutschen bezeichnet werde.

Wenn wir von diesem doppelten Gesichtspunkte ausgehend das reichste Alphabet der drey lebenden vorderasiatischen oder sogenannten orientalischen Sprachen überblicken, so zerfallen die Buchstaben des orientalischen Alphabetes in solche, welche ganz einfach durch deutsche wieder gegeben werden können, und in solche, welche einer besondern Bezeichnung bedürfen.

Ganz dieselben: die fünf Vokale a, e, i, o, u, in so weit dieselben durch Hereket bezeichnet, und durch keinen der drey Buchstaben Elif, Waw und Je verstärkt sind. Die Lippenlaute B ب und P پ; die flüßigen Buchstaben L ل, M م, N ن, R ر, die beyden Hauchlaute H ه, und Ch خ, die Zahnbuchstaben D د, und T, für welches das orientalische Alphabet drey verschiedene Zeichen hat ت ة ط, das letzte haben zwar einige Orientalisten aus Ueberverfeinerung eines dem Ohre in dem Munde der Eingebornen nicht fühlbaren Unterschiedes der Aussprache mit Th bezeichnet, aber da dieser Unterschied dem Ohre wirklich nicht fühlbar ist, und man eben sowohl Taher طاهر als Timur تیمور ausspricht, so wird es ganz unnütz seyn, zur bloßen Ermüdung des Auges und Verwirrung der Zunge Thaher zu schreiben. Weit zweckmäßiger gebrauchen die Engländer das th, um den Buchstaben ث, der wirklich öfters wie das englische th lautet, zu bezeichnen; allein, da derselbe insgemein wie

der durch das deutsche s bezeichnete Sauselaut ausgesprochen wird, so könnte derselbe auch im Deutschen durch kein anderes Schriftzeichen füglicher ausgedrücket werden. Zum Beyspiel Osman عثمان, Usret عشرة. Nothwendiger als nach T ist das H nach dem G, um den wahren Laut des Buchstabens Ghain غ auszudrücken, indem das einfache G das persische گ Gaf oder Gef ist. F und K entsprechen dem ف und ق; wiewohl Meninsky und andere, den Buchstaben Kief ک mit Ki ausdrücken, so ist dieses doch weder nothwendig noch räthlich. Nicht das erste, weil in der gewöhnlichen Aussprache das Kief eben so wie Kaf als K lautet, indem man Kar und Karawan spricht; nicht das zweyte, weil Verwirrung aus der Ungewißheit entstünde, ob dasselbe ein bloßer Zusatz des K, oder eine besondere Sylbe sey. Ein kleines I auf das K hinauf zu setzen, thut dem Auge wehe, und dasselbe ist daher viel leichter, und eben so sicher durch einen bloßen Accent, von dem vorigen K zu unterscheiden.

Wir kommen nun zu den Sauselauten, deren die Morgenländer drey, nämlich den linden, scharfen und schärfsten, ganz genau unterscheiden, und für deren Bezeichnung im deutschen Alphabete gar keine Schwierigkeit vorhanden ist, da dasselbe dafür die Zeichen s, ss, ß hat. Das letzte ist der Buchstabe Ssad ص das mittlere der Buchstabe Sin سين, das erste wird aber im orientalischen Alphabete durch drey verschiedene Buchstaben Sal ذ, Se ز, und Si ظ ausgedrückt. Bey der Schreibung türkischer Wörter kann man sicher Sad ض dazu rechnen; da aber dieses in der reinsten arabischen Aussprache wirklich wie dh oder vielmehr wie das δ im Munde der Neugriechen lautet, so mag dasselbe immer in diesem Falle mit dh ausgedrückt werden; indeß ist s zu schreiben sicherer, weil beym dh doch immer der Zweifel obwalten muß, ob dieses ein zusammengesetzter Laut für einen einfachen Buchstaben, oder wirklich zwey verschiedene Laute für zwey verschiedene Buchstaben seyen. Dieser Zweifel kann im deutschen Alphabete bey ss nicht eintreten, dessen Figur von der Gestalt zweyer linden s, s, ganz verschieden ist; ein entschiedener Vorzug vor dem lateinischen Alphabete, wo diese Trennung durch ein besonderes Zeichen bemerkt werden müßte. Der Fall ein sol-

ches Trennungszeichen (oder besser einen Apostroph) zu gebrauchen, tritt überall ein, wo ein einfacher Laut durch mehrere Buchstaben ausgedrückt wird. Wenn der Deutsche Paschen geschrieben sieht, so ist freylich keine Gefahr, daß er es als ein deutsches Wort anders als mit dem Esch-Laute lese; ist es aber ein fremdes, wie weiß er, ob er es nicht wie das griechische πασχειν aussprechen müsse. Man nehme z. B. das Wort Neschi, das ganz was anders heißt, wenn es mit dem Esch-Laute; und ganz was anders, wenn es Nes-chi gelesen wird. Man könnte zwar hier statt des ſ das s gebrauchen, wenn dieses nicht schon oben um den Buchstaben ش auszudrücken, angewendet worden wäre.

Wenn der Deutsche schon drey Buchstaben (ſ, c, h) nöthig hat, um diesen einfachen in seiner Sprache so oft vorkommenden Zischlaut zu bezeichnen, so bedarf er deren gar vier, um den Laut der Buchstaben Dschim ج und Tschim چ (welche wie das italienische g und c vor e und i lauten) auszudrücken. Vier Schriftzeichen für Einen einfachen Laut sind zwar ein großer Uebelstand dem Auge, aber doch immer sicherer zu gebrauchen, als selbst erfundene Buchstaben und willkürliche Zeichen, worüber der Leser in der Vorrede eines Buches besonders belehrt werden muß, und die er dann während der Lesung wieder vergißt. Der größte Einwurf, der wider diese Schreibart der Buchstaben Dschim und Tschim gemacht werden könnte, besteht in dem unerträglichen Uebelstande, der aus der Verdoppelung derselben für das Auge entstehen würde (blos das Aug dürfte davon Aergerniß nehmen, denn das Ohr und die Zunge, welche sich mit den Lauten der fremden Sprache vertraut machen wollen, müssen dieselben aufnehmen, wie sie in der Natur vorhanden sind). Diesem Uebelstande ist aber leicht durch das in der deutschen Schrift ohnehin übliche Verdoppelungszeichen, den übergesetzten Querstrich, abgeholfen, und um nicht Hadschdsch die Wallfahrt حجّ schreiben zu dürfen, schreibe man Had̄sch. Auch im orientalischen Alphabete wird kein Buchstabe zweyfach geschrieben, sondern die Verdoppelung durch das Teschdid ّ d. i. das Verdoppelungszeichen ausgedrückt, dessen Dienste unser Querstrich leistet. Derselbe kann eben so füglich gebraucht werden, um bey den Vokalen das Daseyn des Elif, Waw und Je, ي و ا auszudrücken, so daß man Kahara قَهَرَ und Kāhir قاهر Murtefa مرتضي und

Mōr مور Nāßir ناصر und Naßīr نصير dieses mit dem Accente auf der letzten, jenes auf der ersten Sylbe schreibt. Da aber das Elif, Waw, Je öfters noch außerdem mit dem Dehnungszeichen Medd versehen sind, so könnte in diesem Falle die Dehnung auf die im Deutschen ohnehin übliche Weise, nämlich durch die Wiederholung des Vokales ausgedrückt werden, eine Feinheit, die jedoch in der gewöhnlichen Lesung und Aussprache erläßlich, und nicht anzurathen ist, weil (da der Buchstabe Ain ع nur durch einen accentuirten Vokal am schicklichsten ausgedrückt wird), wenn daneben ein Elif, Waw oder Je mit einem Dehnungszeichen stünde, in der Aussprache drey Vokalen zusammen kommen würden; das Dehnungszeichen Medd wird daher weit sicherer und leichter durch einem Circumflex ersetzt. Das Ain ist der einzige Buchstabe des orientalischen Alphabetes, dessen feiner Kehlenlaut in keiner andern europäischen Sprache vorhanden ist, und man hat bisher denselben meistens durch ein besonderes Zeichen ꭥ auszudrücken gesucht; da aber der Kehlenhauch des Ain nie ohne Vokal ausgesprochen werden kann, so ist es am einfachsten, den Vokal, welchen das Ain führt, zu accentuiren. z. B. Mânî مانع Máânî معاني Menî منع u. s. w. Diese Bezeichnung genügt dem Sprachkundigen, der daraus ersieht, daß in der Urschrift ein Ain vorhanden sey, und der dasselbe folglich auszusprechen weiß; der der orientalischen Sprache Unkundige aber wird das Ain nie auszusprechen wissen, wenn es auch zehnmal mit einen besonderen Zeichen geschrieben wäre. Der Buchstabe Ain ist das eigentliche Schiboleth, wodurch der Abendländer sich stets dem Morgenländer verrathen wird, wiewohl der Araber, dem diese Aussprache natürlich dünket, die reine und wahre Aussprache des Buchstabens Dhad ض und der Syrer, die des Buchstabens Hha ح dafür annimmt. Mohammed sagte von sich selbst: ich bin der wohlberedteste, derer die das Dhad aussprechen, d. i. derer, welche die reine arabische Aussprache besitzen, weil er die an den Zähnen leicht anstoßende Aussprache des Buchstabens Dh (wie das δ im Munde der Neugriechen) für weit schwerer als die Aussprache des Kehlenlautes Ain hielt. Diese ist dem Europäer aber gewiß schwerer zu erreichen, als die des Dhad oder des scharfsten Hha. Da dieser Buchstabe wirklich weit schärfer haucht, als unser gewöhnliches

H (dieses ist das He ه des orientalischen Alphabetes), so wird er auch am schicklichsten durch ein doppeltes H, nämlich Hh ausgedrückt, wie das Sin durch ein doppeltes s nämlich ss, und da die Verdoppelung immer durch einen Querstrich angezeigt wird, so darf man sich nicht fürchten ein hhhh oder ssss zu erblicken. Noch ist zweyer Buchstaben zu erwähnen, deren einer dem persischen und der andere dem türkischen Alphabete ausschließlich eigen. Jener das linde persische Sche ژ, das ganz wie das französische J, in je, jour und jadis lautet. Meninski hat dasselbe durch ein J ausgedrückt, mit drey Punkten darauf, welche natürlicher durch einen Accent ersetzt werden können. Dasselbe gilt auch vom türkischen Shaghirnūn ڭ welches etwas durch die Nase, fast wie das französische N in comment u. s. w. ausgesprochen wird. Diese Aussprache kann eben so leicht durch einen Accent über dem N bezeichnet werden, und im arabischen, wo kein Shagirnūn wohl aber das Tenwīn, d. i. das ausgesprochene aber nicht geschriebene N vorkömmt, kann dasselbe auf die nämliche Weise ohne Furcht vor Verwirrung ausgedrückt werden. So bedeutet denn nach dieser einfachen deutschen Schreibart orientalischer Aussprache der Accent auf den Vokalen das Daseyn des Ain, und nur über drey Consonanten gesetzt, nämlich über j, g, und n die verschiedene Aussprache ژ ڭ und ڭ dreyer Buchstaben, welche auch in dem Uralphabete jedes durch drey Punkte, von andern gleichförmigen Buchstabenzeichen unterschieden sind. Drey einfache Laute dieses Alphabetes müssen im Deutschen durch verdoppelte Buchstaben, nämlich: ح س ص Hha, Sin und Ssad durch hh ss und ß, drey andere, nämlich Schin, Dschim und Tschim ش ج چ durch die zusammengesetzten Schriftzeichen von sch, dsch und tsch ausgedrücket werden. Dafür werden aber die drey linden S, nämlich Sāl, Se und Si ظ ز ذ welche in der Aussprache von einander nicht im geringsten unterschieden sind, immer auch nur durch ein einziges Schriftzeichen, nämlich s ausgedrückt; der Sprachkundige weiß sich leicht darüber zurecht zu finden, welches von diesen drey S in der Urschrift stehen müsse, und dem Profanen, der das Alphabet nicht kennt, nützt es nichts dieses zu wissen; für ihn ist es genug, wenn er mit Hilfe der deutschen Schrift-

zeichen das Wort gehörig und grammatikalisch ausspricht. Demnach ist die von uns angenommene und befolgte Schreibart des orientalischen Alphabetes unabänderlich die folgende:

Elif ا ā oder mit Hemse أ e, und mit Medd آ å. Be ب b. Te ت t. Se ث s. Dschim ج dsch. Tschim چ tsch. Hha ح hh. Cha خ ch. Dal د d. Sal ذ s. Re ر r. Se ز s. Je ژ sj. Ssīn س ss. Schin ش sch. Ssad ص ß. Dhad ض dh. Thi ط t. Si ظ s. Aïn ع á, é, í, ó, ú. Ghain غ gh. Fā ف f. Kāf ق k. Kēf ك k. Gēf گ g. Lām ل l. Mīm م m. Nūn ن n. Ssaghirnūn ڭ ń. Waw و als Konsonant w, als Vokal ō oder ū. He ه h. Ja ي als Konsonant j, als Vokal ī.

In diesem Alphabete sind die drey letzten Buchstaben des unsrigen x, y und z, gar nicht vorhanden, weil die Morgenländer dieselbe nicht kennen. Das Y mag wohl dem Engländer gute Dienste leisten, um den Laut des i zu bezeichnen, weil sein I meistens wie Ai lautet, aber der Deutsche bedarf desselben nicht. Das Z aber zur Bezeichnung eines Sauselautes, sey es nun des lindesten oder des schärfsten, zu gebrauchen, ist eben so unverantlich, als wenn man das X brauchen wollte, um das Dschim oder Tschim auszudrücken, denn sowohl X als Z sind keine einfachen Laute, sondern einfache Schriftzeichen zusammengesetzter Laute, nämlich für Ks und Ds, und der Morgenländer ist eben so wenig im Stande dieses als jenes auszusprechen.

Nach festgestelltem Systeme der Schreibart orientalischer Wörter mit deutschen Buchstaben, mögen wir nunmehr sicheren Fusses das weite Gebiet asiatischer Sprachen betreten, und die großen und zahlreichen Untertheilungen desselben überblicken.

Bis jetzt sind dieselben theils durch die Bemühungen der ältesten katholischen Missionäre, und noch mehr durch die der neuesten, nämlich der Bibelgesellschaft, theils durch die gelehrten Abhandlungen der Mitglieder der asiatischen Gesellschaft, zwar mit den meisten ihrer Mundarten und Verzweigungen wenigstens den Namen nach in Europa bekannt, aber über die Hauptstämme derselben, und ihren gemeinschäftlichen oder vereinzelten Ursprung ist bis zur Stunde noch kein dem Philologen und Philosophen ge-

nügendes haltbares System aufgestellt, und kann wohl auch nicht aufgestellt werden, so lange nicht alle im asiatischen Archipel, Polynesien und Australien gangbaren Sprachen nach ihrem Baue und ihrem Wortreichthum wenigstens eben so bekannt seyn werden, als die des festen Landes. Alsdann wird sich erst entscheiden lassen, ob der einsylbige Stamm derselben wirklich, wie Adelung im Mithridates angibt, von dem indischen Sprachstamme ganz verschieden, oder aber, wie S. W. Jones in seinen Jahresfeyerreden annimmt, ein und derselbe Stamm sey, und ob wirklich, wie dieser große, aber nicht philosophische Philologe, blos um den dreyfachen Stamm der Söhne Noe's nach der Angabe der Bibel zu retten, behauptet, alle Sprachen der Erde sich auf die asiatischen, und diese sich auf drey Hauptstämme, nämlich den chaldäisch-arabischen oder semitischen, den tatarisch-mongolischen oder jafetischen, und den persisch-indischen oder chamitischen zurückführen lassen; ob die älteste persische Sprache aus dem Sanskrit, oder umgekehrt dieses aus jener abzuleiten sey; ob es sich endlich bewähre, daß in dem Sanskrit blos die Wurzeln des Indischen und Persischen, und des daraus abgeleiteten griechischen und germanischen Sprachstammes, nicht aber auch die der semitischen und jafetischen Sprachen zu finden sind. Ist dem wirklich so, was sich aber aus dem im Mithridates gegebenen Verzeichnisse, worin sich Wörter aus dem Koptischen, Syrischen und Pehlewi finden, einigermaßen bezweifeln läßt, so stünde diese Trennung der Hypothese einiger neuer Geschichtsforscher und Mythologen, welche die älteste persische und indische Kultur aus der chaldäischen ableiten wollen, ganz entgegen. Fänden sich aber wirklich im Sanskrit die Wurzelwörter semitischer, wie der chamitischen Sprachen, so spräche dies für die Einheit eines gemeinsamen Mittelpunktes, aus dem alle Stammsprachen wie aus einer Wurzel ausgingen. Daß sich hierüber vor der Hand kein gegründeter Ausspruch thun lasse, und daß noch größere Aufklärung des Sanskrit durch die dermalen in England und Indien zu Tage geförderten Grammatiken und Worterbücher Noth thut, erhellet schon daraus, daß selbst S. W. Jones manche seiner Angaben nicht gehörig verbürgen kann, wie z. B. wenn er aus Unkunde des Slavischen dasselbe den tatarischen Sprachen zuzählt, während der ganze Bau und die Etymologie desselben auf die nächste Verwandtschaft mit dem griechischen und lateinischen Sprachstamme hinweiset; selbst die Behauptung, daß sich im Sanskrit keine slavischen Wörter finden, ist durch das Verzeichniß slavischer Worter (im ersten Bande der Fundgruben von Herrn Grafen v. Golowkin geliefert) hinlänglich widerlegt.

Ohne uns also zu getrauen, bey dem noch nicht geschlossenen

Zeugenverhöre der Sprachen und Nationen über ihre ursprüngliche Abstammung und Verwandtschaft Etwas entscheiden zu wollen, dürfte sich doch so viel aus guten Gründen behaupten lassen, daß die Hypothese von der ursprünglichen Einheit oder Mehrheit der Sprachen mit der Hypothese von der ursprünglichen Einheit oder Mehrheit der Menschenrassen im nächsten Bezuge stehe, und daß mit der einen sich auch die andere halten könne, oder fallen müsse. Bey dem Ueberblicke der heute in Asien lebenden Sprachen und Völker, läßt sich die von S. W. Jones angenommene Haupteintheilung in den semitischen, jafetischen und chamitischen, oder mit anderen Worten in den arabischen, türkischen und persischen Sprachstamm um so bequemer und praktischer annehmen, als diese Sprachen von den Arabern, Persern und Türken selbst mit ausschlüßlichem Vorzuge Elssinre selese السنة ثلثة d. i. die drey Sprachen genennet werden, eine Benennung, welche dem Europäer das Recht gibt, dieselben vorzugsweise mit dem Namen der Orientalischen im weiteren Umfange zu bezeichnen, und diese Benennung nicht blos auf die einzigen semitischen oder sogenannten biblischen zu beschränken. Wenn unter diesen bisher vorzugsweise die drey semitischen Mundarten, das Syrische, Hebräische und Chaldäische, verstanden wurden, so wird mit so größerem Fuge unter den orientalischen Sprachen im weitesten Unfange das Arabische, Persische und Türkische, als die Repräsentanten des semitischen, chamitischen und jafetischen Sprachstammes verstanden, und S. W. Jones, welcher die Benennung der orientalischen als zu unbestimmt verwarf, und die der asiatischen an ihre Stelle setzte, lieferte durch diese Stammeintheilung selbst die größten Behelfe, um die Benennung der orientalischen Sprachen in dem oben bezeichneten weiteren Umfange des lebendigen arabischen, persischen und türkischen Wortes in allen Ehren zu erhalten.

Von diesen drey Sprachstämmen geht der türkisch-tatarische oder hunnisch-mongolische sowohl, als der syrisch-arabische oder hebräisch-chaldäische in diesen Verhandlungen, wegen der Entfernung der Länder, und dem Mangel an gehörigen Berührungspunkten mit den Sprachen und Literaturen der vorder- und mittel-asiatischen Völker ganz leer aus; dafür wird aber um so reichere Ausbeute aus den vielverzweigten Stollen und Schachten des indischen Sprachgeflötzes zu Tage gefördert, und das Sprachsystem sowohl des vorderen und hinteren Indiens, und der Nachbarvölker in allen vier Himmelsstrichen, wie die Literatur derselben werden mit Ausführlichkeit und wahrer Liebe be-

handelt. Der allgemeine Ueberblick, womit S. W. Jones die Literaturen der Araber, Perser, Tataren, Chineser und Juden umfaßt, und dieselben als Stützen seines Lieblingssystems zusammen ordnet, ist vorzüglich durch die aus seiner sechsten Rede über die Perser sich ergebenden Resultate merkwürdig, weil nach dem Verfasser des Dābistān noch vor der Dynastie der Pischdadier vierzehn Māhabād geherrschet haben sollen, welche ganz mit den vierzehn Menus der Inder übereinfallen, worauf Sir William seinen Hauptbeweis der indischen Abstammung aus Persien oder eine gemeinsame älteste Vereinigung dieser beyden Völker gründet. Sollte dieses (was bisher nicht geschehen ist) irgend wo aus haltbareren Gründen bewiesen werden können, so würde der Mittelpunkt dieser ältesten Religion und Kultur nördlich von Indien, und westlich von Persien, nämlich im alten Baktrien (dem Stammlande der Germanen, von wo der Feuerdienst ausging, und wo der Budaismus herrschte) zu suchen seyn, in keinem Falle aber nordwestlich in Chaldäa, wenn nach Sir Williams Versicherung das Pehlewi zwar zunächst mit dem Chaldäischen, aber nicht im geringsten mit dem Sanskrit in Berührung steht, mit welchem die Sendsprache hingegen so nahe verwandt ist, daß von zehn Sendwörtern sechs oder sieben reines Sanskrit sind.

So weit die etymologischen Untersuchungen über die Sanskrit bisher klare Resultate gegeben, darf dieselbe ganz gewiß als die Stamm-Mutter aller uns bekannten Sprachen, welche die Verhältnißbegriffe durch Flexion bezeichnen, angesehen werden, während die nord- und west-asiatischen Sprachen, in denen die Verhältnißbegriffe blos durch angehängte Partikeln angedeutet werden, zu einer anderen Ursprache als zur Sanskrit hinauf zu leiten seyn dürften. Ob dieses auch der Fall mit dem Sinesischen sey, können wir ohne Kenntniß desselben unmöglich entscheiden, und daher auch keine Stimme darüber abgeben, ob die alten Sinesen, wie Paw behauptete, tatarischen, oder nach der Meinung des Sir William indischen Ursprungs gewesen seyen. Wie wohl Sir William die letzte Meinung als die Frucht länger und ängstlicher Untersuchungen darbringt (an opinion, which I offer as the result of long and anxious inquiries), so scheint uns doch der ganz entgegengesetzte Bau der beyden Sprachen, indem in der Sanskrit alles durch Flexion geschieht, und das Sinesische gar keine Flexion hat, ein mächtiges Argument wider diese indische Abstammung der Sinesen; und dasselbe gilt auch von allen einsylbigen Sprachen der südlichen Inselwelt, welche Adelung in seinem Mithridates als eine besondere Gattung im Gegensatze mit den mehrsylbigen aufgeführt hat. Auf diese wesentliche Ver-

schiedenheit macht auch Dr. Leyden in seiner Abhandlung über die Sprachen und Literatur der indisch-sinischen Völkerschaften (im X. Bande) aufmerksam, und sie ist bey der Aufzählung der Sprachen der östlichen indischen Halbinsel auch durchaus nothwendig. Der Ueberblick, mit welchem wir hier das ganze Gebiet der indischen Sprachen nach Colebrooke (im VII. B.) und Leyden (im X. B.) umfassen, zählt die indischen Hauptsprachen mit ihren zugesellten Mundarten nach der geographischen Folge der Länder, die sie bewohnen, auf.

Die Mutter aller auf der westlichen Halbinsel gesprochenen Sprachen ist die Sanskrit (Sonskrito), d. i. die gebildete oder vollkommene Sprache, welche nach der Eintheilung indischer Dichter und Sprachlehrer die erste der vier Sprachen ist, in welche alle indischen Sprachen eingefacht werden müssen. Nach dieser vierfachen Eintheilung ist Sanskrit die Sprache der Götter, Prakrit die der guten Genien, Paisatschi die der bösen Dämonen, und Magadhi die der Menschen. Da Paisatschi eigentlich eine Art phantastischen Sprachgemengsels ist, welches die Dichter in dramatischen Vorstellungen nur die bösen Geister sprechen lassen, so ist die natürliche Eintheilung der indischen Sprachen die folgende dreyfache: Sanskrit die heilige und wissenschaftlich gebildete Sprache; zweytens Prakrit umfaßt alle gesprochenen Sprachen, deren Grammatik weniger ausgebildet ist, als die der heiligen Schrift- und Büchersprache; drittens Magadhi, worunter alle regellose Mundarten der niedersten Klassen begriffen werden. Sanskrit ist die Sprache der Wissenschaften und Kunst, der Religion und des Gesetzes, über deren wissenschaftliche Bildung und die zur Erlernung nöthigen Hülfsmittel der darin tief gelehrte Colebrooke umständliche Nachricht gibt. Mit aller Hochachtung für seine gründlichen philologischen Kenntnisse können wir seiner Meinung darin doch nicht beystimmen, daß Sprachen, die ursprünglich reich an Flexionen waren, in der Folge der Zeit mit Verwerfung derselben das System der Hülfswörter und Partikeln annehmen, und also gleichsam ihre Natur verläugnen, indem sie von dem organischen Flexionssysteme zu dem Aggregatsysteme der Begriffsbezeichnung durch Partikeln übertreten. Diese von Friedr. Schlegel in seinem Werke über die Sprache und Weisheit der Inder so schön auseinandergesetzte Stammverschiedenheit aller Sprachen der Erde liegt in dem innersten Wesen derselben, das sich durch keine fortschreitende Bildung verläugnen, oder auf eine seiner Natur widersprechende Weise vereinbaren kann. Eben so wenig (wenn Sir Williams Behauptung von der gänzlichen Verschiedenheit des Pehlewi und Send Probe hält) können diese beyden und das

Griechische Schwestern und Töchter einer älteren Ursprache seyn, die sich in Indien als Sanskrit, in Persien als Pehlewi, und an den Ufern des mittelländischen Meeres als Griechisch ausgebildet hätte; denn die alteste Sprache Persiens war Send, eine eigentliche Zwillingsschwester der heiligen Sanskrit, für deren Tochter wohl die griechische gelten kann, die aber nach den Versicherungen Sir William's mit dem Pehlewi nichts gemein hat.

Der Vater der Grammatik der Sanskritsprache ist Pannini, dessen Alter so weit hinaufreicht, daß er unter den fabelhaften Helden der Puranas oder indischen Göttersagen eine Rolle spielt. Ihm werden die Sutras oder grammatischen Aphorismen zugeschrieben; die Fehler desselben verbesserte Catijana, ein begeisterter Weiser, in seinen Anmerkungen, Wartikas genannt, und diese Verbesserungen brachte Bhartrihari in Gedächtnißverse, welche Carica heißen. Er soll der Bruder Wicramaditias gewesen seyn, und ein Jahrhundert vor Christi Geburt gelebet haben. Die Dunkelheit der Aphorismen Panninis machte Kommentare nothwendig, deren umständlichster Mahabhascha einen gewissen Patantschali (dem die Sage Schlangengestalt zutheilt) zum Verfasser hat. Der große Umfang des Bhascha mit allen seinen Glossatoren eignen dasselbe nicht zum gewöhnlichen Unterricht, wozu der kürzere Kommentar Casica Writti von Waranasi weit besser taugt; da er aber in Hinsicht der Anordnung die Fehler Panninis theilt, so verfaßte für Anfänger, welche noch nicht kritische Kenntniß der Sprache besitzen, der große Grammatiker Ramatschandra das grammatische Werk Pracriacamudi, wovon ein späterer Sprachlehrer Bhahtodschi Dikschita erst vor ein paar Jahrhunderten eine verbesserte Ausgabe unter dem Titel Siddhanta Caumudi besorgte, und zu seinem eigenen Werke einen ausführlichen Kommentar Prania Manorama schrieb. Beyde dieser Werke sind durch eine Schaar von Grammatikern ausgeleget und abgekürzet worden, und unter diesen Abkürzungen haben die beyden Werke Madhia Caumudi und Madhia Manorama den größten Kredit, indem sie, wie der Name schon selbst anzeigt, zwischen dem ausführlichen Caumudi und den trockenen Auszügen des Lagu Caumudi das Mittel halten, gerade wie die Araber über die Hauptwerke ihrer grammatischen Wissenschaften dreyerley Arten von Kommentaren haben, die größten nämlich, die kleinsten und die mittleren. Die ältesten Wörterbücher des Sanskrit hießen Nama parajana, an deren Stelle das Amrakoscha getreten ist, ein Wörterbuch in Versen nach der Ordnung der Materien mit zahlreichen Kommentaren,

Dieses ist das einzige Werk des großen Dichters Amer-sinh's eines der neun Dichter-Edelsteine, welche den Hof Vicramadhitias verherrlichten, das einzige, welches der große Reformator der Brahmanen Sancara Atscharaja verschonte, während er alle übrigen dieses Dichters verbot. Der Missionar Fra Paolino wurde an der Herausgabe desselben durch den Tod unterbrochen, seit dem erschien es aber zu Serampor im Jahre 1808 von Colebrooke herausgegeben, und aus derselben Presse ging auch das Siddhanta Caumudi und das Mugdaboda, eine andere sehr geschätzte ungemein nützliche Sanskrit-Sprachlehre von Vopadeva hervor. In Europa erleichterten das Studium dieser Sprache die englischen Sprachlehren von Wilkins, Carey und Calebrooke, und das englische Wörterbuch von Wilson. Von den obbenannten grammatischen Werken wird auf der hohen Schule von Benares vorzüglich das Siddhanta Caumudi, und auf der von Tirhut das Pracria Caumudi mit den dazu gehörigen Kommentaren studiert, überall aber das Mehabascha als das Grundwerk der Sanskrit-Sprachlehre angesehen.

Auf die heilige Sanskrit, welche ganz allein die erste Classe indischer Sprachen ausmacht, folgt die Prakrit, welcher Name heut zu Tage eigentlich nur der in Pentschab gesprochenen Sprache beygelegt wird, ursprünglich aber jeder der zehn Hauptmundarten beygelegt worden zu seyn scheint, welche vormals von eben so vielen gebildeten Nationen auf der westlichen Halbinsel gesprochen wurden, und wovon sich zwar nicht die nationale, wohl aber die linguistische Verschiedenheit noch heute im nordlichen und südlichen Indien, nämlich in Hindostan, erhalten hat. Die fünf Nationen, welche den nördlichen und östlichen Theil von Indien bewohnen, heißen die fünf Gaurs, und die Bewohner des südlichen und westlichen Theils die fünf Dravirs und diese zehn Hauptstämme sind die folgenden: A die Gaurs. 1. die Sprache von Pentschab, d. i. des Landes zwischen den fünf Flüssen, deren schon in den Geschichten Alexanders Erwähnung geschieht, war ehemals Sareswata, von dem Flusse und dem Brahmanen Stamme gleichen Namens also genannt, daher die Sprache selbst auch Sareswati balabani d. i. die jugendliche Sprache von Sareswati genannt wird. Diese Mundart, welche ehemals im ganzen nördlich- und westlichen Indien die vorherrschende gewesen zu seyn scheint, wurde mehr als die anderen ausgebildet, und nimmt unter dem Titel Prakrit einen vorzüglichen Platz in dem Dialoge der indischen Schauspiele ein. Das Prakrit hat wie das Sanskrit besondere Sprachlehren und Werke über das Sylbenmaß, und hat sich außer dem dramatischen Dialoge noch

durch besondere schöne Gedichte, die mit Strophen aus Sanskrit untermischt sind, erhalten. Ueber die Gesetze und Regeln der Poesie und Prosodie des Sanskrit sowohl als Prakrit hat der gelehrte Colebrooke ebenfalls (im X. Bande) eine besondere Abhandlung geliefert, welche den Gegenstand erschöpft, und sowohl die verschiedenen Sylbenmaße von Sanskrit und Prakrit aufzählt, als auch Proben aus den vorzüglichsten Gedichten mit gestochenen Tafeln des Urtextes enthält. Die alte Sprache des Landes Pentschāb, nämlich das Prakrit, ist keineswegs mit der heute dort herrschenden Mundart Pentschābi zu vermischen, deren wir hier aber um so schicklicher erwähnen, als dieselbe in dem Pentschāb, d. i. in dem Mittelpunkte des alten Prakrit gesprochen wird. Von dieser Mundart haben Colebrooke und Carey eine Grammatik geliefert, und ein eingeborner des Landes hat unter Leitung des Hauptmanns Rojebuck ein Wörterbuch davon in Devanagari-Schrift herausgegeben.

2. Das alte Volk der Kaniakubdscha bildete ein großes Reich, dessen Hauptstadt die heutige Stadt Kanodsch war. Die Sprache war Hindi, d. i. die Grundsprache, woraus das heutige Hindostani durch Beymischung arabischer und persischer Wörter geformet, und in allen dem mogolischen Zepter unterworfenen Ländern die herrschende ward. Das reine Hindi, woraus Hindostani entstanden, ist augenscheinlich bloß aus dem Sanskrit abgeleitet, die selbst nichts als ein gebildetes ältestes Hindi oder indische Ursprache ist, so daß man zwey Hindi nämlich das älteste verlorene, und das neue noch lebende unterscheiden muß, jenes die Mutter, dieses die Tochter der Sanskrit. Aus allen in Indien heute herrschenden Mundarten hat das Hindostani die ausgebreitetste Literatur, und ist auch von englischen Philologen am ausführlichsten behandelt worden. Dr. Harris von Madras, der Herausgeber eines englischen und indostanischen Wörterbuches hatte den unermüdlichen Dr. Gilchrist zum Nachfolger, welcher ein halbes Duzend besonders über die hindostanische Grammatik herausgegebener Werke, wie the *Stranger's* East Indian Guide, the *British* Indian Monitor, the *Oriental* linguist, the *Antijargonist*, a sketch of hindustanee Orthoepy, Hindostani Philology, nach einander in den Druck sandte, und vom Professor Shakspear und vom Lieutenant Boebuck nachgeahmt ward, wovon jener eine Sprachlehre, dieser ein großes hindostanisches Wörterbuch im Jahre 1814 zu Calcutta herausgab. Proben von hindostanischer Literatur lieferten Kindersley und Broughton, und zu Calcutta erschienen hindostanische Uebersetzungen persischer Werke, als: die Erzählung der vier Derwische, die Erzählung des Pa-

pagey's, die Fabeln Pidpais, eine Anthologie aus den Werken der beyden hindostanischen Volksdichter Mir-Sus, Mir Sauda, u. s. w Die Bücher in Prakrit und Hindi sind in Devanagari geschrieben, die gewöhnliche verderbte Geschäftsschrift heißt Nagari.

3. Die Sprache von Bengalen wird Gaura genannt, weil Gaur die alte Hauptstadt des Landes war, wovon die fünf nordöstlichen Nationen der indischen Halbinsel den Namen Gaur erhalten haben; die Brahmanen aber, welche heute diesen Namen führen, bewohnen nicht Bengalen, sondern das eigentliche Hindostan. Die Schrift, worin die Sprache von Bengalen geschrieben wird, ist ein verderbtes Devanagari. Das Studium dieser Sprache ist durch die philologischen Arbeiten von Halhed (dem Herausgeber einer Grammatik schon im Jahre 1778) von Forster (Verfasser eines englisch-bengalischen Wörterbuches zu Calcutta im Jahre 1788) und vom Dr. Carey (welcher den Druck eines weitläufigen Wörterbuches aus der Presse von Serampor besorgte) zuganglich gemacht worden. Außer dem erschienen bengalische Uebersetzungen der Hitopatesa, des Ramajan, des Mahabarat, des Singhasen, Betesi aus dem Sanskrit, und eine Geschichte in bengalischer Sprache zu Calcutta gedruckt. Auch das alte und neue Testament ist durch die Bibelgesellschaft bereits mehr als einmal aufgelegt erschienen.

4. Die nächste Verwandte der bengalischen Mundart ist die von Tirhut, welche in dem von den Flüssen Kusi und Gandhak und den Bergen von Nipāl begrenzten Districte gesprochen, und in der Tirhutā Schrift geschrieben wird. Sie ist von der benachbarten Nipālsprache verschieden, wie dieses aus dem vom unermüdeten Dr. Carey im Collegium zu Calcutta niedergelegten Wörterbuche zwölf indischer Sprachen erhellet, und worin bereits eine von der Bibelgesellschaft veranstaltete Ausgabe des Evangeliums Matthäi besteht.

5. Die Sprache in dem Districte von Orissa, welche so wie die aus der Devanagari entstandene Schrift Uria heißt.

B. die Dravirs. 6. Die Tamlasprache, oder Tamalasprache, welche von den Europäern die tamulische oder malabarische genannt wird, von Malaiwar, d. i. Bergland, und welche, wie oben das Hindi in zwey besondere Mundarten zerfällt, nämlich in die reinere oder das sogenannte Malailam, und in das tamulische; jenes enthält einen größeren Theil von Sanskrit-Wörtern, und ist überhaupt poetischer als dieses. Man hüte sich aber das Malailim, die Ursprache der malabarischen Küste, mit der malaischen Sprache, d. i. mit der aus der Halbinsel Malakka ursprünglichen, zu verwechseln. Außer den älteren im Mithridates schon aufgeführten Hülfswerken der malabarischen oder

tamulischen Sprache wurde noch im Jahre 1804 im Collegium zu Calcutta eine Grammatik verfaßt, und für eine Uebersetzung der Bibel in Malailim hat noch jüngst die indische Bibelgesellschaft gesorgt.

7. Die Mahratta-Sprache, deren Bücher in Devanagari geschrieben sind, deren gemeine Handschrift aber Mur genannt wird; gleich den vorhergehenden Sprachen enthält es sehr viele reine Sanskritworte. Die Mahratten haben eine große Anzahl von Gedichten in ihrer Mundart, welche entweder Uebersetzungen aus dem Sanskrit und dem Bengalischen oder auch ursprüngliche Produkte sind. Außer den älteren im Mithridates aufgeführten Hülfswerken gab Dr. Carey im Jahre 1809 zu Calcutta Grammatik und Lexicon dieser Sprache heraus, und leitete die Uebersetzung der ethischen Werke Hitopatesa und Bettisi Sing aus der Sanskrit.

8. Die Kanara-Sprache und Schrift, welche wieder nichts als ein verderbtes Devanagari ist. Ein Wörterbuch derselben lieferte Dr. Carey in seinem großen vergleichendem Wörterbuche zwölf indischer Sprachen, und die Bibelgesellschaft besorgte eine Uebersetzung des Evangeliums Matthäi, in diese Mundart sowohl als in die folgende.

9. Telinga, welche im Mithridates mit der Orissasprache verwechselt wird. Die Telinga-Brahmanen schreiben die Sanskrit mit der Telingaschrift, d. i. einem aus der Devanagari verderbten Schriftzuge.

10. Die Sprache von Gurdschara, welche sich ehemals weiter als das heutige Gusrat ausdehnte, und welches eigentlich zu den nördlichen Nationen oder Gaur's, wie umgekehrt die Orissasprache zu den südlichen oder Dravirs gezählt werden sollte. Eine Uebersetzung des Evangeliums Matthäi in dieser Sprache besorgte unlangst die Bibelgesellschaft.

Daß die Eintheilung in diese zwölf Hauptstämme, der in Hindostan und Dekkan lebenden Sprachen die natürlichste sey, ersieht man auch aus dem vergleichendem Wörterbuche zwolf indischer Sprachen, das Dr. Carey auf der Bibliothek des Collegiums von Calcutta niedergelegt hat, worin nur statt der Sanskrit und Prakrit die Sprachen von Kaschmīr und Nipāl aufgeführt sind. Da diese wohl zu Indien im weitesten aber nicht im engsten Verstande, nämlich nicht zu den Sprachen der vorderen Halbinsel gehören, sc eroffnen sie besser die Reihe der in den an Hindostan und Bengalen nördlich grenzenden Ländern gesprochenen Sprachen. Ehe wir zu denselben übergehen, verfolgen wir noch die einzelnen Mundarten der schon aufgezählten Hauptstämme, welche nach der indischen Eintheilung unter die

dritte und vierte Classe gerechnet, und insgemein unter den Namen von Bhachsa oder Bhacha begriffen werden. Die vorzüglichste derselben ist das Breidschbhacha oder Bradscha-bhascha, die edelste und dem Sanskrit am nächsten verwandte Mundart von Hindostan, welche ehemals von den Hirten und Hirtinnen in der Nachbarschaft von Mathura gesprochen worden seyn soll, und welche noch in dem Duab und in einigen Distrikten an den Ufern des Jamuna und Ganges gesprochen wird. Die anderen Mundarten des Hindi haben verschiedene Abstufungen von der Ōrdū sūbān, d. i. der Lagersprache bis herunter zum gemeinsten Gemengsel, welches insgemein das mohrische genannt wird. Die Sprachen der nördlich an Hindostan und Bengalen grenzenden Länder sind ebenfalls zwölf, in denen allen (die der Afghanen vielleicht ausgenommen) die Einwirkung und Vermischung mit der Sanskrit sichtbar ist. Diese zwölf Sprachen sind: 1. die von Kaschmīr, 2. von Nipāl, 3. von Multan der zwischen Sind und Lāhor d. i. Pendschāb gelegenen Landschaft, 4. Nordsindisch: 5. Südsindisch an den Ufern des Indus, der auch Sind heißt, 6. Utbal, 7. Bikanir, 8. Kenbena, 9. Udiapur, 10. Matavar, 11. Puschti, die Sprache der Afghanen oder Patanen, 12. Beludschi d. i. die Sprache von Beludschistan, wo die alten Ichthyophagen wohnten. In allen diesen Sprachen ist theils das neue Testament, theils das Evangelium Matthäi von der indischen Bibelgesellschaft übersetzt im Druck erschienen.

Von diesen zwey Dutzend Sprachen des vorderen Indiens gehen wir nun zu einer gleichen Anzahl von Sprachen des hinteren Indiens über, von denen die gelehrten Doctoren Buchanan und Leyden (der erste im V., der zweyte im X. Bande) umständliche Nachricht gegeben haben. Dieser faßt die Sprachen der Völker, welche zwischen Indien und China (Sind und Sina) leben, und von uralter Zeit her das Religionssystem des Budha angenommen haben, unter dem Namen der Indischsinesischen zusammen, und theilt dieselben ganz zweckmäßig in vielsylbige und einsylbige ein. An der Spitze der ersten steht 1) das Pali, welches unter den indisch-sinesischen Völkern und den Anhängern des Buda dieselbe Stelle vertritt, wie das Sanskrit bey den Brahmanen und das arabische bey den Moslimen als heilige Schrift- und Büchersprache, nahe verwandt mit dem Sanskrit wie das Prākrit und Send, so daß diese drey alten Sprachen das Pali, Prakrit und Send füglich als die ältesten Töchter der Sanskrit angesehen werden können; sie haben auch alle drey dieselbe Bestimmung heiliger Sprachen erreicht, indem

das Pali die heilige Sprache der Anhänger von Buda, das Prakrit die der Dschainas und das Send die der Parsen geworden ist. Die Schrift des Pali ist von der Devanagarischrift entlehnt, und erleidet in den verschiedenen Ländern des hintern Indiens einige unbedeutende Abänderungen. Da auch das Sendalphabet aus dem Devanagari entstanden zu seyn scheint, so dürfte nach Dr. Leydens Meinung die Entzifferung der persepolitanischen Inschriften nur durch das Devanagari-Alphabet mit Erfolg zu Stande gebracht werden.

2. Das Malaische von dem weit verbreiteten Volke der Malaien auf der Halbinsel Malakka oder Malaja und auf zahlreichen Inseln des südlichen Archipels gesprochen, wird von den Europaern das Hindostanische und Italienische des hintern Indiens genannt, weil es wie jenes weit verbreitet, wie dieses weich und wohllautend ist. Es besteht aus drey ganz verschiedenen Bestandtheilen, nämlich erstens aus dem Hauptstamme einsylbiger Wörter, wodurch es mit den einsylbigen birmanischen und Eylandssprachen zusammenhängt. Zweytens das Sanskrit, und drittens das Arabische. In der größten Reinheit wird es auf der an Zinn so ergiebigen Halbinsel Malaja gesprochen, welche augenscheinlich das Temala des Ptolemäus ist, da Tema noch heute im Malajischen Zinn heißt. Auf den Inseln von Sumatra, Dschawa, Borneo und Tschelebes ist es mit den einheimischen Sprachen dieser Inseln vermischt, und nach Marsdens Meinung ist das Malajische ein Zweig des großen Sprachstammes des südlichen Archipels, welcher den Sund, die Philippinischen, molukkischen und Südseeinseln in sich begreift, und der den vollen Raum von zweyhundert Graden der Länge umfaßt. Durch diese Stammverwandtschaft mit dem Inselsprachen des südlichen Archipels wird die von Marsden behauptete Abstammung des Malajischen aus der Halbinsel Malaja sehr problematisch, und die von S. W. Jones aufgestellte Behauptung, daß die einsylbigen Sprachen des südlichen Archipels, so wie die Malajische aus der Sanskrit entsprungen seyen, verliert alle Haltbarkeit durch den Umstand, daß dieser einsylbige Grundtheil des Malajischen von dem Sanskrit ganz und gar verschieden ist.

Der arabische Theil, welcher meistens aus wissenschaftlichen Wörtern und Ausdrücken des Gesetzes besteht, ist unstreitig erst nach der Gründung des Islams eingewandert. Von den Einwohnern Dschava's haben die Malajen einen großen Theil ihrer ältesten mythologischen Ideen überkommen, und viele ihrer Werke sind Uebersetzungen aus der Sprache von Dschava. Eine andere Anzahl von Werken ist aus der Telingasprache übersetzt worden, und im Malajischen selbst finden sich viele Völker aus dem Tamu-

lischen Telinga und Malajlim. Hierdurch widerlegt Dr. Leyden die von Marsden in einem früheren Aufsatze (im IV. Bde. 15) geäußerte Meinung, daß die Malaien nicht aus der Telinga und tamulischen Sprache sondern aus den Mundarten des nördlichen Hindi ihre Sprache verfeinert hätten. Der Bau des Malajischen ist eintönig, wie der der einsylbigen Sprachen, und ist daher der Poesie nicht günstig: dennoch haben sie eine große Zahl von vierzeiligen Gesängen Pantun genannt, und zweyzeilig gereimte Gedichte Saier, welche dem persischen Mesnewi entsprechen. Vorzüglich reich ist die malajische Literatur an Erzählungen, die sie von den Literaturen der Insel Dschava, der Küste Koromandel aus dem Sanskrit und Arabischen entlehnt hat. Ihre sogenannten Pandugeschichten sind Auszüge aus dem Mahabharat, und ihre Hikajarat oder historischen Romane von Iblis, Hamsa, Mamun, Iskender sind aus dem Arabischen so wie andere aus der Dschawasprache übersetzt. Die eigentlich historischen Schriften sind ebenfalls sehr zahlreich, und ihre Gesetze und gerichtlichen Gewohnheiten Aadāt scheinen von den Bewohnern Dschavas und den Bugis entlehnt. Ihre dramatischen Spiele sind nichts als dialogisirte Romanzen. Dr. Leyden gibt Proben von ihren Pantuns und Sairs, und trägt zum Schlusse seiner Abhandlung in einer Note zu der Notiz der malajischen Literatur noch die Titel von sechsunddreyßig ihrer wissenschaftlichen Werke nach.

Die Dschawa-Sprache ist nach dem Geständnisse der Malajen selbst älter als die malajische, und zerfällt in eine große Zahl von Mundarten, welche alle auf zwey, nämlich auf Basa-dalam und Basa-luar, das erste die Gebirgs-, das zweyte die Küstensprache zurückgeführt werden können. Die erste hat eine genaue Verwandtschaft mit Sanskrit, aus der zweyten hat sich die malajische Sprache bereichert. Das Alphabet ist der Zahl und Ordnung der Buchstaben nach von dem Sanskrit ganz verschieden, und wird von der Rechten zur Linken geschrieben. Die Literatur hat viele Aehnlichkeit mit der malajischen, der sie zur Quelle gedient zu haben scheint, und ihre Tscherritras oder Heldengeschichten haben die größte Aehnlichkeit mit den Puranas der Hindus. Bugis ist die Ursprache von Selebusch (Celebes), das ehemals in sieben besondere Fürstenthümer zertheilt war. Die Einwohner sind durch Muth, Unternehmungsgeist, Treue, Ehrlichkeit im Handel der vorzüglichste Stamm der Orang Timur, d. i. der östlichen Männer, selbst nach dem Zeugnisse der Malaijen und Dschawanesen. Sie haben die größte Aehnlichkeit mit den Japanesern, und ihre Sprache mit der von Malaija, Dschawa und Tagala und auch mit dem alten Tarnata oder der Sprache

der Molukken-Inseln. Das Alphabet scheint der Form nach zu derselben Classe wie Bata und Tagala zu gehören, und die Mundarten der verschiedenen Stämme weichen sehr von einander ab. Die vorzüglichsten derselben sind das eigentliche Bugis und das Mungkassa oder Makassa. Colebrooke, der der erste aller Europäer ein kleines Wörterbuch dieser Sprache sammelte, gibt die Liste von dreyundfunfzig Werken in der Bugis-Mundart, in welche auch der Koran, so wie in die Sprache von Dschawa übersetzt ist, und Proben von Bugis-Gesängen und Romanzen, welche im äußersten Osten hoch berühmt sind. In der Mundart Mungkassa behandeln die Kriegsgesänge meistens ihre Kriege mit den Holländern.

5. Die Bima-Sprache in dem unabhängigen Staate von Bima gesprochen, welcher den östlichen Theil von Sumbawa und den westlichen der Insel Ende in sich begreift, und einige Verwandtschaft mit den Sprachen von Bugis und Dschawa hat. Auch sind die zwey Mundarten der vorigen Bugis und Mungkassa mit den zwey Mundarten dieser, nämlich Bima und Sumbawa nahe verwandt, wie dieses aus einem von Colebrooke aufgeführten Wörterverzeichnisse dieser vier Sprachen erhellet.

6. Die Sprache der Battas, d. i. die des Urstammes der Bewohner von Sumatra, welche im Mittelpunkte der Insel leben und Menschenfresser sind, indem sie das Fleisch von Verbrechern, Kriegsgefangenen und alten Verwandten aus Strafe, Rache und Ehrfurcht mit gleicher Liebe verzehren. Der Batta, wenn er alt und gebrechlich, und der Welt satt geworden ist, ladet seine Kinder ein, ihn zu speisen, in der Jahrszeit, wo das Salz am wohlfeilsten ist. Er steigt auf einen Baum, um welchen sich seine Freunde und Verwandte versammeln, und während sie den Baum schütteln, und den Todtengesang anstimmen: »die Jahrszeit ist gekommen, und die Frucht ist reif, und sie sey dem Baum entnommen« steigt er herunter und empfängt den Todesstreich von seinen nächsten Verwandten, die dann sogleich seinen Leichnam zum Todtenmahle verzehren. Diese Sitte sowohl als der Name des Volkes stimmt ganz mit dem überein, was Herodot von den Padaiern erzählt, welche östlich von den indischen Ichthyophagen wohnen; ihre sonstigen Sitten und Gebräuche haben viele Aehnlichkeit mit denen auf Malabar und die Sprache ist mit der der Bugis und mit der Bimasprache in einiger Verwandtschaft. Das Alphabet ist ein ganz besonderes, es wird weder von der Rechten zur Linken, noch von der Linken zur Rechten, sondern von unten hinauf, ganz im entgegengesetzten Sinne des sinischen auf dieselbe Weise geschrieben, wie die Mexikaner ihre Hierologyphen geordnet haben sollen.

7. Die Tagala-Sprache oder auch kurzweg die Gala-Sprache ist auf den philippinischen Inseln eben so verbreitet, als das Malaische auf den Maldiwischen, und das Hindostani auf dem festen Lande von Hindostan. Ein spanischer Missionär behauptete, daß Tagalq alle Vorzüge des Hebräischen, Griechischen, Lateinischen und Italienischen in sich vereinige. Von einem Duzend Mundarten sind das eigentliche Tagala und Bisaja die vorzüglichsten. Die Tagala-Sprache ist eine der originellsten durch den sonderbaren Umstand, daß die Haupt- und Zeitwörter weder deklinirt noch konjugirt werden, daß sie weder Endungen noch Zahlen, weder Zeiten noch Personen haben, sondern daß alle diese Verhaltnisse nicht an den Wörtern selbst, sondern an besonders eingeschobenen Partikeln, welche verschiedener Zusammensetzung und Flexion fähig sind, vorgenommen wird. Diese Sonderbarkeit hat Gaspar de S. Augustino in seiner Tagala-Sprachlehre nicht genug beachtet. Die Literatur des Tagalastammes besteht ursprünglich in ihren Heldengeschichten, welche die spanischen Missionäre durch verschiedene Uebersetzungen von Hymnen und theologischen Werken zu ersetzen sich bemühet haben. Zu den Mundarten der Tagala gehört außer dem Bisaia noch die Pampungo-Sprache, das Biadschu und Tirun, das auf Borneo gesprochen wird, das Harafora oder die Papua-Sprache der östlichen Eylande und die Sulu-Sprache, ein sehr gemischter Dialekt, welcher aus dem Malaischen der Dschawa- und Tagala-Sprache zusammengesetzt ist. Die Sprache der Biadschu, welche sich für die Ureinwohner von Borneo ansehen, hat kein Alphabet. In manchen ihrer Gewohnheiten kommen sie mit den Bewohnern der Maldiven überein. Diese beladen jährlich ein kleines Boot mit Spezereyen, Edelsteinen, Blumen und wohlriechendem Holze, und überlassen es den Winden und den Wogen als ein Opfer dem Könige des Meeres dargebracht; auf gleiche Weise beladen die Biadschus jährlich ein Boot mit den Sünden und Mißgeschicken ihres Volkes, und treiben dasselbe mit der unglücklichen Mannschaft, welche als Sündenbock des ganzen Volkes geopfert wird, ins Meer hinaus, als ein Opfer dem Genius des Bösen dargebracht. Die Tirunstämme scheinen ein Zweig der Idanen, und diese der Haraforas zu seyn, welche fast in allen östlichen Eylanden eingeboren sind, und oft auf denselben mit Papuas oder östlichen Negern gefunden werden; jene sind Menschenfresser wie die Pàtas, diese, welche durch ihre Farbe und ihr wollichtes Haar sich als eigentliche Neger beurkunden, sind der zweyte Hauptstamm der Eingebornen der östlichen Insel. Da sie in viele kleine Gesellschaften vertheilt sind, so zerfallt auch ihre Sprache in eine Menge besonderer Mundarten. Von

den arabischen und persischen Reisebeschreibern werden sie als wilde Barbaren und als Menschenfresser geschildert. Die Idanen von Borneo werden auch Marut geheißen, welches der Name der neun und vierzig indischen Genien der Winde ist. Die Fahne der Battas ist ein Pferdekopf mit fliegender Mähne, was einen Zusammenhang mit den Hajagrivas der Sanskrit-Geschichte anzuzeigen scheint. Unter die vielsylbigen Sprachen des hinteren Indiens gehört

8. die Sprache der Kussi oder Kuku der Bewohner von Tipera, eines Gebirgsdistriktes an den östlichen Grenzen von Bengalen, worüber Rawlins (im II. Bande, 12.) und Macre (im VII. Bande, 6.) Bericht erstattet haben, und deren Sprache von der indischen verschieden ist.

9. Die Sprache von Assam. Das Königreich dieses Namens besteht aus einem großen volkreichen Thale, zu beyden Seiten des Buramputer nördlich von Tibet, westlich von Bengalen, östlich von Awa, südlich von Arakan begrenzet. In dieser Sprache sowohl, als in der

10. von Matawar hat die Bibelgesellschaft bereits eine Uebersetzung des Evangelisten Matthäi veranstaltet. Endlich gehören noch zu dem vielsylbigen Sprachstamme des hinteren Indiens die zwey auf Seilan (Ceylon) gangbaren Sprachen, nämlich:

11. Kandisch, auch Bali genannt, vermuthlich sehr nahe verwandt mit dem Pali des hinteren Indiens, und

12. das Tschingalesische, eine aus der malaischen, tamulischen und anderen Sprachen zusammengesetzte, deren Alphabet acht und vierzig Buchstaben und vierhundert achtzig Abkürzungen für ganze Sylben hat, so daß dadurch das Lesen sehr erschweret wird.

Wir gehen nun zu dem einsylbigen Sprachstamme des hinteren Indiens über. Diese einsylbigen Sprachen sind großer Verschiedenheit des Accents und des Tones empfänglich, und erfordern daher eine weit zartere Zunge und ein feineres Ohr als die vielsylbigen, um selbe zu verstehen und zu sprechen. Sie nehmen einen großen Theil der heiligen Schriftsprache Bali oder Pali in sich auf, modeln diese Wörter aber nach ihrem Genius um, indem sie jede Sylbe als ein besonderes Wort aussprechen.

1. Rucheng, die Ursprache von Arakan, welches vormals einen Theil des Reiches von Magada ausmachte, daher die Einwohner in Bengalen gewöhnlich Mog oder Mag genennet werden, eine Benennung, die unwillkürlich an die Magen der Perser erinnert, welche noch heute in Persien Mogh heißen. Die Sprache ist mit der birmanischen verwandt, aber

reiner und älter, und im Baue der malaischen ähnlich. Das Alphabet stimmt in der Zahl, Ordnung und im Gehalte der Buchstaben mit dem Dewanagari überein. Kapitän Towers hat dasselbe (im V. Bande, 12.) mit großer Korrektheit und umständlicher Bezeichnung der Aussprache geliefert. Er spricht den Namen der Sprache Rachain statt Rucheng aus, und Dr. Buchanan in seinem vergleichenden Wörterverzeichnisse sechs birmanischer Sprachen (im V. Bande, 17.) schreibt den Namen Rekan, woraus die Europäer Arakan gemacht. Von den Mundarten dieser Sprache besteht Ruinga, das von den Moslimen gesprochen wird, aus einer Mischung von Rucheng, Arabischem und Indischem, und Rusan, das von den Indus gesprochen wird, aus einer Mischung von Rucheng mit Sanskrit und Bengalischem. Die Mundart Jo oder Ro ist nur eine leichte Abart des Rucheng. Die Gebirge nordöstlich von den Rucheng sind von dem Volke Cheng bewohnt, die Buchanan Chiain schreibt, und die sich selbst Kalun nennen, und eine besondere Sprache sprechen. Aus den Namen der beyden Völkerschaften Ro und Cheng ist der zusammengesetzte von Rocheng oder Rucheng entstanden.

2. Die Kolun-Sprache, welche von dem eben erwähnten Volke gesprochen wird, ist eine von der Rucheng verschiedene, wie aus dem vom Dr. Buchanan (V. B. 17.) gelieferten Wörterverzeichnisse erhellet, indem dieselbe mit den beyden Sprachstämmen Rucheng und Barma, zwischen denen sie inneliegt, geringe oder gar keine Verwandtschaft hat. In wie weit die oben bey den Sprachen des vordern Indiens erwähnte der Kukis, oder Einwohner von Tipera mit der Sprache der Kolun, oder eines andern benachbarten Gebirgsvolkes verwandt sey, ist noch nicht bekannt.

3. Die Barma- oder Birma-Sprache, welche auch die bomanische genannt wird, aber mit der von Arakan und Ava nicht zu vermengen ist, wie dieses von Adelung im Mithridates geschehen ist. Die bomanische oder Barma-Sprache hat sich wie die arakanische oder das Rucheng aus der Bali bereichert. Das Alphabet hat Aehnlichkeit mit den Alphabeten von Kanara, Singala und Telinga. Die Barmas besitzen zahlreiche historische Werke (Tscheritras) und Gedichte, worunter auch dramatische (Nataka), vermuthlich aus dem Sanskrit nebst mehreren andern Werken aus dem Siamesischen und Sinesischen übersetzt. Die in Tenasserim gesprochene Mundart der Tauengsari, deren sowohl Leyden als Buchanan (V. B. 17.) erwähnen, ist eine gegenwärtig unter den Barmanen von Ava veraltete. Aber

4. die Sprache der Moitai, deren Land südlich von Assam und nördlich von Arakan liegt, und welches von den Europäern Meckley genannt wird, ist eine von der birmanischen verschiedene, so wie

5. die Sprache von Assam, in welcher die Bibelgesellschaft so wie in der Sprache von Chassi oder Cussai (ein anderer Name der vorhergehenden der Motais) eine Uebersetzung des neuen Testamentes veranstaltet hat.

Von Einigen wird die Sprache der nikobarischen Inseln als ein Zweig der birmanischen, von anderen, namentlich von Fontana (III. B. 7.) als ein Zweig des malaischen aufgeführt. Da aber nach Leyden's Urtheil das von Fontana gelieferte Wörterverzeichniß nicht drey Wörter birmanisch oder malaisch enthalt, so ist

6. Nikobarisch als eine besondere unter den einsylbigen Sprachen aufzuführen.

7. Mon, d. i. die Sprache von Pegu, dessen Einwohner sich Mon nennen. Dr. Buchanan hat hiervon (V. B. 17.) die ersten Proben gegeben. Eine verschiedene Mundart spricht ein anderer Stamm der Bewohner Pegu's, die von der Birmanen Karain und Kiain genennt werden (nicht zu verwechseln mit den Jakain, d. i. den Bewohnern Arakans). Die Karain werden in zwey Klassen getheilt, nämlich die Birma Karain und Talain Karain, von deren Mundarten, Passuku und Maplu, Buchanan (V. B. 17.) Proben gibt.

8. Thai, die Sprache der Siamesen, welche sich selbst Sian nennen, woraus die Portugiesen Siam gemacht haben. Die Nation besteht aus zwey Hauptstämmen Thai und Thaijai; denn die Thailung, deren Mundart Buchanan (V. B. 17.) irrig als die eines besondern Stammes anführt, sind nur ein Zweig der Thaijai. Die Thai-Sprache steht mit den sinesischen Mundarten, und besonders mit der Hofsprache in der nächsten Verbindung. Das Alphabet weicht sowohl von dem Devanagari als dem Bali merklich ab. Ihre Tscheritras oder historischen Romane enthalten wie die der Rucheng, Birmanen und Malajen, die besonderen Umrisse der indisch-sinesischen Nation. Leyden gibt das Verzeichniß von vierzig solchen Werken und Proben von ihren Gedichten. Ihre Priester sind die Talapoinen (von Talap, einer Kopfbedeckung, so genannt), und Buda wird von ihnen unter dem Namen von Gaudama verehrt.

9. Die Chochmen-Sprache wird an den Ufern des Flusses Kambutschat (Cambodscha) gesprochen, und ist sowohl von der Thai- als Dschuan-Sprache, welche in Siam und Kotschinschina gesprochen wird, gänzlich verschieden.

10. Die Law-Sprache wird von dem Volke gesprochen, das die Portugiesen Laos nennen, und ist eine von der vorigen ganz verschiedene Sprache, so daß Adelung, der diese beyden Sprachen zusammen wirft, und statt Kambodscha irrig Kambocha schreibt, hiernach zu berichtigen ist. Die Siamesen und Birmanen leiten von den Laos ihre Religion und Gesetze ab, und überall finden sich unter diesem Volke die Lehren Budas.

11. Die Anam-Sprache wird in Kotschinschina und Tunking gesprochen, und wird auch die Tschuanische genannt. Dieselbe ist durch katholische Missionäre bekannter, als irgend eine andere der hinter-indischen Sprachen. Durch die Nachbarschaft mit China ist sowohl sinesische Sprache und Schrift in Tunking und Kotschinschina eingeführt. Das gewöhnliche Alphabet der Anams-Sprache heißt aber Nom, und soll dem siamesischen ähnlich seyn.

12. Die Tibetanische Sprache ist nur als einsylbig, sonsten aber wenig bekannt. Die Verwandtschaft derselben, und der vorgehenden einsylbigen mit den benachbarten einsylbigen der Sinesen Mantschu und Corea, oder der vielsylbigen japanischen ist noch zu wenig erörtert.

Wir haben also hier ein halbes Hundert von Sprachen, welche in Vorder und Hinter-Indien, und in den anstoßenden Ländern gäng und gäbe sind, und die Aufzählung derselben ist systematischer und vollständiger, als in Adelungs Mithridates und Vaters Literatur der Grammatiken, wo deren nur einige und dreyßig aufgeführt werden. Da in diesem letzten Werke von den Sprachen der Welt dreyhundert und vierzig aufgezählt sind, die Gesammtsumme aber derselben ganz sicher auf ein Dutzend mehr angeschlagen werden darf, so kömmt von den auf unserer Erde üblichen Sprachen eine auf jeden Tag des Jahres, und das halbe Hundert der indischen ist gerade ein Siebentel der Gesammtzahl. Wollte man mit S. W. Jones nur sechs Monate auf die Erlernung einer jeden verwenden, so würde die doppelte Zeit des längsten Menschenalters hierzu erforderlich seyn. Dieses Resultat ist sehr niederschlagend für den polyglottischen Dünkel der Philologen, für welche die Ausbildung in ihrer eigenen Muttersprache, und den stammverwandten derselben immer das am leichtesten zu erringende, und der Natur angemessenste Ziel bleiben wird.

II. Mythologie und Religion.

Die berühmte Abhandlung des berühmten Gründers der asiatischen Gesellschaft über die Götter Griechenlands, Italiens und Indiens (I. Bd. 9) ist zu bekannt, als daß sie hier eines näheren Auszugs nöthig hätte, und zu wichtig, als daß sie

mit gänzlichem Stillschweigen übergangen werden dürfte. Wie sehr auch die Hüter des einengenden Pferchs der antiquarischen Gelehrsamkeit der Griechen und Römer dawider ihre Stimme erhoben, und diese Ansichten als übertrieben, luftig und träumerisch zu verschreyen bemüht waren, so hat sich der Strahl der Wahrheit durch das Dunkel mythologischer Vorurtheile dennoch die Bahn gebrochen, und leuchtet jedem unbefangenen Forscher durch die unläugbare Uebereinstimmung der Namen, Begebenheiten und Eigenschaften der indischen und griechischen Gottheiten hell ins Auge. Der Gang der Untersuchung ist zwar weder systematisch noch philosophisch, wie der Verfasser selbst bekennt, indem er mit Verschmähung einer regelmäßigen Methode die Göttlichkeit des Messias aus den Prophezeyungen des Isaias voraussetzt; aber die Resultate derselben sind nicht weniger merkwürdig, und führen weiter als es dem Verfasser unter angenommener Aufrichtigkeit der obigen Voraussetzung lieb seyn konnte.

Nach diesem Ergebnisse sind Ganesa und Janus, die Eröffner der Griechen und Römer, eine und dieselbe Person. Der erste Menu Satiaurata entspricht ganz dem Saturnus, und die goldene Zeit des Satiajuk dem saturnischen Zeitalter. Von dem Namen dieses Zeitalters der Wahrheit und Gerechtigkeit durfte vielleicht auch das Wort ßadik (صديق) d. i. der Wahrhaftige, das Eigenschaftswort von Abraham und Melchisedech, von Jussuf und Ebubekr abzuleiten seyn.

Der siebente Menu, in welchem neuere englische Mythologen, besonders Faber, den ersten Menschen, und in einem der folgenden den Noe oder Nuh erkennen wollen, hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem griechischen Minos als Richter der abgeschiedenen Seelen. Lachschmi die indische Göttin der Schönheit, als welche sie auch Padma und Kamala heißt, ist als Sri (Ceres) die Göttin des Ueberflusses, und wird in einigen Tempeln mit einer Art von Füllhorn, ganz wie die alten griechischen und römischen Figuren der Ceres, vorgestellt. Jupiter oder Diespiter hat alle Eigenschaften des indischen Indra oder Divespetir, d. i. der Herr des Himmels, dessen Geschoß Watschra, d. i. der Donnerkeil, ist. Bey den Indern erscheint er freylich als untergeordnete Gottheit, während er bey den Griechen und Römern als allerhöchster Gott die Eigenschaften der indischen Trimurti, Brahma des Schöpfers, Wischnu des Erhalters, und Schiwa des Zerstörers, als Magnus Divus, Altor, Ruminus, Conservator, Ultor, Genitor vereiniget. Aus der indischen Schöpfungslehre von dem Urwasser, dem Weltey und der Lotosblume, worauf Brahma schwamm, sind

die Lehren der jonischen und orphischen Philosophie von dem Urwasser und dem Weltey und die ägyptische Verehrung der Lotosblume hervorgegangen. Wie Jupiter die Titanen niederkämpfte, so stürzte Siva, der indische Jupiter Ultor, die Daitlas oder Söhne von Diti mit dem feurigen Geschosse des Donners nieder. Mit drey Augen Siva Trilochan ist er der Jupiter Triophtalmos der Griechen. Als Zerstörer ist Siva zugleich der Erzeuger, weil nach der Lehre der indischen Vedantis und der persischen Sofis Zerstören und Erzeugen nur verschiedene Formen des Seyns sind. Ob aus dem Beynamen Siva's: Bagis, der Name des Bacchus entstanden sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen.

Die Attribute Neptuns finden sich in dem Dreyzacke Siva's als herrschenden Gottes der Wasser, und seine Trompeten-Muschel erinnert an die Musik der Tritonen. Ein untergeordneter Genius der Wasser ist Varuna, welcher mit dem Genius der Winde Marut durch den Koran in den moslimischen Mythos als Harut und Marut, d. i. als die Genien der Wasser und der Winde, übergegangen ist. Die Gemahlin Siva's, Bhavani, entspricht in mehr als einer Beziehung der Meerentsprossenen Liebesgöttin der Griechen, als Venus Marina, indem ihre Statue bey dem großen Feste Durgotsava in die Fluten geworfen wird; als Venus Urania, indem sie wie bey Lukretius die Alles erzeugende und befruchtende Göttin ist; als Venus Melanis, deren Pausanias mehr als einmal erwähnt, durch ihre schwarze Farbe, und die Remba oder indische Venus vulgivaga entstieg, wie Aphrodite, dem Schaume des gesprudelten Milchmeers. Durch ihre vielen Namen ähnelt Bhavani der Isis Myrionymos, als Parvati oder Berggöttin hat sie einige Aehnlichkeit mit der olympischen Juno und als Durga, d. i. die schwer anzunahende, mit Pallas. Die ganze Geschichte der Eroberungszüge des Dionysos und des Hirtenlebens Apoll's findet sich in den zwey Avatars oder Verwandlungen Wischnu's als Rama und Krischna. Die in dem Ramajan beschriebenen Züge des Dionysos haben ihre Seitenstücke in der Dionysias des Nonnos. Pavan und Hanuman, die Fürsten der Affen, als Bundesgenossen Rama's, erinnern an die Pane und Faunen, an die Satyren und Silenen, die Begleiter des Bacchus, und der Berg Meros, worauf der griechische Dionysos geboren war, ist der indische Meru. Der Phoibos Nomios der Griechen ist ganz derselbe mit Krischna dem indischen Gott der Winde. Unter den Hirten auf den Ebenen von Mathura erzogen, scherzte er seine Jugend in der Gesellschaft der Hirtinnen oder Gopis (Kuhmädchen) durch, von denen er vorzüglich neun auserwählte.

Krischna bekämpfte wie Apollo den Drachen- und sein Beyname Kesava, d. i. der Lockichte (auch im Persischen heißt Kissu كسيو Haar), entspricht dem Apollo Crinitus. Iswara, der Gott der Natur, und Isani seine Gemahlin sind der ägyptische Osiris und Isis. Der Gott des Feuers wird Agni oder auch Pavaka, d. i. der Reiniger, genannt. Diese Worte sind aus dem Sanskrit in zwey damit verwandte Sprachstämme übergegangen, indem *αγνος* auf griechisch, und pak پاک auf persisch rein heißt. Kali die Rachegöttin, in der Eigenschaft der Alles zerstörenden Zeit betrachtet, hat alle der Hekate beygelegten Eigenschaften, so wie sie als Bhavani die Verrichtungen der Ilithyia als Geburtshelferin über sich genommen hat. Der indische Plutus heißt Kevira, und in diesem Namen ist der der Kabiren um so weniger zu verkennen, als auch jener, wie diese, einen Hammer in der Hand führt, wobey noch zu bemerken kömmt, daß der Name des achten dienstleistenden Genius Kamillos sich in dem indischen Kamil erhalten hat. Uebrigens hat über die einzelnen Namen der Kabirischen Gottheiten Capitain Wilford (V. Bd. 19) in zwey Blättern sehr wichtige Aufschlüsse gegeben, indem er die Namen derselben Axieros, Axiocersa, Axiocersus und Casmillus aus dem Sanskrit und die bey den eleusinischen Mysterien gebräuchliche Schlußformel *Κογξ*, *Ὀμ*, *Παξ* aus der noch heute bey den indischen Opfern gebräuchlichen Formel Kanscha om, pachscha ableitet, welche den persischen Wörtern Kam كام Amin امين und bachsch بخش entsprechen. Eine Formel, die nach der genialischen Erklärung des Herrn von Uvaroff dieselbe mit unserem pax vobis ist. Ob sie nun diese, oder eine andere, dem Schlusse der persischen Hymnen ähnliche Bedeutung ursprünglich gehabt habe, so schadet diese Ungewißheit doch nichts ihrem echt indischen Ursprunge, und wir finden keine gegründete Ursache denselben zu bezweifeln.

Ueber die Vedas oder heilige Schrift der Inder hat zuerst der Inder Goverdan Caul (I. Bd. 18) und dann Herr Colebrooke (VIII. Bd. 8) erschöpfende Nachricht gegeben. Bekanntermaßen hat der Bruder Aurengsib's, der Prinz Daraschukuh, (im Jahre 1657 auf Befehl seines Bruders ermordet) zuerst den für Profane undurchdringlichen Schleyer, welcher bis dorthin auf den heiligen Schriften der Inder lag, gelüftet, und davon unter dem Titel Upnechat einen sehr unvollständigen, mit manchem Fremdartigen gemischten Auszug, geliefert, den Anquetil du Perron ins Französische und Rixener ins Teutsche übersetzt haben.

Vedas sind vier, 1. Rigveda, 2. Jadscherveda, 3. Samaveda, 4. Atarvanveda (wiewohl manche den letzten nicht gelten lassen wollen, sondern nur die ersten drey aufzählen, wovon der erste aus dem Feuer, der zweyte aus der Luft, der dritte aus der Sonne entsprungen seyn soll). Ein Theil des vierten scheint doch eben so alt, wie die drey übrigen zu seyn, und der Name desselben ist älter als Viasa, welcher die Vedas ordnete. Derselbe gilt auch von den Schriften Itihasa und Purana, welche von Einigen für den fünften Veda angenommen werden. Die Namen der ersten drey Vedas bezeichnen auch ihre vorzüglichsten Bestandtheile, wodurch dieselben in größeren Gebrauch und Credit gekommen, als der vierte. Rig oder Ridsch heißen Gebete in gebundener Rede, Saman, wenn sie zum Singen eingerichtet sind, und Jadsches die prosaischen. Viasa der Sammler lehrte dieselben fünf Schülern, und diese wieder anderen, so daß in dem Laufe der Zeit nicht weniger als elfhundert verschiedene Schulen, Schriftlesungen und Schriftauslegungen entstanden. Die verschiedenen Gebetsammlungen (Sanhitas) der Vedas mit ihren verschiedenen Auslegungen bilden die Sahas, d. i. die Zweige der Vedas. Der Hauptunterschied derselben besteht jedoch nicht sowohl in den Gebetformeln, welche Mantra heißen, als in den Ritual-Gesetzen, Brahmana genannt. Die Theologie oder das eigentliche indische Dogma, dessen beweisender Theil Vedante genannt wird, ist in besonderen Abhandlungen enthalten, die Upanisched (dasselbe mit dem obigen Upnechat) heißen, und gewöhnlich unter dem Theile Brahmana begriffen werden.

1. Der Rigveda besteht meistens aus Hymnen, wie dieses der Name selbst anzeigt, indem das Zeitwort Ridsch, lobpreisen bedeutet. In diesen Hymnen werden immer zwey Personen unterschieden, nämlich die Devata oder Gottheit, an welche der Hymnus (Mantra) gerichtet ist, und der Rischi, d. i. der Ueberlieferer oder Sprecher des Gebetes, dem dasselbe zuerst geoffenbaret war. Das Anenkramani oder das Inhaltsverzeichniß der Vedas enthalt die Namen dieser Rischis, welche Zweifelsohne die wahren Verfasser der verschiedenen Theile sind, welche erst von Viasi in ein Ganzes zusammengeordnet worden. Das Nighanti oder Glossarium der Vedas enthält drey Verzeichnisse von Namen der Gottheit, wovon das erste die Namen, welche gleich bedeutend mit Feuer, das zweyte die Namen, welche gleichbedeutend mit Luft, und das dritte, die mit Sonne gleichbedeutenden enthält. Diese drey Urgottheiten Feuer, Luft und Sonne, haben ihren Wohnsitz auf der Erde, in der Mittelregion und im Himmel. Das heilige Wort Om bezeichnet jede

Gottheit, den Allewigen, Ihn (Parametschi), den Allumfassenden (Brahma), Gott (Deva), die alles belebende Seele (Adchathma), im Grunde ist aber nur Eine Gottheit, die große oder Weltenseele (Mahan Atma), wovon alle anderen Gottheiten nur Theile sind. Der letzte Hymnus (Sekte) des dritten Buches des Rigveda enthalt das berühmte Gajatri oder Sonnengebet, das eigentliche Glaubensbekenntniß des Inders, die heiligste vor Profanen nicht auszusprechende Formel, welche mehr als einmal auch in den anderen Vedas vorkömmt, aber hier zum erstenmal dem Rischi Viswanmitra geoffenbaret worden seyn soll. Zum Schlusse des zehnten Hauptstückes des siebenten Buches ist ein Hymnus, welcher von Vah, d. i. die Sprache der wirksamen Kraftäußerung Brahma's zu ihrem eigenen Lobe gesprochen wird, der mit den Worten schließt: »ich trage den Vater (d. i. den Himmel) »auf dem Haupte, und mein Ursprung ist in der Mitte des Welt»meeres, deßhalben durchdringe ich alle Wesen, und reiche mit »meinem Haupte an die Himmel. Ich bin jenseits derselben und »jenseits dieser Erde, und was der Eine große ist, bin Ich.« Die Schlußhymnen des Rigveda sind in demselben Geiste des mystischen Pantheismus geschrieben, welcher das Wesen der indischen Vedantis und der persischen Sofis ist; z. B. »da war noch »kein Seyn oder Nichtseyn, weder Welt noch Himmel noch »Etwas ober demselben, nichts irgendwo in der Glückseligkeit von »irgend Jemand, einwickelnd, oder eingewickelt; weder Wasser tief »und gefährlich. Tod war nicht, und es war nicht Unsterblichkeit »noch Unterscheidung von Tag und Nacht, aber Das hauchte ohne »Anhauch einzeln mit Ihr, die inner demselben erhalten wird, außer »Ihm, bestand nichts bon dem, was seit dem geworden. Fin»sterniß war, denn die Welt war umhüllt mit Finsterniß, und war »nicht zu unterscheiden von dem Wasser, aber diese Masse bedeckt »von der Hülse ward zuletzt hervorgebracht durch die Nacht der Be»trachtung. Zuerst wurde Verlangen gebildet in seinem Gemüthe, »und dieses ward der ursprüngliche hervorbringende Saame, welchen »die Weisen durch den Verstand in ihren Herzen erkennen, und »unterscheiden von Nichtseyn, der Grenze des Seyns.«

Ein Theil des Rigveda ist das Atereja Aramaja aus achtzehn Lectionen bestehend, wovon die vier letzten das eigentliche Atereja Upanisched der Vedantischule ausmachen, wovon das folgende eine sehr merkwürdige Probe:

»Ursprünglich war diese Weltseele allein, und Nichts ande»res bestand Thätiges oder Unthätiges. Er dachte: ich will Wel»ten schaffen. So erschuf Er diese verschiedenen Welten, das »Urwasser, Licht, sterbliche Wesen und die Wasser. Das Urwas»ser ist ober dem Himmel, die Atmossphäre umfaßt das Licht,

»die Erde ist sterblich, und unter derselben sind die Wasser. Er »dachte: dieß sind Welten, ich will Hüter der Welten schaffen. »So zog Er von den Wassern heraus, und bildete ein eingekör»pertes Wesen. Er betrachtete dasselbe, und der Mund des so »betrachtenden Wesens öffnete sich in Eygestalt: Von dem Mund »ging hervor die Sprache, von der Sprache ging Feuer aus. »Die Nasenlöcher dehnten sich aus, und aus denselben ging Odem »hervor. Durch den Odem wurde die Luft fortgepflanzt, die »Augen öffneten sich: von den Augen sprang ein Glanz, und aus »dem Glanze ward die Sonne. Die Ohren erweiterten sich: von »dem Ohren kam Hören, und daraus die Regionen des Raumes; »die Haut dehnte sich aus, aus der Haut wuchs Haar, und aus »den Haaren Kräuter und Bäume; die Brust öffnete sich: von der »Brust ging das Gemüth hervor, und aus dem Gemüthe der »Mond; der Nabel barst: von dem Nabel kam Verschlingung »und davon der Tod. Das Zeugungsorgan barst, daraus flossen »erzeugende Samen, und daraus die Wasser. Diese Gott»heiten so gestaltet fielen in die weite See, und zu Ihm kamen »sie mit Hunger und Durst, und zu Ihm sprachen sie so: verleihe »uns schmalere Gestalt, worin wir wohnend Nahrung zu uns neh»men mögen. Er bot ihnen die Gestalt einer Kuh; sie sagten: »es ist nicht hinlänglich für uns. Er stellte ihnen die Gestalt eines »Pferdes vor, sie sagten, weder dieses leistet uns Genüge. Er »zeigte ihnen die menschliche Gestalt, da riefen sie aus: wohlge»than! wie wunderbar! daher ist der Mensch vor allen wohlgebildet. »Er befahl ihnen ihre verschiedenen Plätze einzunehmen. Feuer »ward Wort, und ging in den Mund ein. Luft ward Hauch, »und schlof in die Nasenlöcher. Sonne ward Gesicht, und drang »in das Auge. Raum ward Gehör, und nahm Besitz von dem »Ohre. Kraut und Baum ward Haar, und überzog die Haut. »Der Mond ward Gemüth, und füllte die Brust. Tod ward »Freßgier, und lagerte sich auf den Nabel; und Wasser ward der »zeugende Saamen, der die Zeugungsorgane füllte. Hun»ger und Durst wandten sich nun zu Ihm, sprechend: weise »uns unsere Plätze an. Er antwortete: Ich vertheile euch unter »diese Gottheiten, und ihr sollt mit ihnen theilnehmen, daher ist »es, daß den Gottheiten Opfer dargebracht werden, woran Hun»ger und Durst theilnehmen. Er überlegte bey sich: dieß sind »Welten und Lenker der Welten, für sie will ich Nahrung gestal»ten. Er betrachtete die Wasser; von den so betrachteten Was»sern ging Form aus, und Form ist Nahrung, die auf diese Art »hervorgebracht ward. Sobald als gestaltet, wandte sich die »Nahrung hinweg, und versuchte zu fliehen. Der Urmensch »suchte sich ihrer durch die Sprache zu bemächtigen, konnte sie aber

»nicht erreichen durch seine Stimme; hätte er sie erreicht, würde »Hunger durch die bloße Nennung der Nahrung gestillt seyn. Er »versuchte sie mit seinem Hauche zu fassen, vermochte aber nicht »dieselbe in Odem einzuathmen; hätte er sie eingeathmet, würde »Hunger durch bloßen Geruch der Nahrung gestillt seyn. Er suchte »sie mit einem Blicke zu treffen, konnte sie aber nicht erreichen; »hätte er sie erreicht, würde Hunger durch bloßes Anschauen der »Nahrung gestillt seyn. Er versuchte es, sie durch das Gehör zu »fangen; konnte sie aber durch dasselbe nicht festhalten; hätte er »sie festgehalten, würde Hunger durch bloßes Hörensagen von »Nahrung gestillt seyn. Er suchte sie durch seine Haut zu er»fassen, aber ohne sie durch das Gefühl zurückhalten zu können; »hätte er sie durch das Gefühl zurückgehalten, würde Hunger »durch bloßes Berühren gestillt seyn. Er wünschte sie durch das »Gemüth zu erreichen, aber konnte sie nicht durch Denken erfassen; »hätte sie der Gedanke erfaßt, so würde Hunger durch Betrachtung »gestillt seyn. Er bemühte sich ihrer durch das Zeugungsorgan hab»haft zu werden, aber ohne sich ihrer bemächtigen zu können; hatte »er sich ihrer auf diese Art bemächtiget, würde Hunger durch Er»gießung gestillt seyn. Zuletzt versuchte er es sie durch Freßgier »in seine Macht zu bekommen, und er verschlang sie; die so ein»gezogene Luft bemächtigte sich der Nahrung, und diese Luft ist »die Fessel des Lebens. Er (der Weltgeist) überlegte dann »bey sich: wie kann dieser Körper bestehen ohne mich? Er betrach»tete, durch welchen Weg er eingehen sollte. Er dachte: wenn »ohne mich die Sprache spricht, der Odem haucht, das Gesicht »schauet, wenn das Gehör hört, die Haut fühlt, wenn die Freß»gier verschlingt, und das Zeugungsorgan zeugt, wer bin denn »ich? Er trennte die Schedelnath, und ging durch diese Bahn »ein, diese Bahn heißt die Schedelnath, und ist der Weg zur Se»ligkeit.«

§. VI. »Was ist die Seele, daß wir sie anbeten mögen, »was ist sie? ist sie das, wodurch der Mensch sieht, wodurch er »hört, wodurch er riecht, wodurch er spricht, wodurch er schmeckt? »ist sie das Herz oder das Gemüth? ist sie Empfindung, oder Wil»lenskraft? oder Unterscheidung? oder Zusammenfassung? oder »Auffassung? oder Behaltung (des Eindrucks)? oder Aufmerk»samkeit? oder Verwendung? oder Eile? oder Gedächtniß? oder »Zustimmung? oder Bestimmung? oder thierische Verrichtung, »oder Wunsch oder Verlangen? Alles dieß sind nur verschie»dene Namen der Fassungskraft, und die Seele, welche in der »Fassungskraft besteht, ist Brahma; sie ist Indra; sie ist »Pradschapati, d. i. der Herr der Geschöpfe, diese Götter »sind Sie (die Seele) oder Er (der Weltgeist) und so sind Er oder

»Sie die fünf Elemente, nämlich: Erde, Luft, Aether, Wasser »und Licht; diese für sich und dieselben mit Saamen des Seyns »verbunden, oder Wesen entsprungen dem Ey oder genähret im »Schooße, oder entwickelt durch warme Feuchtigkeit, oder ent»sprossen dem Pflanzenkeim; seyen es nun Pferde oder Kühe, »Menschen oder Elephanten, was da lebt und webt, was da geht »und fliegt, was da sproßt und wächst, alles ist das Auge der »Vernunft, alles ist gegründet auf Vernunft, die Welt ist das »Auge der Vernunft, und die Vernunft ist der Grund der Welt. »Vernunft ist Brahma der allein große. Durch die ver»nünftige Seele steigt der Weise von dieser Welt in die geseg»neten Regionen des Himmels auf, und erreicht, aller seiner Wün»sche theilhaftig, die Unsterblichkeit; er wird unsterblich.«

§. VII. »Möge mein Wort auf Verstand gegründet, und »mein Gemüth aufmerksam auf meinen Vortrag seyn! mögest »du mir geoffenbaret seyn, o selbst geoffenbarte Vernunft! mei»netwillen, o Sprache und Gemüth, kommt über diesen Veda »herab! Möge, was ich gehört habe, unvergessen seyn! Tag und »Nacht möchte ich schauen, was ich betrachtet habe! Lasse mich »denken das Wesen, lasse mich sprechen die Wahrheit, möge sie »mich bewahren! möge sie bewahren den Lehrer! mich möge sie »bewahren, den Lehrer möge sie bewahren! der Lehrer moge sie »bewahren, möge sie bewahren den Lehrer!«

Der zweyte Veda, Jadscherveda, beschäftiget sich meistens mit Opfern und Darbringung von Gaben, wie dieses schon der Name anzeigt, und ist in Hinsicht der Mantras oder Gebetformeln der kürzeste. Die Sammlung der Anrufungen (Sanhita) besteht aus vierzig Lesungen (Adhiaja), welche in kleinere Abschnitte (Kandika) getheilet sind, deren jede gewöhnlich ein Mantra ausmacht. Dieser Veda ist wie der Rigveda in Anavakes eingetheilt. Eine der merkwürdigsten dieser Opferhymnen ist die folgende:

»Feuer ist die Grundursache; so ist die Sonne, so ist die »Luft, so ist der Mond, so ist der reine Brahma, so »sind die Wasser, und so der Herr der Geschöpfe. Momente »und Zeitmaße gingen hervor, aus der strahlenden Person, »die Niemand fassen kann, als einen Gegenstand der Fas»sungskraft, oben, unten, oder in der Mitte. Von Ihm, dessen »Glorie so hocherhaben, besteht kein Bild. Er ist, der gepriesen »wird von verschiedenen heiligen Weisen. Er ist Gott, der alle »Regionen durchdringt. Er ist der Erstgeborne. Er ist's, der »im Schooße, der Geborne, der der Hervorzubringende ist. Er »wohnt allgemein allen Personen bey. Er ist's vor dem »Nichts geboren, Er der Alles ward. Er der Herr der Geschöpfe,

»sich des Schaffens freuend, schuf die drey großen Lichter, Sonne, »Mond und Feuer.« — »Welchem Gott sollen wir Opfer bringen, »als Ihm, der den flüssigen Himmel und die feste Erde schuf. »Der den Sonnenkreis (Swar) und den himmlischen Aufent»halt (Naka) befestigte, der aus dem Dunstkreis die Tropfen »des Regens bildete. Welchem Gott sollen wir Opfer bringen? »als Ihm, den Himmel und Erde gemüthlich betrachten, während »sie durch Opfer gestärkt, und verschönt sind, und erleuchtet durch »die Sonne, die sich über dieselben erhebt!«

Die beyden Opfer Aswameda und Puruschschameda, deren in diesem Veda erwähnet wird, werden nicht durch Schlachtung der dazu bestimmten Thiere, sondern blos dadurch gefeyert, daß dieselben eingefangen, an Pfähle festgebunden, und wieder losgelassen werden. Das Pferd, welches der Gegenstand des Aswameda ist, wird als ein Sinnbild des Viradsch, oder des allgeoffenbarten Urwesens angesehen. Die verschiedenen Theile seines Körpers werden als Maß der Zeit und des Raums beschrieben; so ist sein Kopf der Morgen, sein Auge die Sonne, sein Odem die Luft, sein Ohr der Mond u. s. w. Das Pferd wird laut einer anderen Stelle gleichsam als ein Surrogat, für alle anderen wilden und zahmen Thiere, deren Gesammtheit das Urwesen vorstellt, betrachtet. Diese Ceremonie dürfte dann in der Folge zu dem eigentlichen Pferdopfer Anlaß gegeben haben, welches wohl statt findet, aber nicht in den Vedas gegründet ist. Aus der ursprünglichen Einheit der alten persischen und indischen Religion, und des beyden gemeinsamen Feuerdienstes, läßt sich die Vermuthung begründen, daß diese Idee eines Sühnopfers des Urwesens auch dem Mithras-Opfer zum Grunde gelegen habe, indem auf den erhaltenen Mithras-Monumenten auch die Gesammtheit der guten und bösen Thiere, wie bey dem indischen Pferdopfer die Gesammtheit der wilden und zahmen Thiere vorkömmt; und der Unterschied der beyden Opfer läge dann blos darin, daß bey dem Mithras-Opfer der Stier, wie bey dem Aswameda das Pferd die erste Rolle spielt. Eine Stelle dieses Veda über den Ursprung des für das Aswameda geheiligten Feuers beginnt folgendermaßen: »Nichts bestand in der Welt, bevor der Vernunft (Mind). Die Welt war umgeben vom Tod, gierig, daß er sie verschlinge; da ward Vernunft gebildet, begierig Freund zu seyn mit der Seele« (so wünschet umgekehrt in den Büchern des Hermes Trismegistos die Seele mit der Vernunft Freund zu werden). Eine andere Stelle dieses Upanisched beschreibt die Entwicklung des Viradsch oder Urwesens, d. i. die Schö-

pfungsgeschichte im Geiste der Vedantis oder indischen Mystiker folgendermaßen:

»Diese Mannigfaltigkeit der Formen war bevor der Seele, »die ein menschliches Ebenbild war. Das Urwesen schaute umher, »und als es nichts sah als sich selbst, sprach es (Er): Ich bin Ich. »Daher ward sein Name Ich, und daher antwortete der Mensch »noch heute auf die erste Frage: dieß bin Ich.« — »Weil Er, »der vor allen anderen war, durch Feuer alle sündigen Hindernisse »überkam, überkömmt auch Ihn der Mensch, der vor Ihm zu seyn »sucht. Er fühlte Schrecken, und deshalben fürchtet sich der »Mensch, wenn allein; aber Er überlegte: da Nichts besteht »außer mir, warum soll Ich fürchten, so ging die Furcht von hin»nen; denn was sollte Er fürchten, da Furcht einen anderen Ge»genstand voraussetzt.« — »Er fühlte nicht Vergnügen, und da»her ist der Mensch nicht vergnügt, wenn allein. Er wünschte »das Daseyn eines anderen Wesens, und alsogleich ward Er Mann »und Weib, in gegenseitiger Umarmung verschlungen. Er machte, »daß sein eigenes Selbst zerfiel, und sogleich ward Mann und »Weib. So ist dieser Leib nur eine unvollkommene Hälfte von »Ihm selbst. Die andere Hälfte ward ausgefüllt durch das Weib. »Er nahte sich ihr, und so wurden menschliche Wesen hervorge»bracht.« — »Sie überlegte zweifelnd: wie kann Er, nachdem »Er mich aus sich selbst hervorgebracht hat, mir blutschandend »nahen? ich will mich unter anderer Form verbergen, sie ward »zur Kuh, und er zum Stier, und er nahte ihr, und ihre Frucht »waren Kälber. Sie verwandelte sich in eine Mähre, und er in »einen Hengst, dann sie in eine Eselin und er in einen Esel, so »nahte er ihr, und die Nachkommenschaft waren die einhufigen »Thiere. Sie ward zur Ziege, und er zum Bock, sie zum Schaafe »und er zum Widder, so nahte er ihr, und Ziegen und Lämmer »waren das Erzeugniß. Auf diese Weise erschuf Er jedes Paar »von lebenden Thieren bis zu den Ameisen, und kleinsten Insekten.«

Diese alte kosmogonische Idee des sich in das männliche und weibliche Geschlecht zerspaltenden Urwesens, welche sich in mehr denn einem Purana findet, schwebte den Griechen in so vielen uralten Zwittergottheiten, und in den Androgynen des Plato so wie die Verwandlung des Urwesens in den Verwandlungen des Proteus vor Augen. Die eben genannten Puranas sind nicht zu vermischen mit den großen mythologischen Gedichten, welche diesen Namen führen, sondern hier werden einzelne Stellen der Vedas verstanden, welche sich in dem Brahmana genannten Theile derselben befinden. Das folgende Gebet gewährt neue Berührungspunkte der persischen Mythologie mit der indischen: »Möge Mitra, der Vorsitzer des Tages, und Varuna

»der Lenker der Nacht, Ariaman der Regierer der Sonne und »des Gesichtes, Indra der Verleiher von Stärke, Brihas»pati der Ordner der Sprache, und Vischnu mit weit aus»greifenden Fußstapfen uns Wohlseyn verleihen.« Wir finden hier im Mithra den Mithras als Genius des Tages, in Varuna der Harut als gefallenen Engel der Nacht; und wiewohl Ariaman hier als Genius der Sonne erscheint, so dürfte sein Name doch derselbe mit dem Ahriman der Perser seyn.

Drittens. Der Samaveda steht wegen der Kraft seiner Gebete, welche in gebundener Rede abgesungen werden, in besonderem Rufe der Heiligkeit. Da Hr. Colebrooke sich keine vollkommene Abschrift, oder einen Kommentar verschaffen konnte, so theilt er hiervon nur fragmentarische Kenntnisse mit.

Viertens. Der Atharvaveda. Die Gebetsammlung desselben (Sanhita) besteht aus zwanzig Büchern (Kanda), untergetheilt in Abschnitte (Anevaka), Hymnen (Sekte), und Verse (Ritsch), deren letzten sechstausend funfzehn an der Zahl. Der merkwürdigste Theil des Atharvaveda ist der theologische, oder die sogenannten Upanisched, welches Wort eigentlich die göttliche Wissenschaft, oder die Kenntniß von Gott bedeutet, und worauf sich die ganze indische Theologie gründet. In den besten Abschriften dieses Veda finden sich zwey und funfzig solcher Upanisched. In dem ersten dieser Upanisched heißt es:

»Zwey Wissenschaften sind von einander zu unterscheiden, die »höchste und eine andere. Diese andere ist der Rigveda, Jad»scherveda, der Samaveda und Atharveda; die Re»geln der Accentuation, die Gebräuche der Religion, die Gram»matik, die Erklärung dunkler Wörter, die Prosodie und Astro»nomie, die Itihasa und Purana, die Logik mit den Regeln der »Auslegungskunst, und dem Systeme moralischer Pflichten. Die »hochste Wissenschaft ist aber die, wodurch die unzerstörbare Natur »erfaßt wird. Sie die unsichtbare, die sich weder ergreifen noch »ableiten läßt; farbenlos, ohne Ohren und Augen, ohne Hände »und Füße, und doch alles durchdringend, unwandelbar, und von »dem Weisen als die Quelle aller Dinge betrachtet. Wie die »Spinne spinnt und den Faden zurückführt, wie Pflanzen auf der »Erde sprossen, wie Haare dem lebendigen Körper entwachsen, so »entsproßt und entwächst dieses Weltall der unvergänglichen Na»tur. Durch Betrachtung keimt die Unendliche; aus ihr wird »Nahrung erzeugt, und daraus in der Folge Hauch, Geist, wirk»liche Elemente, Welten und Unsterblichkeit, die aus guten Tha»ten sprießt. Der Allwissende ist tiefe Betrachtung, bestehend in »der Kenntniß dessen, der Alles weiß, und von dem der Geoffen-

»barte Große mit allen Namen, Formen und Nahrung ausgeht, »und dieß ist Wahrheit.«

Herr Colebrooke beschließt seinen Aufsatz mit den Gründen für die Echtheit der Veda und ihr wahrscheinliches Alter, welches vierzehn Jahrhunderte vor Christi Geburt angesetzt wird, da wohl mehrere Upanisched und andere Zusätze in spätere Zeiten fallen.

Herr Colebrooke, der zuerst die Vedas oder die heilige Schrift der Inder nach allen ihren Bestandtheilen auseinandergesetzt, und sich sowohl um das Studium des Sanskrit, als um das der indischen Gesetze das größte Verdienst erworben, hat in drey verschiedenen Abhandlungen (Essay, Band V. 22., Band VII. 8. 9.) eine sehr ausführliche Auskunft über die Ceremonien und Gebräuche der Inder überhaupt, und der Brahmanen besonders gegeben. Er durchgeht in dem ersten die verschiedenen Gebete, Reinigungen und Opfer, welche dem Brahmanen den ganzen Tag hindurch von dem Augenblicke an, wo er aufsteht, bis zum Schlafengehen obliegen, und welche außer der vielfältigen Wiederholung des Gajatri oder Sonnen-Hymnus, des dreybuchstabigen Wortes Ohm und der Namen der drey Welten noch aus vielen besonderen Gebetformeln bestehen, welche bey der Darbringung der geläuterten Butter (Ghi), und des gesottenen Reißes, des Honigs und Oels, der Früchte und Rauchwerke immer mit Kussagras (Poa Cynosuroides) und Tila (sesamum indicum) dargebracht werden. Sobald der Brahmane vom Schlafe erwacht ist, reibt er sich unter den gehörigen Gebeten die Zähne, und nimmt das heilige Bad vor, bey dem er achtmal Wasser über seinen Körper, und das neuntemal auf die Erde ausgießt, und dreymal Wasser einschlürft, mit der gewöhnlichen Anrufung an die Wasser: 1) »O Wasser, dieweil ihr Vergnü»gen gewähret, verleiht uns gegenwärtig die Glückseligkeit und »das entzückende Anschauen des höchsten Gottes!» 2) »Gleich zar»ten Müttern laßt uns hier an eurem günstigen Wesen theilneh»men!« 3) »Wir wurden zufrieden gestellt durch euer Wesen, womit »ihr die Welt befriedigt, o ihr Wasser! ihr wollet uns dieses »verleihen.«

Das Gajatri oder der heiligste Sonnen-Hymnus lautet folgendermaßen: »Ueber die leuchtende Kraft, welche Brahma »selbst ist, und das Licht der strahlenden Sonne genannt wird, »stelle ich Betrachtungen an; geleitet durch das geheimnißvolle »Licht, welches mir inwohnt, als Kraft des Gedankens. Dieses »Licht ist die Erde und der Aether, und Alles was besteht inner »der erschaffenen Sphäre, es ist die dreyfache Welt, enthaltend »Alles, was unbeweglich oder beweglich; es besteht innerlich in

»meinen Herzen, äußerlich in dem Kreise der Sonne, indem es »Eins und dasselbe ist mit dieser leuchtenden Kraft. Ich selbst bin »nur eine eingestrahlte Kraft des höchsten Brahma.«

Da dieses Gajatri das ganze System der indischen Religion in nuce enthält, so erhellet daraus, daß dieselbe der ursprüngliche Sonnen und Lichtkultus sey, dessen Abglanz in dem philosophischen Systeme der Eleaten und Neuplatoniker nach Griechenland ausfloß, unter dem Namen des alten Hermes Trismegistos die Lehre der Gnostiker durchdrang, und noch heute in der mystischen Lehre der Sofis weit verbreitete Strahlen aussendet.

Das ewige Licht, das in dem Gajatri als gleichbedeutend mit der Sonne angenommen wird, wiewohl dieses nur ein Ausfluß derselben ist, durchdringt und erleuchtet die sieben Welten, deren geheimnißvoller Name das zweyte kräftige Gebet sind. Die siebente derselben, Brahma's Wohnsitz, heißt Wahrheit, und kann nur durch Wahrhaftigkeit erreichet werden. Der Wahrheit und dem Lichte steht die Leidenschaft und die Finsterniß entgegen, und Wahrheit oder Licht sammt Leidenschaft und Finsterniß geoffenbart als Brahma, Wischnu und Schiwa, werden als die schöpfende, erhaltende und zerstörende Kraft, durch Wasser, Luft und Feuer symbolisch vorgestellt.

In der eigentlichen Sonnen-Anbetung, welche auf die vorhergehende Reinigung und Gebete folgt, wird das Gajatri folgendermaßen angerufen: »Du bist Licht, du bist Sonne, du »bist unsterbliches Leben, du bist leuchtend geliebt von den Göt»tern, geschmähet von keinem, du bist das heiligste Opfer,« und weiters: »Göttlicher Text, der du unsere besten Wünsche gewäh»rest, dessen Name dreysylbig, dessen Sinn die Macht des höch»sten Wesens ist, komm du Mutter der Vedas, die du von »Brahma entsprangst, sey hier beständig!« hierauf werden die Namen der drey unteren Welten hundert oder tausendmal wiederholt, je nachdem es thunlich ist; um dieselben abzuzählen dienen Rosenkränze von Saamenkörnern, oder von wohlgefaßten Juwelen, von Glaskorallen oder Perlen wie die, deren sich die Moslimen bedienen, um die hundert Eigenschaftswörter Gottes herzusagen. Als Buße wird öfters das Gajatri bis achthundertmal wiederholt, und demselben ein kurzes Gebet an den Stier, als Symbol der Gerechtigkeit, vorausgeschickt: »Der Stier brüllt; »er hat vier Hörner, drey Füsse, zwey Köpfe, sieben Hände, und »ist mit einem dreyfachen Gürtel gebunden;« unter den vier Hörnern werden der Oberpriester und die drey Leser der drey Vedas (Rigveda, Samaveda, Jadscherveda), unter den drey Füssen, die drey Vedas selbst, unter den zwey Köpfen die Opfer

und Gaben, unter den sieben Händen die sieben Priester bey gewissen Opfern, unter den drey Gürteln die dreyfache Anbetung, d. i. Morgens, Mittags und Abends verstanden. Die besondere Gabe oder Opferung Argha besteht in Blumen, Gerste, Wasser, indischem Sesam und Sandelholz, dargebracht in einem reinen kupfernen kahnförmigen Geschirre. Daß der Name dieses Geschirres und Opferung mit der Arche der Sündflut, und mit der Arche des Bundes, oder zunächst mit der ägyptischen Opfer- und Tempelarche, welche auf allen hieroglyphischen Vorstellungen ägyptischer Tempel häufig vorkömmt, verwandt sey, läßt sich wohl schwerlich bestreiten; aber eine auf keine Weise zu rechtfertigende lächerliche Uebertreibung ist es, wenn der Verfasser des Werkes On the origin of pagan idolatry (Faber) den ganzen Gottesdienst der alten Welt, und alle Dreyfaltigkeiten der ältesten Religionen blos von der Arche Noe's und seinen drey Söhnen herleiten will; wenn ihm sogar die Lotosblume, in der Brahma auf den Wassern schwimmt, nichts als die Arche vorstellt, so daß er in dem Kelche das Schiff, und in dem Pistill den Berg Ararat sieht, worauf dieselbe sitzen geblieben ist. Bey dem Mittags- und Abendbade sind wieder andere Gebetformeln und Auszüge aus dem Veda, und das sogenannte Grundgebet üblich, welches aus den Worten: Heil Narajana, d. i. dem auf dem Wasser schwebenden Urgeiste, besteht. Dieses Wort und die Bedeutung desselben erinnert zugleich an den Geist Gottes, der vor der Schöpfung brütend auf den Wassern schwebte, und auf den noch im heutigen Neugriechischen erhaltenen Namen des Wassers (νερο). Bey der Opferung des Kuhmistes wird gebetet: »Ich rufe an die Göttin des Ueberflusses, welche den Geruch fortpflanzt, welche unwiderstehlich, immer weiß, und in diesem Kuhdünger wirklich gegenwärtig ist. Herrin aller Wesen, »größtes der Elemente, Herrscherin aller Sinne.« Nach der Opferung des Kuhmistes wird das Wasser mit der hohlen Hand geopfert, und dabey das Gebet an Varuna den Genius der Wasser gerichtet: »Weil Varuna der König der Wasser »eine Bahn der Sonne vorgezeichnet hat, folge ich dieser Bahn. »Er machte diese Bahn im unbetretenen Raume, um die Fuß»stapfen der Sonne aufzunehmen. Er ist's, der die Bösen in »Zaum hält.«

Von den täglichen Pflichten und Religionsübungen des Brahmanen geht Hr. Colebrooke zu den fünf Sakramenten der Hindus über, von denen er in den zwey folgenden Versuchen zwey derselben, nämlich die Todtenfeyer oder das Sakrament der Abgeschiedenen und das Sakrament der Gastfreundschaft mit allen dabey üblichen Ceremonien auseinander setzt, und überdies noch in dem

ersten Versuche die Liturgie des Feueropfers vorausschickt, dem zweyten aber die Gebräuche der Geburts- und Hochzeitsfeyer anhängt. Da nach den Quellen, woraus Herr Colebrooke geschöpfet hat, die Feuerweihe als die Grundfeste aller Religionsübungen angegeben wird, so gibt dieses einen neuen Beweis für die ursprüngliche Einheit des persischen und indischen Kultus. Die Ceremonien der Einfriedigung des heiligen Grundes durch fünf Linien des Kußagrases (wovon der opfernde Priester einen Büschel in den Händen halt, wie die Mobede der Parsen das Hom), des Opfers von Reis, Milch, Topfen und Butter, die verschiedenen Gebete und Formeln, welche bey dieser Feyerweihe sowohl als bey der Todtenfeyer hergesagt werden, sind viel zu umständlich um hier Platz zu finden. Wir bemerken nur, daß die schon genannten Kußa und Tila sammt dem Turba-Gras, dann Oel, Butter und Milch, Honig, Zucker und Reis, Blumen, Wohlgerüche und Harze die Hauptbestandtheile dieser Opfer sind. Merkwürdig ist der Todtenopferkuchen, den der Priester mit dem Weihwasser mittelst eines Wedels besprengt, und der zunächst an die Kuchen und das Weihwasser, welches man bey den ägyptischen Todtenopfern auf den Mumiendeckeln abgebildet findet, erinnert. S. Fundgruben des Orients. V. 63.

Eines der schönsten Opfergebete, das sowohl bey der Aufopferung des nachenförmigen Kelches Argha (Arche) als bey anderen Gelegenheiten hergesagt wird, ist:

»Süß sollen die Winde hauchen, süß sollen die Ströme »fließen, süß seyen heilsame Kräuter für uns! Süß sey die Nacht, »und süß ziehe der Morgen herauf, süß sey der Morgen der Erde, »und der Himmel aller Erzeugnisse sey süß für uns! Soma (der »Mond) der König der Kräuter und Bäume sey süß, süß sey die »Sonne, und süß seyen die Kälber für uns! Namo! Nama!« Diese Schlußformel Namo nama, welche Lob und Preis bedeutet, ist das Ναμα, das auf den Mithras-Monumenten in derselben Bedeutung vorkömmt. Auf dieses Nama und das wiederholte Gajatri folgt unter der Begleitung von Pfeifen, Flöten und Trommeln das nachstehende kosmogonische Bruchstück der Vedas:

1) »Der eingekörperte Geist mit tausend Köpfen, tausend »Augen, tausend Füssen steht in der menschlichen Brust, während »er die ganze Erde durchdringt. 2) Dieses Wesen ist das Weltall »und Alles, was war, und seyn wird. Er wächst durch Nahrung, »und vertheilt die Unsterblichkeit. 3) Solch ist seine Größe, und »deshalb ist er der vortrefflichste eingekörperte Geist. Die Elemente »des Weltalls sind bloß ein Theil von Ihm, und drey Theile von »Ihm sind Unsterblichkeit im Himmel. 4) Dieses dreyfaltige We»sen erhob sich über der Welt, und Ein Theil von Ihm blieb zu-

»rück im Weltall, bestehend aus dem, was thut und nicht thut »(wirkt und leidet); wieder durchdrang er das Weltall. 5) Von »Ihm entsprang Viradsch, von dem der erste Mensch erzeugt »ward, der wieder zeugend die Erde bevölkerte. Von diesem Theile »(des die Welt durchdringenden Geistes, auch das allgemeine Opfer »genannt) wurde die heilige Opferung von Butter und Topfen »hervorgebracht, woraus alle Thiere, wild und zahm gebildet wur»den. 7) Von dem allgemeinen Opfer wurden hervorgebracht »die heiligen Hymnen Ritsch und Sama (die beyden ersten Ve»das); daraus entsprangen die heiligen Versmaße und der Ja»dscherveda. 8) Von demselben wurden Pferde hervorgebracht, »und alle Thiere mit zwey Reihen von Zähnen, aus demselben »entsprangen Kühe und Schafe. 9) Ihn (den Weltgeist im all»gemeinen Opfer vergegenwärtigt) opferten die Götter und Halb»götter, und die heiligen Weisen als ein Schlachtopfer auf heili»gem Grase, und vollzogen so eine heilige Handlung der Religion. »10) In wie viele Theile theilten sie dieses von ihnen geopferte »Wesen? Was ward aus seinem Munde? Wie werden seine Arme, »Schenkel und Füsse jetzt genannt? 11) Sein Mund ward zum »Priester, sein Arm zum Krieger, sein Schenkel zum Bauer, und »sein Fuß zum Sklaven. 12) Der Mond ward hervorgebracht aus »seinem Gemüthe, die Sonne sprang aus seinem Auge, Luft und »Odem gingen aus seinem Ohr, und Feuer aus seinem Munde »aus. 13) Das feinste Element wurde aus seinem Nabel, der »Himmel aus seinem Haupte, die Erde aus seinem Fuße, der »Raum aus seinem Ohre hervorgebracht: so bildete er die Welten. »14) In diesem feyerlichen Opfer, welches die Götter mit »Ihm als mit einem Sühnopfer vollzogen, stellte »der Frühling die Butter, der Sommer den Zunder, und schwü»les Wetter die Opferung vor. Sieben waren der Gräben rund »um den Altar; dreymal sieben waren der Schichten des Zun»ders bey diesem Opfer, welches die Götter vollbrachten, indem »sie dieses Wesen (den Weltgeist) als Schlachtopfer darbrachten. »16) Bey diesem Opfer beteten die Götter das Sühnopfer an. »Solche waren die Urpflichten, so gelangten sie zum Himmel, wo »frühere Götter und mächtige Halbgötter wohnen.«

Dieses sehr merkwürdige Bruchstück enthalt eine volle Bestätigung der in dem ersten Bande dieser Jahrbücher über den ursprünglichen Sinn des Mithras-Opfers geäußerten Vermuthung. Es ist der Weltgeist, bey dessen Transsubstantiation in das allgemeine Opfer nach der Lehre des Veda die Götter zugegen waren, der in der Parsenlehre mit einigen Abänderungen als Mithras, wie hier, durch das Nama angerufen wird.

Das Todtenopfer mit allen seinen Ceremonien hat eigentlich

den Zweck, die Seele des Verstorbenen, nachdem der Leib verbrannt ist, mit demselben wieder zu vereinen. Der zweyte Theil der Todtenfeyer oder die eigentlichen Exequien haben den Zweck die Seele von der Erde (wo sie sonst zwischen bösen Geistern herumirren würde) gegen Himmel den Manen der abgeschiedenen Ahnen zuzuführen. Diese Exequien heißen Sraddah, und bestehen aus drey Todtenkuchen, welche dreyen männlichen väterlichen Ahnen dargebracht werden. Solcher förmlicher Exequien gibt es das ganze Jahr hindurch nicht weniger als sechs und neunzig. Außer dem wird noch das Vriddhisraddah, d. i. die Glücksexequien als Vorbereitung zu anderen festlichen Ceremonien, z. B. vor einem Hochzeitsfeste, bey dem Anfange und Ende einer Faste begangen. Das Schlußgebet an das Feuer lautet also: »Feuer! sieben sind »deine Zunder; sieben sind deine Zungen; sieben sind deine »heiligen Weisen; sieben sind deine geliebten Wohnstätten; auf »sieben Wegen beten dich deine Opferer an; sieben sind deine »Quellen. Begnüge dich mit dieser geläuterten Butter!« Diese Wiederholung der Siebenzahl in dem Feuergebete liegt darin, daß dem Feuer von den Hindus sieben Strahlen, wie der Sonne, zugeschrieben werden.

Unter den Opfern und Ceremonien des Sakramentes der Gastfreundschaft sind die Vermählungsfeyerlichkeiten die merkwürdigsten. Nach dem gewöhnlichen Todtenopfer setzt sich der Vater der Braut, um den Bräutigam in aller Würde zu empfangen: er bringt ihm einen Polster, aus zwanzig Blättern von Kußagras geflochten, mit dem dreymaligen Ausrufe: der Polster! der Polster! der Polster! Der Bräutigam antwortet: ich nehme den Polster an, legt denselben unter seine Füsse, und spricht, das folgende Gebet: »Mögen diese Pflanzen, welche Soma (der Mond) beherrschet, und »welche über die Erde verschieden verbreitet sind, mir Glück ge»währen, während der Polster unter meinen Füssen ruht; — ich »verdunkle meine Nebenbuhler, wie die Sonne andere Lichter ver»dunkelt, ich trete auf diesen Polster als auf das Sinnbild desje»nigen, der mir Unbild zufügt.«

Bisher hat sich gewiß noch Niemand bey dem aus Frankreich nach Deutschland herübergekommenen Polster an e träumen lassen, daß derselbe bey indischen Vermählungsfeyerlichkeiten eine so ehrwürdige Rolle spiele. Hierauf wäscht der Bräutigam die Füsse unter den gehörigen Gebeten, und empfängt von dem Schwiegervater zuerst die Argha, d. i. Wasser, Reis und Kussagras in einem nachenförmigen Gefäße, dann das Madhuparka d. i. ein Gefäß mit Honig, saurer Milch und geläuterter Butter gefüllt, während er es mischt und dreymal kostet, spricht er: »möge »ich essen diese süße, beste und nährende Form von Honig, und

»möchte ich werden eben so süß, vortrefflich und wohlgenährt! — »Möge Rede in meinem Munde, Odem in meinen Nüstern, Seh- »kraft in meinem Augapfel, Gehör in meinem Ohre, Stärke in »meinem Arme, Festigkeit in meinen Schenkeln seyn! meine Glie- »der und meine Lenden seyen unerschüttert mit meiner Seele.« Hierauf wird zum Beschlusse dieses ersten Willkomms eine bisher angebundene Kuh, unter dem Geschrey: die Kuh, die Kuh! los- gelassen. Noch vor der Ankunft des Bräutigams wird die Braut gebadet, und drey Schalen voll Wasser werden ihr unter drey Gebeten uber das Haupt gegossen.

Nachdem der Bräutigam von dem Madhuparca, das ist von dem mit Honig, saurer Milch und geläuterter Butter gefüllten Gefäße gekostet, wird die Hand der Braut über die seinige gelegt, nachdem beyde zuvor mit Turmeric oder mit einem anderen glücklichen Gewürze eingerieben worden sind. Eine Matrone bindet die Hände mit Kußagras unter der Begleitung fröhlicher Musik. Der Verfasser des Gedichts Naischada legt während dieser Ceremonie den Zuschauern die folgenden Betrachtungen in den Mund: »Er hat den glücklichen Tag begonnen, weil »er Honig von Bhaimi's Lippen schlürfen wird. Des Bräu- »tigam's Hand wird verherrlicht durch Schlachten der Feinde; die »Hand der Braut hat ihre Schönheit von der Lotos entlehnt, »deshalben werden (schuldige) Hände mit starkem Kußagrase fest »gebunden.« — Die eigentliche Trauung geschieht, indem die Hände zusammengegeben werden, indem der Vater der Braut eine Schale mit Tila (Sesamum indicum) und Kußagras (Poa cynosuroides) über ihre Hände mit den Worten: om dat sat, d. i. Gott der bestehende, ausgießt und nach Hernennung der Namen des Brautpaars, dasselbe zusammengibt. Der Vater der Braut gibt dem Bräutigam ein Stück Gold, das dieser mit den Worten annimmt: »wer gab sie? wem gab er sie? — Liebe gab sie, der Liebe »gab er sie. Liebe war der Geber, Liebe war der Nehmer. Liebe »dein sey sie, mit Liebe mög ich mich ihrer freuen.« Nach der Trauung gehen Braut und Bräutigam hervor, und er spricht zu ihr: »sey freundlich in deinem Aussehen, und treu gegen deinen »Gemahl, sey glücklich an Zuchtvieh, liebenswürdig an Gemüth, »schön von Person: werde Mutter starker Söhne, sey fröhlich »und bringe Glück unsern zweyfüssigen und vierfüssigen Thieren. »Erst erhielt dich Soma (der Mond) zur Gemahlin, nach ihm »ein himmlischer Genius, dein dritter Gemahl war der Regent »des Feuers, der vierte ein menschliches Wesen. Der Mond gab »sie dem Genius (Gandarva), dieser dem Feuergeiste, der Feuer- »geist mir, und mit ihr Reichthum und männliche Nachkommen- »schaft. Möge sie, diese günstige Ursache des Glückes, mich nim-

»mer verlassen!« Der Bräutigam geht dann in das vorzüglichste Gemach des Hauses, wo er die Braut nicht etwa auskleidet, sondern ankleidet, und dabey betet: »mögest du hundert Jahre alt werden! leg' an dieses Gewand; sey liebenswürdig! sey keusch, erhalte Schönheit, Reichthum und männliche Nachkommenschaft! »Fräulein, lege dieses Gewand an.« Sie beten dann zusammen: »Mögen die versammelten Götter unsere Herzen vereinen, mögen »die Wasser uns vereinen, möge die Luft uns vereinen. Möge »der Schöpfer uns vereinen, möge der Gott der Liebe uns vereinen!« Nach einem Opfer von sechsmal dargebrachter geläuterter Butter, und den dabey üblichen Gebeten, wird der Braut ein Stein unter den Fuß gelegt, und der Bräutigam betet: »steige »auf diesem Stein, sey fest wie dieser Stein, beschäme meine »Widersacher, und diene meinen Feinden nicht.« Die Braut wirft Reis in das Feuer unter den gewöhnlichen Gebeten. Hierauf folgen zwölf, oder dreyzehn Opferungen, verschiedene Gebete, je nachdem die Vermählung nach dem Texte des Samaveda oder Jadscherveda gefeyert wird. Die wesentlichste von allen Ceremonien, welche folgt, nachdem die Braut auf dem Stein gestanden, ist die der sieben Schritte; denn die Ehe ist erst dann vollkommen unwiederruflich, wenn sie den siebenten Schritt vollendet hat. Der Bräutigam führt sie nämlich nacheinander durch sieben Kreise, und spricht: »Möge dich Wischnu leiten einen Schritt um Nahrung zu erhalten; möge dich Wischnu leiten zwey, um Stärke zu erlangen, drey Schritte zu den feyerlichen Uebungen der Religion, »vier Schritte zum Glücke, fünf Schritte zum Zuchtvieh, sechs »Schritte zum Reichthum, sieben Schritte zu dem opfernden Priester. Wenn du sieben Schritte vollendet, sey mein Gefährte.« Der Freund des Bräutigams (der Brautführer) der zunächst bey dem Feuer gestanden, geht nun zur Stelle, wo der siebente Schritt vollendet wurde, und gießt Wasser über das Brautpaar aus. Der Bräutigam legt seine linke Hand unter die Hände der Braut, nimmt dann ihre Rechte, und spricht, die sechs folgenden Texte: 1) »ich »nehme deine Hand des guten Glückes willen, daß du mögest alt »werden mit mir deinem Gemahle! möge die großmüthige, mächtige, befruchtende Sonne dich zur Matrone machen, und mich »zum Hauswirth. 2) Sey artig von Ansehen und treu deinem »Gemahl, sey glücklich in Zuchtvieh, liebenswürdig von Gemüth, »schön von Person, werde Mutter überlebender Kinder, empfange »die fünf Sakramente, sey fröhlich und bringe Glück unsern zweyfüssigen und vierfüssigen Thieren. 3) Möge der Gott der Geschöpfe uns Nachkommenschaft geben bis in unser hohes Alter, »möge die Sonne unserer Nachkommenschaft Auszeichnung verleihen! Günstige Gottheiten haben dich mir verliehen, du gehe in »deines Gemahls Wohnung ein, und bringe Glück unsern zwey

»und vierfüssigen Thieren. 4) O Indra! der du den Regen »herabgießest, mache dieses Weib glücklich, und zur Mutter von »Kindern, gib ihr zehn Söhne und eilf Beschützer. 5) Sey unter»thänig dem Vater deines Gemahles, seiner Mutter, seinen Schwe»stern und Brüdern. 6) Gib dein Herz reinen Andachtsübungen, »dein Gemüth folge dem meinen, deine Rede stimme mit der »meinigen überein, möge Vrihaspati dich mit mir vereinen!«

Die Anhänger des Jadscherveda erweitern das erste Gebet folgendermaßen: »Ich nehme deine Hand des guten Glückes willen, »daß du mögest alt werden mit mir deinem Gemahle. Mögen die »Gottheiten, namentlich die göttliche Sonne (Ariaman), und »das befruchtende Wesen (Savitri) und der Gott der Liebe dich »mir zur Hausfrau verleihen, daß ich dein Hauswirth seyn möge. »Ich bedarf der Göttin des Wohllebens, du bist sie; du bist die »Göttin des Wohllebens, ich bedarf ihrer. Ich bin der Sam»maveda, du bist der Ritschveda. Ich bin der Himmel, »du bist die Erde. Komm! lass' uns vermählen, lass' uns ehelige »Gemeinschaft pflegen, lass' uns Nachkommenschaft hervorbringen, »lass' uns Söhne erwirken. Mögen sie hohes Alter erreichen. »Mögen wir rühmlich und wohlgelaunt leben, leben hundert Jahre »lang, sehen hundert Jahre lang, hören hundert Jahre lang!«

Am Abende des Vermählungsfestes setzt sich die Braut, sobald die Sterne sichtbar werden, auf einer rothen Stierhaut nieder, und der Bräutigam neben ihr. Er bringt sechsmal geläuterte Butter dar, und gießt den Rest über das Haupt der Braut aus, als abwendendes Mittel gegen alle üblen Vorbedeutungen. Sie stehen dann beyde auf, und er zeigt ihr den Polarstern, indem er folgenden Text spricht: »der Himmel ist beständig, die Erde ist »beständig, das Weltall ist beständig; diese Berge sind beständig, »möge dieses Weib in ihres Gemahls Familie beständig seyn.« Hierauf gießen Matronen Wasser mit Laub vermischt aus Krügen, welche auf dem Altar vorbereitet stehen, über den Bräutigam und die Braut aus. Der Bräutigam nimmt dann Nahrung ohne Salz, und verrichtet während dieses ungesalzenen Mahles folgendes Gebet: 1) »Ich binde mit den Fesseln der Nahrung dein »Herz und Gemüth an den Edelstein meiner Seele, binde sie mit »Nahrung, welche der Faden des Lebens ist; ich binde sie mit »dem Knoten der Wahrheit. 2) Möge dieses Herz, das dein ist, »zu meinem Herzen werden, und dieses Herz, das mein ist, hin»führo dein Herz seyn. 3) Da Nahrung der Faden des Lebens ist, »so binde ich dich damit.« Die drey auf den Vermählungstag folgenden Tage muß das Brautpaar keusch und enthaltsam leben, und auf dem Boden schlafen. Am vierten führt der Bräutigam die Braut in einem Wagen nach Hause, und während sie denselben besteigt, spricht er: »O Weib der Sonne! besteige diesen

»Wagen, der den schönen Blüten des siebenblätterigen Wollen»baumes und der Butia gleicht, vielfärbig und wie Gold glänzend, »wohl ausgestattet mit vielen Rädern, und die Quelle von Glück.« Sobald die Braut vom Wagen abgestiegen ist, führt sie der Bräutigam unter Begleitung von Hymnen ins Haus; sie wird von Matronen bewillkommt, und auf eine rothe Stierhaut gesetzt; ein kleines Kind mit Lotos- oder andern Früchten in der Hand wird ihr in den Schooß gesetzt; der Bräutigam bringt acht, und dann zwanzig Aufopferungen dar, außer den gewöhnlichen für die drey Welten. Die Priester, welche dem Jadscherveda folgen, verrichten nur fünf Opferungen, und eben so viele Opferungen zu dem Feuer. Während das Wasser über das Haupt der Braut ausgegossen wird, beten sie: »der verderbliche Theil deiner Per»son, welcher deinem Gemahle, deinen Kindern, deinem Viehe, »deiner Ehre geschadet hätte, sey blos verderblich den Liebhabern; »möge dein Leib so geläutert hohes Alter erreichen.« Die Braut erhält dann Nahrung aus einem Kessel, und so wird der folgende Text gesprochen: »Ich vereine deinen Odem mit meinem Odem, »dein Gebein mit meinem Gebein, dein Fleisch mit meinem Fleisch, »und deine Haut mit meiner Haut.«

Die Würde und Feyerlichkeit dieser geheiligten Ceremonien der Ehe, der tiefe symbolische Sinn, welcher in selben liegt, die hohe Ehrfurcht für eheliche Treue und häusliches Glück, welches dieselbe beurkunden, die schöne, später auch bey den Griechen ausgebildete Symbolik, vermög deren der Mann der gute Genius (Δαιμων) des Weibes, und das Weib das gute Glück (Αγαθη Τυχη) des Mannes ist, alles dieses rechtfertiget den umständlicheren Auszug der drey Colebrook'schen Versuche, deren zweytem eine gehaltvolle Note angehängt ist, worin der so gründlich aus den Quellen gelehrte Verfasser seine Meinung ausspricht, daß bey genauer Prüfung der Lehren der Vedas sowohl, als Puranas die indische Theologie, wenn sie gleich polytheistischen Saamen enthält, dennoch sich immer auf Monotheismus zurückführen läßt. Der Kultus der Brahmanen zerfällt in fünf Hauptsekten: 1) Die Saivas oder Anbeter des Siva, welche der große Reformator Sanka Atscharaja begründete. 2) Die Waischnavas oder Anbeter des Wischnu. 3) Die Suras oder Sonnen-Anbeter. 4) Die Ganapatias oder Anbeter des Ganescha (d. i. des Gottes der Klugheit), welche in demselben alle Attribute der Gottheit vereinigen, welche die vorigen drey Sekten ausschlüßlich dem Siva, Wischnu und der Sonne beylegen. 5) Die Sachti oder Anbeter des weiblichen Princips unter dem Symbol der Jony, die wenn mit dem Symbole des männlichen vereint Lingam heißt. Diese fünf Sekten suchte Vopadeva, der Verfasser

ds Sri Bhagavata zu vereinigen, indem er alle Gottheiten als bloße Symbole von Attributen und Offenbarungen der Gottheit gelten ließ, und alles auf die Lehre eines einzigen Gottes zurückführte. Die Waischnavas zerfallen wieder in zwey Hauptsekten, in die Gokulasthas und Ramanajas, wovon die ersten den Wischnu in seiner Verwandlung als Krischna, und die anderen als Ramatschandra verehren, und deren jede wieder in drey Unterabtheilungen zerfällt.

Vasadeva's, des Stifters der sechsten Sekte Bemühungen die Lehren Viasa's, dem der größte Theil der Vedas zugeschrieben wird, auf die ursprüngliche Reinheit des Monotheismus zurückzuführen, hatten lang nicht so glücklichen Erfolg, als die idolatrischen Bemühungen der Brahmanen von Dschaganat, welche die drey berühmten Idole Bal Ram, Sabhadra, Dschaganat, neben einander aufstellten, um alle Sekten von ganz Indien zur Wallfahrt dieses berühmten Tempels zu vereinigen. Paterson erklärt in seiner Abhandlung über den Ursprung der indischen Religion (VIII. B. 3.), daß unter Dschaganat, Krischna als Herr des Weltalls, Bal Ram als eine Offenbarung von Siva, und Sabhadra als die Verbinduug zwischen beyden vorgestellt wird, und daß die Figuren von allen dreyen das Wort Pranava, d. i. den mystischen Namen der Gottheit bilden. Paterson ist auf dem von S. W. Jones eingeschlagenen Wege, die indische Mythologie in ihren Grundquellen zu erforschen, und ihre Berührung mit der griechischen und römischen zu zeigen, mit dem größten Glücke fortgeschritten; er zeigt die nächste Uebereinstimmung der indischen mit der ägyptischen Mythologie, durch die Identität von Osiris und Brahma, von Horus und Wischnu, von Typhon und Siva. Er macht die Identität der Anna Perenna und der Vesta der Römer mit der indischen Anna Purna und Vastu augenscheinlich. Anna Purna trägt den Mond auf dem Kopfe, ist die Göttin der Gerechtigkeit und des Ueberflusses, und hat alle andere Eigenschaften, welche Ovid der Anna Perenna beylegt. Vastu heißt die bewohnbare Erde, und Vastupudscha heißt das Opfer der Erde und dem Feuer dargebracht. (Dieses Pudscha scheint wegen der vielen Blumen den Namen der Boghdscha, بغجه بوغجه d. i. der Schaale mit einem Blumenkorbe in der Mitte den Ursprung gegeben zu haben, indem sich dieses in ganz Persien und der Türkey gebräuchliche Wort, nirgends anders besser herleiten läßt.) Weit fruchtbarer als die Berührungen mit der indischen und römischen Mythologie, sind die mit der ägyptischen, worüber Wilford (III. B. 13.) einen äußerst

reichhaltigen, belehrenden und ausführlichen Aufsatz geliefert hat, der fast die Hälfte des ganzen Bandes ausmacht, und den noch S. W. Jones durch die Anwendung der folgenden Worte des unsterblichen Baco vollkommen gewürdiget, indem er mit seinen Worten erklärte: »daß der Verfasser mit ausharrender Betrieb»samkeit, und mit gewissenhafter Aufmerksamkeit auf Geschlechts»verzeichnisse, Denkmale, Inschriften, Namen und Titel, »Wortableitungen, Ueberlieferungen, Urkunden, geschichtliche »Bruchstücke, zerstreute Stellen aus seltenen Büchern über »verschiedene Gegenstände, eine ehrwürdige Tafel aus dem Schiff»bruche der Zeit gerettet, und ein Werk geliefert hat, mühsam »und beschwerlich für ihn, aber sehr ergötzlich für seine Leser und »ihre dankbare Anerkennung hoch verdienend.« Von den drey Abschnitten, in welche dieser Aufsatz getheilet ist, ist der erste, welcher blos geographischen Inhalts, und aus den heiligen Schriften der Hindus die Namen der vorüglichsten Städte des alten Aegyptens aufzufinden bemüht ist, schon darum der schwächste, weil seine ganze Stärke in etymologischen Aehnlichkeiten besteht, welche ohne historische Beweise aufgestellt, dennoch bisher durch keine denselben widersprechende entkräftet worden sind. In Kuschadwip und Sanchadwip, den beyden Abtheilungen der indischen Geographie, weiset er das innere Afrika sammt Abissynien und Egypten nach. Hier findet er den Nil im Flusse Kali, der aus dem Tschandistan oder Mondlande kömmt, und den Nanda oder abissynischen Nil, und den Asthimati (Takasi) aufnimmt. Den Namen Aegypten leitet er von Agupta, d. i. das überall verborgene, und sogar das griechische Wort ποταμος vom Sanskrit Padma, d. i. die Lotos ab, indem die meisten großen indischen Flüsse, worauf die Lotos wuchert, den Beynamen Padmavati führen. In dem Padmapuran wird erzählt, daß Satiavrata (Noe) nach der Rettung von der Sündflut drey Söhne hatte, Jabeti (Jafet), Charma (Cham), Sarmia (Sem), und daß die Söhne des Letzten sich an den Ufern des Nila oder Kali niederließen, und dort die Stadt Padmamandir (Byblos oder Babel) erbauten. Siva oder Mahadeva zog, um einem tugendhaften Prinzen beyzustehen, begleitet von den getreuen Palis (die Hirtenvölker, welche Aegypten überzogen), an die Ufer des Kali, wo er einen Tempel auf den Hügeln von Mandara, d. i. auf der Insel Meroe (wo ein Ort Mandara genannt liegt), erbaute. Diese sehr wichtige Nachricht von den Palis ist aus zweyen der achtzehn Purana, nämlich aus der Scanda (der Kriegsgott), und der Brahmanda (das Weltey) genommen, und äußerst merkwürdig ist der Zusatz, daß sie die vier

Vedas mit sich führten, welche mit den vier Büchern der Harmonie oder des Hermes übereinstimmen, von deren ersten Nonnos versichert, daß es so alt als die Welt sey, wie die Brahmanen den Ursprung des ersten noch über die Schöpfung hinaussetzen. Die Reste der Palis haben sich noch heute in Indien erhalten, wiewohl sie aus ihrem eigentlichen Lande Palistan von Radschaputen verdrängt wurden. Viele Dörfer führen den Namen Pali, welches überhaupt ein Hirtendorf bedeutet, und nach Wilford's Meinung hat auch Palästina dieselbe Bedeutung mit Palistan. In den indischen Mundarten wird, statt Pali, Palita gebraucht, dasselbe mit dem Hirtenkönige Philitius bey Herodot, und den Phyllitä bey Ptolemäus. Wirklich hießen die abyssinischen Hirtenvölker, welche in Aegypten eindrangen, Pali, wie dieses aus Bruce hinlänglich bekannt ist.

Nach den Puranas war die Residenz des Königs It (Aethos), der über Aethiopien herrschte, an dem Ufer des Kali (Nils), und hieß Mrira (Meroe), weil der vorzüglichste Tempel dem Siva oder Mahadeva, der auch Mrira heißt, heilig war; wirklich sagt Stephan von Byzanz, daß Merusium bey Syrakus seinen Namen von Meroe in Aethiopien entlehnte, und daß dort die Diana Meroessa verehrt ward, welche auf indisch Mrireswara Devi heißt, und den wachsenden Mond auf dem Kopfe trägt. Ein Beyname des Mrira ist Pramathesa, welchen Hr. W. für Prometheus hält, so wie den Jatupa der Puranas für den König Aethiops der Griechen. Zwischen Kuschadwip und Sanchadwip liegt nach den Puranas das Land Barbara, d. i. der ganze Landstrich zwischen Syene und dem Zusammenflusse des Nils mit dem Tekasi, welcher Strich Landes noch heute von den Berebras bewohnt wird. Kardamastan oder das Schlammland, in Missrasthan ist das angeschwemmte Delta, so wie Tapovana, d. i. das Bußland Thebais, welches, wenn diese Ableitung richtig ist, also von der ältesten Zeit her, ein Aufenthalt der Büßenden war. Rodanastan oder der Ort des Weinens hieß das Eyland im See Marischa (Moeris), worüber mehrere Erzählungen in den Puranas (Roda heißt heute das Eiland bey Kairo); Sanchadwipa, oder das Muscheleiland im eigentlichsten Verstande, scheint das Troglodytica der Alten zu seyn. Sanchanaga ist der Name des Schlangenkönigs, dessen Mund einer Muschel gleicht, und so wird in den Puranas auch der giftig tödtende Wind, d. i. der Samum bezeichnet. Als die ersten Bewohner von Sanchadwipa werden Elephanten, Dämonen, Schlangen und eigentliche Troglodyten,

welche Sanchajanas hießen, und die eigentlichen Vorfahrer der Schangalas sind. Die Cutilacetas oder Männer mit gekraustem Haare, welche in den indischen Geschichten eine große Rolle spielen, hält Hr. W. für die Gaituli, die eben sowohl als die Blempyen oder rothen Indier aus Indien nach Afrika eingewandert seyn sollen. Die Belege hiezu werden aus Nonnos und Philostratus im Leben des Apollonius angeführt. Die Cutilacesas wurden von Devanahuscha (Dionysus) aus Aegypten vertrieben, und über Afrika zerstreuet. Sehr viele Statuen alter Gottheiten in Indien haben unläugbare Spuren des Negernstammes, nämlich gekrauste Haare, stumpfe Nase und aufgeworfene Lippen. Heute gibt es zwar keine Neger mehr in Indien, ausgenommen auf den andamanischen Inseln, aber es kann nach allen historischen Angaben vernünftigerweise nicht bezweifelt werden, daß ein Negerstamm einmal in Indien herrschte, welcher entweder gänzlich vertrieben worden, oder wie die Aegypter, welche Herodot ebenfalls als schwarz und mit krausen Haaren beschreibt, durch den Lauf von einem Jahrtausend die ursprüngliche Negerbildung verloren haben mag. Diese historische Angabe zu bemerken ist sehr wichtig, weil mit Beachtung derselben sich die einheimische Entwickelung der indischen Religion in Asien sehr wohl behaupten läßt, ohne die Lehre der Brahmanen von einer eingewanderten Kolonie ägyptischer Priester, oder den Budaismus von einem äthyopischen Reformator ableiten zu dürfen; weit wahrscheinlicher ist die Hierarchie und Kasteneintheilung, der Kultus und die Mythologie der Aegypter von der indischen, als diese von jener abzuleiten. Immerhin mögen die ältesten Idole des Brahmanismus (auf der Insel Elephantine) afrikanische Gesichtsbildung, und die Statuen des Budha augenscheinliche Negerngestalt an sich tragen, so kann daraus unseres Erachtens noch kein Schluß auf die Bevölkerung oder Civilisirung Indiens aus Afrika gezogen, wohl aber gefolgert werden, daß Indien auch ursprünglich von einem Negerstamme bewohnt war, der in der Folge weiter nach Süden und Westen zog, was überdieß mit der mosaischen Urkunde von dem Zuge der Kinder Cham's gegen Süden durchaus übereinstimmt.

Einleuchtender als die meistens blos etymologischen Uebereinstimmungen geographischer Punkte ist die Identität des ägyptischen und indischen Mythos. Wie Osiris an den Ufern des Nils in Stücke zerrissen ward, so Iswara an den Ufern des Ganges, und so wie jener verstümmelt von seiner Gemahlin Isis gesucht, und betrauert ward, so dieser von seiner weiblichen Hälfte Isi, die in eine Kuh verkörpert, wie Isis in Io verwandelt ward. Der Nabel als ein mystisches Symbol wurde im

Tempel des Jupiter Ammon von Stein aufgestellt, und durch achtzig Männer in einem Boote in Prozession zur Schau getragen. Dieses Boot entspricht dem nachenförmigen Opfergefäße Arga, welches durch seine Rundung die Joni (die weibliche Natur), durch seinen Inhalt den Linga (die männliche Natur), und durch einen Buckel den Nabel des Wischnu vorstellt. Die Joni und der Nabel (im Sanskrit Nabhi, auf persisch Nafe) heißen zusammen auf indisch Amba (das Stammwort von αμβη, umbo ομφαλος und umbilicus) und die Arga als Schiffsname springt in der Argo sowohl als in der Arche von selbst in die Augen *). Eine sehr deutliche Erläuterung dieser scharfsinnigen Zusammenstellung enthalten die Kupfertafeln des großen Napoleonischen Werkes über Aegypten häufig. Das von Priestern getragene Boot stellt überall das Tabernakel des Allerheiligsten, oder die Arche des Bundes vor, deren Aeußeres und deren Maaße Moses getreu beybehielt.

Nach der Lehre der Puranas waren Brahma, Wischnu und Siva Brüder, wie die ägyptische Dreyfaltigkeit Osiris, Horus und Typhon gemeinsamen Ursprung hatten. Wischnu oder Heri schläft vier Monate lang (während der Regenzeit) wie Horus. Typhon wurde als Zerstörer von den Aegyptern gefürchtet, wie Siva oder Mahadeva von den Indern, und dieser brach das Weltey, das auch in der ägyptischen Kosmogonie vorkömmt, aus der es in die orphische übergegangen ist. Horus, Osiris und Typhon waren nach Plutarch alle drey, Sinnbilder der Sonne, der wachsenden, wohlthätigen und zerstörenden Sonnenhitze, gerade wie Wischnu, Brahma und Siva. Die Devi oder Isi der Inder ist wie Isis das Sinnbild der Natur überhaupt, und das der Erde insbesondere, und die Geschichte der indischen Götterkämpfe scheint ganz dieselbe, wie die der ägyptischen. Die indische Göttin Bhavani findet sich in der ägyptischen Bubastos, und der indische Bhaves-

*) Es ist ein Wunder, daß Faber, der in seinem obgenannten Werke: On the Origin of pagan idolatry, alles umkehrt, nicht die ägyptische Arche von der hebräischen, statt diese von jener abgeleitet hat. Eine Stelle in diesem Aufsatze Wilfords enthält den ganzen Schlüssel des Faber'schen Fabrikats. »Ich weiß, sagt Wilford, wie verschieden Bryant diese alten Sinnbilder der Hindus, die Lotos, den Berg Menu und die Argha ausgelegt haben würden, aber ich habe beyde Anwendungen ohne Vorurtheil geprüft, und bleibe bey der meinigen, als der wahrscheinlicheren.« Diese Stelle scheint Fabern veranlaßt zu haben, auf dem entgegengesetzten unwahrscheinlichen, aber einträglicheren Wege der Wahrheit Eintrag zu thun.

vara im ägyptischen Busiris wieder. Hr. W. leitet aus einem andern indischen Namen, nämlich Aschara, d. i. die achtförmige, das persische Assitare, ein Stern, und das syrische Asterot oder Astarte davon her. Wir zweifeln nicht, daß das letzte wirklich aus dem persischen Assitare (vorzugsweise der Morgen- oder Abendstern) herzuleiten sey, halten aber die Ableitung dieses persischen Wortes von dem indischen Acht deshalb für unrichtig, weil sonst Acht auf persisch auch Ast und nicht Hescht heißen müßte. Zu solchen unrichtigen Angaben ist Hr. Wilford mehrmals theils durch eigene falsche Zusammenstellung, theils durch unrichtige fremde Angaben verführt worden, so z. B. wenn er die gelben Inder nach Arabien, oder ans kaspische Meer versetzt, weil er auf Kantemir's und des russischen Ethnographen Müllers Wort für wahr annimmt, daß bey den türkischen Geographen Arabien das gelbe Indien, und das kaspische Meer das gelbe genannt wurde; beydes ist aber grundfalsch, denn das gelbe Meer ist das sinesische, das kaspische wird von den orientalischen Geographen das grüne Meer, wie der persische Meerbusen das blaue genannt; und Kantemir vermischte vermuthlich Serhind سرهند d. i. das äußerste Indien mit Sarihind صاريهند so gelbes Indien bedeutet. Bedenkt man nun, daß Kantemir und Müller sich in unseren Tagen über die wahren Namen eines ihnen so nahe gelegenen Landes und Meeres so sehr irren konnten, so läßt sich wohl annehmen, daß ähnliche Menschlichkeit auch alten Ethnographen und Geschichtsschreibern bey den Namen entfernter Meere und Länder begegnet seyn dürfe; durch diese Betrachtung werden die Grundfesten jedes blos auf Etymologien aufgeführten Beweises gar sehr erschüttert, und wir wollen daher die Richtigkeit so vieler anderer Ableitungen der Namen ägyptischer Städte und Helden dahin gestellt seyn lassen. Allem dem aber, was Hr. W. am Schlusse des zweyten Abschnittes seiner Abhandlung über die ursprüngliche Identität Budas des indischen Religionsreformators mit Buda der neunten Verkörperung Wischnu's sagt, fallen wir um so lieber bey, als auch Hrn. Colebrookes gelehrte Zusammenstellungen (IX. B. 5.) über die Dschaina's zu demselben Resultate führen, wodurch Dr. Buchanans Meinung, daß die Religion des Buda die ältere, und das Religionssystem der Brahmanen das jüngere in Indien sey, standhaft widerlegt wird.

Ehe wir zu dem Budaismus, diesem zweyten Hauptstamme der indischen Religion, welcher auf der östlichen Halbinsel in

Ceylon, in Siam, Tunkin, Conchinchina, Sina und Japan in Tibet, und fast durch die ganze nordliche Tatarey bis nach Siberien herrschet, übergehen, werfen wir nur noch einen Blick über das dem Budaismus in seinem Wesen so entgegengesetzte Brahmanen-System nach allen seinen Verzweigungen. Alle Formen der Religionsentwickelung, welche Friedr. Schlegel in seinem Werke über Indien aufeinander folgend so lichtvoll dargestellt hat, finden sich in demselben nebeneinander und so innig ineinander verflochten, daß eine Trennung der Zeitfolge nach, wie, wann und wo nämlich diese einzelnen Systeme die herrschenden waren, ehe dieselben in den Potpourri des brahmanischen zusammen geworfen wurden, historisch auszumitteln unmöglich ist. In der Voraussetzung der Wahrheit des in den Asiatic Researches und anderswo wiederholt aufgestellten Satzes, daß sich das ganze vielköpfige Ungeheuer der brahmanischen Lehre doch zuletzt auf Monotheismus zurückführen lasse, muß man doch wenigstens gestehen, daß die Lehre von der Einheit Gottes so gewaltig hinter der Emanationslehre, dem Materialismus, Dualismus und Pantheismus verschanzet ist, daß fast überall nur eine dieser Formen des Irrthums und nirgends das reine Grundwesen der Wahrheit erscheint. Da diese Mischung der Formen menschlicher Religionsentwicklung nicht nur im brahmanischen Systeme, als dem bekannten ältesten, sondern auch in den anderen Systemen der ältesten Religionen, wie in der indischen und parsischen sich findet, da z. B. der Dualismus der Parsenlehre, nicht nur in der indischen, sondern auch in der ägyptischen und sinesischen Mythologie (in Wischnu und Siva, im Osiris und Typhon, im Yang und Yn) sichtbar hervortritt, da neben dem Dualismus in diesen Religionen auch der Materialismus als Sternen- und Naturdienst (in der Verehrung der Sonne, des Feuers, der Joni und des Phallus) seine Stelle behauptet, und in der parsischen Kosmogonie sowohl, als in der indischen und ägyptischen die Spuren der Emanationslehre vorhande: sind, welche sich in der spätern, der Neuplatoniker und Gnostiker mit dem Pantheismus verschwistert hat, so läßt sich wohl schwer mit Gewißheit bestimmen, welche dieser Formen der Zeitfolge nach der andern vorausgegangen sey.

Alle diese Formen finden sich auch in der Lehre der Vedas neben einander und mit einander vermischt, so daß die verschiedenen Sekten des Brahmanencultus sich an den ihrer Lehre vorzüglich zusagenden Theil halten. Die Saiwas und Waischnawas sammt den Ganeschas folgen der Emanationslehre, die jedoch schon mit dem Dualismus vermischt ist. Die Saurias oder Sonnenanbeter, und die Sachtis, oder Verehrer der weib-

lichen Natur sind wahre Materialisten, und die Anhänger des Vopadeva, des Verfassers des Sri-bhagavat oder die Vedantis, eigentliche Pantheisten. Vopadeva, den Hr. Colebrooke als den Lehrer der Einheit Gottes aufstellt, ist der Ueberlieferer der Alleinslehre. Noch gehören zu den Sekten der Brahmanen die Dschainas, welche sich selbst Archatas nennen, dieselbe Kasteneintheilung wie die Brahmanen anerkennen, aber die vier Vedas und achtzehn Puranas verwerfen. Sie sind die eigentliche Euhemeristen der indischen Mythologie, indem sie keine anderen Götter als vollendete Menschen anerkennen, welche durch ihre Tugenden den höchsten Grad der Glückseligkeit erreichet haben. Diese vollendeten Muster heißen sie Dschaineswara, Archata und Siddha. Sie sind über ganz Indien verbreitet aber nirgends zahlreicher als in Tulava. Ihre Tempel sind zweyfach, die bedeckten Basti und die offenen Bettu, zum Unterschiede der Tempel der Brahmanen, welche Gadi heißen (ein Wort, welches die Europäer in Pagode verstümmelt haben, das sich aber noch rein in unserem altdeutschen Gaden, wie im persischen Kede کده erhalten hat). In diesem Tempeln der Dschainas werden vier und zwanzig Siddhis oder bis zur Gottheit vollendete Menschen verehrt, alle in der Stellung eines sitzenden Mannes. Uebrigens läugnen die Dschainas sowohl die Schöpfung des Menschen als der Welt, und glauben an die Ewigkeit der Materie. Die Seele ist nach ihren Begriffen von Ewigkeit her mit einer feinen Materie verbunden, und wird durch aufeinander folgende Wanderungen zum Menschen. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Verehrern des Buddha, unterscheiden sich aber von denselben wesentlich dadurch, daß sie die Kasteneintheilung beybehalten haben, welche in dem ganzen weiten Umfange des Budaismus verschwunden ist. Diese letzte Religion, welche auf Ceylon, auf der östlichen Halbinsel und in China, in Tibet und in der Tatarey die herrschende ist, wird von vielen für die ursprüngliche Indiens gehalten, aber außer den von Colebrooke in seinen Beobachtungen über die Dschains (IX. Bd. 5.) gelieferten Beobachtungen aufgestellten Gründen spricht für das höhere Alter des Brahmanencultus schon der Umstand, daß die heilige Sprache des Budaismus, nämlich die Pali, nur wie das Send und das Prakrit eine abgeleitete Mundart der Sanskrit ist. Wir halten daher mit Hr. Colebrooke das Brahmanensystem für das ältere, den Budaismus aber selbst für so alt, daß der Ursprung desselben über alle Quellen unserer Geschichte hinausreicht, indem er selbst in den ältesten und verläßlichsten der Griechen immer als gleichzeitig mit dem Brahmanismus erscheint. Die Anhänger desselben, Sama-

nen, Sermanen, oder Germanen genannt, werden von allen Quellenschriftstellern (Megasthenes, Strabo, Clemens Alexandrinus und Porphyrius) ausdrücklich von den Brahmanen unterschieden, und denselben gegenüber gestellt. Herr Colebrooke geht zu weit, wenn er, um den neueren Ursprung des Budaismus darzuthun, die Germanen (oder Sermanen) des Strabo für Saniassis, d. i. bloße Büßer erklären will. Clemens Alexandrinus und Porphyrius stellen die Sermanen und Brahmanen ganz ausdrücklich so gegenüber, daß die ersten als ein Stand und in Familien, die zweyten bloß in Klöstern lebend erscheinen. Dieser scharfe Unterschied besteht noch heute, indem die Anhänger des Budas allein Klöster und Mönche haben, die noch heute Sramana heißen, wie die Σαρμαναι des Clemens Alexandrinus, welche dieselben mit den Germanen des Megasthenes und mit den Samanäern der Baktrier sind. Diese alte Religion bestand also schon zur Zeit des Megasthenes und weiter hinauf reichen griechische Quellen nicht. Woher sie aber eigentlich ausgegangen, und wo ihr Mittelpunkt zu suchen sey, ist eine zweyte, ebenfalls nicht leicht mit Gewißheit zu entscheidende Frage. Nach unserer Meinung ging dieselbe von Baktrien aus, und der Mittelpunkt derselben war Bamian, wo noch heute zwey kolossale Statuen des Buda unter den Namen Surchbut und Chunbut سرخ‌بت خنک‌بت d. i. der rothe und der graue Buda, geschauet werden. Diese Meinung gründet sich darauf, daß die Samanäer Baktriens von Clemens Alexandrinus als die Priester dieses Landes, wie die Maghen der Perser, Chaldäer der Assyrier, die Propheten der Aegypter, die Druiden der Gallier, die Barden der Celten, die Brahmanen der Inder aufgeführt werden, und auf eine Stelle Mirchonds, des persischen Geschichtschreibers, welcher ausdrücklich sagt, daß das Land jenseits des Oxus ehemals Dschermania (Germania) genannt wurde. Wir finden also hier den Namen der Germanen (der übrigens auch unter den von den Griechen aufgezählten persischen Stämmen vorkömmt) als einen Religionsnamen, der sich noch heute, so weit der Budaismus reicht, als Sramana erhalten hat. Die Identität des Buda mit dem skandinavischen Wodan dürfte aus vielen Gründen nicht zu bezweifeln seyn. Außer dieser Namensähnlichkeit und der Uebereinstimmung des Wodans- und Budas-Tag, welche beyden derselbe Tag der Woche, nämlich der Dienstag sind, treffen noch so manche andere Namen und Dinge der samanischen und skandinavischen Mythologie überein; wahrscheinlich ist es auch, daß Buda derselbe mit dem gallischen Teutates, mit dem pho-

nizischen Tot, und mit dem ägyptischen Taut oder Hermes sey; aber wenn sich diese Uebereinstimmung aus etymologischen und mythologischen Berührungen auch wahrscheinlich machen läßt, so bleibt doch die große Kluft, welche zwischen Baktrien und Aegypten liegt, bisher noch unausgefüllt, und die Geschichte hat noch keine haltbare Brücke darüber gebaut. Da der Teutates oder Taut aber ganz sicher derselbe mit Wodan oder Buda war, so ist der davon abgeleitete Name der Deutschen wieder kein eigentlicher Volksname, sondern ein religioser Stammname, der also dasselbe wie Germane nämlich einen Anhänger der Lehre des Teut oder Saman, d. i. des Buda bedeutet. Taut, Samana (Koddom) Buda, Hermes, Merkur, alle eines und dasselbe mythologische Wesen, versinnlichten bey allen Völkern, welche dasselbe verehrten, den Begriff der Wissenschaft und geistigen Cultur, und in der vorderasiatischen Bilderlehre der Astronomen und Dichter wird der Planet Merkur (auf persisch Tir, verwandt mit dem etruskischen Turm) als ein sinnender Weiser, mit dem Buche in der Hand und das Haupt auf das Knie gesenkt, betrachtend abgebildet. Welch ein edler Stammsname also ist der unseres Volkes, dessen zweyfacher Name der Deutschen und Germanen, von Religion und Wissenschaft ausgehend, den Deutschen und Germanen, so lang er dieses Namens werth seyn will, für Wissenschaft und Religion begeistern muß. *)

---

*) Der Recensent ergreift hier die Gelegenheit, um der ehrenvollen öffentlichen Aufforderung Genüge zu leisten, welche der königl. Archivar Hr. Büsching in seiner so eben erschienenen kleinen Schrift: das Bild des Gottes Tyr, S. 16. an ihn gestellt hat, diesen sehr merkwürdigen Fund eines altdeutschen Idols aus morgenländischen Quellen zu beleuchten.

Außer dem, was in dieser Anzeige selbst über die Identität des indischen Buddha mit dem Wodan der Skandinavier gesagt ist, finden sich noch mehrere sehr interessante Zusammenstellungen in Faber's *Origin of pagan idolatry*, nach welchen wohl kaum zu bezweifeln ist, daß Buddha derselbe mit dem Abudad der Sendbücher, dem Teuthates der Gallier, dem Tuisto der Deutschen ist; denn Buddha führt noch heute den Beynamen Tat oder Datta, d. i. der Vater (ein Wort, das sich im alten Sinne in tatarischen und deutschen Mundarten erhalten hat). Der gallische Teuthates und der teutonische Tuisto sind aber Eines mit dem ägyptischen Tot und dem phönicischen Taut, mit Hermes und Merkurius, der bekanntermaßen bey den Etruskern Turm hieß (S. das Basrelief in Winkelmann's monumenti inediti) und bey den Persern noch heute Tir تير (S. Meninsky) heißt. Augenscheinlicher könnte die nächste Verwandtschaft dieses neuaufgefundenen „Gottes“ Tyr mit Wodan und Buddha unmöglich dar-

Ueber diese alte Urreligion der Deutschen, so wie sie heute unter den Singalesen und Birmanen besteht, haben Capitán Mahony (VII. Bd. 2.), Dr. Joinville (VII. Bd. 15.) und Hr. Buchanan (VI. Bd. 8.) besondere gehaltreiche Aufsätze, welche aber nicht nur die Religion, sondern auch die Sprache, Literatur, Sitten und Geschichte der Birmanen in sich begreifen, geliefert. Außer dem schon oben berührten Gesichtspunkte des hohen Alters des Budaismus verdient derselbe besonders aus zwey Gesichtspunkten aufmerksam gewürdiget zu werden, nämlich 1) als die Quelle mehrerer kosmogonischer Mythen, welche aus demselben in die Kosmogonie der Perser, Araber und Türken übergegangen sind; 2) wegen der auffallenden Uebereinstimmung des äußeren Cultus und der kirchlichen Einrichtung desselben mit denen unserer Religion.

Nach der Kosmogonie der Budaisten ist das Weltall ein unendliches Zusammengesetztes von Welten, in deren Mitte ein ungeheurer Felsen liegt, hundert und vierzig tausend englische Meilen hoch; auf dem Gipfel dieses Felsens lebt der König Sakreja, und rund um denselben läuft ein kreisförmiger Felsenwall, worauf ein ungeheurer Vogel, Gurola geheißen, lebt. Auf dem Felsen des Mittelpunktes sind wieder vier andere Steine nach den Weltgegenden gerichtet, wovon der erste ganz grün, mit dieser Farbe den ganzen oberen Theil der Welt durchstrahlt u. s. w. Dieses ist augenscheinlich die von den persischen und arabischen Dichtern ausgebildete Sage von dem Felsen Sachra im Mittelpunkte der Erde, von dem Gebirge Kaf, welches dieselbe umkreiset, von dem ungeheuren Vogel Simurgh, der auf dem Kaf in philosophischer Abgeschiedenheit lebt, und von dem Saphire oder Smaragde, dessen blauer oder grüner Abglanz von dem Firmamente zurückgespiegelt wird. Sie haben mehrere Himmel und Höllen, wovon jene Loke, diese Narech heißen, und deren Zahl sowohl als Name in der Religionslehre der Parsen und der Moslimen sich erhalten hat. Das Weltall heißen sie Logha (Λογος) und die Genien, von denen sechs Reihen ober den Menschen stehen, heißen Nat (woraus das arabische Nat نعت, d. i. Lobpreis hergenommen zu seyn scheint). Vor den Höllenthoren sitzen die Höllenrichter Imamem (Imam امام), woraus die Imame herzuleiten seyn dürften, wiewohl dieses Wort nach dem arabischen Wurzelgehalte auch einen Vorsteher des Gebetes bedeutet. Die Beschreibung der Höllenpeinen ist von der Art, daß sich Pa-

gethan werden. Auch ist noch zu bemerken, daß der Stier der Sendbücher Abudad hieß.

ter Kochem derselben nicht zu schämen hätte. Unter den kleineren Höllen z. B. welche den gemeinschaftlichen Namen Ußantrek führen, ist die Exkrementen-Hölle, worin Würmer, so groß wie Elephanten, die Verdammten beißen, welche im flüßigen Unrath schwimmen. In der Schwerter-Hölle werden die Verdammten von den Messern, Schwertern, Dolchen, welche sich durchkreuzend herumfahren, beständig zerfleischt. In der Haken-Hölle sind eiserne Haken im Gange, die ihnen in einem fort Lungen, Leber und Eingeweide herausreißen, und in der Hammer-Hölle werden sie von glühenden Hammern zu heißem Brey geschlagen. Es gibt eine Dornenhölle, eine Bullenbeißerhölle, eine Krähen- und Geyerhölle, worin die Krähen die Augen, und die Geyer die Herzen der Verdammten ausfressen; eine Hölle, worin sie einen mit scharfen Dornen- und Disteln bewachsenen Baum beständig auf- und absteigen müssen. Nach diesem Baume ist der Höllenbaum der Moslimen, dessen Früchte die Teufelsfratzen sind, gemodelt. Eine andere Hölle ist der Krater eines Vulkans von geschmolzenem Erze, worin die Verdammten, von der Oberfläche bis zum Grund hinabsteigen, und vom Grunde bis zur Oberfläche wieder heraufsteigen müssen; sie gebrauchen hiezu gerade ein Weltalter, dreytausend Jahre zum Hinunterfahren, und dreytausend Jahre zum Herauffahren. In diese Hölle kommen die Verführer der Weiber und Mädchen, und jedes Laster hat seine besondere Hölle, wie im Koran und im Dante. Aus allen diesen Höllen ist Erlösung und Uebergang möglich, so daß die Seele durch gute Handlungen von größeren Peinen zu minderen, und dann von minderer Seligkeit aufsteigen, aber umgekehrt auch wieder von dem höchsten Himmel in die tiefste Hölle stufenweise hinabsinken kann. Der höchste Grad moralischer Vollendung heißt Nieban (auf Ceylon Nivani), und kann nur auf diesem Erdeylande, Sabudiba genannt, erreichet werden. Dieser Name sowohl als das übrige geographische System der Birmanen ist augenscheinlich dem der Brahmanen nachgebildet, und es ist ein neuer Beweis für den neueren Ursprung des Budaismus, der eigentlich Monotheismus, wie das Brahmanensystem Polytheismus ist. In der birmanischen Kosmographie entspricht der Schneeberg Himaventa ganz dem Himalaija der Hindus, und die vier Ströme, welche dem See Anaudat entfließen, erinnern an die vier Ströme des Paradieses. Sie entspringen nach den vier Weltgegenden in Osten aus dem Munde eines Löwen, in Süden aus dem Munde eines Elephanten, im Westen aus dem Munde eines Pferdes, und im Norden aus dem einer Kuh. Es ist merkwürdig, daß diese vier Thiere bey den ältesten Völkern als Quellensinnbilder berühmter Wasser gegolten haben. Der Nil wurde

durch einen Löwen vorgestellt, und die Reinigungswässer strömten aus Löwenrachen, die seitdem an mehreren orientalischen Fontainen (besonders am berühmten Löwenbrunnen des Pallastes al-hamra beybehalten worden sind); der Ganges entspringt aus einem Felsenkessel, welcher im Großen das Maul einer Kuh vorstellen soll; in Westen entquoll Hippokrene dem Hufe des Pferdes, und Elephanten sind im Oriente Träger von Wasserbehältern, so daß es ein glücklicher Gedanke Napoleons war, auf den Platz der Bastille einen Elephanten als Träger eines Wasserbehältnisses aufzustellen.

Der Name Budha's ist auf Ceylon auch Samana, d. i. der Allerheiligste, und in den Ländern jenseits des Ganges Kodama oder Gotama, welches unverkennbar das Stammwort des persischen Choda خدا und des deutschen Gott ist. Samano-gotama, oder Somono kodom heißt also der Alleinheilige Gott, und Buda, wie schon gesagt, ist derselbe mit dem But der Tibetaner und Tataren, mit dem Put der Siamesen, mit dem Fo der Sinesen, mit dem Wodan der Skandinaven. Da er mit einem andern Namen auch Dherma genannt wird, so hat man die Aehnlichkeit dieses Namens mit dem ägyptischen Hermes und mit dem etruskischen Turm nicht unwahrscheinlich gelten gemacht. Die Priester Budas heißen Rahanen, leben im Cölibate in Klöstern, Kiaung genannt. In Siam werden diese Priester von den Europäern Talapoinen, in China Bonzen geheißen. Die Birmanen bezeigen den Rahanen große Ehrfurcht. Man gibt ihnen überall die rechte Seite des Wegs; man nennt sie mit den Namen Pungye und Buro und in ihren Klöstern (convents) halten sie Gemälde und Vergoldungen, die sonst verboten sind; ja sie dürfen sogar die Aussenseite ihrer Kiaungs weissen, was sonst nur der Vorzug der Tempel und königl. Palläste ist. Die Mildthätigkeit und Gastfreundschaft der Rahanen erstreckt sich vorzüglich auf Fremde, die nirgends weniger mit Mangel zu kämpfen haben, als im Birmanenreich, und es gibt dort keine Bettler. In der Nähe der Klöster sind Gebäude für die Unterkunft der Reisenden errichtet, wo dieselben mit Dach und Fach, mit Speise und mit Trank versehen werden. Sie halten ihre Religion für die allein wahre seligmachende, bedienen sich aber keiner gewaltsamen Mittel, um andere dazu zu bekehren; sie hindern Niemanden Gott auf seine Weise zu verehren und Kirchen, Moscheen und Pagoden stehen in ihrem Reiche ruhig nebeneinander.

Die Rahanen verrichten nicht Alle die priesterliche Functionen, noch ist die Wartung der Tempel ihr Hauptgeschäft, welches viel-

mehr in dem Unterrichte der Jugend besteht. Ehemals hatten sie auch Frauen-Kloster (convents of women), welche zum Cölibate durch Gelübde verbunden und gelb gekleidet waren. Diese sind vom Staate nun aufgehoben worden, und itzt dürfen sich nur alte Weiber einkleiden lassen, welche das Haupt scheeren, und weiße Schleyer tragen. (T. VI. S. 278 u. 279).

Einen Bericht über die Zusammenkunft mit dem Tibetanischen Tischulama, hat Turner (I. B. 7.) gegeben. Diese höchste geistliche Würde ist in Tibet erblich, und der damalige Tischulama war noch ein Kind, zu dessen Verehrung aber die Anhänger dieser Religion von allen Seiten herbeyströmten. Diese Erblichkeit der höchsten geistlichen Würde in dem Budaismus, läßt sich doch noch weit leichter begreifen, als die Erblichkeit der Gottheit in der brahmanischen, welche nicht nur in den Sagen des alten Mythos lebt, sondern noch heute lebendig der Gläubigkeit des Volkes aufgebürdet wird. So lebt in der Nähe von Punah eine erbliche Verkörperung des Ganescha, oder Gottes der Klugheit, schon seit 1640 durch sechs Menschengeschlechter. Laut Captain Eduard Moor, der über seinen Besuch (im VII. B. 14.) Bericht abgestattet hat, ist diese Gottheit ex officio ein Diwane, d. i. ein Blödsinniger oder Wahnsinniger, weil nach den Begriffen der Inder sowohl, als der andern Morgenländer das Ausgezeichnete eines Heiligen, oder auf dieser Erde wandelnden Gottes Blödsinn oder Wahnsinn ist. Deßhalb nehmen viele Fakire den Schein der Blödsinnigen oder Wahnsinnigen an, um ihr Handwerk desto einträglicher zu treiben. Ein Portrait von zwey Fakiren, deren einer beständig auf einem Stachelbette lag, der andere auf einer Thierhaut sitzend, die Hände beständig über dem Kopf zusammen hielt, sammt einer kurzen Lebensbeschreibung derselben, hat Hr. Jonathan Duncan (V. B. 2.) gegeben. Die Stellungen beyder dieser Derwische finden sich auf den Seitenreliefs des tirolischen Mithras-Monumentes in dem k. k. Antiken-Kabinet zu Wien.

Diese Büßer heißen auf indisch Dschogi, und die Buße selbst Tapu (der Name der letzten hat sich ganz unverändert so im Türkischen erhalten). Diese Büßungen scheinen mit der Sanftmuth des Charakters der Bewohner Indiens sowohl, als ihrer Religion im vollkommsten Widerspruche zu stehen; man darf sich aber über dieselben um so weniger wundern, wenn man sich aus dem (in V. B. 23.) übersetzten sogenannten blutigen Hauptstücke des Kalikapuran überzeuget, daß außer Thieropfern (des Pferdes und der Kuh, die noch heute in Indien bey gewissen Gelegenheiten üblich sind) ehemals auch Menschenopfer (wie bey

den Aegyptern) im Gange waren. Die gänzliche Aufhebung derselben, und die Schonung der Thiere ist ein charakteristischer Vorzug des Budathums. Diese Schonung der Thiere ist unmittelbar aus der Lehre von der Seelenwanderung herzuleiten, welche aus bloßem Versteigen des menschlichen Verstandes uns sehr begreiflich scheint, ohne deshalb zu einer mißverstandenen Offenbarung Zuflucht zu nehmen; ungeachtet dieser Lehre gestattet das Budathum die Selbstverbrennung der Witwen nicht, welche noch an den Ufern des Ganges üblich ist, so sehr sich auch die englische Regierung bemühet hat, diesem und anderen schädlichen Vorurtheilen des Brahmanenthums Maß und Schranken zu setzen. Eine Beschreibung des ganzen Ceremoniels der Witwen-Apotheose, mit den dazu gehörigen Gebeten (Mantra), und Segensformeln (Namonama), hat Hr. Colebrooke (im IV. Bande 14.) geliefert. In demselben Bande (IV. 22.) befindet sich eine Abhandlung von Sir John Shore, dem zweyten Präsidenten der Gesellschaft und Nachfolger von S. W. Jones, über einige andere außerordentliche Gebräuche der Hindus. Unter diese gehört das Dherna-Sitzen, eine der sonderbarsten Arten, sich mittels selbst auferlegter Büßung, durch die Macht des religiosen Vorurtheils Genugthuung zu verschaffen. Da das Leben eines Brahmanen heilig, und der Mord desselben das schwerste Verbrechen ist, so setzt sich derselbe, wenn er sich gekränket fühlt, mit Dolch und Gift vor die Thür seines Gegners, und droht sich umzubringen, wenn er nicht Genugthuung erhält; er fängt an zu fasten, und sich zu kasteyen, und sein Gegner ist verbunden dasselbe zu thun, bis er ihn befriediget, das ist gewöhnlich durch eine Summe Geldes von seiner lästigen Gegenwart losgekauft hat. Ein aus demselben Irrbegriffe entspringender Gebrauch ist das Aufrichten eines Kur, d. i. eines zum Verbrennen gerichteten Scheiterhaufens, worauf die Bedrängten eine Kuh oder ein altes Weib setzen, und ohne es bey Drohungen bewenden zu lassen, ihr Opfer wirklich verbrennen, weil sie durch dasselbe die Last schwerer Sünden und Verantwortung auf das Haupt ihres Feindes zu wälzen glauben. Eben so gewöhnlich als die Verbrennung junger Witwen und alten Weiber, ist unter gewissen Stammen der Kindermord, indem z. B. die Badschikumars in Benares ihre Mädchen gleich bey der Geburt zu ertränken pflegten, wie vormals dieses auch den Arabern erlaubt war, bis bey diesen Mohammed durch den Koran, und bey jenen die englische Regierung durch Gesetze diesem schändlichen und grausamen Gebrauche Einhalt that. Nicht minder unsinnig und barbarisch sind die indischen Gottesgerichte, worüber Warren Hastings der Gesellschaft einen Aufsatz Ali Ibrahim Chans, des ersten

Gerichtsvorstandes zu Benares (I. B. 23.) mitgetheilt hat. Es sind derselben neun: 1) Durch die Wage, 2) Feuer, 3) Wasser, 4) Gift, 5) Koscha, d. i. das Wasser, worin die Idole gewaschen worden sind, 6) Reis, 7) siedendes Oel, 8) glühendes Eisen, 9) Pulver. Das Gottesurtheil durch die Wage besteht darin, daß nach vorhergehenden Fasten und Opfern der Angeklagte zweymal gewäget wird, das erstemal blos wie er ist, das zweytemal mit einem Papier auf dem Haupte, worauf die Anklagspunkte geschrieben sind; wird er bey der zweyten, sechs Minuten nach der ersten unternommenen Wägung schwerer, so wird er auch schuldig gefunden. Die Feuerprobe geschieht, indem er unverletzt durch eine Glutgrube durchgehen, die Wasserprobe, indem er, während ein Anderer funfzig Schritte geht, im Wasser untergetaucht werden soll. Wenn das Gift in einer gewissen kleinen Dosis gegeben, auf der Stelle, oder das Koschawasser binnen vierzehn Tagen ein Uebelbefinden hervorbringt, wird die Schuld als bewiesen angesehen. Der Reis wird gekaut, und dann ausgespieen, und für schuldig gilt, der denselben trocken oder blutig ausspeit. Die Probe durch das siedende Oel und das glühende Eisen hat nichts sonderbares, aber sonderbarer ist die mit den Bildern des Dherma,*) d. i. des Genius der Gerechtigkeit angestellte, welche darin besteht, daß zwey Bilder desselben auf weißes und schwarzes Tuch gemalt, und in Kuhmist eingewickelt, in einen Krug gesteckt werden; der Angeklagte wird, je nachdem er das auf weißem oder schwarzem Tuche herauszieht, losgesprochen oder verdammt.

Hier wäre die Stelle der Lehre Siken als einer neugestifteten zu erwähnen, wenn derselben nicht füglicher im vierten Abschnitte, wo von der Geschichte und den Sitten dieses seit einem Jahrhunderte so politisch merkwürdigen Volkes ausführlicher gedacht werden soll. Ehe wir aber von der Darstellung der indischen Religionslehre zu den Monumenten derselben, zu den Tempeln und Höhlen, zu den Säulen und Inschrifttafeln übergehen, müssen wir hier die drey einzigen Aufsätze, welche sich in den

*) Dherma, wohl zu unterscheiden von dem obigen Dherne, heißt Gerechtigkeit, und ist bey den Brahmanen sowohl ein Beyname des gerechten Königs Dschudisters als des Stieres, welcher das Sinnbild der Gerechtigkeit ist; bey den Budaisten ist es aber auch ein Beyname Buda's, welcher Dherma Radscha, d.i. der Herr der Gerechtigkeit heißt. Sehr merkwürdig ist es, daß auch der persische Urstier (welcher beym Mithras-Dienste als Sühnopfer geschlachtet wird) Abudad, d. i. der Vater der Gerechtigkeit heißt; dieses Abudad selbst dürfte ursprünglich der Name Buda's gewesen seyn.

zwölf Bänden der Asiatic Researches, über moslimisches Gesetz und moslimische Sekten befinden, berühren.

Da im Islam Religion und Jurisprudenz unter dem Namen der Gesetzwissenschaft zusammen fällt, so kann das Studium der moslimischen Rechtsquellen nicht ohne das der islamitischen Dogmatik, und umgekehrt dieses nicht ohne jenes betrieben werden. Der Aufsatz des Hrn. Harington (X. B. 7.) über die Grundquellen (authorities) des musulmanischen Gesetzes, umfaßt daher sowohl die Quellen der Dogmatik als der Jurisprudenz, und ist von so größerem Verdienste, als außer dem vortrefflichen Werke Mouradjea D'Ohssons (das der Verfasser aber entweder nicht gekannt, oder aber nicht angeführt hat), und außer den von Herbelot zerstreut angeführten Werken, nichts namhaftes erschienen, und auch in Mouradjea und Herbelot eben so wenig, als in dem Versuche einer encyklopädischen Uebersicht der Wissenschaften des Orients, und in der Einleitung zur Staatsverfassung des osmanischen Reiches, vom Schreiber dieser Zeilen hierüber etwas so Vollstandiges geliefert worden ist. Eine Uebersicht ganz aus dem bibliographischen Worterbuche Hadschi Chalfa's gezogen, und in der besten systematischen Ordnung aufgestellt.

In Betreff einzelner Sekten des Islams haben die beyden für das Studium der orientalischen Sprachen zu frühe verstorbenen Gelehrten, S. W. Jones und Dr. Leyden, zwey vortreffliche Aufsätze über die Sofis und über die Ruschenije geliefert. Die Sofis der Perser sind die eigentlichen Mystiker ganz Vorder-Asiens, deren Lehre ganz dieselbe, wie die der indischen Vedantis, d. i. der feinste Pantheismus, mit allem Zauber der Dichtkunst ausgestattet, seit Jahrtausenden über Asien verbreitet, sich unter allen Stürmen der Politik und Umwälzungen der Staaten und Religionen unter allen Regierungen im Bramanismus, so wie im Islamismus erhalten hat. Es ist die reine Alleinslehre, welche sich in der Geschichte der Philosophie von der ältesten bis auf die neueste, mehr als einmal erneuert hat, aber weder in den Lehren des Pythagoras und der Eleaten, noch in denen der Neuplatoniker und Gnostiker von so zauberischem Lichte umstrahlet ist, als in den indischen und persischen Dichterwerken, der Vedantis und Sofis in dem zehnten Buche des Bhagavat, in dem Hirtengedichte Gita govinda, welches S. W. Jones (im III. B. nicht im I., wie es in der Vorrede zu Dalbergs deutscher Uebersetzung heißt), zum Schlusse seiner Abhandlung als Probe dieser mystischen Poesie aus dem Sanskrit ins Englische übersetzet hat; vorzüglich aber in den lyrischen und doppelt gereimten Dichterwerken der Perser, in ihren mystischen Di-

vanen, von Chosru, Ißmet, Ssaib, Urfi, Feisi u. s. w., und in den Mesnevis von Senāji, Attār und Mevlanā Dschelāleddīn Rūmi, wovon die Geschichte der schönen Redekünste Persiens namhafte Proben enthält. Diese Lehre setzt sich über alle äußere Formen positiver Religion hinaus, und erkennt keine andere Offenbarung als die der Abspiegelung des Urlichtes in der Denkkraft des Menschen; sie ist die eigentliche Religion der Philosophen des Orients, und ist als solche von den Dichtern stets gelehret, von den Weisen stets angenommen, dennoch als staatsumwälzende Lehre der herrschenden Religion nie gefährlich geworden, eben weil die absolute Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere die wahren Bekenner derselben, von jedem unbefugtem Eingriffe in das Triebwerk des herrschenden Volksglaubens, und von allem fanatischen Proselytengeiste ferne hält. Ganz anders verhielt es sich von jeher mit so vielen anderen ungläubigen, gottesläugnerischen und staatsgefährlichen Sekten, welche unter verschiedenen Formen und Namen, mit verschiedenen Schattirungen und Larven dennoch immer nur eines und dasselbe, nämlich: die vollkommenste Gleichgültigkeit aller Meinungen und Handlungen lehrten, und deren ganze Weisheit immer dahinaus lief, daß Nichts wahr, und Alles erlaubt sey. Die Stifter und Bekenner solcher Sekten, welche ihre Lehre entweder insgeheim unter dem Mantel geheimer Grade und Weihen fortpflanzten, oder offentlich dieselbe mit dem Mordbrande falscher Aufklärung, und mit dem Schwerte in der Hand, zu predigen und zu verbreiten suchten, betrachteten dieselbe stets nur als Mittel zur Erreichung herrschsüchtiger Zwecke. Dieses war der Fall bey allen ungläubigen staatsumwälzenden Sekten des Islams, welche insgemein mit dem Namen Batenije, d. i. die Inneren, oder Mulhad, d. i. die Gottlosen benennet werden. Von der ältesten derselben, den Ismaeliten angefangen, bis zu der jüngsten, den Ruschenije, d. i. den Illuminaten (Ruschen heißt erleuchtet) deren Stifter Mijan Bajasid in der Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung unter den Afganen den Unglauben predigte. Dr. Leyden erzählt, (im XI. B. 8.) den Ursprung derselben, und die Geschichte ihres Stifters umständlich nach den Urquellen des Machsen Afghani, d. i. des afghanischen Magazins, eines sehr geschätzten Werkes in der Puschtusprache, und nach dem Dabistan, d. i. der berühmten Religionsgeschichte Mohsin Fanis (deren Wichtigkeit von S. W. Jones zuerst herausgehoben, und seitdem durch die englische Uebersetzung eines Bruchstückes von Gladwin, welche Dalberg verdeutschte, aller Welt kund geworden ist). Der Verfasser des Dabistan führt nach

einem andern Werke (Tebssiretol awam) die folgenden Sekten der Ismaeliten (welche selbst ein Zweig der Schiiten sind) auf: 1) Die Karamatiten, mit denen die heutigen Wahabiten sowohl durch ihre Lehre als den Erfolg desselben viele Aehnlichkeit haben, indem auch jene die heiligen Stäten des Islams verheerten. 2) Die Jünger Ssabah's, d. i. die Assassinen (in deren jüngst bey Cotta erschienenen Geschichte aller dieser Sekten ausführliche Erwähnung geschieht). 3) Die Nesariten, ein Zweig der ägyptischen Ismaeliten. 4) Die Anhänger Babegs, welcher der erste unter dem Chalifate Mateaßem's das Nivellirungssystem der Gleichheit und Gütergemeinschaft mit Feuer und Schwert predigte. 5) Die Anhänger Ibn Mokannaa's, der sich selbst für einen eingekörperten Gott ausgab. Zu diese Sekten gehören nun auch die Ruschenije, die noch heute im Lande der Afghanen sich erhalten haben, wie die Reste der Ismaeliten in den syrischen Mutevelis und kurdischen Jesidis. Sie theilen mit diesen den Namen der Lichtauslöscher (auf persisch Tschiragküsch چراغ كش, (auf türkisch Mumsoindüren (موم سويندرن), weil sie in ihren Versammlungen nach ausgelöschten Lichtern sich schändlich vermischen sollen, wie schon früher die Ophiten, Adamiten und andere gnostische Sekten.

Mijan Bajasid, der Stifter der Ruschenije, nahm acht Stufen der Vollkommenheit an, wovon die vier ersten auch in der Lehre anderer Sekten des Islams vorkommen, die vier letzten aber der seinigen eigen sind. Diese Stufen oder Zustände der Vollkommenheit sind die folgenden. 1) Säherict شريعة, d. i. das Gesetz. 2) Tarikat طريقة, d. i. der Weg. 3) Hakikat حقيقة, d. i. die Wahrheit. 4) Marifet معرفة, d. i. die Erkenntniß. 5) Kurbet قربة, d. i. die Annäherung zu Gott. 6) Waßalet وصالة, d. i. der Genuß Gottes. 7) Tewhid توحيد, d. i. die Vereinigung mit Gott. 8) Sukunet سكونة, d. i. die Ruhe in Gott. Unter dem Gesetze werden die fünf Gebote des Islams, unter dem Wege, d. i. den geistlichen Orden wird die besondere Andachtsübung des Tessbih تسبيح und Tehlil تهليل, d. i. des

Rosenkranzes und des Hersagens der Namen Gottes in Litaney-form verstanden. Wahrheit heißt die Betrachtung himmlischer Dinge, und Erkenntniß das eigentliche Anschauen Gottes ohne Schleyer und von allen Seiten. Bajasid sagte zu seinem Vater Abdollah, der Prophet habe gesagt: »das Gesetz sey wie »die Nacht, der Ordensweg gleich den Sternen, die Betrach-»tung der Wahrheit wie der Mond, und das Anschauen der Er-»kenntniß sey die Sonne.« Die Annäherung zu Gott besteht darin, daß man den Werth seiner Namen und Eigenschaften erkennt; der Genuß Gottes wird nur durch die vollkommenste Selbstverläugnung und Abziehung von allem Irdischen erhalten; wer mit Gott vereinigt seyn will, muß seine Individualität aufgeben, und die Vertauschung der Eigenschaft der Menschheit mit denen der Gottheit ist der höchste Grad der Vollkommenheit, die Ruhe in Gott.

Andere islamitische Sekten, worüber Colebrooke (im VII. Bd. 11.) Kunde gegeben, sind bloß in gewissen Gegenden von Indien heimisch, wie die Ruschenije in Afghanistan. Solche sind: 1) die Bohras, zahlreich in den Ländern der indischen Halbinsel, zeichnen sich durch einige besondere Gebräuche bey ihrem Gebete, durch ihren entschiedenen Hang zum Handel, und eine hierarchische Regierung ihres Stammes aus. Sie werden ungerechterweise mit den Ismaeliten und Lichtauslöschern vermischt, sind aber im Gegentheil ein arbeitsamer, gottesfürchtiger Schlag von Menschen, die sowohl in Sunniten als Schiiten bestehen, und sind ursprünglich Hindus von Gudscherat, welche erst seit vier oder fünf Jahrhunderten zum Islam bekehrt worden sind. 2) Die Ssadikjet, d. i. die Wahrhaftigen, oder die Jünger Seid Kabireddins, der seine Geburt von Ismail dem Sohne Imam Dschafers ableitet. Von dieser Sekte sind beyläufig dreyßigtausend in den Provinzen Hindostans, als in Multan, Lahor, Deli, Gudscherat angesiedelt. Es ist sonderbar, daß sich in dem Namen des Stifters dieser Sekte (Kabir) der Name der samothracischen Kabiren, und im Beynamen Saddik der Name Siddiks des Vaters der Kabiren findet. 3) Die Hesare von Kabul, und 4) die Baludschi von Sind gehören zu den Sekten der Schiis. Endlich erwähnen wir auch hier der Thomaschristen auf der malabarischen Küste, über welche Wrede (im VII. Bd. 13) einen ihre Abkunft sehr deutlich auseinandersetzenden Aufsatz geliefert hat. Sie sind ursprüngliche Syrier und Nestorianer, welche sich hier in der Hälfte des fünften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung unter der Anführung eines gewissen Mar Thoma niederließen. Diesen haben die Legenden-Schreiber und portugiesischen Missionäre ganz willkürlich und ohne

Grund in den Apostel Thomas verwandelt. Uebrigens sind dieselben von den Eingebornen weit mehr geschätzt als die bekehrten Christen.

Nach der nun vollendeten Uebersicht der indischen Religionslehren und ihrer vorzüglichsten Sekten bleibt uns noch die Beschreibung ihrer religiosen Monumente, nämlich der Tempel und Höhlen, der Pfeiler und Inschriften zu erwähnen übrig. Die herrlichsten Werke indischer Sculptur befinden sich bekanntermaßen in den Höhlen von Elephantine und Illora auf der Insel Salfetta und bey den sogenannten sieben Pagoden von Mahabalipuram (d. i. des großen Baals Stadt). Eine Beschreibung der Höhlen auf Elephantine gab Goldingham (im IV. Bd. 31) und die von Illora sind im VI. Bd. 10 beschrieben worden. Die Gottheiten von beyden sind die bekannten und auch manche noch nicht genug bekannte des Brahmanensystems. Die von Chambers (im I. Bd. 5) beschriebenen Sculpturen und Ruinen der sieben Pagoden von Mahabalipuram scheinen aber ursprünglich dem Budaismus anzugehören, indem eine noch unentzifferte Inschrift derselben Pali-Schrift seyn soll. Unter die vorzüglichsten Sculpturen gehören ein Elephant und ein Löwe von kolossaler Größe. Der Löwe heißt auf indisch Sing, und da sich solche Löwengestalten vor den indischen Tempeln und Thronen ihrer Götter befinden, gerade wie vor dem ägyptischen, so ist es möglich, daß der Name der Sphinx von dem indischen Sing abgeleitet sey; auch hier findet sich eine wirkliche ägyptische Sphinx, wie Oberst Bearse (II. Bande, 20) eine zu Dschaganat gesehen, dieß bezeugt die zweyte Beschreibung, welche sammt den unbekannten Inschriften Goldingham (im V. Bd. 4) gab. Denn er unterscheidet ausdrücklich das Fußgestell einer Säule als eine Sphinx von den gewöhnlichen Löwen; diese, welche Sing oder Singam genennt werden, sind mit dem Lingam überall in den Vorhöfen der Pagoden der öffentlichen Verehrung ausgesetzt, wie vor den ägyptischen Tempeln die Sphinxe und Obeliske als ursprüngliche Singams und Lingams aufgestellt waren.

Daß in dem alten Naturdienste alle Pfeiler, Säulen, Thürme und Obelisken ursprünglich nichts anders als Vorstellungen des Phallus waren, ist wohl nicht zu bezweifeln. Die Spuren von dieser indischen und ägyptischen Lingams-Feyer finden sich noch heute in verschiedenen europäischen moslimischen Sitten und Gebräuchen. Maurice hat (in seinen indischen Alterthümern VI. Bd. Seite 87—94) das indische am 1. May gefeyerte Lingamsfest mit unseren nordischen Mayfesten zusammengestellt, und gezeigt, daß der Maybaum ursprünglich nichts anderes als ein aufgepflanzter Phallus ist. Eine Meinung, der auch Payne

Knight in seinem neuesten Werke (An Inquiry into the Symbolical Language of ancient art and Mythology, London 1818. §. 23.) beypflichtet; und statt des Phallus, der den alten Hochzeitsaufzügen vorgetragen ward, werden noch heute bey allen orientalischen Hochzeitsaufzügen aufgeputzte Palmenbäume vorgetragen. Solcher Pfeiler und Spitzsäulen, an deren Stelle bey den Moscheen die Minarets, und die Säulen der Styliten traten, finden sich bey den indischen Pagoden, und auch einzeln mehrere sehr merkwürdige mit uralten Inschriften. In der Pagode von Peruvettem, deren Beschreibung Capitán Mackency (im V. Bande 20) aus seinem Tagebuche mitgetheilt, wird der Lingam in dem innersten Heiligthume unter der Gestalt eines konischen Steines (wie ehemals Venus Urania auf Paphos) verehrt. Das heilige Dunkel dieser Pagode wird von Zeit zu Zeit durch die Wendung eines von aussen angebrachten Hohlspiegels mit vorüberfliegendem Glanze wie eine himmlische Erscheinung beleuchtet. Der Name des konischen Steines ist Malikardschi, welcher unwillkürlich an den phönicischen Malecartes oder tyrischen Herkules erinnert, und der seiner Bedeutung nach ملك الارض, d. i. König der Erde, dem Lingam gewiß noch besser als dem Herkules zusteht.

In Hinsicht der Bauart der Pagoden überhaupt verdient vorzüglich bemerkt zu werden, daß alle in der Form abgestumpfter Pyramiden, wie die Pylonen der ägyptischen Tempel gebauet sind, so daß über die ursprüngliche nächste Verwandtschaft der ägyptischen und indischen Bauart kein Zweifel obwalten kann. Mehrere Gebäude der karnatischen Landschaft erinnern an die Pyramiden von Sakara, und ein altes Gebäude am Gendek-Flusse von Reuben Burrow (II. Bd. 3) beschrieben, hat die größte Aehnlichkeit mit einer vollkommenen Pyramide. Die Stelle eines Obelisken vertritt der Pfeiler von Buddal, dessen Inschrift aus dem Sanskrit Herr Wilkins, der um diese Sprache so hoch verdiente erste Europäer (im I. Bde. 4) übersetzet hat. Eine solche Sanskrit-Inschrift findet sich auch auf dem unter dem Namen des Stabes des Firusschah bekannten Gebäude zu Dehli. Diese Inschrift, welche von selbst das hohe Alter dieses Gebäudes beweiset, ist (im I. Bde. 21. und im VII. Bde. 5 noch ausführlicher) übersetzt, und mit einer Einleitung von Harington begleitet. Firus-schah, dessen Namen diese luftigen Hallen sammt dem dieselben überragenden Pfeiler tragen, regierte in den Jahren Christi 1351 bis 1388; die Sanskrit-Inschrift selbst aber trägt das Datum 1164. Wie die Ueberlieferung bey diesem Monumente den Erbauer mit dem Erneuerer verwechselt hat, so geschah das-

selbe auch bey dem Pfeiler von Allahabad, wo neben der alten Sanskrit-Inschrift eine neue aus der Zeit Dschihangirs zu lesen ist. An die Stelle dieser alten indischen Tempelpfeiler, welche wie die Obelisken vor dem Eingange der ägyptischen Tempel, so hier vor dem Eingange der Pagoden standen, sind im Islam die Minarets getreten, welche den eigentlichen Sinn ihres Namens (Minaret heißt Leuchtthurm) nur noch in den Nächten des Ramasans erfüllen, wo sie mit Laternen behangen werden.

Ein solcher ist der berühmte Minaret Kutbaschahs, der im Jahre Ch. 1205 zu Dehli regierte. Diesen Thurm maß und beschrieb James Blunt (IV. Bd. 18).

Außer den Inschriften dieser Monumente befinden sich in den zwölf Bänden Asiatic Researches noch ein Duzend anderer zerstreut, welche meistens Landesschenkungen an die Pagoden zur Unterhaltung der Priester enthalten; dergleichen sind die von Wilmot mitgetheilte, und von Wilkins (im I. Bde. 11) übersetzte Inschrift von Budagaija, und zwey andere neben Gaja in der Grotte der sieben Rischis ebenfalls von Wilkins übersetzt, (im II. Bde. 10). Eine Inschrift in der Maga-Sprache der östlichen Halbinsel in einer Höhle nahe bey Islam Abad auf einer Silberplatte eingegraben gefunden, enthalt Ueberlieferungen des Budaismus. Auch unter mehreren anderen Sanskrit-Inschriften, welche Wilford (V. Bd. 11) übersetzt hat, wird auf der Statue eines Brahmanen gesagt, daß derselbe eine Verwandlung von Buda gewesen. Die Landesschenkungen finden sich meistentheils auf Kupferplatten eingegraben; eine solche ward in den Ruinen von Mongir gefunden, und von Wilkins (im I. Bde. 3), eine andere (im I. Bd. 19) und eine dritte von Maclead mitgetheilte von S. W. Jones im III. Bde. 3 übersetzt. Die wichtigste Sammlung von nicht weniger als neun Sanskrit-Inschriften lieferte Hr. Colebrooke im IX. Bde. 10. und die längste derselben, die auf einem Steine in Bendelkend gefunden ward, und aus funfzig Versen besteht, lieferte Lieutenant Price sowohl im Text als Uebersetzung (XII. Bd. 6), sie enthält das genealogische Verzeichniß mehrerer Fürsten, und ist deshalb, wie mehrere andere dieser Inschriften nicht nur archäologisch, sondern auch philologisch merkwürdig.

Um einen Begriff von dem indischen Lapidar-Style zu geben, setzen wir zum Schlusse der ersten Hälfte unserer Anzeige den Schluß der oberwähnten Sanskrit-Inschrift des Pfeilers von Buddal nach der Uebersetzung von Wilkins her. Sie besteht aus achtundzwanzig Versen, und endet mit dem Lobpreise Sri guravamißra's folgendermaßen:

19. Seine Geschicklichkeiten waren so groß, daß er darauf bedacht war, die Wesenheit der Dinge zu erforschen, weswegen er hoch geachtet ward vom Fürsten Sri Narajan Bal.

20. Seine Staatsklugheit (von nicht geringem Umfange, und unbegreiflichem Ruhme) den Sinn der Vedas befolgend, war von grenzenlosem Glanze, als wäre dieselbe eine Abkunft Dherma's des Genius der Gerechtigkeit. Sie wurde durch das Beyspiel derer geleitet, welche in die Macht des Wortes über-künftige Dinge vertrauen, welche über Familienverhältnisse wachen, welche Tugenden großer Männer preisen, und in die Reinheit der Astrologie glauben.

21. In ihm war ein liebliches Paar von Gottheiten vereint, Lachschmi und Saraswati, die Göttin des Glückes und der Wissenschaft, welche in ihm die angeborne Feindschaft vergessen, und sich in Freundschaft verbunden zu haben schienen.

22. Er verlachte mit Hohn den Mann, der in den Versammlungen der Gelehrten von der Wut der Beweise berauscht war, und schlug ihn mit tiefen und zierlichen Reden, nach dem Sinne der Sastras gesetzt, darnieder. Und er schonte nicht des Mannes, den mit gränzenloser Macht und Reichthum der Stolz über besiegten Feind überkam.

23. Er hatte einen Schooß (ein Weib), der ihm aber hartnäckig kaum eine Frucht gab. Einer wie Er kann nicht viel Geschmack finden an den Genüssen des Lebens! Er war nie gesegnet mit diesem Freudenspender (einem Kinde), wodurch der Mensch zum Gotte wird.

24. Er ein anderer Valmiki (der erste Dichter der Inder und Verfasser des Ramajan) geboren in diesem finstern Zeitalter von Gottlosigkeit und einem grausamen und schrecklichen Geschlechte von Sterblichen, war ein frommer Mann, der die Lehren der Veda's in Büchern moralischer Erzählungen entfaltete.

25. Seine tiefe und liebliche Sprache floß wie Ganga in dreyfachem ununterbrochen gereinigtem Strome (d. i. er sprach drey Sprachen rein und flüßig).

26. Er, zu dem Männer ihre Zuflucht nahmen, wie zu Brahma, wartete so lange, daß er Vater würde, bis Er darüber zum Kinde ward.

27. Von ihm spricht urkundlich diese daurende Säule, deren erhabene Schönheit das Auge des Schauers ergreift, deren thürmende Höhe, wie seine Ideen ins Unendliche aufsteigt, die als ein Pfahl da steht, gepflanzt in die Brust der unendlichen Kali (Zeit), an deren Gipfel Tarchschia der Schlangenfeind und Lieblingsvogel Heri's (sonst Garur genannt) sitzt.

29. Garur, der wie sein Ruhm bis ans Ende der Welt gewandert, und bis zu den Grundfesten derselben gedrungen war, wurde hier auf dem Gipfel dieser Säule erhöht mit einer Schlange im Munde.

Dieses Werk wurde vollendet vom Künstler Bindubhadra.

(Der Beschluß folgt.)

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. II.

Abhandlungen und Aufsätze.

Lorch und Enns.

Heilige Steine!! Aus Euch ergossen sich Fürsten der Völker,
Fernen Gebieten gabt ihr Herren und Sitten und Kunst!
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Pforten,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus!

Dalmatien (welches gerade in diesem Augenblicke, auf Befehl des, in hoher Sorge um vaterländische Wissenschaft und Kunst, niemals ruhenden Monarchen, dem wir auch jenes seit zwanzig Jahren so herrlich emporblühende Antikenkabinet verdanken, sein provisorischer Director Steinbüchel, des unvergeßlichen Neumann Lieblingszögling durchreiset), Siebenbürgen und das Banat, sind zwar diejenigen Gegenden, welche im Ganzen die meisten, die erhaltensten und herrlichsten Denkmale aus der Epoche der Römerherrschaft aufzuweisen haben. Sie wurden hierin noch von dem kleinen, armen Tyrol übertroffen, ehe der berühmte Marchese Scipio Maffei mit seinen Correspondenten Borzi und Bartholomäi einen förmlichen Raubzug dahin anstellte und seine beyden klassischen, archäologischen Werke Musaeum veronense und *Verona* illustrata, zu gutem Theile mit den, aus Trident, einer der ältesten Städte Europa's und gallischen Niederlassung, aus Val Sugana, Valle lagarina, Val di Non, Val di Sole und den Giudicarie entführten Monumenten der römischen und sogar der, dem Fremdlingsjoche vorangegangenen Zeit reichlich ausstattete.

Indessen gibt es doch schwerlich irgend einen Boden in dem »Vaterlande, das wir haben und es lieben, und auch Ursache haben es zu lieben,« der die großen Erinnerungen römischer Eroberung, Niederlassung und Behauptung, und jene des ritterlichen Mittelalters in solchem Grade vereinigte, wo die einen die andern so aufnähmen und fortführten und hierdurch, troß des geringfügigen Umfanges, gleichwohl den Namen: der »ewigen Stadt Oesterreichs« verdienten, als — Lorch und Enns.

Laureacum, Lauriacum, Lavariacum, Loriacte, Blaboriacum, am Flüßchen Loraha: unter diesem Namen erscheint das jetzige Dörfchen Lorch, hart an der Stadt Enns, unter den Römern und unter den heftigen Orkanen der Völkerwanderung. — Ptolemäus kannte es noch nicht, Ammianus Marcellinus aber desto besser. Das von jenen schneeumlockten Alpen, so heute die Steyermark von Oesterreich scheiden, gegen die Donau zu, in frische Hügel und goldene Weinberge abfallende, cetische und komagenische Gebirge (Kahlengebirge, Kahlenberg, von seiner nördlichen Spitze) schied Pannonien und das Ufernorikum (ripense). In seinem Schooße sprudelten

heilbringende Wasser (aquae cetiae um Baden), an seinem Fuße lag Vindobona, weiter unten das mächtige Carnuntum, reich durch seinen Bernsteinhandel, Lieblingsort der Antonine, von vielen Cäsarn besucht, mit Tempeln, Triumphbogen und Säulengängen geschmückt, an dem breiten, majestätischen Grenzflusse hinauf Lauriaco, der Sitz des Befehlshabers der zweyten Legion, einer Abtheilung der Donauflotille, der großen Schildfabrik aus dem nahen und weit berühmten norischen Eisen: »sub dispositione viri spectabilis ducis *Panoniae* et *Norici* ripensis, praefectus legionis secundae, — praefectus Classis Laureacensis, — laureacensis scutaria in der notitia dignit. imperii. Sect. 31. 58. Im nahen *Lentia* (Linz?) stand die Schwadron der leichten Reiter und Bogenschützen, (turma equitum sagittariorum); also um das römische Lorch auch ein Hauptwaffenplatz gegen die Markomannen, Flußübergang, offensiver und Rückzugspunkt, wie ein nur etwas geübtes militärisches Auge auf den ersten Blick erkennen muß. Die Volkssage, welche Lorch wie Salzburg (die alte, jetzt so vielfach schwer getroffene Juvavia) ungemein vergrößert, dehnt es bis an den Einfluß der Enns in die Donau (den Landungs- und Stappelplatz, stromaufwärts und abwärts) bis Ebelsberg und S. Florian aus. Soldatische Gründe für die Off- und Defensive und mehrere alterthümliche Spuren machen dieses sehr glaubwürdig. — Ueber die Entstehung der peutingerischen Tafeln jetzt zur Genüge unterrichtet, wird uns das zu Ovilabis (Lambach?) hingezeichnete Häuschen nimmermehr überzeugen, dieses sey bedeutender gewesen als Lorch, welchem die vorzüglichste Stelle im *Noricum* ripense unbestritten verbleibt.

Früh strahlte von hier des Christenthums heiliger Funke (257). Der heilige Maximilian, 27 Jahre später in seiner Vaterstadt Celleja (Cilly) durch den Prokonsul Eulasius geopfert, der Tribun Florian in der letzten und furchtbarsten Verfolgung des Galerius (304) nach Lorch eilend, die dortigen Christen zur Standhaftigkeit zu ermuntern, und selbst für seinen Glauben in den Tod zu gehen, von dem Präses Aquilin vergeblich abgemahnt, eben so vergeblich gemartert, und zuletzt mit einem Stein am Halse über die Ennsbrücke hinab gestürzt, — seine Grabstätte und schönstes Denkmal, das Stift S. Florian, hochverdient um die Gauen ringsum, wie um vaterländische Wissenschaft und Kunst. — Um 454 der heilige Apostel Severin im Norikum, Retter Lorchs vor den Streifzügen der Allemannen, und vor dem Grimme des rugischen Königs Feletheus, in seiner armen niedrigen Zelle, (bey Heiligenstadt?) dem gebückt und erschüttert vor ihm stehenden, riesigen Heldenjüngling Odoaker, seine künftige Größe weissagend: »Ziehe hin! Italien gibt dir köstliches Geschmeide, um deine armseligen Thierfelle!« Er, der Stifter des Mönchslebens in Oesterreich (höchst wahrscheinlich auch in S. Florian), vor seinem Tode den Gräuel der Verwüstung in diesen Gegenden weissagend: »haec loca, nunc *frequentata cultoribus*, in tam *vastissimam solitudinem* redigentur, ut hostes, aestimantes auri se quippiam reperturos, etiam mortuorum sepulturas effodient!« — Sein Biograph und Schüler, Eugippius (um 509), bezeugt auch Norikums Verheerung und der alten großen Lorch Untergang durch die Allemannen unter ihrem weitgefürchteten Könige Gibuld, der in der Zulpicher Schlacht sogar die Franken in die äußerste Gefahr brachte, bis Chlodowigs Gelübde die Wankenden neu begeisterte: — »veritatem even-

tus rerum praesentium comprobavit.« — Odoaker ließ durch seinen Bruder Aonulf (nach Eichhorn, Ahnherrn der Welfen) das Rugenreich am linken Donauufer zerstören, die Einwohner nach Italien übersiedeln. Die ehemaligen Pflanzstädte und Gränzfesten wurden verlassen, einige gar geschleift, um nicht den von allen Seiten hereinströmenden Barbaren haltbare Niederlassungen zu gewähren. — Seit der entscheidenden Niederlage der Allemannen, breitete sich das Reich der Franken mehr und mehr über das mittägige und Ufernorikum aus, auch in das rhätische Hochgebirg. Eines ihrer edelsten Geschlechter, die Aglolfingen, verordneten sie zu Herzogen über Bayern, und das letzte entscheidende Ereigniß war, daß die Longobarden, durch Narses, der Ostgothen Ueberwinder, herbeygerufen, gleichfalls nach Italien hinweg zogen.

Es ist ein hohes Wort, das die obersten Hirten der Kirche Agapit II. 946, und Benedikt VII. 974 über Lorchs Alterthum und Würde, als Mittelpunkt des Strahlenkreises der christlichen Lehre in ihren Bullen ausgesprochen haben: *Lauriacensem urbem antiquitus metropolitanam* fore et *archiepiscopi* sedem, sicut in privilegiis authenticis ad nos usque a te directis legimus, ita quoque inventis quibusdam exemplaribus chartae, vetustate admodum attritis in archivo S. Petri reperimus, und der letztere »quatenus sibi *pallium* et *Metropolitanum* honorem cathedrae suae, sanctae *Laureacensi* ecclesiae, restitueremus, *confinio Ungrorum* adjacenti, quod omnino nos eidem ecclesiae debere testantur antiquissima secum apportata privilegiorum testimonia, in quibus enim continebatur, quod aetate pontificatus beati *Symmachi*, hujus almae sedis Apostolici Praesulis, praefata sancta Lauriacensis habetur ecclesia *Metropolis*; et in quantum tam exinde, quam etiam de passionibus *beatorum Martyrum*, qui illic plures in tempore persecutionis pro fide Christi variis sunt tormentis mulctati, colligere possumus, ex *omnibus ecclesiarum dioecesibus Pannoniae*, *haec antiquitate* et *archiepiscopii dignitate* esse *primitiva* creditur.« — In der Geschichte und im Leben, ist die Ebbe des Unglaubens der Flut der Leichtgläubigkeit und des Aberglaubens auf der Ferse gefolgt, und Hyperkritik dem unbedingten Nachtreten in den, allen Füßen gerechten Marktschuh mündlicher Ueberlieferung, volksthümlicher Sage und ungenauer flüchtiger Aufzeichnung viel späterer Quellen. — Ideen und Maximen weit neuerer Jahrhunderte werden einer Vorwelt aufgedrungen, in welcher ihre Keime lange noch im dunkeln Erdenschooße schlummerten. Wir finden Publizisten, schon unter Ludwig dem Kind und dem fränkischen Conrad, von Erblichkeit des herzoglichen und Grafen-Amtes, von einer geschlossenen Zahl der Kur- oder Wahlfürsten, von geschlossenem Gebiet ꝛc. träumend, — Canonisten, gewaltig den Kopf darüber schuttelnd, daß der Heiland, den Bruder zweyer edeln Schwestern, ohne *placetum regium*, aus dem Grabe hervor, in ein zweytes Leben gerufen habe! — Mögen nun auch, der blos negativen Gründe mancherley, gegen die Bulle des Papstes Symmachus streiten, möge die Zahl jener von dem Historiographen der bayerischen Kirche, Hund, angegebenen zwölf Bischöfe und Erzbischöfe von Lorch, vor Vivilo, mehrfältigen Ungewißheiten unterliegen, möge dieses Pallium den vermeintlichen Ansprüchen der Patriarchen von Aquileja entgegen seyn, die so oft verschiedentlich wechselnden Umfanges waren, als die Macht der byzantinischen Kaiser, der Longobarden und Franken, in diesen Gegen-

den Glückeswechsel erfuhr; mögen jene Bischöfe nur wandernde Regionar- oder Chor-Bischöfe gewesen seyn: all dieses löset und erkläret zur Genüge, die in den alten Canonisten oft wiederholte Wahrnehmung, daß es auch Titular-Metropolitane, primates *aevo*, wie primates *potestatis* gegeben habe, und Bischöfe gewisser Mutter-Kirchen, denen eben hierwegen, nach alter Sitte, solche außerordentliche Vorzüge eingeräumt wurden! — Damit Lorch ja kein berühmter Apostel-Name fehle, durchzog diese Gegenden der heilige Emmeran, diese »*fines* in utroque limite desertos, ita ut circa *Anesim fluvium*, *urbes* et loca *olim cultissima*, tantis bestiarum immanitatibus horrerent, ne viantibus ullus transeundi aditus pateret,« — es zog der heilige Rupert, der salzburgischen Erzkirche Gründer, dem fränkischen Königsgeschlechte nahe befreundet: »per alveum *Danubii* usque ad fines *Pannoniae inferioris* spargendo semina vitae, navigando iter arripuit, sicque tandem revertens ad *Laureacensem* pervenit civitatem, ... et verae fidei plures inibi sociavit. — Nicht nur war des Arius Irrlehre vorherrschend, sondern Eugipp im Leben des heiligen Severin, spricht auch vom Götzendienst um Lorch, den der Erzvater des Glaubens und der Sitte in Oesterreich rügte. »Pars plebis, nefandis sacrificiis inhaerebat.«

Von der Wolga und von der kaspischen See, bis an die Enns, bis an die dalmatischen und liburnischen Küsten, breitete sich die Macht der, den Longobarden bundesverwandten, von den Franken und von den griechischen Kaisern gefürchteten Hunnen oder Avaren aus. Die ihnen von den Kärntnern und Bayern beygebrachte Niederlage rächten sie 737, brachen über die Enns, zerstörten die Ueberreste des alten Lorch und des nunmehr dreyzehnhundertjährigen Klosters S. Florian, verheerten die ganze Gegend umher. Den Lorcher Bischofssitz hatte schon vor dem wirklichen Einbruche, Vivilo nach Passau übertragen. — K. Arnulf spricht dieß 899 in seinem Gabbriefe an den Bischof Weihing also aus: »praedictam sedem (Passaviensem) quam *Vivilo*, quondam sanctae *Laureacensis* ecclesiae *Archiepiscopus*, post excidium et miserabilem Barbarorum devastationem ejusdem Laureacensis ecclesiae, nuspiam alibi inventa suae tuitionis securitate, *primus* episcopavit, *Otilone*, strenuo Bavarorum Duce concedente, qui etiam Canonicos et Monachos, quos Dei misericordia hostium subtraxerat praedae, in ecclesia, quae est constructa in honore Sti *Stephani* Protomartyris Christi, ubi etiam *S. Valentinus* corpore requiescit, reverenter collocavit. In des berühmten passauischen Bischofs Altmann Wiederherstellungsurkunde für S. Florian, dieses ältesten unter Oesterreichs Klöstern, viel älter als Mondsee, Ossiach und Kremsmünster (747 jene, dieses 742 gestiftet) heißt es: ecclesiam B. *Floriani* martyris Christi, quondam in pago *Laureacensi*, ab antiquissimis terrae illius incolis juxta rivolum, qui *Ypha* dicitur, fundatam, et in defensionem sanctae Romanae ecclesiae ad annualem censum unius aurei traditam, sed tandem in illo miserabili sanctae Laureacensis ecclesiae excidio tempore Wusilonis, ipsius ecclesiae pontificis, a barbaris destructam.

Die alte Lorch hatte alle die unaufhörlichen Erdstöße der Völkerzüge, sie hatte die allemannische Verwüstung, durch ihres uralten Namens Herrlichkeit und Würde überlebt und besiegt; sie hatte des Christenthumes Wiege und Freystätte, das Saamenkorn einer bessern Zukunft in ihrem Schoße bewahrt. Nun verband sich ihr eigener Herzog, Thassilo II.,

der letzte Agilolfinger, mit ihren Zerstörern, den Hunnen, wider ihren glorreichen, gottgeliebten König, den großen Carl, der der Longobarden wankenden Thron umgestürzt hatte, und im dreyßigjährigen Kampfe mit den Sachsen lag; um ihren Boden, um ihre Freyheit, um ihre Götter. — Der Ausgang war zu Ingelheim, wie er zu Pavia gewesen. — »Quia (sagt Carl in einer Urkunde) *ducatus boioariae, ex regno nostro Francorum*, aliquibus temporibus infideliter per malignos homines *Odilonem* et *Tassilonem*, *propinquum* nostrum, a nobis subtractus et alienatus fuit, quem nunc moderatore justiciarum, deo nostro adjuvante, ad propriam revocavimus dicionem!« — Carl führte wider die mit Thassilo verschworenen Avaren, drey Heere ins Feld, die aus Böhmen gegen das linke Donauufer vordringenden Grafen Theodorich und Meginfried zur Linken, sein Sohn Pipin, aus Italien zur Rechten, Carl selbst mit dem Kern an dem Gränzflusse, der Enns. Die avarischen Grenzfesten bey Krems und Tuln wurden niedergeworfen und gebrochen, viele tausend Barbaren erschlagen, bis in ihren Ring, ihre ungeheure Wagenburg an der Theis, verfolgt, das Land zwischen der Enns und Raab, eine neue Vormauer und Mark des Reiches, in der Urkunden= und Gesetzessprache, bald *Avaria*, *Hunnia*, *Sclavinia*, *Pannonia*, terra Avarorum, Hunnorum; Sclavorum, solitudines Panoniorum et Avarorum, limes pannonicus, bald Oriens, bald confines Carantanorum, aber überall von Bayern unterschieden, ja demselben entgegengesetzt! — Carl, um seines unermeßlichen Reiches noch kaum gebändigte Völker besser zu zähmen, um anzubauen und zu nützen, was erst kürzlich wieder verwüstet, was noch kaum über Sumpf und Wald; und uber der Ströme unsteten Lauf erobert war, einen Stamm durch den andern niederzuhalten, bevölkerte die Einöde, durch slavische, bayerische, fränkische Colonien und durch die gewaltsam deportirten Sachsen (Hormayr hist. Taschenbuch für 1813, 25, 42, 58, und Nr. 144 Dezember 1815 seines Archives). Pipin übertrug dem salzburgischen Erzbischof Arno, die Sorge Pannoniens »circa lacum Pelissa (Plattensee) inferioris, ultra fluvium Hrapa (Raab) et sic usque ad Dravum (Drau) fluvium et eo usque ubi drauus fluit in Danubium. Der eifrige Arno sendete auch Priester in Slavoniam, in partes uidelicet quarantanas atque inferioris pannonie. Höchst wichtig und folgenreich für Oesterreichs Geschichte begegnen sich (bald galt es nicht blos Seelen und Seligkeit, sondern auch Zehenden und reichen irdischen Besitz!) die Christianisirungsversuche der Erzbischöfe von Lorch (Passau) und des jungeren Salzburg, späterhin auch der mährischen Apostel Cyrill und Methodius, fast eben so feindselig, wie bey Ungerns Christianisirung durch Stephan und dessen Nachfolger, dem griechischen Cultus von Constantinopel herauf, der lateinische von Rom und Deutschland her? — Labbäus und die vortreffliche Juvavia (II. 17, 18, 283) haben uns deutliche Zeichen dieser erbitterten Reaction aufbehalten, als (wie der uralte Geschichtschreiber der Bekehrung der Kärntner und Avaren sagt) quidam Graecus, Methodius nomine, nouiter inuentis sclauinis litteris, linguam latinam, doctrinamque romanam atque litteras auctorales latinas philosophice superducens, vilescere fecit cuncto populo. — — Nullus episcopus alicubi veniens potestatem habuit ecclesiasticam in illo confinio, nisi salzburgenses Rectores, — usque dum orta est noua doctrina Methodii Philosophi, und dann die niedrigen Recriminationen. — Nos — (die deut-

schen Bischöfe) praefati Schlavi criminabantur: cum Ungaris fidem catholicam violasse, et per canem seu lupum aliasque nefandissimas et ethnicas res, Sacramenta et pacem egisse atque ut in Italiam transirent, pecuniam dedisse! — Weiter bürden sie jenen Slavenaposteln auf, sie hätten non modicam multitudinem Ungarorum ad se sumpserunt, et more eorum, capita suorum pseudo christianorum penitus detonderunt et super nos christianos immiserunt. Hätte das mährische Reich zwischen der Sau und Drau, gestiftet durch den aus Mähren vertriebenen, und in Trasmauer getauften Primina, fortgepflanzt durch seinen Sohn Hezilo (Chozil), zerstört endlich unter Brazlav, bey dem großen Einbruche der Magyaren, und dem Untergange des großmährischen Reichs länger gedauert, und durch günstige politische Conjuncturen mehrere Festigkeit gewonnen, der griechische Ritus wäre wohl noch heut zu Tage der herrschende im Küstenland, in Krain, in Untersteyer und Unterkärnten?! — Gleich nach dem ersten Jahrzehend, als des großen Carl Geist aus seinem ungeheuern Staatskörper entwichen, in die erstere Zeit Ludwigs des Frommen, fallen des passauischen Bischofs Urolph (Erzbischofs zu Lorch) Bekehrungsversuche der Slaven und Avaren, zu deren Behuf er die vier Bisthümer: Wien (Fabianensem), Neitra (Nitraviensem), Welehrad (Speculunensem), und Altenburg an der Leitha (vetuariensem, Owar) stiftete. Zwischen den Jahren 824 bis 827 schrieb Eugen II. an ihre Vorsteher: Rathfredo sanctae *Favianensis* ecclesiae, et Methodio sanctae Speculunensis ecclesiae atque Alevino Nitraviensis et Annoni Wetuariensis ecclesiae episcopis, bezeugte seine Freude über ihre Bemühungen, ermahnte die Herzoge Tutund und Moymar zur Mitwirkung, und gab Urolfen, als Nachfolger der alten, über sieben Bischöfe gesetzten Metropoliten von Lorch, das Pallium in regionibus Hunniae, quae et avaria appellatur, sed et Moraviae, provinciarum quoque Pannoniae sive Moesiae.«

Die Enns, wie unter den Agilolfingern der Grenzfluß, erscheint auch als solcher bey Bouquet in dem sächsischen Dichter über diese Heeresfahrt des großen Carl 791:

Sic ad fluvium Rex venit *Anesum*,
Qui medius *Bojoarios* sejungit et *Hunnos!*

und Emmas Geliebter, der Kanzler Eginhard, zugleich mit Alkuin und dem salzburgischen Arno, Vertrauter der Riesenplane und der schönen Mußestunden seines kaiserlichen Herrn: »Prima castra, posita sunt supra *Anasum*. Nam is Fluvius, *medius* currens *inter terminos Bojoariorium et hunnorum*, *certus duorum regnorum limes* habebatur.« Selbst unsere nordische Ilias, das Lied der Nibelungen, in seiner letzten Bearbeitung ganz gewiß dem österreichischen Hofe der Babenberger angehörig, beynahe gleichzeitig Richards Löwenherz unköniglicher Haft auf Dürrenstein und Neustadts Erbauung, der Stiftung von Lilienfeld ꝛc., (ob nun durch Heinrich von Ofterdingen; oder durch den Meister Klingsohr vom Ungerlande??) setzet die Enns als Grenzfluß voraus, denn dem vielgepriesenen Markgrafen von Pechlarn und magyarischen Heeresfürsten, Rüdiger, als er von der Werbung um die schöne Grimhilde, für seinen Herrn, den Hunnenkönig Etzel zurückgekehrt, reitet die schöne Gotelind entgegen, von der (durch Leopold den Erlauchten, über Geysa ersiegten)

Hauptburg, »Medelikke« (Mölk) »bis zu der Ennse« (bis zu der Grenze, nach uralter Weise).

Wiewohl durch Allemannen und Avaren beynahe der Erde gleichgemacht, zeigt es sich uns dennoch schon wieder, das uralte Lorch, auf diesem Eroberungs= und Rachezuge Carls, in einer Freysingischen Urkunde gegeben: »in loco *Loracha*, in monte Wartperc, ad *Enisa*.« — 816 im chron. Gottwicense sogar *villa regia*, — in Carls Capitularien, bey Baluze, der Befehl fur die nach dem Lande der Avaren und Slaven; »qui ab *orientali* parte *bojoariae* sunt,« reisenden Kaufleute, hinsichtlich des Niederlags= und Stappelortes Lorch, — »ad *Lauriacum*, Warnarius provideat et ut arma et brunias non ducant ad venumdandum.«

Von 819 bis gegen 860 kommen von St. Florian, wie von Lorch, urkundliche Spuren vor. — Des großmährischen Swatopluk grausame Verheerungen unter Carl dem Dicken traten auf das rechte Donauufer bis an die Raab, aber doch nur das flache Land. Der muthige König Arnulf, ein Sohn der Liebe Carlomanns, kam selbst nach St. Florian, und gab dort dem Abte Snelpero von Kremsmünster einen Gabbrief, — (892 zu Oettingen, im Febr.) des räuberischen Abtrünnigen Diethard, Güter zu Rohrbach im Traungau, nach St. Florian. (*Oefele* script. rer. boic, *Bachmayr* hist. Cremifanens.). Arnulf hatte wider den Jugurtha seiner Zeit, wider den großmährischen Swatopluk, die Ungern, (Magyaren) herbeygerufen. — Grausenvoll waren ihre Verheerungen von der Enns bis tief nach Bayern, »ita ut in tota Pannonia nostra, maxima provinzia, tanquam *una non* appareat ecclesia!« — Wie immer nach unerwarteten Schrecknissen und rasch aufeinander folgenden Verlusten, erregte es übergroße Freude, und stärkte in kühnen Entschlüssen, daß der wahrscheinliche Ahnherr des jetzt in Bayern regierenden Königshauses Wittelsbach, Luitpold, Markgraf auf dem Nordgau, in Kärnten in der Ostmark, Bruder Aribos 876, Grafen in Traungau, 880 Markgraf in der Ostmark, als solcher mehrmals vertrieben, Ahnherren der steyerischen Ottokare (Hormayrs Archiv 1815. Nr. 122) mit dem passauischen Bischofe Richar, eine solche magyarische Heuschreckenwolke auf ihrem Rückzug ereilte und gänzlich zersprengte. Eilend that man nun, was man längst hätte thun sollen. Man setzte den ungrischen Einbrüchen ein starkes Grenzschloß, mit ziemlich weitläufigen Werkern auf beyden Donauufern entgegen, die Ennsburg, auf des Klosters St. Florian Grund und Boden, auf den Trümmern der großen alten, mehrmals verwüsteten Lorch, die von nun an unter dem Namen von Enns verschwindet, nur mehr als ein Dorf erscheint, mit ihrer uralten, zuletzt durch Maximilian I. erneuerten Kirche S. Lorenz und der Capelle S. *Mariae* in loco *Lauriacensi* (die vor nicht langer Zeit abgetragene Kirche Maria Anger) in kirchlichen Angelegenheiten ihren erhabenen Rang nichts destoweniger fort behauptend, — so 1088 im July stifteten hier Altmann, Bischof zu Passau und Ottokar, Markgraf zu Steyer, die Benediktinerabtey Gleink, beschenkte dieselbe 1128 apud Laureacum der fälschlich dem Andechsischen Hause beygezählte Apostel der Pommern, Bischof Otto von Bamberg. — Jene als ein diplomatisches Ungeheuer von Fröhlich und Kurz erläuterte Urkunde Ottokars für Garsten von 1143 ist gegeben: apud Lauriacum, in cymiterio S. *Laurentii*. A. 1183 beschenkte ein zweyter Bischof Otto von Bamberg, mit seinem Bruder Berthold, Herzog von

Meran, Stifter vom Spital am Pyrhn, die Abtey Gleink: »siquidem venientes in partes illas, a fratribus monasterii glunicensis, sumus benigne suscepti et humaniter tractati.« Die durch vieler Edlen Zeugenschaft verherrlichte Schenkung datirt: apud *Laureacum* in Ecclesia *sancti Laurentii*, ubi etiam eodem die, *triginta septem Praelati* cum *multitudine Cleri*, *conventum solemniter celebrabant*.

Arnulfs unglücklicher Sohn, Ludwig das Kind, hörte zu Regensburg aus dem Munde des passauischen Bischofes Richar, alle den Gräuel der Verwüstung, die die Magyaren in dem Theile seines Sprengels angerichtet, wo das tief herabgekommene Kloster oder die Zelle S. Florian lag, dessen dort der öffentlichen Verehrung ausgesetzten Reliquien: »a senioribus propter insultus varios paganorum vel in aliquo loco monasterii, vel potius chori occultabantur. Auf Richars Bitte schenkte der junge König die neue, theils auf des Grenzgrafen, theils auf des Klosters St. Florian Grunde neu erbaute Enns, eben auf den Altar dieses heiligen Blutzeugen (im Jänner 900): »quod seuiente pro dolor paganorum inpugnatione, quedam pars dyocesis sue, ubi sancti *Floriani* martiris *monasterium* esse cognoscitur, ex inprouiso deuastata est deprecans ut *ciuitatem illam*, quam fideles nostri regni pro *tuicione patrie*, unanimiter contra eorundem christiani nominis persecutorum insidias, nouiter *in ripa anesi* fluminis, partim in proprio iam dicti *martiris*, partimque in terra *prefecture terminalis* statuentes, construxerunt, ad suprascriptum sacrosanctum locum, *in quo eiusdem* beatissimi *martiris corpus* uenerabilitur humatum est, traderemus.« — Die Jahrbücher von Fulda bey Leibnitz beschreiben anziehend, kurz und stark wie ihre Zeit, auf das Jahr 900, die Erbauung von Enns: »*In eodem loco* post *victoriam*, illis coelitus datam *congressi*, clamore magno in coelum, inde Deo grates ferebant. Tandem laeti post tantam victoriam ad socios, unde venerant, regressi sunt, et *citissime*, in id ipsum tempus pro tuitione illorum regni, *validissimam urbem in littore Anesi* Fluminis, muro obposuerunt; quo peracto unusquisque redierunt in sua. — 906 gab Ludwig durch Aribo, Grafen des Traungaues, zu Raffelstetten, eine Zollordnung für die, die Donau, Enns oder Drau befahrenden Schiffe. Darin wird Linz erwähnt, Ebersberg, der Traungau, die Salinen, die große Messe der Mährer, die Heerstraße durch Enns, welches dem Kloster St. Florian großentheils mit verschiedenen Gerechtsamen angehörig blieb, bis es selbes (29. April 1365 Wien am Eritag vor St. Philipp- und Jakobstag) gänzlich Herzog Rudolph dem Weisen überließ, und um eine andere Zufluchtstätte gegen Verheerungen und Faustrecht um das feste Schloß Spielberg auf der Donauinsel vertauschte. — St. Florian gab die Ennsburg selber um einen Zehend an den Bischof Adalbert von Passau auf, dieser überließ sie, als »ex massa patrimonii S. *Laureacensis* ecclesiae,« Ottos des großen Bruder, Heinrichen, Herzog aus Bayern; Otto II. spendete sie 977 wiederum dem berühmten Passauer Bischof Pilgrin. Auch in diesem Diplom erscheint Lorch als königliche Villa, und in dem 985 durch eben diesen Peligrin zusammengetragenen Rottel oder Uebersicht der dem alten Sitze zu Lorch gebührenden Zehende, wird derselben Umkreis ausgebreitet: omnem decimationem infra limites Anesi fluvi et Comageni montis. — Seit des Markgrafen Luitpolds großen Niederlage bey Preßburg, bis auf Ottos I. für immer entscheidenden Sieg auf dem

Lechfelde bey Augsburg 10. August 955 durchstreiften die Ungern ganz Deutschland, Frankreich, Italien bis ans Meer, 943 hatte ihnen der bayrische Herzog Berthold bey Enns, nach andern, auf der Heide von Wels eine partielle Niederlage beygebracht (Wittekind II. Salzburger Chronik bey Petz I.).

Bischof Wolfgang von Regensburg und Bischof Piligrin von Passau (im Niebelungenliede, mit Rüdiger von Pechlarn, mit Etzel und Dietrich von Bern, durch eben solche Anachronismen zusammengestellt, wie die Aeneide Dido zur Zeitgenossin des trojanischen Krieges macht), waren die Deukalione des mit Feuer und Schwert verwüsteten, menschenleeren Oesterreichs. Piligrin stellte auch die alte Metropolitanwürde Lorchs wieder her, welches zu langem Streit mit Salzburg führte, dessen Erzhirten, geborne Legaten und Primas von Deutschland, Passau als eine Suffragankathedrale, trotz aller kaiserlichen und päbstlichen Sprüche, mit unbeugsamer Hartnäckigkeit und darum auch mit Glück behandelten. — 977 in demselben Jahre, als er Passaus weltliches Gebiet durch die Ennsburg vergrößert, erklärte Otto auch: »sicut enim *priscis* temporibus, S. *Laureacensis* ecclesia, que *extra murum* in honorem S. *Stephani* sanctique *Laurentii* martyris, constructa et dedicata est, ante dissidium et desolationem regni Boiariorum, *mater* ecclesia et episcopalis sedes fuit; ita deinceps pristino honore ac dignitate, canonica auctoritate perfruatur, quam et praesenti praecepto nostro, renovamus, atque roboramus, et jam saepe dictae *Laureacensis* ecclesiae venerabilem *Piligrinum* reinthronizamus Antistitem, quatenus amodo tam ipse, quam omnes sui successores *Laureacenses* fiant et nominentur *Pontifices*.« — In einem Tauschvertrage zwischen Altmann, Bischof von Passau und Markgrafen Ottokar von Steyer 1088 lesen Wir unter den Grenzen der Capelle von Dietach: »per vastum ... usque ad terminos Ecclesiae S. Martyris *Floriani*, a quibus.. ad terminos *Laureacensis Parochiae* directim. — 1241 in Friedrichs des Streitbaren merkwürdigem Bekenntnisse der Lehen, die er vom passauischen Hochstifte trug, kömmt unter andern vor: die Schirmvogtey der Kirchen Kremsmünster, St. Florian, Erla, St. Pölten, Göttweih, Waldhausen, St. Georgen, Seitenstetten, Altenburg, der Städte Linz, Enns, Krems an der Bergseite, das Lorcherfeld: »item *Lorchvelde* cum omnibus suis attinentiis.«

Die Ennsburg, einer der Schlüssel des deutschen Reiches (und noch immer ein wichtiger Rückhaltspunkt, auch nachdem seine Gegnerin Mölk, aus einer dräuenden, ungrischen Grenzfeste, der österreichischen Markgrafen aus dem Hause Babenberg Hauptburg geworden, und Albrecht der Sieghafte in dem Thronzwist nach des heiligen Stephan Tode zwischen Aba und Peter, den Bezirk vom kahlen Berg bis an die Leitha erobert hatte,) wurde von Conrad II. 1030, Ottokarn, Grafen in Traungau, Chiemgau und Salzburggau verliehen. (*Lazius* de migrat. pag. 177 Aquil. *Caesar* Annal. *Styr*. pag. 121. *Pusch* chronol. *Styr*. P. I. pag. 220 etc. Westenrieders Beytr. I. Th. S. 40. Abhandl. der churf. bayerischen Akademie. VII. Th. S. 261. :c. Jos. Moritz kurze Geschichte der Grafen von Formbach, Lambach und Pütten. S. 18, 19, 157). Binnen 130 Jahren breitete sich dieses Geschlecht, mit ungemeinem Glücke vom Isonzo bis gegen den Inn und die Trasen, ja, stückweise, selbst

auf dem linken Donauufer aus. 1055 beerbte es die Grafen von Lambach und Wels, nahm den vom Letzten derselben, Gottfried (Bruder des Stifters von Lambach, Bischofs von Würzburg Adalbert) geführten Titel der obersteyerischen Mark, übertrug ihn auf sein Hauptschloß Steyer. 1040 fiel damit die untersteyerische Mark (Hauptsitz Cilli) nach Günthers von Hohenwart Tode zusammen. 1127 beerbte es die Herzoge von Kärnten, eppenstein-mürzthalischen Geschlechtes in den großen Alloden im heutigen Brucker und Judenburger Kreis. 1148 Grafen Bernard von Sponheim um Marburg und in Oberkrain, 1158 Ekbert, den letzten Grafen von Formbach, Neuburg und Pütten. — Die Schutzvogteyen von Seckau, Bamberg, Lambach, Kremsmünster, Admont, St. Lambrecht &c. fielen in ihre Hand. — Sie stifteten: Garsten (1082), Rain (1129), Vorau (1163), Seitz bey Gonowitz (1165), das Hospital von Cerwald am Semmering (1160), vor Erlangung der Markgrafenwürde (um 990), Traunkirchen (999), Seon in Bayern (1020), Göß bey Leoben. — Seit 1180, in zufälliger Gleichzeitigkeit mit Heinrichs des Löwen folgenreicher Achterklärung, blieb der unter Ottokar V., und während der langen Minderjährigkeit Ottokars VI. und Letzten verschiedentlich geführte Herzogstitel, im Hause der Traungauer ununterbrochen, um zwölf Jahre darauf auf immer zu erlöschen, und nur sechs Jahre später, war die Steyermark bereits an den babenbergischen Geschlechtsvetter, Leopold den Tugendhaften übergeben, und mit Oesterreich für immer vereiniget. — Schon war dieses vorüber, und Ottokars letzte Regierungshandlung betraf noch das begünstigte Enns, wo die Traungauer auch seit der Hälfte des zwölften Jahrhunderts eines der wichtigsten Regalien übten, und eine (bis in die Zeiten des Bruderzwistes zwischen Kaiser Friedrich IV. und seinem ewig unruhigen Bruder Albrecht) berühmte Münzstätte hatten (*Pusch* chron. *Styr.* II. 41) als deren Präggzeichen häufig der steyerische Panther erscheint, der auch noch bis auf den heutigen Tag der Stadt Enns Wappenschild ist.

Vor 1150 kömmt in den Urkunden der Ottokare, meist Friesacher Münze und Währung vor. In Enns hatten sie ihren Münzgrafen, monetarius und dispensator, — »in domo *Redwidi*, qui »tunc temporis *monetam Anisi* tenebat.«

1190 stellte Herzog Ottokar auf geziemende Beschickung und Bitte der Regensburger die Marktrechte von Enns fest, mit Rath seiner Ministerialien, nämlich: Herrands von Wildon, des Truchsessen; Hartneids, von Ort, Marschalls; Gundackers, von Steyer; Otto, von Volkfeld, Ortolfs des Kämmerers von Gonowitz &c. Es soll dort im Handel und Wandel durchaus die Satzung als Richtschnur gelten, die sein Vater, Markgraf Ottokar, bey der ersten Errichtung der Messen von Enns gegeben. Keine andern Gebühren sollen abgeheischt werden von den Kaufherren von Regensburg, Ulm, Köln und Achen. Jedes Schiff, das um Maria Verkündigung nach Enns kömmt, muß bis zum Ende der Messe dort verbleiben, trifft es noch in der ersten Vesper ein, mag es weiter ziehen, am Morgen des Tages selbst aber, muß es anhalten. Jedes Schiff mit Wein, Getreide oder andern Lebensmitteln, hat freyen Zug bis auf St. Georgentag. Späterhin muß es aber bleiben und von keinem zu Enns angehaltenen Schiffe, darf während der Messe, das Mindeste abgeheischt, oder es worin immer beirrt werden. Ist aber der

Markt vorüber und die Schiffe haben daselbst eingeladen, so begibt sich der Graf der Regensburger (comes ratisbonensis, wohl der gewählte Vorstand der Innung der Regensburger Kaufleute, ohne hiebey an das in Oesterreich zwar reich begüterte Geschlecht der Burggrafen und Landgrafen von Regensburg zu denken?) umgeben von den Richtern der Stadt Enns hinaus an die Schiffslände, und befragt die Schiffleute um ihre Ladung. Sie zahlen vom Zentner zwölf Pfenninge sowohl vom Wachs als von Häuten und von anderem Kaufmannsgute gleichen Werthes. Messen die Richter von Enns der bloßen Angabe der Schiffleute keinen Glauben bey, so mögen sich diese vor aller weitern Nachforschung, durch ihren Eid verwahren. Jedes Schiff mit Wein oder Korn, zahlt während der Marktzeit nur zwölf Pfenninge vom Metzen und von der Fuhr (carrade, nach damaliger Ausmaß). Hat sich so jedes Schiff nach Gebühr gelöset, und ist der Graf der Regensburger wieder heimgekehrt von Amtshandlung und Umfrage auf dem Schiffplatz, so zahlt jede Ladung (plaustrum), die hernach ans Land gebracht wird, zwölf Pfenninge. Ist dieses geschehen, sollen die Schiffe aufwärts ziehen, in der Ordnung wie sie gekommen, und die Durchfahrt das ganze übrig Jahr, frey und offen seyn. Ladungen, was immer für einer Waare, die unter der Brücke durchgehen, entrichten 16 Denarien. Beladene Pferde sechs, der Kaufmann aber, der zu Pferde seinem Gut folgt, gar nichts. Transitgüter von den Reussen oder nach Rußland (in Ruziam, wohl in weitester Bedeutung, Groß-, Weiß- und Roth-Reussen mit einbegriffen) 16 Pfenninge. Wer in Gold oder Silber zahlen will, der mag es frey. Kaufherren (ultra terminos venientes, über eine bestimmte Entfernung oder nach einer bestimmten Zeit?) als von Mastricht oder Kölln entrichten dem Herzog ein bestimmtes Ausmaß Wein, drey Pfund Pfeffer, zwey Stiefel, zwey Handschuhe und im übrigen dieselbe Gebühr wie in den Tagen des alten Ottokars. Der Ennser Messe Anfang, muß seyn am Montag in der Bittwoche, der Marktschluß am Samstag vor dem Pfingstsonntag, sonst sind die Regensburger dem Herzog verfallen um sechs Pfund Silbers.

Die Charte dieser Erneuerung ist gegeben im ersten Jahre Kaiser Heinrichs (10. Juny 1190 starb der große Barbarossa im heiligen Land, Heinrich folgte. Er wurde 15. April 1191 zu Rom, 1186 am 27. Januar zu Mayland und 15. August 1169 schon als Kind zu Achen gekrönt. † 28. Sept. 1197). Gegenwärtig waren Gerung von Strechau, Billung von Kirnham, Ortolf von Grieskirchen, Dietrich von Hohenstauff, Friedrich von Miersdorf, Dietmar von Püttenau, Berchtold von Steg, Ulrich von Starhemberg Heinrich von Ennswald rc. alles auf Bitte nnd Beschickung der Regensburger und von Ihrigen in Gegenwart des Grafen Uto und seines Sohnes Albrecht von Prunelatte, Hartwigs von Pierchingen, Vater und Sohn, Engelberts Zufe, Seifrieds Pamezare. (Scheid origines guelficae III. praes. 30. Hormayrs Archiv Nro. 117. Sept. 1815, wo die merkwürdige Urkunde vollständig abgedruckt ist).

Eine für die Geschichte des Handels und des Municipalwesens in Oesterreich in gleicher Art unendlich wichtige Urkunde ist das Stadtrecht von Enns (herausgegeben durch Mittheilung Kurzens in Hormayrs hist. Taschenbuch auf 1812. S. 44, 55). Ein, jene kostbaren Ueberreste der Gesetzgebung und des Communalwesens im Mittelalter, die Uns der Kanzler Ludwig von Halle und Reichshofrath Senkenberg in den reliq. manuscript. Th. IV. und in den vision.

divers. de collect. leg. germanic, append. II. durch Leopolds des Glorreichen älteste Sammlung österreichischer Landessatzungen und durch Friedrichs des Streitbaren, Stadtrechte für Heimburg gegeben haben, noch überbietendes Denkmal, vollendet durch Friedrichs Freyheitsbrief für Enns, gegeben auf seiner Lieblingsburg Starhemberg 3. July 1244. (Hormayr's Taschenbuch auf 1813. S. 53). In seiner Historie Oesterreichs unter den Königen Ottokar und Albrecht hat der gelehrte Florianer Chorherr Kurz, diese von Leopold dem Glorreichen (zu Enns 22. April 1212) als er eben unter der heiligen Kreuzesfahne auszog, gegen die [illegible]er in Hispanien (vielleicht auch gegen die Albigenser?) zu streiter gegebene Urkunde, so genügend erläutert, daß wir unsere Leser, zur Vermeidung zweckloser Wiederholungen, darauf verweisen.

Des Ennsflußes malerischen Lauf und eine herrliche Aussicht beherrschend, alle die großen Reminiscenzen von Lorch hinter sich, vom heutigen Schlosse Enns eck hinaus, erhebt sich der Georgenberg, einst viel größeren Umfanges und durch eine Burg geziert, von welcher nicht einmal Ruinen mehr übrig sind. — In seinen aus dritthalbtausend Excerpten aus Quellschriftstellern und Urkunden, gezogenen Beyträgen zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann über Innerösterreichs Geschichte und Geographie von dem großen Carl bis gegen das Ende der Hohenstauffen, hat Hormayr in Bezug auf die Prämissen bey Dubuat, Scholliner und Nagel, den gemeinsamen Ursprung der Traungauer, der Babenberger und der Wittelsbacher, wahrscheinlich gemacht. — Schon zwischen Markgrafen Ottokar V. († 31. Dez. 1164) und zwischen Heinrich Jasomirgott bestand Erbverbrüderung und Anwartschaft. — In Seckauer und Vorauer = Urkunden lesen wir die Klage des zwanzigjährigen Ottokars VI. »se sub paedagago positum, ab iniquis consiliaris fuisse seductum« — und über — »nimiam corporis infirmitatem« über das Verschwinden aller Hoffnung, Erben zu erhalten, »cum hereditales successores ad gubernandum nostrum principatum, proh! dolor! abesse videmus.« — Eben diese Schwäche und der Aussatz (Elephantica aegritudo, leprosus, sagen die Chroniken) hinderten sein Vorhaben, nach des Vaters Beyspiel, zum heiligen Grabe zu wallen. In seinem Gabbriefe an das salzburgische Domkapitel (Hormayrs Archiv fur Süddeutschland II. 253) ist die merkwürdige Stelle: »sane dum in procinctu hierosolymitani itineris, quod cum aliis plurimis principibus et viris nobilibus, *pro liberando a Saracenis*, *sancto domini sepulcro*, egressi fueramus, pro diversis negotiis nostris diffiniendis, una cum dilecto consanguineo nostro *Liupoldo* duce Austrie, quem rerum nostrarum, si sine sobole decederemus, constitueramus *heredem*, in *villam nostram celebrem Ennse* venientes, — —. Am 17. des Monats August, im Jahre 1186 als Friedrich der Rothbart römischer Kaiser war, und der böhmische Prinz Albrecht, nach langem und blutigem Zwiespalt, zu Salzburg Erzbischof und durch Oesterreich und Steyer Metropolite, geschah auf dem Georgenberge zu Enns, die Uebergabe der Steyermark und ihr Verein mit Oesterreich, von dem erblosen, hinwelkenden Ottokar an Leupold den Tugendhaften. Zugegen waren die Grafen Conrad und Siegfried, aus dem in Franken, Bayern, Friaul und Oesterreich gewaltigen Geschlechte der Grafen von Peilstein und Morlen, Heinrich und Sighard Gra=

fen von Schala, des Stammes Burghausen, Seyfried und Otto Grafen von Liebenau, von den Ortenburgern, — Leopold und Heinrich Grafen zu Pleyen (die Vollbringer der schweren Rache des Kaisers an Leopolds Oheim und Ottokars Großohm, Erzbischofen Conrad von Salzburg), Graf Otto von Clamm, — Albrecht und Alram von Cham, Bernhard von Schaumberg, Hadmar von Kuophain, ein Kuenringer. — Höchst merkwürdig ist, daß vom höheren steyerischen Adel, nur Rudolph und Conrad von Kindsberg (in Urkunden als Nobiles, liberi et nobiles homines ausgezeichnet) vom dienstbarem steyerischen Adel, nur Leuthold von Guttenberg vorkömmt.

Das bisher Gesagte rechtfertiget wohl zur Genüge, was dieses Aufsatzes Eingang über Enns und Lorch, als über einen wahrhaft klassischen Boden ausgesprochen hat. Schon in früherer Zeit geschahen hier häufige und wichtige Ausgrabungen, der Sage nach die bedeutendsten zwischen 1750 und 1760 in den Umgebungen der nunmehr abgetragenen Kirche von Maria Anger und des neugebauten fürstlich Vincenz Auersbergischen Schlosses Enneck, an Marmorbüsten, Idolen, Grablampen, Urnen, Hausgeräthe, Spangen, Münzen (worunter der Tradition zufolge, goldene und silberne, auch goldene Laren und Penaten, die den Bau des neuen Schlosses guten Theils bestritten haben sollen??). Das meiste hievon, soll übrigens in das fürstliche Cabinet zu Blaschin gerathen seyn? Es wäre von großem Interesse zu wissen, was hievon, bloß von Enns und Lorch herrühre? — Unter den Münzen zeichnete sich eine große goldene des Kaisers Probus vorzüglich aus. Der wohl unterrichtete und thätige Dekan und Stadtpfarrer zu Enns, Georg Gürtler, lieferte manche numismatische Ausbeute der Sammlung des verdienten Consistorialkanzlers Schwertling in Linz. Die neuest ausgegrabenen, zwey und dreyßig an der Zahl von Claudius, Trajan, Severus, Alexander Severus, vom Cäsar Julius Crispus, von Julia Mäsa, von Gallien, Maximin, Decentius, Gratianus, Valens, Julian, von den Constantinen und Justinen, gab Herr Gürtler dem Freyherrn v. Hormayr, bey dem literarischen Ausfluge, den dieser im April 1818, mit dem Herausgeber des Conrad von Würzburg, und rastlosem Freunde altdeutschen und altmagyarischen Gesanges, Grafen Nepomuck Mailath, nach S. Florian zu seinem vieljährigen Freunde Kurz unternahm. Erst im May wurden, unter nicht geringer Erleichterung der trockenen Witterung, in äußerst geringer Tiefe, wieder einige Alterthümer ausgegraben, Münzen, zwey silberne grob ausgearbeitete, aber mit geschnittenen Steinen gezierte Ringe ꝛc. Sehr begreiflich werden aus den Tagen der Antonine und Faustinen, und des markomannischen Krieges die meisten Münzen gefunden. Auch Ansfelden, der Schildberg zwischen Enns und Ebelsberg, der Aichberg ꝛc. gaben Sarkophage, Waffen, Geräthschaften, Ringe, uralte kolossale Hufeisen ꝛc. Noch stößt man auf große Gebäude und Wasserleitungen ꝛc. Von systematischen Ausgrabungen wäre unstreitig sehr viel zu erwarten. Noch finden sich in Enneck Steine, mit jenen unleserlichen Schriftzügen, die seit der besseren Wahrnehmung des Thurmes von Klingenberg, und der Ausgrabung der nun im k. k. Antikenkabinet und im Johanneum befindlichen Helme, unerwartet häufig vorkommen, einige nur vom Zahne der Zeit unleserlich entstellte Ueberreste, ein Grabstein des barbischen Geschlechtes, ein dem Neptun und den Nymphen dieser Gewässer heiliger

Gedächtnißstein. — Diese beyden letzteren Inschriften liefert Kurz, S. XVI. der Vorrede des dritten Theiles seiner schätzbaren Beyträge zur Geschichte des Landes ob der Enns, aus der wir sie nicht unnütz wiederholen, da ihr Inhalt kein näheres locales Interesse darbietet.

Ths.

Der Großmährische König Swatopluk, Ahnherr der Dietrichsteine.

(Bruchstück einer weitläufigen urkundlichen Untersuchung über das fürstliche Haus Dietrichstein und über seine Helden.)

So alt der Name Dietrichstein, so alt ist auch die Ueberlieferung, sie seyen eine jüngere Seitenlinie der Grafen von Friesach und Zeltschach, die im Hauptstamme mit Wilhelm und Hartwik, Söhnen der heiligen Hemma, Stifterin von Admont und Gurk, im Aufruhr der Zeltschacher Knappen ermordet, ausgestorben sind. — Seit den Tagen Friedrichs IV. und Max I. haben alle Familienpapiere diese uralte Angabe unverändert aufbewahrt und fortgepflanzt, bis herunter auf das große Diplom Leopolds I., dd 16. April 1684 für der Dietrichsteine »unvordenklich Fürst- Graf- »und herrliches Haus, bis in achthundert Jahre allein in Karnten »hergebracht, deren Erzstammvater Reinpertus, aus dem Stam»men der altberühmten Grafen von Zeltschach entspros»sen.« — Hyperkritikern, die in solche Zeiten, wo so wenig geschrieben, und so rasch und stark gehandelt wurde, die Begriffe unserer halbbrüchigen Tage hineinfoltern, in Zeiten, wo es der wohlfeilste Ruhm ist, Alles mit vornehmem Zweifelmuth zu verwerfen, der schwerste hingegen, Etwas aus den sparsamen Ueberresten der Vorwelt zu behaupten, könnten wir freylich kaum Genüge leisten, wenn sie Trau- und Taufscheine und Filiationsproben begehren; aber wir glauben sagen zu dürfen: Zurlauben und Hergott, wären allzu glücklich gewesen, wenn sie die Bande zwischen Luitharich und Ethicho, Herzog in Elsaß, und den Luitfrieden in der habsburg-lothringisch-zähringischen Abstammung so festknüpfen; Schollinner, wenn er die Schern-Wittelsbacher, so wahrscheinlich an die Agilolfinger, die Söhne Arnulphs des Bösen, so an Theodo, Sohn des durch Karl den Großen entsetzten Thassilo hätte anreihen können, wie wir hier die Dietrichsteine an den Marhanenkönig Swatopluk, kraft eines Probabilitätskalkuls, auf welchem mehr oder weniger die Stammregister aller unserer Dynastien beruhen. — Identität oder Erblichkeit des Besitzthumes, und der in gewissen Familien vorzugsweise üblichen Vornamen, bilden in jenen Zeiten, neben den wenigen archivalischen Spuren die einzigen Präsumtionen, nach denen man sich mit mehr oder minder Vertrauen, als nach verläßlichen Wegweisern umsehen kann, wenn es sich um die Erörterung der Genealogie irgend eines erlauchten Hauses handelt. Der Dietrichsteiner Wiege steht aber gerade mitten auf den ehemaligen Sitzen der Macht und Herrlichkeit der Grafen von Friesach und Zeltschach. — Diese verlöschen bereits in einer Zeit, wo der Gebrauch der Wappen und der unterscheidenden Farben, noch allzusehr in seiner Kindheit war, um mit den allzukühnen Heralden des sechzehnten Jahrhunderts, triftigen Motiven,

auch noch das seichte einer vermeintlichen Wappenähnlichkeit hinzuzufügen, — daß die Dietrichsteine, dem Hauptstamme von Friesach und Zeltschach, nicht als Universalerben nachfolgten, daß sie späterhin erst in den Freyherrn- und Grafen-, die jüngste Linie aber in den Fürstenstand erhoben wurde, kann nur denjenigen befremden, der in der Stemmatographie und Erbfolge des Mittelalters noch allzusehr Neuling ist, um nicht einen gleichen Fall sehr nahe in dem uralten Hause Windischgratz und überhaupt so oft wiederholte Fälle wahrzunehmen, wo todgetheilt worden, wo nach dem alten Rechtssprichwort, »die Theilung das »Erbe gebrochen hat,« wo sogar feuda ex pacto providentia majorum acquisita, bey noch fortlebendem Geschlechte, bey vielen überlebenden Agnaten und Cognaten, gleichwohl an fremde Häuser vererbt, oder der Hand wieder heimfallen konnten, von der sie zu Lehen ruhrten? Alles erklären genügend, Fall für Fall, die speziellen Erwerbstitel der Lehen, oder bloße Verwandtschaft aber nicht direkte Abstammung vom ersten Erwerber, oder einer bloß zeitlichen Ueberlassung, oder vorausgegangener Abfindung, selbst über reine Allodien, testamentarischer oder kraft Austausches und Verkaufes oneroser Verfügung daruber, nach vorheriger Todtheilung. — Dieses, in wenigen Worten die Hauptansicht. — Wir werden selbe künftig viel umständlicher erläutern.

Hormayrs durchaus den Quellschriftstellern und Urkunden entnommene, bisher freylich nur sehr fragmentarisch kundgewordene Arbeiten zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, über Innerösterreichs historische Geographie im Mittelalter, haben neben der sehr wahrscheinlich gemachten gemeinsamen Abstammung der Babenberger, der Wittelsbacher und der steyermärkischen Ottokare, auch neues Licht verbreitet über die Gaugrafen an der Gurk, Glan, Saan und Sau, von ihren Sitzen, Grafen von Friesach und Zeltschach genannt. — Neben diesem reichen Besitzthum verwalteten sie auch unter Otto dem Großen, und unter Friedrich Erzbischofen zu Salzburg, eine Grafschaft im Chiemgau, neben den traungauischen Ottokaren, und neben den Sigharden vom Hause Peilstein. — Befestigt wurden sie alldort nicht wenig, durch die ihnen, nach den nahe verwandten Peilsteinern, unter Erzbischof Balduin zugewachsene Schirmvogtey von Salzburg, in welcher Eigenschaft sie, bey verschiedenen Gütertauschen um Friesach, Pekau an der Sulm, Rain, Lasnitz, Kraubat etc. auftreten (Juvavia II, 250, 251.).

Auch der merkwürdige Umstand ist ja nicht zu übersehen, daß Alles, was die heilige Hemma nach Gurk, Salzburg oder Admont vergabte, was sie bis an ihren Tod besaß, und das Dietrichsteinische Ur- und Stamm-Eigen meist früher in den Händen des noch über Bayern herrschenden zweymal unglücklichen und geächteten Hauses Scheyern-Wittelsbach gewesen ist.

Hemma († 29. Juny 1045) hatte Engelbert, Grafen im Chiem- und Salzburggau zum Vater; sein Geschlecht nahm späterhin den Namen von seinen Burgen Peilstein. Sie besaßen ein Peilstein im Westerwald, eines in Friaul, eines in Oesterreich, eines in Untersteyer bey Windischlandsberg unferne der Saan und Sau. Auch waren sie Schirmvogte von Aquileja, und nannten sich manchmal auch Grafen von Morne oder von Morlen.

Der bey weitem größte Theil von Hemmas Besitzthum, und

von ihrer Stiftung von Admont und Gurk, nach Salzburg und Aquileja, war nicht peilsteinisch, sondern friesach=zeltschachisch, das ist, sie hatte es nicht von ihren Aeltern, sie hatte es nicht als Morgengabe oder Aussteuer ihrem Gemahl, Grafen Wilhelm dem ältern zugebracht, sondern es ererbt, als dieser ihr Gatte auf der Wallfahrt nach Rom (oder kraft des Annalista Saxo, durch das Schwert des geächteten Adalbero, Herzogs von Kärnten, Markgrafen in Istrien, aus dem mürzthal=eppensteinischen Hause?) und ihre Söhne Wilhelm und Hartwik, im Aufruhr der Zeltschacher Knappen, durch gewaltsamen Tod, ihren uralten Namen und Stammen endigten.

In den Akten der Heiligen, bey den Bollandisten, finden sich mehrere Leben der heiligen Hemma. — Hansitz und Kleinmayern, über die Salzburger Metropole, geben überaus schätzbare Beyträge. Aber eine neue Gestalt hat die Geschichte dieses Hauses gewonnen, seit Hormayr in seinem »Archive für Süddeutschland« (II, 213, 224, 226, 229.) eine Reihe für ganz Innerösterreich bedeutungsvoller Gurker Urkunden entdeckte und herausgab, von König Arnulph, von den Ottonen, Heinrich dem Heiligen, dem saalischen Konrad, und seinem Sohne Heinrich III. oder schwarzen.

Heinrich der Heilige, der letzte der sächsischen Kaiser, nennt die heilige Hemma, in Urkunden, Consanguinea, Propinqua, Neptis. In den seiner oftgedachten Lösung der Preisfrage angehängten Tabellen Nr. I. und Nr. IX. hat Hormayr diese Verwandtschaft urkundlich entwickelt. — Schon zweymal machten wir in diesem Bande der Jahrbücher darauf aufmerksam: *Neptis* sey nicht bloß im streng altrömischen Sinne, Enkelin, sondern auch Nichte, — *nepos*, Neffe, im Gegensatze von patruus und von noch entfernteren avunculis: so in der Sprache der Concilien, der Capitular. regum Francor, der Chroniken: z. B. jenen von Metz: »Walgurius *Nepos* Adonis regis, *filius scilicet avunculi ejus* Adalhemi.«

Hemma sagt in ihren Urkunden bey Bernard Petz, Kleinmayern und Hormayr, von dem durch des Gemahls und der Söhne Tod an sie gediehenen Gütern, sie besitze selbe, »*hereditario* jure, *heredibus eorum deficientibus*«, und kraft der von den Kaisern und Königen Arnulph, Ludwig, Otto, Heinrich und Konrad, »*familiae suae* et *progenitoribus suis*« verliehenen Privilegien, — Lothar II. zählt diese Ahnen der Grafen von Friesach und Zeltschach in einer Gurker Urkunde von 1130 namentlich auf »homi»nes *nobili* progenie exortos, videlicet *Wilhelmum* comitem, *fili»lium* suum *Wilhelmum*, *Immam* comitissam, *Walthuin*, *Zwet»boch*.« Hemma heißt in kaiserlichen Diplomen: »nobilis foemina, »mulier *clari generis*, *nobilissima* prosapia, de genere *regum* et »ducum oriunda.«

Wer war nun dieser Zwetboch, der hier als Ahnherr der Friesacher und Zeltschacher Grafen, und hiermit auch der Dietrichsteine den Reihen führt?

Drey der oberwähnten, von Hormayr herausgegebenen Urkunden, stellen ihn uns genügend dar.

898. 31. August zu Rantesdorf, dotirt König Arnulph diesen Zwetboch, »virum *progenie bonae nobilitatis* exortum,« durch ansehnliches Besitzthum im Kärntnerreiche, in der Grafschaft seines Anverwandten und karentanischen Markgrafen Luitpold (in Carintriche, Carinthia in comitatu consanguinei, propinqui et illustris Ma-

chionis *Luitpoldi*). Dieses Besitzthum umfaßt jenes der heiligen Hemma, und die Wiege der Dietrichsteine, Gurk, den königlichen Hof, das Gurkthal und Zeltschach. — Selbst die Contresignatur ist nicht unbedeutend. Es unterschreibt der Kanzler Wichin, früher des heiligen Mährenapostels Methodius untergeordneter Chor= oder Regionarbischof zu Neitra, späterhin auf den, Salzburg gleichfalls feindseligen Sitz der uralten Lorch oder Passaus erhoben. Er unterschrieb »ad vicem Theotmari Archicapellani,« an der Stelle seines und der mährisch=slavischen Kirche Erzfeindes, Theotmar Erzbischof zu Salzburg.

898. am 4. Sept. gleichfalls zu Rantesdorf, unter denselben Formeln und Unterschriften, schenkt Arnulph dem, schon durch die ersten Dotationen, zum Vasallen des karentanischen Markgrafen Luitpold gewordenen Zwetboch, andere Güter um Zeltschach und solche, welche bey der Gründung des Klosters, und späterhin des Bisthums Gurk wörtlich wieder vorkommen, begränzt durch die Alpen Glödnitz, von da auf die sogenannten verlassenen Alpen, und zur verschworenen Quelle, an den Zusammenfluß der Mils und der Mettnitz, und von da bis nach Entrichstein, von der einen Bergeshöhe herunter bis in das Bette der Muhr, von der andern, bis in das Bette der Gurk.

903. 26. Sept. zu Alpase, verleiht Arnulphs Sohn, Ludwig das Kind, dem Zwetboch, fünf Huben im Thale Oliuspespurk, in der Graffschaft des Aribo, in der Ostmark, zwischen Staicholsdorf, Adalboldsdorf und Weikersdorf, nebst der Fischerey in Krems. (Die Lage von Oliuspespurk oder Oliuspesthal ist erörtert in Hormayrs historischem Taschenbuche auf 1813.) Engilpero, der Notar, unterzeichnet an der Stelle Theotmars.

Daß dieser nach Kärnten, in Arnulphs Heimat und Lieblingsaufenthalt verpflanzte Zwetboch [1]), (Swetbog, Swetboch,

---

1) Anmerkung. Fast so viel es Geschichtschreiber im Mittelalter gibt, fast in so vielerley Gestalten erscheinen die germanischen, und besonders die dem Ausländer unverständlichen slavischen Eigennamen. Bald latinisirten sie die ihnen rauh klingenden Namen; bald wurden sie ihnen nach dem Nationaldialekt des befragten Individuums vorgesprochen; und wohl in den meisten Fällen, wenn ihnen auch richtig vorgesprochen wurde, und sie richtig gehört haben, fanden sie im lateinischen Alphabete keine ganz entsprechende Zeichen für die fremden Wörter. Dieß mag die Ursache seyn, warum der König Großmährens beym Rhegino (a. 890.) Zundebolch, beym Ditmar (l. 6.) Suetopulk, beym Diokleates (regn. Slav. p. 288.) Sfetopelck, bey andern noch verstümmelter, bis er endlich bey dem spätern Italiener Aeneas Sylvius, der bey allem Verkehr mit gebornen Böhmen, vorzugsweise unglücklich ist in der Latinisirung slavischer Namen, gar Suatopocius heißt. Nach Verschiedenheit der itzt zur Schriftsprache erhobenen slavischen Hauptdialekte, die freylich im neunten Jahrhundert nicht so bedeutend war, muß dieser Großmährische König geschrieben werden, entweder 1) nach dem böhmischen Dialekt Swatoplúk, 2) oder nach dem polnischen Swiętopulk (sprich fast wie Swjentopulk), oder endlich nach dem russischen Swjatopolk, 3) nach dem windischen (in Kärnten, Krain) Svetbog (wörtlich Ἱερόϑεος), oder, besser gelesen, Svetpovk (Ἱερόδημος).

Nach allen diesen Dialekten ist dieser Name, wie überhaupt die altslavischen Orts= und Personennamen sehr bedeutungsvoll: die heilige Schaar, oder in andern Mundarten: der heilige Knabe, Jüngling, der heilige Pflug (?) — Es heißt nämlich das Bestimmungswort in allen slavischen Mundarten heilig hehr, hoch, das Grundwort aber nach der bohmischen Aussprache pluk, polnisch pulk, russisch polk, eine

ist der windische Dialekt von Zwentbolch, Zwentobolch, Swentopluk, Swatopluk, selbst die den ursprünglichen Namen gewaltig entstellenden lateinischen Chroniken wechseln beständig zwischen diesen Mundarten, wenn von dem großen Swatopluk die Rede ist), ein Fremder von sehr edler Abkunft gewesen, bezeugt der damals ungemein ausgezeichnete Beysatz »progenie *bonae nobilitatis*,« die auffallenden Bekräftigungen und Vorsichten gegen jede Schmälerung oder Vernichtung durch die Regierungsnachfolger, der durchgehends herrschende, eine ganz neue, Arnulphen persönlich sehr am Herzen liegende Gründung und Versorgung bezeichnende Ton und Takt dieser Diplomen, ferners die Entfernung Theotmars, des Feindes der Mährer und ihrer Kirchenhirten und seine Ersetzung durch Wichin, ihren Freund, endlich der schlechterdings an keinem deutschen Manne, sondern nur an einem Fremden (etwa in approximativer Analogie des Rechtsunterschiedes zwischen römischen Bürgern, den Bundesgenossen und den aufgenommenen Einwohnern der unterjochten Länder) erklärbare staatsrechtliche Widerspruch, daß Zwetboch zugleich, und zwar in einem äußerst ausgezeichneten Sinne »*vir nobilis*« seyn und Vasall Markgrafen Luitpolds werden konnte. — Der deutschen Nation Eintheilung in die fünf Heerschilde, war so bestimmt und so scharf getrennt, daß Niemand seines Genossen Mann werden konnte, ohne »seinen Heerschild zu erniedern und zu verwirken!«

Der als Bearbeiter des Bisthums Chur in der von S. Blasien, dieser deutschen Congregation S. Maure, herausgegebenen Germania sacra, rühmlich bekannte, mit seinen Genossen, nach S. Paul in Kärnten überwanderte, und zeither auch um Kärntens Geschichte hochverdiente P. Ambros Eichhorn, hielt (Archiv 1814, Nr. 28) diesen Zwetboch für König Arnulphs natürlichen Sohn Zwetboch (Swentibold, Swatopluk, der diesen Namen von dem großmährischen Könige Swatopluk bekam, der ihn bekanntlich zur Taufe gehalten?) — Zwetbochs illustre, slavische Abkunft muß sich doch jedem geübten historischen Forscherauge gewaltsam aufdringen; das zeigt selbst diese, wenn schon irrige Vermuthung. Davon ganz abgesehen, daß Arnulph, selbst ein natürlicher Sohn Carlmanns, den über die Gebühr geliebten Sohn Zwentibold, in diesen Urkunden, als einen quidam, progenie bonae nobilitatis exortum, nicht auf eine geradezu lächerliche Weise ignoriren konnte, versorgte er ihn wohl königlich, aber nicht in Kärnten, sondern in Lothringen. 892 verlieh er ihm die großen Lehen des lothringischen Grafen Megingaud, 895 erhob er ihn zum König von Lotharingen, 899 wurde der übermüthige, tyrannische Jüngling von seinen eigenen Unterthanen verjagt, und darauf erschlagen, während der kärtnerische Zwetboch 903 obigen Schenkbrief Ludwig des Kindes erhielt, und

---

Schaar (heut zu Tage ein Regiment). — Assemann's Uebersetzung (T. I. p. 341) sanctus puer ist zwar aus der Luft gegriffen; Jordan's (de orig. Slav. Nr. 994) sanctum aratrum unstatthaft, da plug. pluh nicht in polk oder pluk verwandelt werden konnte; Dobners (Annal. Hajec. III. p. 115.) sancta soboles willkürlich; denn die Verwechslung des plod, soboles, in pluk ist schlechterdings unzulaßig, und die aus Dalemil angeführte Stelle (cap. 56) kann sehr gut — besonders bey einem Reimchronisten — die Schaar der (den böhmischen Herzogen so feindseligen) Wrssowece (Werschowetze) bedeuten.

wohl noch mehr als ein Jahrzehend später, im Saalbuch der Salzburger Erzkirche zum Vorschein kömmt. — Wir vermeinen die richtige Spur zu treffen, wenn wir einen jungen Zwetboch oder Swatopluk ausfindig machen, der dem ältern großen Swatopluk nahe angehört, der 898 in Kärnten durch reiches Besitzthum dotirt wurde, und dem Kaiser Arnulph persönlich wichtig seyn mußte!! Wagen wir uns kühn an diese höchst interessante Aufgabe. Wir wagen dabey weniger als die meisten Genealogen, denn Urkunden und Quellschriftsteller bieten uns zu klarer Lösung, in seltenem Vereine, freundlich die Hand!

Das kühne Bild, das bereits Marbod dunkel geahnet haben mochte, das im markomanischen Kriege, gleich einer andern cimbrischen Gefahr, riesenhoch, mit Basiliskenblick in das erschrockene Capitol hineindräute, was Swatopluks großer Oheim, Rastiz oder Wratislaw bezielte, was zum letzten Male in Carls IV., Vaters seiner Czechen, wenn schon des Reiches Stiefvaters, echt nationaler Seele aufloderte: ein allgemeines Band der Westslaven, das war Swatopluks vorherrschende Idee, das war der Commentar alles Thuns dieses slavischen Jugurtha und Mithridat, welcher vor keinem Unternehmen, vor keiner Gefahr und vor keinem Verbrechen erschrack, dem es so wohl zu statten kam, daß statt Carls des Großen, Carl der Dicke auf dem Throne saß, der seine Marchslaven oder Marhanen zum Knoten eines von der Elbe bis an die Theiß, Marosch, den Keres und Temes längs der Karpathen ausgebreiteten Reiches emporhob. — So stritt er heldenmüthig für den großen Ohm Rastiz gegen die Deutschen, so verfocht er Carlmann im Aufruhr wider seinen Vater Ludwig, so den kärntnerischen Markgrafen Gundacker (862—869), so fing er Rastiz, der ihn fangen wollte, und lieferte ihn nach Regensburg aus, dem Gefängniß und der Blendung, so zog er mit einem bayerischen Heer vor die altmährische Königsfeste Welehrad, ging dann zu seinen Mährern hinüber, überfiel und vernichtete mit ihnen die Deutschen, die da gekommen waren, ihn in das Erbe seiner Väter einzusetzen, und gewann hiemit die durch den grausamen Verrath an Rastiz entfremdeten Herzen (871). Um der Franken Gunst zu erkaufen, und auch durch sie, die noch für sich bestehenden Slavenstämme an sich zu ziehen, begünstigte er die Ausbreitung des Christenthums, der Sitte, der Schrift durch die beyden pilgernden Brüder Cyrill (Constantin, Bekehrer der Bulgaren und Chazaren) und Method; — aber als ihm die Franken gaben, was er gewollt, wollte er das Gerüste seines neuen Baues, undankbar mit freylerischer Hand, selbst wieder einreißen, die alten Götter, Perun, den Donnerer, Radagast, den Gott der Schlachten und der Gastfreundschaft, und den weissagenden Swantowit, wieder zurückführen, das Heidenthum wieder als undurchdringliche Scheidewand aufthürmen, zwischen den Franken und zwischen seinem Volke. — Wechselweise gebrauchte er offene Waffengewalt und Hinterlist. — Von 869 bis 880 zuckten in einem fort unruhige Bewegungen zwischen den Marhanen und den Franken, insonderheit ihrem vordersten Stamme an der Ostgrenze, den Bayern und Kärntnern, von der March und Donau, bis an die Raab, Drau und Sau.

Unter den Kriegshelden, welche die Deutschen Swatopluk entgegenzusetzen hatten, leuchteten vorzüglich hervor, die Gebruder Luitpold und Aribo, Söhne des Nordgauer Ernest, Bruders der schö-

nen Luitswinde, Gemahlin König Carlmanns, Mutter Arnulphs, und somit Großmutter Ludwigs des Kindes (Archiv 105, 109. Dezember 1815, Stammtafel I.). Luitpold ist der Stammvater des bayerischen Königshauses, Aribo bereits bemerktermaßen der Aribone von Leoben, der steyerischen Ottokare und mütterlicherseits, durch die Peilsteiner der in das Haus der Grafen von Zeltschach und Friesach vermählten, heiligen Hemma. — Luitpolden wurde die Obhut Kärntens, die böhmische oder Westermannsmark, die sorabische (bambergische) Grenze, eine Zeitlang auch die Ostmark mit dem Bruder Aribo. Dieser ward als solcher mehrmals vertrieben von den Söhnen seiner Vorfahren, Wilhelm und Engelschalk, und durch unzeitiges Mißtrauen Arnulphs wegen heimlichen Einverständnisses mit Swatopluk, aber wieder eingesetzt. Er floh zu den Mährern, und gab Swatopluk seinen Sohn Isanrich oder Isangrim als Geißel. — Sterbend theilte Swatopluk (894) das Reich unter seine drey Söhne Moymar, Zubur und Swatopluk (Swatobog, Zwetboch, Zwentbolch), um so unheilsvoller, als Arnulph, in der Furcht vor des alten Swatopluks oder Zwentibolds Macht und Treulosigkeit, einen noch weit gefährlichern Feind herbeygerufen hatte, die Ungern, die gar bald über die Ens drangen und die Ostmark, wie Mähren, durch Feuer und Schwert verwüsteten. Aber gar bald erhoben sich innere Unruhen zwischen Moymar und dem jüngern Bruder Zwetboch. Beyde warben Hülfe bey den Deutschen. Aribo und sein Sohn Isangrim scheinen bestimmt die Hand mit im Spiele gehabt, Arnulph aber zwischen den verschiedenen Parteyen gewankt, und fürs erste nur den allgemeinen Wunsch gefaßt zu haben, sie möchten einander selbst aufreiben. In diesem Sinn erlaubte Arnulph auch seinem Ministerialen Heimo, eine Stadt zu erbauen: »in orientalibus partibus ubi *Aribo* terminalis Comes praeest in (dem durch Hormayrs Taschenbuch von 1813 bestimmten) pago *Grunswiti*.« — Allein bald wurde das blutige Spiel zu lebhaft, und auf das Jahr 898 sagen die Zeitbücher:

Die historia regum Francorum vom Kloster Altaich:

»Tunc imperator *Fratres*, *Marchiones suos*, *Luitpoldum et Aribonem* ad defensionem transmisit.«

Die Annales *Fuldenses*:

»Tunc vero rex imperator, ista sciens, *Marchiones* suos, »*Luitpoldum* scilicet et *Aribonem* Comitem, una cum ceteris fide»libus suis, parti, que ad se spem et confugium habuit, in »auxilium ad eorum *liberationem*, protectionemque, *Bojoarios*, »primates suos transmisit.«

Isanrich scheint Moymars Partey wider Zwetboch und wider Arnulphs Willen ergriffen, und auf seinem Mißgriff alsdann im offenen Aufruhr beharrt zu haben. Der kranke Kaiser belagerte ihn zu Wasser und zu Lande in Mautern, er unterwarf sich, »vi compulsus, cum uxore et iis qui ad se pertinebant, exivit et imperatori sese presentavit.« Später entfloh er wieder zu den Mährern, aus Furcht nach Regensburg abgeführt, und durch Rastizens oder Wilhelms und Engelschalks Loos gezüchtiget zu werden. — Aribo behielt die Ostmark wieder.

Die Annales *franco-fuldenses* fahren fort:

898. Denique non post multum temporis *Bawarii*, terminos *Moravorum* — intrantes et quecumque poterant, diripiendo

populati sunt et *Zwentobolchum puerum*, *filium antiqui Zwentobolchi ducis*, suumque populum (Anhänger, Völker) de ergastulo civitatis, in quo inclusi morabantur, eripuerunt, ipsamque civitatem igne succenderunt atque *in fines patriae suae, pro misericordia secum abduxerunt.*

Stößt man wohl im Verlaufe historischer und genealogischer Forschungen oft auf ein so glückliches und unwiderstehliches Zusammentreffen der Umstände, als dasjenige ist, das uns hier berechtiget, diesen, von den Markgrafen Luitpold und Aribo (auf Befehl des, mit seinem gefürchteten Vater Swatopluk durch so mancherley Schicksalswechsel in feindlicher und freundlicher Berührung und Verbindung gestandenen Königs Arnulph) 898 befreyten, und aus Mähren nach Deutschland hinweggeführten Prinzen Zwetboch, für eine und die nämliche Person zu halten, mit jenem im nämlichen Jahre 898, durch Arnulph in der Kärntnermark des Markgrafen Luitpold, neu angesiedelten und fürstlich ausgestatteten »*Zwetboch nobili progenie exorto*,« dessen Geschlecht in der Folge »nobilissima prosapia, de genere *ducum* et *regum* oriunda« genannt wurde? — Außer seinen Befreyern Luitpold und Aribo, war Hauptwerkzeug dieser Ausstattung, seines Hauses und der mährischen Kirche alter Freund Wichin, der feindselige Erzkapellan Theotmar entfernt, und unter den Fürbittern dieser Schenkung, der unterworfene Isangrim oder Isanrich, Aribos Sohn?

Moymar stritt noch durch einige Zeit auf den Trümmern der vaterländischen Größe gegen Bayern und gegen Ungern. Als endlich diese sein Reich ganz überschwemmten, Neitra gewannen, und den dort herrschenden Bruder Zobor tödteten, warf sich der verzweifelnde Moymar mit einer Handvoll Getreuer in die Arme der Deutschen, mit ihnen vergeblich ankämpfend gegen die magyarische Flut. Er scheint 907 in der Gegend von Preßburg, in dem großen Treffen auf dem Platze geblieben zu seyn, in welchem der tapfere Markgraf Luitpold, mit vielen bayerischen Bischöfen und Großen, den Sieg und das Leben verlor.

Zwetbochs oder Swatopluks Versetzung nach Kärnten ist übrigens bloß ein Corollar der Gewohnheitspolitik der Carlowingen gegen Großmähren, in welchen sie durch List und durch Waffen, inneren Zwiespalt anfachten und unterhielten, alle Prätendenten aufmunterten und unterstützten (divide et impera!). — Ja schon zum zweyten Male setzten sie Altmähren, ein tributäres, christliches Neumähren an der Saan, Sau und Drau entgegen. — Wie jetzt zwischen dem jüngern Moymar und unserm Zwetboch, war vor siebenzig Jahren, Bürgerkrieg zwischen dem älteren Moymar und Priwinna. — Letzterer mußte weichen wie unser Zwetboch, fand eine Stütze in Ratbod, Markgrafen in der Ostmark, wie Zwetboch an den Markgrafen Aribo und Luitpold. — Zu Traßmauer getauft, erhielt er von Ludwig dem Deutschen ansehnliches Gebiet an der Saan um Cilly, wo sich aus sumpfigem Boden die unangreifbare Moosburg erhob, aus welcher Hezilo (Chocil) und Brazlav, Priwinnas Nachfolger war, nach ihrem lokalen und persönlichen Verhältnisse, treue Anhänger der Kaiser und der Metropoliten von Salzburg und gar taugliche Werkzeuge, den um sich greifenden Planen des großmährischen Hauptstammes Schach zu bie-

ten [1]. (Anonym. de conversione Carantanorum et Avarorum. Juvavia. Hansitz, anonym. millestadiensis de vita et translat. S. Domitiani etc.

Wir achten auch jenen Walthuni für einen Seitenverwandten der Moymarischen Dynastie, welchem Arnulph, zu Oettingen 29. Sept. 895. ein Lehen im Drusenthal, den Wald Diesche, den königlichen Hof Gurkfeld und Reichenburg an der San, Alles in Kärnten, in der Grafschaft des Markgrafen Luitpold und auf dessen Fürbitte verlieh, und der in kaiserlichen Urkunden, der Familie und den Voráltern Hemmas, oder vielmehr der Grafen von Friesach und Zeltschach beygezählet wird.

Unbeschadet einer weitern urkundlichen Ausführung, glauben wir vor der Hand, jedem unterrichteten Leser das Urtheil über unsere Behauptung getrost anheimstellen zu dürfen!

Fortes creantur fortibus et bonis:
Est in juvencis, est in equis patrum
Virtus: nec imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam.
Virtus recludens immeritis mori
Coelum, negata tentat iter via;
Coetusque vulgares et udam
Spernit humum, fugiente penna!

Horat. I, III. 2. IV. 4.

Ths.

Literarische Notizen.

Englische Literatur.

(Aus dem Quarterly Review.)

Some account of the lives and writings of Lope Felix de Vega Carpio and Guillen de Castro. By Henry Richard Lord Holland. 2 Vols. London. 1817.

Lopez de Vega, einer der bekanntesten spanischen Dichter, dem in seinem Leben die Gunst der Großen, und der Beyfall seiner Zeitgenossen zu Theil ward, hat nun auch in Lord Holland einen trefflichen Biographen gefunden. Im Jahre 1562 zu Madrid geboren, Sohn eines Vaters, der wenigstens nach des Dichters eignem Zeugnisse selbst in der Dichtkunst sich auszeichnete, fand Lopez de Vega zuerst am Bi-

---

1) Der Anonym. de conversione Carantanor. — Praestitit rex Priwinnae aliquam inferioris Pannoniae partem in beneficium, circa fluvium Sawa. Tunc coepit ille ibi habitare et munimen edificare in quodam nemore — et palu sellede fluminis (Mosburg) et circumquaque populos congregare ac multum ampliari in terra illa etc. — — 865 feyerte der Salzburger Erzbischof Adelwin, die Weihnachten, in castro Hecilonis, noviter Mosaburch vocato, quod illi successit moriente patre suo Priwinna, quem Moravi occiderunt. — Die Fuldaer Jahrbücher auf 884. Veniente Brazlavaro duce, qui in id tempus tenuit regnum inter Dravo et Savo flumina — — — 892 Die Gesandten Arnulfs »non valentes iter terrestre habere, propter insidias Zwentibaldi, de regno Brazlavonis, per fluvium Odogra usque ad Culpam, dein perfluentes Savo, navigio sunt perducti — — — dieselben 896: Imperator pannoniam cum urbe paludarum (Mosburg) tuendam duci suo Brazlavoni in id tempus commendavit, — — 898 heißt derselbe Brisnolavus, quidam Sclavus dux, Imperatori fidus« —

schofe von Sevilla, D. Hieronymus Manrique, der ihn in den Stand setzte, an der Universität von Alcala Philosophie zu studieren, und aus dieser Wissenschaft den Gradus zu nehmen, später aber an dem Herzoge von Alba (wahrscheinlich dem berühmten Feldherrn Philipp des II.), dessen Sekretair er wurde, mächtige Beschützer. Auf Verlangen des letzteren soll er sein großes Gedicht, Arcadia geschrieben haben. Das Glück seiner ersten Ehe mit Donna Isabella Diaz de Urbina, welche er im Hause des Herzogs von Alba schloß, störte ein Duell, die Folge eines literarischen Streites. Er verwundete seinen Gegner gefährlich, und mußte von Madrid eilig fliehen, wo nach einer lange verzögerten Rückkehr seine Gattin in seinen Armen starb. Bald darauf findet man ihn, die Waffen in der Hand, als Theilnehmer an der unglücklichen Armada Philipp des II. gegen die Königin Elisabeth von England. Mitten unter den Sturmen dieser Unternehmung schrieb er sein großes Gedicht von zwanzig Gesängen: la Hermosura de Angelica. Nach seiner Ruckkehr wurde er Sekretair beym Marquis von Malpica, und später beym Grafen von Lemos, heiratete auch bald darauf seine zweyte Gemahlin Donna Johanna de Guardio, eine Dame von ausnehmender Schönheit. Sie gebar ihm einen Sohn und eine Tochter; die letztere wurde Erbin seines Vermögens, der Sohn starb früh, und bald darauf auch die Mutter. Lopez de Vega, dessen Familienglück nun zertrümmert war, trat einige Zeit hernach in ein Priester=Collegium, ohne jedoch seinem Hange zur Dichtkunst zu entsagen. Papst Urban der Achte, dem er sein Gedicht auf den Tod der Königin Maria von Schottland, Corona Tragica betitelt, dedicirte, ernannte ihn zum Fiskal der apostolischen Kammer, und zum Doctor der Theologie. Mehr als dreyßig Jahre lebte er als katholischer Priester, aber gegen das Ende seiner Tage ergab er sich der strengsten Ascetik, und beschleunigte dadurch sein Ende. Königliche Ehren wurden ihm noch bey seiner Beerdigung erwiesen.

Lopez de Vega war ein Dichter von besonderer Fruchtbarkeit. Lord Holland gibt nach einer sehr mäßigen Berechnung die Zahl seiner dramatischen und sonstigen dichterischen Produkte auf 497 an. Wahrscheinlich hat Niemand sie alle gelesen, und nur aus einigen seiner vorzüglichsten Werke hat der Verfasser der gegenwärtigen Darstellung, ein eben so scharfsinniger Beurtheiler, als glücklicher Uebersetzer, den Charakter derselben abgezogen. Ihm gebührt der Ruhm, Volksdichter zu seyn, in höherem Grade, als selbst Cervantes, hinter dem Lopez de Vega in jeder anderen Hinsicht weit zurückblieb.

Eines der größeren Gedichte, in dessen Beurtheilung Lord Holland mit kritischem Geiste eingeht, ist seine Arcadia, eine Schäferromanze in der Art, worin Sannazaro unter den Italienern, Montemayor unter den Spaniern sich auszeichnete. Mit reicher Phantasie und tiefem Gefühle ist in demselben eine sehr dürftige Fabel durchgeführt. Das schon erwähnte Gedicht, Hermosura de Angelica, welches Lopez de Vega während der Unternehmung gegen England schrieb, erklärt Lord Holland für werthlos. Es feyert den Sieg der Schönheit Angelikas, wodurch sie auf den Thron von Sevilla gelangte. Zugleich mit diesem Gedichte machte Lopez de Vega seine Dragontea, ein Heldengedicht von zehn Gesängen, bekannt, in dem er seinen und seiner Landsleute Haß gegen den berühmten Franz Drake, der in demselben unter dem Namen Dragon erscheint, zu verewigen strebte. Ein anderes großes Gedicht, Jerusalem, welches den Kreuzzug schildert, dessen

Held Richard Löwenherz war, und an welchem der Dichter den Kastilianern den vorzüglichsten Antheil zuschreibt, hat Wärme in der Erfindung, und mehr Kraft in den Gedanken, und Schönheit im Ausdrucke, als die Dragontea. Ein episches Gedicht von minder erhabenem Stoffe ist sein Isidro de Madrid.

Lopez de Vega lebte zur Zeit der Heiligsprechung Isidors, eines Bauers aus Madrid, und beschreibt das Leben desselben in diesem Gedichte von zehn Gesängen. Es ist in quintillas, fünfzeiligen Stanzen, geschrieben, und hat Vorzüge und Fehler mit seinen epischen Gedichten höherer Art gemein. Merkwürdig ist die Beschreibung der justa poetica, eines poetischen Turniers, welches bey der Heiligsprechung Isidors in neun verschiedenen Gattungen von Gedichten nach der Zahl der Musen zu Madrid gehalten wurde. Vorzüglich bewundern die Spanier seine Gedichte im komischen Style. Eines der merkwürdigsten unter denselben ist seine Gatomaquia, welche den Krieg zwischen zwey Katern, aus Liebe zu einer Katze veranlaßt, beschreibt. Lopez de Vega selbst schätzte am meisten unter seinen Werken seine Dorothea, ein nach dem Urtheile Anderer nicht sehr ausgezeichnetes episches Gedicht, in dessen Helden er manche Abenteuer seines eigenen früheren Lebens geschildert zu haben scheint. Seine Vorzüge und Fehler aber findet man am vollständigsten in seinen Primas Sacras.

Seine zahlreichen dramatischen Arbeiten würdigt Lord Holland einer besondern Aufmerksamkeit.

Historical sketches of the South of India; in an attempt to trace the history of Misoor; from the origin of the Hindoo Government of that state to the Extinction of the Mahommedan Dynasty in 1799. *By Colonel Mark Wilks. Vols.* 2 *and* 3. *London*, 1817.

Schon vor sieben Jahren erschien der erste Band dieser historischen Skizzen, welcher die Geschichte des südlichen Theils von Ostindien bis zum Jahr 1767, in welchem Hyder Ali die Usurpation der Regierung von Mysore vollendete, fortführt. Die gegenwärtige Fortsetzung reicht bis zum Jahr 1799. Das Werk behandelt die Geschichte der zwey Regierungen des Hauses von Mysore so umständlich, daß diese allein eben so viel Raum einnimmt, als Hume's Geschichte von England. Bey solcher Weitläufigkeit kann es nicht befremden, in diesem Werke, welches als ein Entwurf vielmehr durch gedrängte Kürze sich auszeichnen sollte, auf viele wenig anziehende oder der Entwickelung der Hauptbegebenheiten selbst fremde Umstände zu stoßen, welche den Leser um so mehr ermüden, als die Schreibart des Verfassers sorglos, dunkel und verwickelt ist, eine mißlungene Nachbildung von Gibbon's Style. Aber auch den Ruhm von Unparteylichkeit hat sich Oberst Wilks nicht unbefleckt erhalten. Unter den Engländern, welche sich in den Kriegen und Unterhandlungen mit Hyder Ali und seinem Sohne Tippoo einen berühmten Namen gemacht, ist der Verfasser ein unbedingter Lobredner von Lord Wellesley und Herrn Hastings, dagegen bringt er schwere Anklagen theils gegen noch lebende, theils gegen schon verstorbene Personen vor, welche noch in England hoher Achtung genießen, hauptsächlich gegen Sir George Staunton und Mr. Huddlestone. Selbst der beschränkteste Auszug aus Hr. Wilks Werke würde hier zu weit führen, aber eine Erwähnung einer treffenden Parallele zwischen Hyder Ali und seinem Sohne Tippoo dürfte auch unsere Leser interessiren. Beyde waren gleich schwan-

kend in ihrem Character, Hyder aber hatte doch das Interesse seines Ehrgeizes stets klar vor Augen; Tippoo dagegen handelte, von den niedrigsten Leidenschaften hin und her getrieben, auch gegen dieses sein Interesse. Hyders Fehler beförderten wenigstens seine politischen Zwecke, Tippoo vereitelte die Erreichung derselben durch die seinigen. Wenn Hyders Strafen barbarisch waren, so waren sie doch zweckmäßig, Tippoo's Hof und Armee dagegen war ein großer Schauplatz unbestrafter ihm selbst wohl bekannter Kassendiebstähle. Er war grausam, wo Strenge ein Fehler, und nachsichtig, wo sie eine Tugend gewesen wäre. Tippoo ließ die Tapfersten unter den englischen Kriegsgefangenen ermorden, bloß weil er ihre Tapferkeit haßte; er unterdrückte und beschimpfte seine hindostanischen Unterthanen, weil er eine Religion haßte, deren Beschützung seinen Thron am meisten gesichert haben würde, und am Rande seines Untergangs schmeichelte er wieder demselben Volke, weil er thöricht genug war, von ihren Zaubereyen eine Abwendung seines bösen Geschickes zu hoffen. Ob Tippoo Eigenschaften besaß, die ihn zum Throne eigneten, ist sehr zweifelhaft, daß er entgegengesetzte hatte, gewiß und entschieden, und der Ausspruch der Geschichte wird wahrscheinlich einer in Mysore beynahe zum Sprüchworte gewordenen Bemerkung folgen, welche sagte, Hyder war geboren, ein Reich zu gründen, Tippoo, es zu verlieren.

The history of Brazil. By Robert Southey. Vol. 2.

Der erste Theil dieses merkwürdigen Werkes reichet bis zur Staatsumwälzung im Jahre 1640, wo die Portugiesen das spanische Joch abschüttelten, und den Herzog von Braganza auf den Thron riefen. Der gegenwärtige Band führet die Geschichte zwar nur bis zum Jahre 1685 fort, und behandelt sie daher auch mit einer überaus großen Weitläufigkeit; aber die Art der Behandlung entschädigt den Leser vollkommen für die Umständlichkeit derselben. Mit historischer Treue und tiefer Einsicht in die Verhältnisse der beyden Staaten ist das Benehmen Portugalls und Hollands, welche beym Ausbruche jener Revolution in Brasilien so wie in Indien in offenem Kriege gegen einander standen, auseinandergesetzt. Zwar wurde sogleich zwischen beyden Mächten ein zehnjähriger Waffenstillstand abgeschlossen, bey welchem der Besitzstand zur Grundlage angenommen wurde, allein die holländisch-westindische-Kompagnie, das eigene Interesse verkennend, und durch Geringschätzung des Charakters der Portugiesen irre geleitet, handelte treulos gegen die Bedingungen desselben, und wußte, selbst unter dem Schutze der Waffenstillstandsflagge, innerhalb eines Jahres sich in den Besitz von Seregipe, Maranham, und den afrikanischen Niederlassungen zu St. Thomas und Loanda zu setzen. Die Folgen dieser Treulosigkeit, die Mißgriffe der holländischen Regierung in der Verwaltung der den Portugiesen entrissenen Provinzen, wie der Keim zur Empörung dadurch gelegt wurde, wie dieselbe gerade in dem treulos besetzten Maranham ausbrach, wie sie durch Juan Fernandez zur geordneten Insurrektion ward, das kluge Benehmen Portugalls, welchem seine politische Ohnmacht nicht erlaubte, mit Holland zu brechen, all' dieses ist in einem kraftvollen und lebendigen Bilde dargestellt.

In diese Periode fällt auch die Gründung des merkwürdigen Reiches der Jesuiten in Paraguay. In der Darstellung desselben zeigt Southey eine des Geschichtschreibers so würdige Unbefangenheit, und einen in das Innerste dieser oft so oberflächlich beurtheilten Einrichtung eindringenden Geist. Er verkennt nicht die Fehler derselben in Bezug auf Er-

ziehung und Staatsverwaltung, er läßt aber auch dem großentheils uneigennützigen Eifer für die höchsten Interessen der Menschheit, den Unterricht der Jugend und die Befreyung von Sklaverey, und der wahren Frömmigkeit, welche diese Gesellschaft in Paraguay an den Tag legte, volle Gerechtigkeit wiederfahren.

Der Verfasser schließt diesen Band mit einer Darstellung der Fortschritte der Civilisation und des Wohlstandes der verschiedenen portugiesischen Kolonien bis zum Jahre 1685. Er gewährt uns dadurch die traurige Ueberzeugung, daß Brasilien seit jener Zeit vielmehr Rückschritte gemacht habe. Die Bevölkerung war damals in schneller Zunahme, Fremde strömten von allen Seiten zu, die Pflanzungen gediehen, der berühmte Jesuit Vieyra brachte noch in seinem hohen Alter die Kultur jener Gewürzpflanzen in Aufnahme, mit denen bis dahin Holland den Alleinhandel gehabt hatte, und Karl II. von England rühmte oft, sein Schwager, der König von Portugall, habe die Mittel in Händen, die Holländer zu Grunde zu richten. Da wurden die großen Goldminen entdeckt. Die Aufmerksamkeit der Portugiesen richtete sich nun ganz auf die reichen Hoffnungen, die ihnen diese Entdeckung eröffnete, der sichrere Gewinn, den Handel und Ackerbau bot, wurde aufgegeben, Fremde wurden ausgeschlossen, oder in ihren Unternehmungen eifersüchtig bewacht, und so entspricht noch jetzt Brasilien den Erwartungen nicht, die es damals erregte, obgleich das spanische Südamerika in Wohlstand und Bevölkerung weit hinter demselben zurücksteht.

Plan of Parliamentary reform, in the form of a Catechism with reasons for each article; with an introduction shewing the necessity of radical and the inadequacy of moderate reform. By Jeremy Bentham Esq. London, 1817.

Das Kapitel von Parlamentsreform ist zwar gegenwärtig in England an der Tagesordnung, doch kann selbst dort dieses Werk nur Lächeln erwecken, und wird einer ernsteren Würdigung unwerth gehalten. Der Verfasser gehörte bis zum Jahre 1809 selbst zu den Freunden der gemäßigten Parlamentsreform, gegenwärtig aber findet er jede gemäßigte Reform zwecklos, und erwartet das Heil Englands bloß von einer Radikalreform. Das Recht des englischen Volkes auf allgemeine Abstimmung erscheint ihm in der ältesten Geschichte dieses Staates gegründet, und die Ansprüche des weiblichen Geschlechts auf Mitstimmung, so wie das Abstimmen durch Ballotirung ist dadurch gerechtfertigt, weil beydes bey der ostindischen Kompagnie so üblich ist; denn er nimmt keinen Anstand, die unvollkommenen Reglements einer Handelsgesellschaft auf die Wahl der Repräsentanten eines unabhängigen Volkes anzuwenden. Seine Schreibart, voll Schwulst und Ueberladung, passet ganz zu dem Inhalte des Werkes.

A practical inquiry into the causes of the frequent failure of the operations of depression and of the extraction of the cataract, as usually performed; with the description of a Series of new and improved operations, by the practice of which most of these causes of failure may be avoided. Illustrated by Tables of the comparative success of the new and old modes of practice. By Sir William Adams. London, 1817.

Der Gegenstand dieses Werkes, eine Untersuchung über die Ursachen des Mißlingens von Staaroperationen, sowohl nach der Methode des

Hinabdrückens als des Ausziehens des Staares, und über die Mittel, diesen Ursachen des Mißlingens zu begegnen, ist gewiß von hoher Wichtigkeit. Der Verfasser, einer der vorzüglichsten Augenärzte Englands, gibt diesen Untersuchungen durch seine eigenen Kenntnisse und Erfahrungen, durch die Unbefangenheit seines Urtheils und durch die Benützung und Würdigung der Ansichten und Erfahrungen berühmter Augenärzte aller Länder ein nicht gewöhnliches Interesse, und setzet mit Freymüthigkeit und ohne allen Rückhalt die Methode auseinander, welche er bekanntermaßen mit Erfolge an den blinden Pensionisten des Greenwich-Spitals, so wie in seiner Privat-Praxis befolgt. Nach einer sorgfältigen Behandlung über die Staarkrankheiten, den Sitz und die veranlassenden Ursachen des Uebels und die Mittel, die vollkommene Ausbildung des Staares zu verhindern, geht er zu den Operationsmethoden selbst über. Die Operation mittels Niederdrückung des Staares (per depressionem) wird aus guten Gründen vom Verfasser am mindesten empfohlen. Der Operation durch Einsaugung des Staares (per absorptionem) scheint Sir William vor den übrigen in seiner Praxis den Vorzug zu geben. Sie dürfte in allen Fällen, wo der Staar einer Zertheilung fähig ist, mit mehr Vortheil angewendet werden, als die vorige, so wie, wenn der Staar wegen seiner Härte unzertheilbar ist, die Operation durch Ausziehung (per extractionem) nach der von Herrn Adams vorgeschlagenen Verbesserung, wornach die Linse in die vordere Kammer gebracht und durch eine Oeffnung von der Außenseite, nicht durch den unteren Theil der Hornhaut, ausgezogen wird, den Vorzug verdienet. Auch Cheselden's Methode einer künstlichen Pupillenbildung hat von dem Verfasser eine schätzbare Verbesserung erhalten.

An Argument for construing largely the right of an Appellée of Murder to insist on trial by Battle, and also for abolishing appeals. By E. A. Kendall Esq. Second edition. London, 1817.

Das Recht eines durch Privatanklage des Mordes Bezüchtigten, auf die Entscheidung durch einen Kampf mit dem Ankläger zu dringen, gehört unter mancherley aus dem Mittelalter herstammende, durch Gewohnheit noch jetzt in England geltende Justizeinrichtungen, deren sich dieser Staat nicht zu rühmen hat. Es wird daher auch nicht gezweifelt, daß in einer der nächsten Parlamentsversammlungen die Abschaffung dieser Zweykämpfe, so wie der ganzen Privatausforderung, einer allen Begriffen wahrer Justizverwaltung widersprechenden Einrichtung zur Sprache gebracht werden wird. Wie dieselbe in das englische Gewohnheitsrecht aufgenommen worden, und worin sie eigentlich bestehe, wird von dem Verfasser so gründlich und deutlich, als die Natur eines Gewohnheitsrechts nur immer zuläßt, auseinander gesetzt.

Narrative of a voyage to Hudsons Bay, in his Majesty's ship Rosamond, containing some account of the north-eastern coast of America and of the tribes inhabiting that remote region. By Lieut. Chappel. London, 1817.

Es könnte nicht leicht ein Zeitpunkt gefunden werden, in welchem eine neue Reisebeschreibung in die Hudsons-Bay mit mehr Interesse gelesen würde, als der gegenwärtige, wo England mit Benützung aller Mittel, die Kunst und Wissenschaft anbieten, den öfters schon gewagten

Versuch, die nördliche Durchfahrt in den stillen Ozean zu entdecken, erneuert.

Das gegenwärtige Werk aber entspricht den Erwartungen, die sein Titel erregt, in keiner Hinsicht. Weder Geographie, noch Hydrographie oder Meteorologie haben durch dasselbe im mindesten gewonnen.

Anecdotes of the life of Richard Watson, D. D. bishop of Landaff, written by himself at different intervals and revised in 1814. Published by his son Richard Watson. 1817.

Richard Watson, Bischof von Landaff, ein Mann, der durch kühne Beredsamkeit im englischen Parlamente sich zwar einen Namen gemacht, aber weder als Staatsmann noch als Prälat, weder in seinem Vaterlande noch außerhalb desselben, einen Anspruch auf bleibende Verehrung erworben hat, hinterläßt in dieser von seinem Sohne herausgegebenen Selbstbiographie ein nicht ungetreues Bild seines Privat- und öffentlichen Lebens und Wirkens.

(Aus dem Edinburgh Review.)

Lalla Rookh; an Oriental Romance. By Thomas Moore. London 1817.

Sehr viele neuere englische Gedichte entlehnen ihren Stoff aus dem Oriente. Aber noch nie ist ein Werk in dieser Sprache erschienen, welches den Charakter des Orientalismus mit allen seinen Schönheiten in höherer Vollendung an sich trüge, als dieses. Es ist in der That bewundernswerth, wie getreu Herr Moore Indien, Arabien und Persien, gleichsam als einen heimatlichen Boden behandelt, und wie rein und streng asiatisch Dichtung und Darstellung in diesem Werke erscheinen. Nicht eine Vergleichung, nicht eine Schilderung, kein Name, kein Zug der Geschichte, keine Anspielung gehört in den Kreis europäischer Erfahrungen, alles verräth die genaueste Bekanntschaft mit dem Leben, der Natur, der Dichtkunst und Literatur des Orients. Bey so vielen anziehenden Vorzugen kann es nicht sowohl für einen Tadel als für einen Beweis, daß es nichts von allen Seiten Vollendetes gibt, gehalten werden, wenn man bemerket, daß es der reichen Fülle von Schönheiten in diesem Werke an der gehörigen Folie, die sie herausheben sollte, fehlet. So gedrängt sind in demselben die üppigsten Bilder einer orientalischen Phantasie. Das ganze Werk enthält vier abgesonderte Gedichte, welche durch den zarten Faden einer einfachen prosaischen Geschichte, auf deren Katastrophe sie entscheidend einwirken, zusammengehalten werden. Lalla Rookh, die Tochter des großen Aurengzeb, mit dem jungen Könige der Bucharey verlobt, reiset ihrem Bräutigam entgegen, um ihn in den reizenden Thälern von Cashmir zu treffen. Um die Zeit der Mittagsruhe und die Nacht abzukürzen, hatte der liebende König seiner Braut einen jungen Dichter aus Cashmir gesandt, der hier derselben die vier großen Gedichte vorträgt, die den Hauptgegenstand des Werkes ausmachen. Die Stimme und der Blick des schönen Dichters, nicht minder als der Inhalt der rührenden Erzählungen, die er vorträgt, üben eine solche Zauberkraft auf das Herz der Prinzessinn aus, daß sie für ihn, in feuriger Liebe entbrannt, gerne allen Reizen des herrlich beschriebenen Thales von Cashmir, und all der Pracht, die sie zu ihrem Empfange bereitet sieht, entsagte, und mit ihrem geliebten Feramorz in die Einsamkeit flöhe. Aber bald entdeckt sie in dem geliebten Dichter den Prinzen selbst, der unter dieser Verkleidung

das Herz seiner Braut gewonnen hatte. Unter den vier Gedichten ist das erste, der verschleyerte Prophet von Khorassan, das längste, aber nicht das vorzüglichste. An Geist, Zartheit und Schönheit jeder Art verdient das zweyte, weit kürzere: das Paradies und der Peri, bey weitem den Vorzug vor demselben. Die Peris sind eine Art halbgefallener weiblicher Engel, welche in der Luft von Wohlgerüchen leben, und, obgleich für eine bestimmte Zeit aus dem Paradiese verbannt, in der Unterwelt herumwandeln, um Gutes zu thun. Es athmet dieses Gedicht die reinste und anziehendste sittliche Schönheit. Das dritte Gedicht: die Feueranbeter, ist ohne Zweifel an Kraft und Schönheit das vorzüglichste von allen vieren. Es hat bey vorzüglichem Reichthume des Vortrages eine weit interessantere Erzählung als die übrigen, und theilt auch nicht mit ihnen die Ueberladung mit den frischen und blühenden Bildern orientalischer Schreibart. Das vierte Gedicht endlich: das Licht des Haram, ist von fröhlicher Art, bleibt aber in Hinsicht auf Erfindung weit hinter den übrigen zurück; es hat eigentlich gar keine Fabel, sondern ist eine Sammlung schöner Gesänge und Beschreibungen. Wenn man Herrn Moore mit andern Dichtern seiner Zeit vergleichet, so hat er die meiste Aehnlichkeit mit Southey und Lord Byron; den ersteren übertrifft er in Leichtigkeit und Kraft, den letzteren hat er in Beschreibungen von Liebe und weiblicher Lieblichkeit glücklich nachgeahmt, aber so, wie ein origineller Geist nachahmt, oder wie man sagen könnte, daß Lord Byron selbst in seinen späteren Werken seine früheren nachgeahmet habe. Den Vorwurf eines Mangels an sittlichem Zartgefühl, welchen früher einige jugendliche Produkte dieses Verfassers treffen konnte, hat er in diesem Werke auf die edelste Weise von sich entfernet.

Memoir of the conquest of Java with the subsequent operations of the British Forces in the Oriental Archipelago. By Major William Thorn, late Deputy-Quartermaster to the Forces serving in India. 1. *Vol.*

Die Unternehmung, von welcher man in dem vorliegenden Werke eine glaubwürdige und wissenschaftliche Erzählung findet, war die größte, die je im indischen Ozean erschien, und wurde vorzüglich dadurch merkwürdig, daß bey derselben zum zweytenmale (das erstemal geschah es bey der Eroberung Aegyptens) die asiatischen Streitkräfte Großbrittaniens zu Eroberungen außer Lande mit Erfolg angewendet wurden. Die Folgen dieser Eroberung waren auch von der höchsten Wichtigkeit. Sie verschaffte uns zuerst eine richtigere Kenntniß von zahlreichen und merkwürdigen Völkerstämmen, von denen man vorher nur sehr irrige Vorstellungen gehabt hatte, und sie bereitete diesen Völkern selbst die frohe Aussicht auf Bildung und Nationalglück, wofür es ihnen nicht an Empfänglichkeit fehlt. Es darf daher dieses Werk des Majors Thorn, der an der Unternehmung Theil nahm, auch bey Lesern, die seiner Nation nicht angehören, auf Theilnahme und Beyfall rechnen.

The speeches of Charles Philipps Esq. delivered at the bar, and on various public occasions in Ireland and England. Edited by himself. London, 1817.

Der Verfasser dediciret sein Werk Herrn Roscoe, und läßt es durch seinen Freund, den Esq. Finlay, der Welt in einer sehr schmei-

chelhaften Vorrede empfehlen. Von den zehn Reden, welche die Sammlung enthält, wurden fünf bey Gastmahlen und anderen öffentlichen Zusammenkünften, und fünf vor den Schranken des Gerichts gehalten. Aber in allen ist der Styl genau derselbe, und die vollkommenste Einförmigkeit kann als der unterscheidende Charakter der Reden des Herrn Philipps ausgezeichnet werden. Sie geht so weit, daß er dieselben sämmtlich gleichsam nach einem gemeinschaftlichen Recepte verfaßt zu haben scheint, und daß, wer eine seiner Reden gelesen, mit Bestimmtheit angeben kann, wie er einen Gegenstand, den er aufgegriffen, durchführen werde.

Transactions of the Geological Society, established November 1807. London, 1817.

Die im Jahre 1807 errichtete geologische Gesellschaft erhielt keine systematische Instruktion, weil zur Zeit ihrer Gründung England noch keine Schule von Mineralogie hatte. Dieß hatte für sie den Vortheil, daß sie durch keinen Namen von hohem Ansehen davon abgehalten wurde, selbst ihre Kräfte zu versuchen, und daß keine vorgefaßte Meinung für irgend ein besonderes mineralogisches System sie in dem freyen Laufe ihrer Untersuchungen hemmte. In der That machte auch die Gesellschaft die schnellsten Fortschritte in ihrer literarischen Wirksamkeit, und überraschte durch die Bekanntmachung der anziehendsten und wichtigsten Verhandlungen. Auch das gegenwärtige Werk kann den Ruf dieser ausgezeichneten Gesellschaft nur noch erhöhen. Es enthält funfzehn verschiedene Abhandlungen, zehn, welche eigentlich geologischen, und fünf, welche mineralogischen Inhalts sind. Von den ersteren beziehen sich acht auf England selbst, und zwey auf andere Länder. Durch die ersteren wird vorzüglich der geologische Charakter der Insel Sky, der nordöstlichen Grafschaften Irlands und des südwestlichen Theiles der Grafschaft Sommersetshire aufgeklärt. Die ausländischen geologischen Artikel beziehen sich auf Barbados und auf die Salzbergwerke von Cardona in Spanien. Der mineralogische Theil handelt vom Oxyd des Uranium, einem Produkte der Grafschaft Cornwallis mit einer Reihe krystallinischer Formen desselben, von einem neuen Aerze des Tellurium, von dem schwedischen Corundum von Gellivara in Lappland, und von dem Tremoliten der Grafschaft Cornwallis.

Algebra, with Arithmetic and Mensuration from the Sanscrit of Brahmegutpa and Bhascara. Translated by Henry Thomas Colebrooke, Esq. London, 1817.

Unter den Fragmenten orientalischer Literatur, welche der wissenschaftliche Eifer gelehrter Engländer nach Europa übertrug, verdient vielleicht keines die öffentliche Aufmerksamkeit in einem höheren Grade, als diese vier Abhandlungen über Arithmetik, Algebra und Geometrie von Hindostan, aus dem Sanskrit gezogen. Zwey derselben, Lilavati und Vya Ganita, sind von Bhascara Acharya, das erstere über Arithmetik, das letztere über Algebra; die beyden andern sind noch viel älter, und haben einen Mathematiker, Brahmegutpa, zum Verfasser. Nebst diesen beyden Originalwerken enthält dieses Buch noch eine sehr gelehrte Untersuchung des Uebersetzers über die früheste Geschichte der Algebra in Indien, Arabien und Griechenland, und einige Bemerkungen desselben über die Einführung und Fortschritte der Algebra

in Italien. Bhascara schrieb nach seiner eigenen Angabe und mehreren zusammentreffenden Umständen um das Jahr 1150 der christlichen Zeitrechnung. Brahmegutpa ist noch viel älter, und sein Werk äußerst selten. Dem Uebersetzer jedoch glückte es, eine Abschrift von demselben zu erhalten, die zwar in mancher Hinsicht unvollkommen, aber in den von ihm hier mitgetheilten Stücken vollständig ist. Die Stellung, welche dieser indische Gelehrte in seiner Astronomie den Solstitial=Punkten anweiset, zeigt, daß er im sechsten und zu Anfange des siebenten christlichen Jahrhunderts schrieb, und also früher, als die Wissenschaften selbst in Arabien gepflegt wurden. Doch bemerket Colebrooke, daß auch Brahmegupta's Abhandlung nicht das älteste Werk über Algebra in Indien ist. Ganesa, der vorzüglichste Scholiast des Bhascara, führet ein Stelle über Algebra aus dem Arya Bhatta an, welchen die Indier als den ältesten profanen Schriftsteller über Astronomie betrachten, und Colebrooke beweiset aus vielen Gründen, daß dieser Algebraist schon im fünften Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung, oder noch früher lebte. Er ist demnach beynahe von gleichem Alter mit dem griechischen Diophantus, den Abul Faraj in das Zeitalter des Kaisers Julian, mithin ungefähr in das Jahr 360 nach Christi Geburt versetzt, und die Indier stehen demnach den Griechen in Hinsicht auf das Alterthum ihrer algebraischen Kenntnisse nicht nach, in Hinsicht auf den Umfang derselben scheinen sie solche sogar übertroffen zu haben; denn so sieht man z. B. aus diesem Werke, daß sie die Auflösung der Gleichungen von mehreren unbekannten Größen wohl kannten, die dem Diophantus wahrscheinlich unbekannt war.

Die Echtheit des Textes, den Hr. Colebrooke hier übersetzte, ist mit der größten Zuverläßigkeit durch zahlreiche Kommentare in Sanskrit, und eine persische Uebersetzung erwiesen. Diese Kommentare enthalten fortlaufende Glossen, in welchen jede Stelle des Originals mit Noten und Uebersetzung begleitet ist. Noch mehr wird die Korrektheit des Textes, wenigstens in Betreff des Lilavati, durch einen selbst dem Uebersetzer unbekannten Umstand außer Zweifel gesetzt. Er erschien nämlich im Laufe des Jahres 1816 eine Uebersetzung dieses Werkes von Dr. Taylor in Bombay, und mehrere Exemplare derselben kamen ungefähr zu derselben Zeit nach Europa, als Hr. Colebrooke's Uebersetzung erschien. Die Vergleichung dieser beyden Uebersetzungen nun beweiset in den Regeln und Beyspielen, als dem Wesentlichen des Werkes, eine genaue Uebereinstimmung, und nur eine Verschiedenheit im Ausdrucke, der bey Taylor mehr buchstäblich, bey Colebrooke aber umschreibender ist.

The Identity of Junius with a distinguished Living character estabished. London 1816.

A supplement to Junius identified, consisting of fac similes of handwriting and other illustrations. 1817.

In diesen beyden Werken finden sich die unseres Erachtens nicht entscheidenden Gründe für die Vermuthung, daß Sir Philipp Francis der Verfasser der bekannten Juniusbriefe sey, ausführlich entwickelt.

A Sketch of the military and political power of Russia in the year 1817. *London*, 1817.

Bekanntermaßen wird, für den Verfasser dieses Werkes, das auch in Deutschland Aufsehen macht, der bekannte englische General Sir

Robert Wilson gehalten. Der Zweck desselben ist, durch eine Zusammenstellung wichtiger Thatsachen, deren genaue Kenntniß ihm bey seinem Standpunkte wenigstens zugemuthet werden kann, auf das Uebergewicht, das die neuesten Ereignisse Rußland verschafften, und auf die Gleichgültigkeit der europäischen Mächte, welche sich nach seiner Ansicht gegen fernere Vergrößerungen dieses Reiches ganz zu verwahren unterlassen, aufmerksam zu machen. Es würde hier zu weit führen, die politischen Ansichten des Verfassers, welche aus dem angedeuteten Zwecke des Werkes leicht zu entnehmen sind, einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Man kann hierüber so wie in Hinsicht so mancher factischen Irrthümer, in welche er durch offen dargelegte Leidenschaftlichkeit gerieth, auf die Noten verweisen, mit welchen die europäischen Annalen die Auszüge aus diesem Werke begleiteten. Allein diese Bemerkung kann nicht vorübergegangen werden, daß man das, was der Titel verspricht, eine systematische Darstellung des gegenwärtigen militärischen und politischen Zustandes Rußlands, welche auf statistischem Wege hätte geleistet werden sollen, vergebens in dem Werke sucht. Der Verfasser beginnt mit einer Geschichte des russischen Kriegswesens, und zeigt, was dieser Staat bereits gethan, wie sehr er seine Zwecke schon erreicht hat, und wie er in verschiedenen Zeitpunkten gehindert worden, noch weiter zu gehen. Bey dieser Behandlungsart kann der Verfasser wohl wegen vieler merkwürdiger Thatsachen der neuesten Zeitgeschichte, die er, ein bey vielen vollkommen beglaubigter Augenzeuge, erzählt, auf ein großes Interesse bey seinen Lesern rechnen, auf die Ehre aber, den Gegenstand, den er darzustellen unternahm, erschöpfet zu haben, darf er keinen Anspruch machen.

Papers relative to Codification, and public instruction, including correspondences with the Russian Emperor and divers constituted authorities in the American United States. Published by Jeremy Bentham. London, 1817.

Hr. Bentham gehört unter die seltenen Menschen, welche mit dem uneigennützigsten Eifer ihr ganzes Leben dem Beßten der Menschheit widmen. Verbesserung der Gesetzgebung und des öffentlichen Unterrichts ist der vorzüglichste Zweck seiner menschenfreundlichen Bemühungen, und nicht nur in seinem Vaterlande, wo er keine Gelegenheit versäumte, durch seine Schriften in der angedeuteten Hinsicht gemeinnützig zu werden, sondern auch in fremden Staaten suchte er seinen wohlthätigen Vorschlägen Eingang zu verschaffen. So bot er der Nationalversammlung in Frankreich seine Dienste an, fand sich aber in der schönen Hoffnung, bey derselben ein reges Interesse für Menschenwohl anzutreffen, sehr bald getäuscht. Aehnliche Versuche machte er in Polen, Rußland und bey den vereinigten Staaten von Nordamerika. In Rußland erhielt er zwar ein sehr verbindliches Antwortschreiben vom Kaiser Alexander, dem ein Ring von hohem Werthe beygelegt war, ein Beweis von Zufriedenheit, welchen er nach seinen uneigennützigen Grundsätzen nicht annehmen zu dürfen glaubte. Allein das Gesetzgebungs-Collegium, welchem der Kaiser aufzutragen versprach, daß es sich mit ihm ins Einverständniß setzen solle, that nichts, diesen Auftrag zu vollziehen. Noch schneller sah er sich genöthigt, der Hoffnung eines glücklichen Erfolges seiner Bemühungen in Polen zu entsagen. Er wandte sich nun an Nordamerika, welches sich bisher noch der englischen, großentheils ungeschriebenen Gesetze bedient. Um nicht den Rest seines Lebens der Bearbeitung eines Gesetz-

buches für die vereinigten Staaten ganz mutlos zu widmen, verlangte er von dem Präsidenten Madison eine vorläufige Annahme seines Planes, den er sammt seinen Grundsätzen umständlich darlegte. Nach fünf Jahren erst erhielt er eine Antwort, in welcher der Präsident bedauert, daß es außer den Grenzen seiner Macht liege, von den wohlthätigen uneigennützigen Anträgen Bentham's Gebrauch zu machen. Mittlerweile hatte er aber auch dem Gouverneur von Pensylvanien den Antrag gemacht, einen Codex von bürgerlichen und peinlichen Gesetzen für diesen Staat der Beurtheilung der gesetzgebenden Versammlung desselben zu unterziehen, und, da in den vereinigten Staaten das Volk selbst durch seine Repräsentanten die gesetzgebende Gewalt ausübt, so richtete er in den Monaten Julius und August 1817 eine Reihe von Briefen an das amerikanische Volk, in welchen er seinen Plan, und die Art der Ausführung desselben auseinander setzt. Dieser Briefwechsel mit den verschiedenen genannten Staaten nun ist der Gegenstand dieses Werkes, und die Briefe an die Bürger Amerika's sind der vorzüglichste Theil desselben. Das Werk selbst verdient allerdings eine lebhafte Theilnahme theils wegen des redlichen Eifers, von dem der Verfasser beseelt ist, theils wegen seines Inhaltes selbst. Nur dieß allein dürfte bey demselben erinnert werden, daß die Mängel der Gesetzgebung, gegen die er seine Stimme erhebt, zuweilen mit allzu grellen Farben und im Tone unwürdiger Pamphletschreiber geschildert werden, und daß sein Styl so dunkel ist, daß er manchen Leser zurückschrecken muß.

Beppo a Venetian story. London, 1818.

Obgleich diese Erzählung als solche gar keinen Werth hat, und sich nicht als ein ernstlich gemeintes dichterisches Produkt, sondern vielmehr als ein buntes und lebhaftes Geschwätz über mancherley frivole Gegenstände, über Italien und England, Türken, Bälle, Literatur, Fischbrühen u. dgl. m. characterisirt, so ist doch in der immer gleichen muntern Laune des Verfassers etwas sehr Einnehmendes, und die ungemeine Leichtigkeit, mit welcher derselbe die gewöhnlichste Umgangssprache in streng regelmäßige Stanzen gebracht hat, verdient allen Beyfall.

Strata identified by organized fossils, containing prints an coloured paper of the most characteristic Specimens in each stratum. By W. Smith. London, 1816.

Stratigraphical System of organized fossils with reference to the specimens of the original geological collection in the British Museum. By W. Smith. London. 1817.

Ein Civil=Ingenieur, Hr. Smith, hat das Verdienst, hier ohne fremde Beyhülfe eine der besten geologischen Charten seines Vaterlandes geliefert, und so dem Naturforscher, dem Reisenden, und dem Güterbesitzer einen wichtigen Dienst geleistet zu haben. Sein Werk ist zwar nicht von Mängeln frey, und einer der vorzüglichsten dürfte eine ganz neue zum Theil barbarisch zusammengesetzte Nomenclatur seyn, welche großentheils nur den Bewohnern der Gegend, wo derley Ausdrücke gäng und gebe sind, bekannt ist. Aber, wenn mit Hülfe der geologischen Gesellschaft, welche bey einem so nützlichen Unternehmen ihre Mitwirkung nicht versagen würde, die Bedeutung des Sinnes der geologischen Ausdrücke genau bestimmet, und mancher Irrthum des Werkes selbst berichtiget würde, so

würde die Arbeit des Hrn. Smith bald zu großer Vollkommenheit gebracht werden, und zu den befriedigendsten Resultaten führen.

A description of the principal picturesque beauties antiquities and geological Phenomena of the isle of Wigth. By Sir Henry Englefield. Illusrated by numerous engravings from original Drawings. London, 1816.

England besitzt einen großen Reichthum an Beschreibungen von Naturschönheiten, naturgeschichtlichen Gegenständen, Alterthümern und dergleichen. Doch kann kein Werk der Art in Hinsicht auf Vortrefflichkeit der Beschreibungen, oder Zeichnungen, die Zierlichkeit der Schreibart, und den guten Geschmack mit dem gegenwärtigen die Vergleichung aushalten. Insbesondere ist dasselbe reich an geologischen Beobachtungen. In Hinsicht auf Naturschönheiten hat die Insel Wight, zwar nicht einen erhabenen Character, aber auch nicht den Ausdruck einer matten Unbedeutenheit. Ihre Schönheit besteht in dem Anblicke einer fruchtbaren grünen, mit Thälern und Hügeln wechselnden bewaldeten Landschaft, welche manche schöne Aussichten auf das Meer, hauptsächlich auf die Meerenge darbietet, die die Insel von der englischen Küste trennet. Die Kupferstiche sind alle von vorzüglichem Effekte und gelungener Ausführung. Die Zeichnungen zu denselben sind von Henry Englefield und Webster; Hr. Cooke hat sie meisterhaft in Kupfer gestochen. Sie belaufen sich ohne die Charten auf funfzig, und unterscheiden sich dadurch, daß sie, wo es die Landschaft zuläßt, den mineralogischen Character des Gesteines getreu darstellen.

Accounts of the writings, religion, and manners of the Hindoos, including translations from their principal works. 4 Vol. By W. Ward. Serampore, 1811.

A View of the history, literature and religion of the Hindoos; including a minute description of their manners and customs and translations from their principal works. By W. Ward. 2. Vols London 1717.

Description of the character, manners and customs of the people of India, and of their institutions. religious and civil. By the Abbé T. A. Dubois. Translated from the french manuscript.

Hr. Ward und Hr. Dubois, zwey Missionarien, der erstere ein Engländer, der letztere ein während der Revolution ausgewanderter Franzose, liefern in den angezeigten Werken einen höchst schätzbaren Beytrag zu den schon zahlreich gesammelten Materialien, aus denen bald eine richtige Kenntniß des Zustandes von Hindostan zu entnehmen seyn wird. Missionarien sind an und für sich schon besser, als die Beamten der Compagnie, geeignet, den Zustand dieses Landes richtig kennen zu lernen. Vor diesen, deren Befehlen er gehorchen muß, verbirgt sich der Indier sorgfältigst. Ueberdieß lassen ihnen ihre Amtsgeschäfte auch, wenn sie zu einer genauen Erforschung des Zustandes der Eingebornen Lust hatten, nicht die gehörige Zeit dazu. Der Missionär dagegen kann nur durch den vertrautesten Umgang mit den Eingebornen zu seinem Zwecke gelangen, er muß ihre Sprache, und ihren Character studieren, ja selbst mit ihren Vorurtheilen vertraut werden, um denselben begegnen zu können, und vor ihm zeigt sich der Indier in seiner natürlichen Gestalt, weil er von

ihm weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten hat. Diese Vortheile ihrer Lage benützten bestens die Verfasser, Hr. Ward während eines elfjährigen, der Abbe Dubois während eines beynahe achtzehnjährigen Aufenthalts in Indien. Die angezeigten drey Werke sind eigentlich nur zwey, denn das kleinere in London aufgelegte Werk des Hrn. Ward ist nur ein Auszug aus dem größeren in Indien erschienenen. Das kleinere Werk des Hrn. Ward beschränkt sich fast allein auf die Religion der Indier, das des französischen Missionärs fast allein auf die Priester Indiens. Ersteres gibt im ersten Bande nach der Einleitung, welche einen meisterhaften Ueberblick über den ganzen Umfang des Werkes enthält, Nachricht von den Gegenständen der Anbetung. Der zweyte Theil beschreibt die Tempel, die Bildnisse, die Priester, die festgesetzten Perioden der Gebräuche und Ceremonien des Gottesdienstes, die Lehren der Hindostanischen Religion, ihre Heiligen und ihre Sekten. Was in dem größeren Werke über Geschichte, Statistik und Literatur von Indien, was ferners über die vier verschiedenen Kasten, die Brahmins, Kshatriyas, Vaysias und Sudras, über der Indier häusliche Sitten und Gewohnheiten, über ihre speculativen Systeme von Philosophie und Religion, und andere interessante Gegenstände vorkömmt, ist in dem in England erschienenen kleineren Werke ganz weggelassen. Das Werk des Hrn. Dubois zerfällt in drey Theile: die beyden ersten handeln fast ausschließlich von dem Priesterstande, der dritte handelt unter dem Titel: von der Religion der Indier, in vier Kapiteln von der Ausübung der Civil- und Kriminaljustiz, von den Fabeln und Erzählungen der Indier, von ihrem Militär-System, und in einem Anhange von der Sekte der Jainas, und den vorzüglichsten Verschiedenheiten zwischen ihnen und den Brahmans.

Somit geben die angezeigten Werke die bis jetzt vollständigste Vorstellung von der Religion und dem Priesterthume Hindostans, und, großentheils, da Religion den Hauptzug im Gemälde des hindostanischen Lebens ausmacht, von Indien selbst.

***Rob Roy*, *by the author of Waverley*, *Guy Mannering*, *and the Antiquary*. 3 *Vols*. *Edinburgh*, 1818.**

Der Verfasser dieser Erzählung ist durch mehrere frühere Schriften, deren der Titel erwähnet, nicht unrühmlich bekannt. Ein glänzendes und dabey wahres Kolorit, eine große dramatische Lebhaftigkeit, ein tiefer Blick in das menschliche Herz, und eine reizende Leichtigkeit bezeichnen seine Behandlungsart und seinen Styl. Die gegenwärtige Erzählung bleibt in keiner dieser Eigenschaften hinter den früheren Produkten desselben Verfassers zurück.

***Dante*, *with a new Italian commentary*. *By G. Baglioli*. *Paris*, 1818.**

***The Vision of Dante*. *Translated by the Reverend H. F. Cary*. 3 *Vol*. *London*, 1818.**

Ueber Herrn Baglioli's Commentar, wovon bisher noch der erste Band nicht vollständig abgedruckt ist, und dem zwey Bände nachfolgen sollen, läßt sich noch nicht ein hinreichend begründetes Urtheil fällen: nur soviel ist aus der Methode desselben zu erkennen, daß er dem Plane früherer Commentatoren, mit einigen Verbesserungen, folge. Aber über Hrn. Cary's schon vollendete Uebersetzung kann man, und zwar auf eine

für ihn nur höchst ehrenvolle Art urtheilen. Sie verdient ohne Zweifel unter allen bisher erschienenen englischen Uebersetzungen dieses großen Dichters den ersten Platz. Der Uebersetzer hat das Verdienst einer beyspiellosen Treue, ohne daß dabey das unnachahmliche kräftige Kolorit des Originals vermißt würde. Es dürfte vielleicht mancher Kunstrichter damit nicht einverstanden seyn, daß er ein Versmaß wählte, welches den mächtigen Terzinen des Originals sich auch nicht nähert, allein es ist gerade dasjenige, welches dem Genius der englischen Sprache am angemessensten ist, und welches, wenn er englisch geschrieben hätte, Dante selbst gewählt haben dürfte.

Account of a voyage of discovery of the west coast of Corea and the great Loo-Choo Island, by Capt. Basil Hall; and a Vocabulary of the Loo-Choo Language, by H. I. Clifford. Esq. London, 1817.

Voyage of his Majesty's Ship Alceste along the coast of Corea to the island of Loo-Choo; with an account of hir subsequent shipwreck. By John M. Leod, surgeon of the Alceste. London, 1818.

Die beyden hier angezeigten Reisebeschreibungen flößen nicht nur jenes allgemeine Interesse ein, welches mehr der Neugierde angehört, sondern sie sind insbesondere für den Engländer wichtig, weil sie einen Beweis von einem nicht gewöhnlichen bescheidenen und einsichtsvollen Betragen der englischen Schiffskapitains in dieser Expedition, der Herren Maxwell und Hall, liefern, und für den Menschen überhaupt, weil sie ein Volk unserer Kenntniß näher bringen, das im Kontraste mit den gewöhnlichen wilden oder halbwilden Volksstämmen unserer vollen Theilnahme und Liebe würdig ist. Der Bericht des Kapitäns Hall, welcher vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, hat die Form eines Reisejournals, und ist in einem leichten, lebhaften, nicht anmaßenden Style geschrieben. Das Volk, dessen Küsten er besuchte, ist ein chinesischer Volksstamm. Es hat gleiche Schriftzüge mit den Chinesen, aber eine von der chinesischen ganz verschiedene Sprache. Die Bewohner der großen Insel Loo-Choo insonderheit ziehen durch mehrere Eigenheiten die Aufmerksamkeit auf sich, sie sind ganz unbekannt mit Kriegführen, und mit dem Gebrauche des Geldes. Das Letztere ist um so sonderbarer, als sie in nahem Verkehr mit China, Corea und Japan stehen.

Eine andere Merkwürdigkeit dieses Volkes ist dessen gänzliche Gleichgültigkeit gegen Religion, und die Geringschätzung ihrer Priesterschaft. Sie scheinen zwar die Religion des Fo zu haben, sich aber mit ihr wenig zu beschäftigen. Nie sprechen sie von Religion, und die Reisenden bemerkten auch nichts, was einer religiösen Ceremonie ähnlich schien, außer dem Tödten eines Schweines und dem Verbrennen einiger Geister auf dem Grabe eines dort verstorbenen englischen Schiffers. Aber auch an diesen Ceremonien hatten die Priester, welche in der äußersten Verachtung leben, keinen Antheil, sie wurden von den Oberhäuptern des Landes verrichtet. Nicht minder abweichend von den Sitten ähnlicher Völker ist die sorgfältige Versperrung ihrer Weiber. Die Reisenden konnten auch nicht eine einzige anders als durch das Fernrohr des Schiffes ansichtig werden, und alle Bemühungen, die Ursache dieses Benehmens zu erfahren, waren vergeblich. Sie sind Feinde der Polygamie, und zeigten den größten Abscheu gegen die Chinesen in Hinsicht der bey ihnen gestatteten Vielweiberey.

Doch scheinen sie nicht mit sonderlicher Schonung gegen das weibliche Geschlecht zu verfahren. So viel wenigstens brachte man in Erfahrung, daß die Weiber selten in die Gesellschaft der Männer gelassen, und daß ihnen die schwersten Arbeiten des Ackerbaues aufgebürdet werden. Es muß dieß um so mehr befremden, als Kapitän Hall uns mehrere wahrhaft rührende Züge von ihrer freundschaftlichen und liebevollen Anhänglichkeit an die ihre Küsten besuchenden Engländer erzählt, und Beweise liefert, daß das Verhältniß zwischen Obrigkeiten und Untergebenen bey diesem Volke von vorzüglicher Milde und Mäßigung ist.

Wenn solchergestalt diese Reisebeschreibung ein vorzügliches Interesse für den Philosophen gewinnt, so hat sie auch nicht geringeres für den Geographen, den Nautiker und den Geologen. Die Charten von diesen Gegenden, welche man dem unermüdeten Fleiße der Jesuiten verdankt, konnten doch nicht anders als in vielen Punkten unrichtig seyn. Es ist diesen Reisenden gelungen, manche Unrichtigkeiten, besonders in Hinsicht der Lage der Insel Loo=Choo zu entdecken und zu verbessern. Die Nautik hat durch ein neues Instrument zur Messung der wahren Tiefe des Horizonts, welches zum ersten Male bey dieser Seereise in Anwendung gebracht wurde, die Geologie aber durch die anziehendsten Beobachtungen über die Gebirgslagen auf den besuchten Küstenländern gewonnen.

Dänische Literatur.

Von R. Fürst.

Die Streitigkeiten, welche in Dänemark zwischen den Literatoren, Gelehrten und Dichtern über verschiedene Gegenstände der Literatur und Kunst ununterbrochen seit mehreren Jahren mit einem unglaublichen Eifer fortgesetzt wurden, scheinen nun ihr Ende erreicht zu haben; indem das Publikum, dieser Streitigkeiten müde, keinen Antheil mehr an denselben nimmt, und die Verleger daher keine Rechnung dabey finden dergleichen Schriften zu verlegen. Indessen hat dieser hartnäckige Kampf doch manche gute Ideen verbreitet, und manches zur Sprache gebracht, was wohl einer wissenschaftlichen Untersuchung werth war. Zu bedauern ist es, daß man nicht immer in den Grenzen der Anständigkeit blieb, sondern oft in Persönlichkeiten ausartete; die Folge war, daß mehrere Prozesse anhängig gemacht wurden, auf deren Entscheidung man sehr begierig ist.

Alle diese Streitigkeiten hinderten indessen den raschen Aufschwung nicht, den die Literatur in den letzten Decennien genommen hat. In der Dichtkunst haben besonders drey junge Männer sich hervorgethan, die bey ihrem ersten Erscheinen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Ingemann lieferte in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren, drey Bände Gedichte, ein episches Gedicht in ottave rime: die schwarzen Ritter, in zwanzig Gesängen; fünf Trauerspiele, Masaniello, Blanca, die Löwenritter, der Hirt von Tolosa, die Stimme in der Wüste. Ferner: ein dramatisches Zauberspiel: Reinald das Wunderkind, und ein Märchen in Prosa: die Unterirdischen. Heiberg (ein Sohn des berühmten Lustspieldichters) betrat zuerst seine poetische Laufbahn mit seinem Marionetten=Theater, worin besonders das Zauberspiel: Walter der Töpfer, wohl zu den gelungensten Werken dieser Gattung gehört, und ihm die Ehre erwarb, daß

Oehlenschläger ihn bey seinem ersten Auftritte mit einem vortrefflichen Gedichte in der Monatschrift Athene begrüßte. Seine späteren dramatischen Werke, Psyche, Constanze, u. a. m. sind neue glänzende Beweise seines genialen Dichtergeistes; jedoch hat er sich durch sein polemisches Drama: der Weihnachtscherz, viele Gegner zugezogen, da er darin mit einer etwas übermüthigen Laune gegen seinen Nebenbuhler Ingemann zu Felde zieht, indem er mehrere Personen aus dessen Trauerspielen auf eine nicht sehr glimpfliche Art zu parodiren sucht. Auch hat dieser junge Dichter sich neulich in der gelehrten Welt einen Ruf erworben, durch seine in lateinischer Sprache geschriebene Dissertation über Calderon und über die romantische Literatur der Spanier. Just Thiele (ein Jüngling von siebzehn Jahren) betrat zum erstenmal die Dichterbahn in Baggesens Monatsschrift, Danfana, und hat nachher mit seinen trefflichen Märchen und verschiedenen anderen Gedichten sein poetisches Talent beurkundet.

Der allgemein geschätzte Dichter, Adam Oehlenschläger, der jedes Jahr die dänische Literatur mit neuen Werken verherrlicht, hat uns wieder mit einigen Produkten seiner Muse beschenkt, die wir hier im Kurzen berühren wollen. Das Gedicht: Friedrichsberg [1]), das der Dichter in einer sehr schönen Zueignung der Königin von Dänemark widmete, hat des Dichters Kindheit und Jugend zum Gegenstand. Mit der liebenswürdigsten Individualität schildert der Dichter seine Jugend, seine damaligen Gefühle und Wünsche, und wir sehen, wie schon damals sein Geist zu der Höhe emporstrebte, die er nachher so glücklich erreichte. Daß das Gedicht sehr anziehend ist, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen; denn wer folgt nicht gern einem ausgezeichneten Genius auf dem Blumenpfade seiner Jugend, wo alles um ihn her sich poetisch gestaltet, und wo er Gefühle ausspricht, die wohl jedes Gemüth ergreifen müssen. Das Gedicht selbst hat große Sensation in Dänemark gemacht, und man hält es für eines der gelungensten Werke dieses trefflichen Dichters. — Das dramatische Zauberspiel: der Fischer, ist ein würdiges Seitenstück zu Aladdin, und wie dieses, nicht für die Bühne berechnet. Wenn in Aladdin die Naturkräfte versinnlicht dargestellt werden, und handelnd hervortreten, woraus das eigentliche romantische Leben dieses Gedichts hervorgeht, so ist dieses nicht der Fall in dem Fischer, wo die Fee Floristane allein waltet, den Faden des Gedichts spinnt, verwickelt und auflöst. Der innere Charakter dieser beyden Zauberspiele ist höchst verschieden. In Aladdin verbindet sich das Wunderbare mit dem Irdischen, und ist von diesem unzertrennlich; in dem Fischer ist das Wunderbare bloß als Mittel gebraucht, um die Handlung zu motiviren. In Aladdin findet Mannigfaltigkeit und Abwechselung in dem Gange der Handlung statt, wodurch das Drama sich ins Breite hinaus dehnt; im Fischer hingegen ist alles mehr konzentrirt, und eine ernste Ruhe schwebt über dem ganzen Gedichte. Gleich im Anfange befindet sich eine der schönsten und erschütterndsten Situationen, die es wohl je in einem dramatischen Werke gegeben hat. Ein Sklavenhändler kommt vor die Hütte des armen Fischers mit den schönen jungen Mädchen, die er für das Serail seines Herrn gekauft hat. Der Fischer sitzt in Gedanken versunken vor seiner Hütte, betrübt über den schlechten Fang, den er gemacht und weßhalb er seinen hungrigen Kindern kein Stückchen Brot hat mitbringen können,

1) Friedrichsberg ist der Name eines Dörfchens unweit Kopenhagen, wo der Dichter geboren ist.

wie er es versprochen. Der Sklavenhändler naht sich ihm, und sagt, daß er vor seiner Hütte mit seinem Gefolge auszuruhen gedenke. Zelte werden aufgeschlagen, und die Polster ausgebreitet, worauf die schönen Mädchen ruhen. Der alte Fischer betrachtet mit Wohlgefallen die holden Schönen, die mit kindlicher Unbefangenheit, nicht ihr Schicksal ahnend, sich ruhig niederlegen. Der Sklavenhändler freuet sich über das Wohlgefallen des Fischers an seinen lieblichen Mädchen, und fragt ihn: ob er wohl je hübschere Mädchengestalten gesehen habe. Der Fischer antwortet ganz trocken, daß wohl seine älteste Tochter Amine diese Mädchen an Schönheit übertreffe. Der Sklavenhändler frägt nach ihr, und der Vater antwortet, daß sie jetzt in der Hütte schlafe. Der Sklavenhändler öffnet leise die Thür und wird von ihrer Schönheit bezaubert; doch sucht er den Eindruck, den Amine auf ihn gemacht hat, vor dem Vater klug zu verbergen. Er schlägt diesem nun vor, ihm die Tochter zu verkaufen, indem er ihm mit vieler Beredsamkeit die Glückseligkeiten vormalt, die sie im Serail eines vornehmen Prinzen genießen wird, und daß, durch die bedeutende Summe, die er ihm bietet, er seine Lage verbessern, und sorgenfrey mit seinen übrigen Kindern leben könnte. Der Vater, der seine Tochter liebt, weist diesen Antrag von sich. Der Sklavenhändler dringt nun nicht weiter in ihn, und ladet ihn ein, ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Der Sklavenhändler läßt einige Krüge mit Wein kommen, sie setzen sich zusammen, der vorher betrübte Fischer wird munterer und gesprächiger, der Sklavenhändler bringt nach und nach seinen vorigen Antrag wieder auf die Bahn, der Vater weigert sich, doch da er nicht ganz mehr seiner Sinne mächtig ist, wird der Kauf geschlossen. Amine wird schlafend aus der Hütte getragen, der Fischer wird zu Bette gebracht, und ein Beutel mit Geld neben ihn gelegt. Der Sklavenhändler entfernt sich mit seiner Beute.

Und nun das Erwachen des Vaters am andern Morgen, als die kleinern Kinder Amine rufen, um sie wie gewöhnlich ankleiden zu helfen, und zu weinen anfangen, als sie nicht kömmt; wie der Vater glaubt, daß sie herausgegangen seyn müsse, um Wasser zum Frühstück zu holen; wie, als sie nicht kömmt, der Vater sich nach und nach an den gestrigen Auftritt mit dem Sklavenhändler erinnert, den zurückgelassenen Geldbeutel findet, und sich nun überzeugt, daß er seine Tochter verkauft habe — das sind Momente, die man im Gedichte selbst lesen muß, um einen anschaulichen Begriff von der Kunst des Dichters zu erhalten, womit er diese Scenen behandelte, und die den erschütterndsten Eindruck in der Seele des Lesers zurücklassen.

Hroar's Saga (die Sage von Hroar) und das Trauerspiel: die Bundesbrüder, hat der Dichter während seines neulichen Aufenthalts in Paris vollendet, und beyde Werke sind nun in Druck erschienen. Hroar's Saga ist eine Fortsetzung des Gedichts: Helge, das im Jahre 1816 erschien. Das Trauerspiel: die Bundesbrüder, ist unstreitig eine der originellsten Schöpfungen dieses Dichters. Obwohl keine Person im Stücke stirbt, ist die Handlung doch höchst tragisch.

Unter dem Titel: Briefe an meine Heimat, hat Oehlenschläger in zwey Bänden seine Reise herausgegeben. Im zweyten Theile spricht er von seinem Aufenthalte in Wien. In seiner literarischen Thätigkeit nicht bloß auf Dänemark beschränkt, hat sich dieser Dichter auch durch seine Werke in deutscher Sprache viele Bewunderer erworben. In dieser Sprache sind neulich von ihm erschienen: Märchen und Erzählungen in zwey Bänden (bey Cotta), Gedichte (ebendaselbst), Ludlams

Höhle, ein dramatisches Märchen in fünf Aufzügen, und Freya's Altar, Lustspiel in fünf Aufzügen (Berlin bey Nicolai).

Baggesen, der seit vier Jahren seine polemische Laufbahn verfolgte, in der er sich zu gefallen schien, hat seit der Erscheinung seiner allgemein geschätzten und viel gelesenen poetischen Episteln, und eines Räthsels, das ewige Sinnbild (vier Bogen groß) nichts hervorgebracht, das seiner würdig wäre. Dagegen ist er sehr fruchtbar an polemischen Schriften gewesen, die freylich alle den Stempel eines treffenden Witzes an sich tragen, aber nicht für die Ewigkeit berechnet sind. Doch scheint es, daß er jetzt die polemische Laufbahn verlassen hat. Er beschäftigt sich gegenwärtig mit einer deutschen Uebersetzung von Holbergs Lustspielen, die große Erwartungen erregt, und gewiß sehr vollendet ausfallen wird, da er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt hat. —

Werfen wir einen Blick auf die Journalistik, die ihre blühendste Periode erreicht zu haben scheint, so finden wir wohl eine Menge Blätter, aber es erhebet sich bey uns der gegründete Zweifel: ob auch alle diese Blätter Blüten, und die Blüten Früchte tragen werden. Wir glauben vielmehr, daß diese Art Unterhaltungslektüre zu sehr überhand nimmt, da ein jeder, der nur leidlich einige Zeilen zusammensetzen kann, sich berufen glaubt, als Journalist aufzutreten. Grillenfängereyen werden dann leicht als Kunstansichten ausgegeben, und ein Schwall von Worten muß die Armuth des Geistes ersetzen. Aus der großen Anzahl dieser Blätter und Schriften wollen wir jedoch nur einige der vorzüglichsten und neuesten erwähnen, da der Raum uns nicht gestattet, sie alle hier anzuführen. An der Spitze aller Journale stehen die mit Recht bewunderten Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft, wovon vierteljährig ein Band erscheint. Sie enthalten die gediegensten Abhandlungen über alle Zweige der Wissenschaft und Kunst, und zählen die berühmtesten Männer unter ihren Mitarbeitern. Die Skilderie ist ein treffliches Volksblatt, das wochentlich zweymal erscheint, und von dem Buchhändler Soldin redigirt wird. Es hat nun schon seit zwölf Jahren sein Ansehen behauptet und wird viel gelesen. Der dänische Zuschauer, von dem geschätzten Literator, Professor Rahbek, redigirt, erfreuet sich einer großen Theilnahme, und wir brauchen von dieser Wochenschrift nichts weiter zu sagen, um ihren Werth zu erkennen zu geben, als daß sie jetzt den zwey und dreyßigsten Jahrgang erlebt hat. Die Monatschrift Minerva, auch von Rahbek redigirt, und die ebenfalls sich eines hohen Alters erfreuet, hatte eine Zeitlang aufgehört, wird aber jetzt wieder fortgesetzt. Das Wochenblatt Dannora, von Höst herausgegeben, veränderte bey der Trennung Norwegens von Dänemark seinen Titel, und heißt jetzt das Sonntagsblatt. Es erregte Anfangs keine große Theilnahme, bis Baggesen als Mitarbeiter beytrat, und es dadurch merkwürdig machte, daß er daselbst seine polemische Laufbahn begann. Die Monatschrift Danne-Virke, herausgegeben von dem als Dichter und Theolog bekannten Grundtwig, besteht erst seit einigen Jahren, und zeichnet sich durch manche gelungene Aufsätze vortheilhaft aus. Besondere Erwähnung verdienen zwey Abhandlungen vom Herausgeber selbst: über das philosophische Jahrhundert, und über historische Wissenschaft, die wahrhaft meisterhaft zu nennen sind. Die Monatschrift Dansana, herausgegeben von Baggesen, erweckte Anfangs großes Aufsehen, weil der Herausgeber und Verfasser derselben sie beynahe ausschließend zum Tummelplatz seiner verschiedenen literarischen Streitig-

keiten bestimmte. In der Vorrede zum ersten Heft (Jänner 1816) sagt Baggesen von sich selbst: »es gab eine Zeit, da ich in meinem Vaterlande geliebt wurde, und keiner weiß besser als ich, daß diese Zeit vorüber ist.« Sollte dieses wirklich der Fall seyn, welches doch nicht so ganz ausgemacht ist, so wird Baggesen am besten selbst wissen, wodurch er diese Liebe verloren hat. Aber abgesehen von den vielen polemischen Aufsätzen, sowohl in gebundener als ungebundener Rede, womit die ersten acht Hefte, die wir vor uns haben, angefüllt sind, und die wohl nicht die größte Zierde dieses Journals ausmachen, enthalt es doch einige wahrhaft poetische Blumen, die alles Lobes werth sind, und uns an jene Zeit erinnern, wo er seine Landsleute mit den schönsten und gewähltesten Dichtungen beschenkte. Wir rechnen dahin das treffliche Märchen Thora, wovon acht Gesänge erschienen sind; die Gedichte: der Flor meines Handels, das Abschieds=Gedicht an die Gräfin Bombelles, Mein Dichterloos, und mehrere Episteln an verschiedene Freundinnen des Dichters, die mit unnachahmlicher Laune gedichtet sind. — Die dänische Literaturzeitung, die von dem geistreichen und gelehrten Professor der Theologie, Erasmus Müller, redigirt wird, erhält sich fortwährend in ihrem Ansehen uud zählt viele der gelehrtesten Männer unter ihre Mitarbeiter. Das Oppositionsblatt, herausgegeben von dem Buchhändler Steen, und wovon wir das erste Heft vor uns haben, das sich nur über ästhetische Gegenstände verbreitet, wird wohl kein langes Leben genießen, da es ohne wissenschaftlichen Geist zur gemeinen Mittelmäßigkeit herabsinkt, und ganz ohne Werth ist. Die Monatschrift Athene, die schon seit einer Reihe von Jahren unter der geistvollen Redaktion des Herrn Molbech steht, behauptet fortwährend ihren Rang als eine der besten Monatsschriften Dänemarks, und erfreut sich einer großen Theilnahme. Die ökonomischen Annalen von Olufsen, die antiquarischen Annalen, das Magazin für Politik, Geschichte ꝛc. von Odin Wolf, das Journal für ausländische Literatur u. m. a. genießen fortdauernd von Seiten des Publikums eine große Unterstützung.

Was uns in den letzten Heften der Monatschrift Athene, die uns zu Gesicht gekommen sind, besonders angezogen hat, war eine Abhandlung der berühmten Dichterin Frederike Brun, gebornen Münter, über den dänischen Bildhauer in Rom, Albert Thorvaldsen, und seine Werke. Dieser Aufsatz ist der Frau Baronesse von Humboldt gewidmet. Wir glauben, daß es unsern Lesern nicht unangenehm seyn wird, wenn wir ihnen aus dieser Abhandlung eine kurze biographische Skizze von dem berühmten dänischen Bildhauer mittheilen, der jetzt mit Canova um den Kranz der Unsterblichkeit wetteifert.

Albert (Bertel) Thorvaldsen wurde zu Kopenhagen im Jahre 1771 oder 72 geboren. Seine Aeltern waren sehr unbemittelte Leute. Sein Vater, ein geborner Isländer, war Steinhauer, und ernährte sich und seine Familie nothdürftig mit dieser Profession. Schon in seiner frühesten Kindheit fand Albert Vergnügen daran, seinem Vater bey der Arbeit zu helfen, und mit vieler Gewandtheit ahmte er sehr bald die Ornamente nach, die jener aus Holz verfertigte. Sein Vater, der wohl ahnete, daß sein Sohn nicht beym bloßen Steinhauen stehen bleiben werde, ließ ihn von dem freyen Unterricht im Zeichnen Gebrauch machen, der an der Akademie der freyen und bildenden Künste ertheilt wird. Der junge Künstler fing nun, doch ohne besonderen Trieb, mit den übrigen Eleven zu zeichnen an, und obgleich er eigentlich nie fleißig war, und groß=

tentheils nur im Anschauen studierte, zeichneten seine Lehrer ihn doch stets vorzüglich aus. Seine Neigung zum Modelliren aber entwickelte sich bald in ihm, so daß er nach und nach in kurzer Zeit verschiedene kleinere Prämien der Akademie gewann.

Albert wuchs ohne eigentliche Bildung heran, sich selbst und seiner glücklichen Natur überlassen. In seinem siebzehnten Jahre machte er sein erstes Probestück für eine der kleineren Preismedaillen, nämlich die Modellirung eines Basreliefs. Um ein solches Probestück zu verfertigen, werden die Eleven in ein besonderes Zimmer eingeschlossen, wo man sie ganz ihrem Genius überläßt. Thorvaldsen ging diesem seinem ersten Triumph mit dem Gefühle eines zum Tode verurtheilten Verbrechers entgegen, und noch jetzt im Glanze seines Ruhmes kann er nicht ohne Anwandlung eines komischen Schreckens daran zurückdenken, wie ihm damals zu Muthe war, und wie er durch einen tüchtigen Trunk aus der nordischen Hippokrene, die für den armen Jüngling nur in Branntwein bestand, seinen Muth zur Arbeit habe stärken müssen. In vier Stunden brachte er seine Arbeit glücklich zu Stande. Der aufgegebene Gegenstand war: Heliodorus oder der Kirchenraub. Die Ausführung dieser Aufgabe gelang ihm so vollkommen, daß er seine Richter in Erstaunen setzte. Nicht nur der Preis, für welchen er arbeitete, wurde ihm zuerkannt, sondern er erhielt auch die große goldne Medaille, mit welcher ein Reisestipendium verbunden ist. Jedoch wurde der Genuß des letztern ihm noch einstweilen vorbehalten, da es die Professoren für unrathsam hielten, einen so ganz ungebildeten Jüngling, und in diesem Alter, in die weite Welt, sich selbst überlassen, hinaus zu senden. Er empfing vor der Hand also nur die gewonnenen Prämien, und mit Vergnügen bemerkten seine Vorgesetzten, wie er von Tag zu Tag bessere Fortschritte machte. Der berühmte dänische Historienmaler Abildgaard gewann ihn vorzüglich lieb, und unter den Großen des Landes zeichnete sich besonders Se. Excellenz der Geheimerath Christian Rewentlow aus, der das aufblühende Talent des jungen Künstlers großmüthig unterstützte.

Nachdem Thorvaldsen verschiedene gelungene Arbeiten in seiner Heimat vollendet hatte, reiste er endlich in seinem vier und zwanzigsten Jahre (1797) mit einer königlichen Fregatte, die nach Neapel bestimmt war, nach Italien. Unterwegs war er in großer Gefahr, da das Schiff nach den barbarischen Küsten verschlagen wurde, und kaum war er dieser Gefahr entronnen, als wieder neue Unfälle den Befehlshaber nöthigten, bey Malta einzulaufen; endlich aber erreichten sie Neapel. Unser junger Künstler aber, ganz unbekannt mit der Welt, und fremd in jeder andern als seiner Muttersprache, fühlte sich in diesem schönen Wunderlande der Kunst und der Natur gänzlich verlassen. Das kindliche, sehnsuchtsvolle Heimweh, das beynahe jeden jungen reisenden Dänen befällt, wenn er seine Heimat verläßt, machte ihn für jeden Zauber, der in diesem Lande sich ihm darbot, verschlossen, und er war der Verzweiflung so nahe, daß, wenn ihn die Scham nicht davon abgehalten hätte, er wieder, ohne Rom, Apoll von Belvedere, Laokoon und die tragische Muse gesehen zu haben, mit der nämlichen Fregatte in sein geliebtes Vaterland zurückgekehrt wäre. Er ward also genöthigt, nach Rom zu reisen. Da wandelte er ein und ein halbes Jahr zwischen den Bildern der Götter und Heroen wie ein Träumender umher, und vermochte nicht beym Anschauen so vieler hohen Gebilde der Kunst, etwas von Bedeutung zu Stande zu bringen.

Doch bald enthüllte sich der Nebel, der vor seinen Augen und sei-

nem inneren Leben zu liegen schien. Die römischen Frauen fingen an, den charakteristisch schönen und blühenden nordischen Träumer zu bemerken und ihn aufzumuntern. Gegen Ende des zweyten Jahrs seines Aufenthalts in Rom fing er endlich an, zu modelliren, zu formen, und wieder zu zerstören. Sein berühmter und gelehrter Landsmann, Georg Zoega, der sein großes Genie ahnete, wurde bald aufmerksam auf ihn, und obgleich er sein vertrautester Freund war, war er zugleich sein strengster Richter. Der junge nordische Phidias fand an ihm einen unbestechlichen Richter, der in nichts nachgab, wenn er Grund zum Tadeln hatte. »Dieses würden die Alten nicht gethan haben,« waren oft seine Worte, oder: »so ging keine ehrbare Frau im Alterthume gekleidet, viel weniger eine Göttinn,« sagte er, als einst eine Pallas, von der Hand unsers Künstlers, einen Faltenwurf in der Bekleidung erhalten hatte, der minder decent schien, und der Künstler, im Kampf mit dem Ideale, schlug die Köpfe von seinen Kunstgebilden, und zerstörte Statuen, die schon damals ihn berühmt gemacht haben würden.

Die Augen der Kunstkenner aber waren noch nicht auf ihn hingezogen, und selbst, als das Meisterwerk der Kunst, sein Argonautenführer Jason, vollendet war, ereignete es sich, daß Thorvaldsen in einer Gesellschaft von dreyßig bis vierzig Künstlern, mit denen er gemeiniglich zu Mittage zu speisen pflegte, gefragt wurde: »ob er den jungen dänischen Künstler nicht kenne, der diese herrliche Statue hervorgebracht habe?« — So sehr arbeitete unser Künstler in bescheidener Stille, daß man nicht einmal wußte, daß er der Schöpfer dieses Werkes sey.

Ein reicher Holländer, Namens Hope, hielt sich damals in Rom auf. Er besuchte Thorvaldsen, sah seinen Jason (der noch in Gypsform war) und bestellte ihn in Marmor. Gleich nach dieser Arbeit modellirte Thorvaldsen ein großes Basrelief, wozu der Gegenstand aus dem ersten Gesang der Iliade gewählt wurde, wie nämlich Agamemnon, durch die Herolde Talthybios und Eurybates, die Briseis aus Achilles Zelte führen läßt. Auch dieses Meisterwerk zog die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich. Mit raschen Schritten ging er nun seiner hohen Vollendung in der Kunst entgegen, während sein Ruhm sich mehr und mehr verbreitete.

Doch wurde dieses sein muthiges Fortschreiten in den Jahren 1804 und 5 etwas gehemmt, da er in eine sehr bedenkliche und langwierige Krankheit verfiel. Die Aerzte zweifelten an der Wiedergenesung des jungen Künstlers; seine Freunde fürchteten, daß er ihnen entrissen werden möchte, und ohne Zweifel würde er für die Kunst verloren gewesen seyn, wenn nicht die edelste Freundschaft ihn gerettet hätte.

Der Kranke eilte nach Toscana, und fand in des dänischen Gesandten, Kammerherrn von Schubarts, Hause die Pflege und Ruhe, der er so sehr bedurfte. Dieser edle Mann, in Verbindung mit seiner würdigen Gattin, wetteiferte, dem geliebten Künstler beyzustehen, und ihn dem Leben und der Kunst wieder zurückzugeben. Ihre Bemühungen hatten einen so glücklichen Erfolg, daß Thorvaldsen seit dieser Zeit einer dauerhaften Gesundheit genoß.

Im Jahr 1808 endlich trat er mit zwey Kunstwerken auf, die seinen Ruf für immer begründeten. Sein kolossaler Mars und sein Adonis werden Epoche in der neuen Kunstgeschichte machen. Die Kunstkenner, die beym Anschauen seines Adonis in Entzücken geriethen, sagten: questo da vero è un uomo divino. Unter diesen befand sich auch der berühmte Bildhauer Antonio Canova, der dieses Kunstwerk für das

schönste und gelungenste von Thorvaldsen erklärte: Finalmente, questa statua (sagte er) è lavorata in uno stile nobile e pure grazioso, e pieno di sentimento.

Im Winter 1809 erhielt Thorvaldsen wiederum neue Bestellungen aus Dänemark — denn er hatte schon früher viele von seinen Arbeiten nach Kopenhagen gesandt. Se. Majestät der König von Dänemark wünschte den Eingang zu dem neuerbauten Christiansburger Schloß, mit vier Basreliefs von dessen Erfindung und Arbeit geziert zu sehn, und er vollendete sie zur größten Zufriedenheit aller Kunstkenner.

So viel über die Bildungsgeschichte dieses seltenen Künstlers. — Aber nicht minder interessant als seine Kunstwerke ist der Künstler selbst. Er besitzt wahres Genie zur Musik, und spielt mit eigenthümlichem Geist und Gewandtheit die Guitarre. Sein Urtheil über Musik und Poesie ist stets eben so wahr, wie sein Gefühl. Seine Gesellschaft ist eben so anziehend als angenehm; denn Gefühl und Sinn für das Schickliche ist bey ihm in einem so hohen Grade ausgebildet, daß man glauben sollte, er wäre in den feinsten Zirkeln auferzogen worden. Sein Witz ist treffend und scharf; sein Urtheil über Kunstwerke ist streng, wie es bey einem Künstler seyn muß, der das höchste Ziel vor Augen hat.

Daß es diesem Künstler nicht an Anerkennung seiner großen Verdienste um die Kunst in seinem Vaterlande mangelt, welches mit Recht stolz auf ihn seyn darf, ist ganz natürlich. Im Jahre 1805 wurde er Mitglied der königl. Akademie der schönen Künste in Kopenhagen, und zum Professor ernannt, und 1810 erhielt er das Ritterkreuz des Danebrogordens.

Vierteljähriger Bericht

über

die im Laufe des Jahrs 1818 in den österreichischen Staaten erschienenen Bücher.

Theologie und Erbauungsschriften.

Joseph Geishüttner's Versuch einer wissenschaftlichen und populären Dogmatik, zunächst für katholische Religionslehrer. Wien, 1818. 8. Aloys Doll.

Geishüttner's Moral hat in der Literatur der katholischen Gottesgelehrtheit Epoche gemacht, daher Herr Geser, welcher nach des Verfassers Tode eine seiner schätzbaren Arbeiten durch Herausgabe der Vergessenheit entriß, sich gegründeten Dank erworben. Der Versuch sollte eben so die dem Seligen anvertrauten Zöglinge unterrichten, als sie in den Stand setzen, dem gemeinen Manne die Wahrheiten des Heils geordnet und faßlich beyzubringen. Was sich der Verfasser vorsetzte, hat er fast durchgehends auf eine ehrenvolle Art durchgeführt.

Dissertatio de Societatum vulgo biblicarum consiliis. Auctore Franc. Guilielmo Sondermann. Olomucii, 1818. 8. *Skarniczl.* Gerold in Commission.

Eine Abhandlung über Bibelgesellschaften, welche in zwey Theile zerfällt. In dem ersten zeigt der Verfasser, wie die katholische Kirche nicht dagegen ist, daß auch Laien die Bibel lesen; in dem zweyten, daß die Kirche dieses nicht unbedingt einräume, und zwar: weil die heilige Schrift ihrem ganzen Umfange nach nicht alle Menschen ohne Unterschied erbaue, nicht allen klar und nicht als alleinige Quelle des christlichen Glaubens- und Sittensystems anzusehen sey, indem auch die Tradition dabey ihre Stimme habe.

Entwurf eines dreyfachen Religionsunterrichtes rc. Von Joh. Michael Leonhard. rc. Wien. 1818. 8.

Dieser Entwurf ist von hoher Wichtigkeit für Seelsorger, Katecheten, und alle, welche Religionsunterricht ertheilen. Indem der Verfasser die Wesentlichkeit des Katechismus darstellt, verkennt er die Mängel desselben keineswegs, und sucht einen besseren stufenweisen Unterricht mit demselben in Verbindung zu bringen.

Kurzgefaßte Kirchengeschichte rc. von Joseph Anton Bandel. 1stes und 2tes Bändchen. Salzburg. 1818. 8. Mayr.

Vorliegende Kirchengeschichte soll ein gemeinfaßliches Handbuch für Jedermann, vorzüglich aber für Pfarrherren, Hulfspriester u. s. w. seyn. Es ist populär und doch gelehrt geschrieben, und der Verfasser hat fleißig die Bücherschätze des Benedictiner-Stiftes St. Georg zu Villingen benützt. Die Geschichte behandelt nach fünf Epochen die Schicksale und den Zustand der Kirche bis auf unsere Zeiten. Interessant ist, was der Verfasser über die Mönche, für und gegen ihre Existenz im 1. Bändchen anführt.

Geschichte der Entstehung und Ausbreitung der christlichen Kirche rc. Von Joh. Michael Leonhard. Wien. 1818. 8. Anton Doll.

Der Verfasser schrieb diese Geschichte der Entstehung und Ausbreitung der christlichen Kirche mit lehrreichen Bemerkungen und Anwendungen zum Gebrauche der katholischen Jugend. Er ging von der Ansicht aus, daß die wichtigsten Lehren, so wie die wesentlichen Kennzeichen der wahren christlichen Kirche sich in ihrer Geschichte auf fruchtbringende Art nachweisen lassen.

Repertorium für katholische Seelsorger, welche sich bey ihrer so wichtigen und ausgebreiteten Amtsführung eine Leitung oder Erleichterung wünschen. Von einem Pfarrer der Linzer Diöcese. 1ster und 2ter Band. Linz in der akademischen Kunst-Musik- und Buchhandlung. 1818. 8.

Der Herausgeber ist gesonnen, den katholischen Seelsorgern nach und nach und um billigen Preis solche praktische Anleitungen zu geben, die

alle Zweige der ausübenden Seelsorge umfassen, und ausführlich behandeln. Das ganze Werk wird nachstehende sechs Abtheilungen enthalten: die erste bereits in vorliegenden zwey Bänden gelieferte, die Homiletik; die II. Abtheilung umfaßt die Katechetik, die III. die Liturgik; die IV. die Casuistik oder den Beichtstuhl, die V. den Krankenbesuch, endlich die VI. Abtheilung die sogenannte Pastoral-Klugheit. Er glaubt hiemit jungen Seelsorgern größere kostspielige Werke entbehrlich zu machen, wenn sie außerdem noch das Haupthandbuch, die heilige Schrift, und eine der bessern Erklärungen derselben besitzen. Nach seiner Aeußerung hat er bereits sehr achtungswerthe Mitarbeiter, die ihm ihre Einsichten und Erfahrungen mittheilen, und einzelne Zweige der Pastoralwissenschaft zur practischen Bearbeitung bereits übernommen haben.

Zeller (Carl Caspar), das Leben und Leiden unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, nebst auserlesenen Begebenheiten aus der Apostelgeschichte. Ein erbauliches Handbuch für katholische Christen des Bürger- und Bauernstandes. Wien, 1818. Grund. 8.

Dieses Buch enthält außer den sonn- und festtäglichen Evangelien und jenen für die vier Quatemberwochen und die Tage der Fasten eine vollständige Lebensgeschichte Jesu Christi. Die Begebenheiten sind in der nämlichen Ordnung, wie sie sich nach der Meinung der Kirchenväter zugetragen haben, dargestellt. Uebrigens ist in dem Buche nichts Besonderes oder Neues gesagt, was auch der Verfasser selbst eingesteht. Der Schrift-Text ist nach Rosalino's neuem Testamente, nur hat man zu dessen vollkommener Verständlichkeit zugleich unter demselben die umständliche Erklärung aus Brentano's neuem Testamente mit kleinerer Druckschrift abgedruckt; und mehrere Begebenheiten aus der Apostelgeschichte der Lebensgeschichte Jesu beygegeben. —

Erklärung der sonntäglichen Evangelien, und jener an den höheren Festen des Herrn, im ganzen Jahre, mit besonderer Berücksichtigung mancher dunklerer Stellen, von Carl Giftschütz. Wien und Triest. 1818. 8. Geistinger.

Der Verfasser, welcher Director an der v. Zollerischen gestifteten Hauptschule in Wien, und durch mehrere, die religiöse und moralische Bildung der Jugend betreffende Schriften bereits rühmlich bekannt ist, hat in diesem Werke die Sonn- und Festtäglichen Evangelien in einer leichten und populären Sprache theils durch Wort- und Sacherklärungen, theils durch Umschreibungen aufzuhellen und zu verdeutlichen gesucht, und somit nicht nur der Jugend, sondern auch allen gutgesinnten Religions-Verehrern gewiß ein sehr brauchbares Mittel zum Verständnisse der Evangelien an die Hand gegeben.

Geistliche Uebungen für drey Tage. Gedichtet von Fried. Ludw. Zachar. Werner. Wien. 1818. 8. Wallishausser.

Geistliche-Poesien, deren einige den Verfasser der Söhne des Thales nicht verkennen lassen, wie: Tod des Sünders — Ewige Verdammniß — Der verlorne Sohn — Friede — Tod des Gerechten —

Ewige Seligkeit. — Manche Gebrechen einzelner Lieder lassen sich zum Theile aus dem Drange des Verfassers, recht populär zu seyn, erklären.

Diurno Cattolico per i Secolari. Vienna, 1818. Strauß. 8.

Dieses Gebetbuch, welches den religiösen Bedürfnissen der Italiener, welche entfernt vom Vaterlande in verschiedenen Ländern zerstreut sind, abhelfen soll, ist von Jos. Voltiggi zusammengetragen. Er sammelte zu diesem Behufe aus den bessern lateinischen, italienischen, deutschen, französischen Gebetbüchern und schaltete Psalmen ein.

Rechts= und Staatswissenschaft.

Vom Darleihens=Vertrage und der Befestigung der Rechte und Verbindlichkeiten. Wien, 1818. 8. Mösle.

Diese Abhandlung ertheilt einen durch das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch und die bestehenden Verordnungen begründeten Unterricht über Geld= und Wechselgeschäfte und die vorschriftmäßige Führung der Bücher der Handelsleute ꝛc. Beygefügt sind Formulare von Schuldscheinen, Wechseln, Bürgschafts=, Cessions=Urkunden, Vormerkungsgesuchen ꝛc.

Abhandlung vom Wucher. Wien, 1818. 8. Gerold.

Diese Abhandlung ist aus dem Französischen des Nicole, oder Bulteau übersetzt und mit Noten bereichert. Geschäfts= und Handelsleuten werden darinnen die Rücksichten anf die göttlichen und politischen Gesetze und endlich auf das Gewissen vorgezeichnet.

Cajetan Wanggo's Erläuterung der allgemeinen Gerichts= und Concursordnung in den böhmisch=österreichisch=deutschen Erblanden. Grätz, 1818. 8. Ferstl.

Vorliegender Nachtrags=Band ergänzt Wanggo's im Jahre 1807 edirte Erläuterungen der allgemeinen Gerichts= und Concursordnung. Er umfaßt die seit 1806 bis zum Ende 1817 im Gerichts- und Concursfache erschienenen Gesetze und Verordnungen, dann die in diesem Zeitraume über Vormerkungen, Taxordnung in Geschäften des adeligen Richteramtes, Schulbeytrag, Mortuarium, Erbsteuer, Abfahrtsgeld erlassenen, Patente und Hofdekrete.

Mayland's Steuerverfassung, von Graf Johann Rinald Carli ꝛc. Uebersetzt von Professor Wikosch. Wien, 1818. 8. M. A. Schmidt.

Carli's unsterbliches Werk über die Steuerverfassung der Lombardie erscheint hier in deutscher Uebersetzung und mit Anmerkungen. Der erste Theil handelt von der alten Steuerbereitung (censimento), der zweyte von der neuen, der dritte von der inneren Einrichtung der angeordneten Vollziehungsbehörden der neuen Steuerverfassung. Mayland's Censimento ist ein Werk Eugens, Firmian's, Kaunitzens und der

großen Maria Theresia. Vorzüglicher Beweggrund zur Uebersetzung war: eine allgemeine Empfänglichkeit für die wohlthätigen Maßregeln der österreichischen Regierung, hinsichtlich der Besteuerung vorzubereiten. Der Herr Professor verspricht eine Darstellung der Steuerverfassung Tyrols, wo sich dieselben leitenden Grundsätze vorfinden, modificirt durch Oertlichkeit. Der lange Aufenthalt desselben in diesem Lande, so wie seine seltene Kenntniß der tyrolischen Geschichte und Institute, lassen etwas Vorzügliches erwarten.

Darstellung des ungarischen Privat=Rechts. Bearbeitet von Joh. von Jung. 4ter Band. Wien, 1818. 8. Bauer.

Der vierte Band dieses im ersten Berichte der Jahrbücher bereits angezeigten Werkes enthält des vierten Buches zweyten und dritten Theil, in welchen der Uebergang auf jene gerichtlichen Akte geschieht, welche in dem bereits anhängig gemachten Rechtsstreite selbst vorkommen, und die Lehre von den Rechtsmitteln vorgetragen wird. Der Verfasser verspricht noch einen fünften, oder Supplement=Band, welcher wesentlichen Mängeln, auf die er freymüthig hindeutet, abhelfen soll.

Das politische Verhältniß der verschiedenen Gattungen von Obrigkeiten zum Bauernstande ꝛc. von Johann Ludwig Ehrenreich, Graf von Barth=Barthenheim. I. Theil. 2. Band. Wien, 1818. 8. Wimmer.

Der zweyte Band dieses Werks handelt von dem politischen Verfahren — von den politischen Behörden — von den politischen Geschäftsgegenständen — von dem politischen Verfahren insbesondere, und verdient gleiches Lob mit dem ersten.

Die gesetzliche Verfassung der Zehentabgaben im österreichischen Kaiserstaate ꝛc. Von Marq. Jos. Freyherrn von Kotz. Wien, 1818. 8. Mösle.

Diese Schrift behandelt das für Inneröstterreich, Böhmen und Galizien geltende Zehentrecht, doch berücksichtiget sie weniger die in Oesterreich unter der Enns über das Zehentwesen erschienenen Verordnungen.

Allen Menschen überhaupt ꝛc. gewidmeter freyer Lebens=Unterhalts=Versicherungs=Plan. Wien, 1818. 8. Haykul.

Der Verfasser wünscht eine Anstalt zu begründen, in welcher Jedermann mit einer unbedeutenden Einlage die eigne und seiner Familie Zukunft vor Mangel schützen kann. Die Anstalt selbst zerfällt in die Familien=Unterstützungs=, in die Renten= und Pensions=Anstalt.

Arzneywissenschaft.

Conspectus systematico-practicus aquarum mineralium magni principatus Transsylvaniae indigenarum. Ed. Sigism. Belteki. M. D. Vindobon. **1818. 8.**

Der Verfasser handelt von den in die Sinne fallenden Eigenschaften der Mineralwässer überhaupt, ihren Bestandtheilen, ihrer Natur und Wirkung, dann von den Krankheiten, wo selbe dienlich sind, oder nicht; er äußert sich mit achtbarer Sachkenntniß über die Art, Mineralwässer mit Nutzen zu gebrauchen, und zählt endlich vier und vierzig Heilquellen Siebenbürgens auf, welche er in zwey Klassen, nämlich: in auflösende und stärkende, zusammendrängt. Die Krenologie Siebenbürgens erhielt durch diesen Ueberblick einen Zuwachs, welcher nicht zu verschmähen ist.

Einige Nachrichten und Bemerkungen über die warmen Bäder in Piestan. Vom k. k. Regierungs-Rath Prochaska. Wien, 1818. 8. Kupfer.

Diese gehaltvollen Notizen über die Piestaner Quellen wurden bereits in den medicinischen Jahrbüchern mitgetheilt. Die Vorzüglichkeit derselben und die wachsende Theilnahme des Publikums veranlaßten eine abgesonderte Drucklegung.

Anleitung zum Gebrauche der Mineralwasser. Ein Buch für Jedermann, der die Mineralwasser und besonders jenes des Marienbader Kreuzbrunnens in der neu errichteten Cur-Anstalt gebrauchen will. Von M. Jl. Schmidt, Doctor der Arzneykunde u. s. w. Wien, 1818. Grund. 8.

In dieser Broschüre wird eigentlich ein bloßer Auszug aus D. Nehrs Beschreibung des Marienbader Mineralwassers geliefert, und nur zu Ende werden eigene Bemerkungen, Vorsichts- und Verhaltungsregeln, welche bey dem hierortigen Gebrauche dieses Wassers zu beobachten sind, vom Herrn D. Schmidt gegeben.

Abhandlung über den Gebrauch der vorzüglichsten Bäder und Trinkwässer, nebst einem Berichte über den medicinischen Werth der Schwefelräucherungen in verschiedenen Krankheitsformen des menschlichen Organismus, von D. Joseph Wächter. Zweyte Auflage. Mit 1. Kupfertafel, groß 12. 1818. Gerold.

Eine lichtvolle Beschreibung der vorzüglichsten Mineralwässer Deutschlands in Bezug auf ihren Gebrauch und ihre Wirkung; eine nützliche Anleitung zur Verfertigung der verschiedenartigsten künstlichen Bäder, und die gesammelten Beobachtungen der Aerzte Galés in Paris und de Carro in Wien über den medicinischen Werth der Schwefelräucherungen in verschiedenen Krankheiten, wie auch eine beygefügte kurze Anleitung zur Errichtung einer Schwefelräucherungsanstalt nach D. de Carro's Methode, empfehlen diese gemeinnützige Abhandlung.

D. Wilhelm Jos. Schmitt's Sammlung zweifelhafter Schwangerschaftsfälle, nebst einer kritischen Einleitung über die Methode des Untersuchens zum Gebrauche für angehende Geburtshelfer. Wien, 1818. 8. Wimmer.

Weil in der Kunst des Explorirens eigentlich die Erfahrung entscheidet, den Schülern aber selbst auf praktischen Lehranstalten solche Schwangerschaftsfälle entstehen, welche den feineren Explorationssinn diagnostisch beschäftigen, entschloß sich der als praktischer Arzt geachtete Verfasser, diesem Mangel durch interessante Mittheilungen solcher Fälle aus seinem Tagebuche abzuhelfen. Er wollte keine gelehrte Abhandlung über die Zeichen der Schwangerschaft schreiben, noch eine schulgerechte Anleitung zum Untersuchen, sondern begnügte sich, einfach, wahr und bescheiden dasjenige, was ihm an belehrenden Fällen in seiner Praxis aufstieß, zu erzählen, und somit für angehende Geburtshelfer unvermeidliche Schwierigkeiten durch Resultate seiner Erfahrungen wegzuräumen.

Hygea für die Bewohner der Städte, oder Verhaltungsregeln zur Gründung, Schützung und Wiedererlangung der Gesundheit rc. Von Meinrad Dopfer, M. D. Wien, 1818. 8. Gerold.

Dieses Werk ist dem Herrn Staatsrathe Freyherrn von Stifft dedicirt. Es enthält die neuesten diätetischen Erfahrungen, und empfiehlt sich, ohne eben Originalität ansprechen zu können, durch fleißige Bearbeitung und Zusammenstellung des Gesammelten.

Merkwürdige Beobachtungen über den innern und äußern Gebrauch des Phosphors, sowohl bey chronischen als auch einigen acuten Krankheiten, von J. H. Robbi, D. der M. Wien, 1818. 8. Gerold.

In dieser Broschüre theilt der Verfasser den praktischen Aerzten alle seine am Krankenbette gesammelte Beobachtungen über die Wirkungen des Phosphors mit, und liefert somit einen nicht unerheblichen Beytrag zu den bereits in mehreren medicinischen Zeitschriften bekannt gemachten Erfahrungen über dieses Reizmittel.

Sprachkunde.

Novi versus memoriales de Nominum generibus, item de praeteritis verborum et supinis etc. concinnati a Martino Span. Viennae et Tergesti 1818. 8. Geistinger.

Diese lateinischen Gedächtnißverse mit ihrer deutschen Uebersetzung sind für die studierende Jugend bestimmt und sollen derselben die durch den neuen in Oesterreich bestehenden Schulplan beseitigten Gedächtnißstützen: Quae maribus und Simplicium leges ersetzen. Der Verfasser erfreut sich einer schätzenswerthen Kenntniß der römischen Sprache. Uebrigens sind diese Gedächtnißverse nur ein Bruchstück aus einer noch ungedruckten Sprachlehre des Verfassers, von welcher er große Erwartungen erreget.

Dictionarium paroemiarum, idiomatum, et expressionum figuratarum linguae latinae selectiorum, cum notis historico-mythologicis et proverbiis linguae germanicae. Collegit et versionem addidit Fr. Jos. Hartleben. Pesthinii, 1818. gr. 8. Hartleben.

Obgleich diese Sammlung überhaupt vollständiger und besonders durch Aufführung der benützten Quellen vollkommener seyn könnte, ist sie dennoch als ein schätzbarer Beytrag zur römischen Sprachkunde anzusehen. Zweckmäßig sind die gedrängten historisch=mythologischen Erklärungen, welche sich in dem alphabetisch geordneten Werke vorfinden. Es dient als Nachschlagebuch und wird Gymnasialschülern, wie ihren Lehrern willkommen seyn.

Grundlehren der deutschen Sprache. Von Joh. Mich. Hurtel. Wien, 1818. 8. Gerold.

Eine ehrenvolle Erscheinung auf dem Felde der österreichischen Literatur. Herr Hurtel hat Adelung, Wismayr, Bauer, Heinsius und Rothe kritisch benützt, und vorzüglich durch logische Behandlung dahin getrachtet, seine Schüler zum Nachdenken aufzureizen. Er ist in seinem Vortrage einfach, anspruchlos und gründlich.

Lehrbuch der französischen Sprache. Von J. P. Silbert. Wien, 1818. 8. Anton Doll.

Die französischen Uebungsstücke zum Uebersetzen in's Deutsche sind in dieser Sprachlehre nicht sehr häufig angebracht; dagegen zeigen die deutschen Aufgaben von dem Fleiße des Verfassers.

Traité de la Littérature française etc. Taschenbuch zum Studium der französischen Sprache ꝛc. Von Johann Ritter von Vogtberg. Wien, 1818. 12. Ueberreuter.

Das Bändchen zerfällt in mehrere Abschnitte. Der erste handelt von den Synonymen; der zweyte enthält einen Auszug aus Petitot's Versuch über den Ursprung, die Bildung und Fortschritte der französischen Sprache; darauf folgt die Chrestomathie, bestehend in Auszügen aus den prosaischen Schriften französischer Autoren: Sévigné, Barthélemy, Fénélon ꝛc. erklärt durch deutsche Noten. Der letzte Abschnitt liefert ein alphabetisches Gemälde der berühmtesten Schriftsteller der Franzosen, sammt einer Aufzählung ihrer Werke.

Erdbeschreibung und Statistik.

Allgemeine Erdbeschreibung von Fr. Dr. P. Mich. Reisser, Prof. am k. k. polytechnischen Institute. Erster Band. Wien, 1818. 8. Strauß.

Dieser erste Band enthält nebst einer kurzen Einleitung, in welcher die nothwendigsten Vorbegriffe der Erdbeschreibung abgehandelt werden, den gesammten österreichischen Kaiserstaat. Manche veraltete und

unrichtige Angaben in Hinsicht der Zahl der Einwohner, des Länderumfangs, der Abtheilung größerer Reiche dieses Staates in Kreise u. s. w. haben sich in dieses Werk eingeschlichen.

Nachricht von dem Eismeere, und Gedanken über die Wahrscheinlichkeit und Nutzbarkeit der Entdeckung einer Durchfahrt bey dem Nordpole rc. Von Joh. Hoffmann. Wien, 1818. Kathar. Gräffer.

Die in dieser Brochüre mitgetheilten Notizen sind weder neu, noch verständig geordnet und können nur als eine Compilation, welche auf den Heißhunger der Zeitungsleser berechnet ist, angesehen werden.

Nouvelle description de Vienne, capitale de l'Autriche etc. et de ses environs. Par Jean Pezzl. 4me. édition. Vienne, 1818. 12. Mösle.

Die vierte Auflage dieser gesuchten Topographie erhielt mehrere Zusätze, besonders in Bezug auf die Geschichte der Kaiserstadt, welche bis an das Ende des Jahres 1817 geht.

Naturwissenschaft.

Anleitung zum gründlichen Studium der Botanik. Mit einer Uebersicht über den Bau naturhistorischer Classifications=Systeme, einer Kritik der Jussieu'schen und den Grundzügen eines neuen natürlichen Systems. Von L. Chr. Edlen von Vest, Dr. d. M. und Professor der Botanik und Chemie am Johannäum zu Grätz. 8. Wien. Gerold.

Der Herr Verfasser will durch dieses Werk einen neuen Weg suchen und eine andere Methode der Mittheilung als die bisher gewöhnliche in der Botanik war, einführen, um den Liebhabern dieses Zweiges der Naturwissenschaft leichter zu einer gründlichen Erlernung desselben behülflich zu seyn.

Lehrbuch der Physik, von Joh. Phil. Neumann, Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien. I. Theil, mit 12 Kupfertafeln. gr. 8. Wien, 1818. Gerold.

Ein gründliches Werk eines würdigen Mitgliedes des von Seiner Majestät mit väterlicher Sorgfalt und kaiserlicher Großmuth errichteten polytechnischen Institutes. Wir finden in diesem Lehrbuche die Physik in der engsten Bedeutung des Wortes behandelt; alles ist darin klar und ausführlich vorgetragen, die neuesten Wahrheiten und Entdeckungen sind überall benützt worden.

Aufzählung aller in Steyermark wild wachsenden Kräuter, Bäume und Sträuche, mit Angabe ihrer Fundörter, Blütezeit, und Ausdauer. Ein Taschenbuch für Freunde der Pflanzenkunde; Aerzte u. s. w. Von J. N. Gebhard. Grätz, 1818. Lenkam.

Dieses Büchelchen wird gewiß denen willkommen seyn, welchen die Kenntniß der Steyermark in botanischer Hinsicht von Interesse ist; denn es enthält in alphabetischer Ordnung und lateinischer Aufschrift mit untergesetzten deutschen Namen die Pflanzen dieses Landes, zugleich mit dem Orte, der Stelle, wo, und mit den Monaten, in welchen sie gefunden werden.

Jugend- und Erziehungsschriften.

Wunderbarer Schauplatz der Kunstfertigkeiten der Thiere, oder unterhaltende Bilder und Erzählungen von ausgezeichneten Thieren, welche durch verschiedene besondere Künste allgemeines Aufsehen erregt haben. Für Kinder bearbeitet von Leopold Chimani. Mit 9 color. Kupfern. Wien und Prag, 1818. Haas.

Ein brauchbares Werkchen, welches sich vor vielen ähnlichen Jugendschriften durch seine angenehme Form, und schön illuminirte Kupfer-Bilder auszeichnet.

Der graue Hanns, oder der Greis in der Feuerhöhle. Von Jakob Melzer. Pesth. 1818. Trattner.

Ein Lesebuch, welches zunächst für Landschulen bestimmt ist. Es soll die das Landvolk beherrschenden Vorurtheile vernichten, und gesundere Begriffe unter demselben verbreiten; doch entkräftet die mangelhafte Ausführung ein an sich löbliches Bestreben.

Fabeln und Erzählungen zur Bildung des Verstandes und Besserung des Herzens. Ein Handbuch für Lehrende und Lernende. Verfaßt &c. von Franz Xaver Kniescheк. Prag. 1818. 8. Vetterle

Ein Werk, welches durch Tendenz und originellen Gehalt sich vortheilhaft auszeichnet. Wenn der Verfasser seinem schönen Talente ein tieferes Studium der Theorie der Fabel angedeihen läßt, wird er einst in diesem Zweige etwas Vollendetes leisten.

Schöne Wissenschaften und Künste.

Roland. Ein Gedicht nach Ariost, in vier Gesängen, von Karl Timlich. Wien. 1818. 8. Rehm.

Vorliegendes Gedicht wird man mit Vergnügen lesen. Die Erfindung, obgleich nicht nach einem festen Plane entworfen, zeigt von einer

sehr glücklichen, wenn gleich noch keineswegs ausgebildeten Anlage des Verfassers. Die Sprache ist im Durchschnitte leicht und gefällig, und nicht ohne poetischen Schmuck.

Neue Erzählungen. Von Caroline Pichler. 1ster und 2ter Theil. Wien, 1818. 8. Pichler.

Mehrere dieser Erzählungen, die auch als 18ter Band der sämmtlichen Werke ausgegeben werden, sind der Lesewelt bereits aus Taschenbüchern bekannt; sie sind in der anziehend zarten Manier der geachteten Schriftstellerin geschrieben: in einigen bemerkt man ein Hinneigen zur Darstellung des Freyherrn Fouqué. Als vorzüglich gelungen, bemerken wir: So war es nicht gemeint, und das Ideal.

Neue dramatische Dichtungen. Von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. Wien, 1818. 8. Pichler. (Der sämmtlichen Werke 19ter Band.)

Enthalten: 1) Ferdinand II. König von Ungern und Böhmen. 2) Amalie von Mansfeld, nach dem Romane gleiches Namens der Fr. von Cotin, und Rudolf von Habsburg. Eine keineswegs einseitige, sondern von echter Begeisterung für das Vaterland herbeygeführte Darstellung der heimatlichen Sinnes= und Lebensweise schenkt den beyden historischen Schauspielen ein besonderes Interesse. Letzteres ist ein Versuch einen so erhabenen Stoff als der Sturz des Königs Ottokar, in die Formen einer Oper einzukleiden.

Cyrus und Astyages, Oper in 3 Aufzügen. Nach Metastasio von Matthäus v. Collin. Wien, 1818. 8. Wallishauser.

Eine nach den jetzigen Ansichten der Oper und den Erfordernissen der heutigen Musik unternommene Bearbeitung des bekannten Stoffes.

Antipoden. Moralisch=romantische Doppelerzählung. Wien. Tendler. 8.

Zwey interessante Erzählungen, in welchen der Sieg des guten Princips und die Niederlage des bösen dargestellt wird. Form und Einkleidung gehören einem früheren Jahrhunderte an, dessen eigenthümliches Gepräge sie tragen. Der Verfasser scheint jedoch zu wenig der Fülle des gesammelten Stoffes widerstanden zu haben, von dem er manchmal überwältiget wird, eine Klippe, welche viele Romantiker leichter vermeiden, indem sie weniger als der Verfasser der Antipoden darauf ausgehen, das Komische und den Witz ihrer Darstellungen durch Anspielungen auf mancherley Schriften und Ereignisse herbeyzuführen.

F. A. Dr. Kurländer — Almanach dramatischer Spiele für Gesellschaftstheater. 8. Jahrgang. Wien. 1818. 16. Wallishausser.

Enthält drey Lustspiele: Shakspeare als Liebhaber, nach Duval; die Lästerschule von Sheridan; die Charade.

Friedrich Weisser's sämmtliche prosaische Werke. I. Thl. Wien. Schaumburg und Compagnie. 1818. 8.

Eine Sammlung der mit Beyfall aufgenommenen reichhaltigen Arbeiten des Verfassers. Dieser erste Theil enthält Aufsätze vom Jahre 1791 bis inclusive 1807.

Contes gothiques; par l'auteur de la Dame grise. Tome premier. Vienne. 1818. 8. Schrämbl.

Die artigen Erzählungen, welche übrigens in einer Sprache geschrieben sind, die mehr das deutsche als französische Gepräge tragen, lassen nur bedauern, daß sie von der Verlagshandlung mit keinem würdigeren Gewande ausgestattet wurden.

Malerische Reise auf dem Waagflusse in Ungern. Nro. 2. Enthält 1) Illawa. 2) Streischen, Ruine auf einem ungeheuren Felsen. 3) Rosenberg, Marktflecken am Einflusse der Rewaga in die Waag. 4) Luka mit seiner schönen obstreichen Gegend.

Schlotterbeck hat überdieß bey Tranq. Mollo herrlich gehaltene Kupferstiche von Wiens Belustigungsörtern und seinen interessantesten Umgebungen, Baaden, Helenenthal, Lachsenburg ꝛc. herausgegeben. So ist die Ansicht des Kahlen= und Leopoldbergs wunderschön.

Die Hauptgötter der Fabel. In Kupfern mit kurzer Erklärung. Wien, 1818. 4. Strauß und Härter.

Der Mythos alter Dichter, von welchem bisher drey und vierzig Nummern erschienen, und der sich beynahe eines allgemeinen Beyfalls mit Recht erfreut, hatte sich die Aufgabe gesetzt, die Thaten der Götter zur bildlichen Anschauung zu bringen; vorliegendes Prachtwerk soll nun den Mythos ergänzen und möglichst vollkommen machen. Stöber und Ender haben dazu schöne Kupfer geliefert und der Text ist lobenswürdig gearbeitet. Bisher wurden drey Nummern davon ausgegeben.

Le Peintre - Graveur. Par Adam Bartsch 16 *et* 17. *Volume. A Vienne.* 1818. 8. *Mechetti.*

Die Fortsetzung dieses wackeren Kunstwerkes beschäftiget sich mit italienischen Meistern aus dem sechzehnten Jahrhunderte.

Kleine Orgel=Schule ꝛc. Verfaßt von Joseph Drechsler. Wien. 8. Steiner.

Ein brauchbares, in faßlicher Sprache geschriebenes Werkchen, zunächst zum Gebrauche bey den öffentlichen Vorlesungen in dem Normal=Schulgebäude bey St. Anna in Wien. Es ertheilt künftigen Organisten und Landlehrern guten Unterricht, so daß sie weniger den Beystand eines Lehrers bedurfen. Der Verfasser ist bereits durch seine Harmonie= und Generalbaßlehre vortheilhaft bekannt.

Oekonomie.

Gabriel Marton's wirthschaftliche Bienenzucht. Aus dem Ungarischen frey übersetzt durch Johann Leibitzer. Pesth, 1818. 8. Hartleben.

Marton's gesuchtes Werk über die Bienenzucht wird hier in einer guten Uebersetzung dargeboten. Das Werk hat in vorliegender Gestalt um so mehr gewonnen, als der Uebersetzer mehreres Ueberflüssige hinwegließ, anderer Seits aber die ihm von dem Verfasser mitgetheilten seitherigen Erfahrungen über Bienenzucht zweckmäßig einschaltete.

Versuch einer Düngerlehre, für die gemeinen Landwirthe der österreichischen Staaten. Von Joseph Arnold Ritter von Lewenau. Wien, 1818. 8. Mösle.

Als der Verfasser die Abhandlung über den Dünger zuerst mittheilte, erhielt er durch ein eigenes Dekret der k. k. nied. österr. Landesregierung im Jahre 1810 die aufmunternde Versicherung des Wohlgefallens Sr. Majestät an seinen Bemühungen für die Verbesserung der Agrikultur. Nachfragen und Bedürfniß veranlaßten vorliegende neue Ausgabe. Die auf die Düngerlehre sich beziehenden Schriften wurden bisher gewöhnlich nur auf Dominien und gebildete Oekonomen berechnet. Der Verfasser wendet sich unmittelbar an die Gemeinen, um sie auf den Mangel an Düngergruben und Düngermagazinen aufmerksam zu machen, und über die Eigenschaften, Arten und Wirkungen des Düngers, über dessen Erzeugung aus dem Pflanzen- und Mineralreiche, und Anwendung, dem Maße und der Beschaffenheit des Bodens nach, zu belehren. Er ist populär, und wählte, um seiner Theorie mehr Eingang zu verschaffen, die Einkleidung in Fragen und Antworten.

Versuch einer Erdreichslehre. Von Jos. Arnold Ritter v. Lewenau. Wien, 1818. 8. Mösle. Neue verbesserte Auflage.

Mit der Lehre vom Dünger steht im wesentlichen Zusammenhange, daß der Landwirth die Eigenschaften und beste Verwendungsart seiner Baugründe genau wisse. Die Erdreichslehre ist also nur ein Anhang zur Düngerlehre, welcher in zwey Gesprächen vorgetragen wird.

Vortheile für Haus- und Landwirthschaften, Fabriken und Gewerbe ꝛc. von Christian Wilhelm von Rogge. Erster und zweyter Band. Wien, 1818. 8. Wallishauser.

Ein Werk, welches sich durch Vortrag und Inhalt den Oekonomen empfiehlt und die neuesten Entdeckungen und Fortschritte berücksichtiget.

Zeitschriften.

Kaschauer Wochenblatt für Ober-Ungern. Kaschau, 1818. Erstes oder April-Heft. 4. Otto Wigand.

Diese Zeitschrift enthält Bruchstücke aus der ungrischen Geschichte; Erzählungen, Charaden, Anzeigen vorzüglicher Werke, Kundmachungen aller Art ꝛc.

Ungrische Miscellen. Zweyte Lieferung. Wien, 1818. 8. Strauß.

Enthalten aus dem Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst entnommene Aufsätze, welche Ungern angehen. 1) Reichstag im Jahre 1618 zu Preßburg. 2) Aehrenlese zur ungrischen Geschichte. 3) Der ungrische Bauer ꝛc.

Nachtrag vermischter Schriften.

Phantasien über Geschichte und Philosophie, von Franz Gräffer. Prag, 1818. 8. Buchler.

Abgerissene Gedanken und Bemerkungen über Philosophie, Geschichte, Literatur und Kunst, Eigenthümlichkeit der Ansichten und eine glückliche Darstellungsgabe empfehlen dieses jedoch mehr auf Unterhaltung als Belehrung berechnete Werk.

Terrainlehre zum Unterricht für die Offiziere der österreichischen Armee ꝛc. herausgegeben von Moritz von Gomez. Zweyte Auflage. Wien, 1818. 8. Wimmer.

Der vorzügliche Gehalt dieses Werkes ist hinreichend bekannt. Vorliegende zweyte Auflage ist durch wesentliche Verbesserungen vervollkommnet und verdient in jeder Beziehung beachtet zu werden.

Reihe aller bisherigen Erzbischöfe zu Salzburg, wie auch der Bischöfe zu Gurk ꝛc. Von Peter Leandi. Grätz, 1818. 8. Tusch.

Eine nicht unverdienstliche Aufzählung aller Erzbischöfe von Salzburg, dann der Bischöfe zu Gurk, Seckau, Lavant und Leoben, welche unter jenen standen. Die beygefügte gedrängte Geschichte der Bisthümer umfängt den Zeitraum von 582 — 1817.

Kurzer Auszug der Geschichte der Deutschen, nebst einer gedrängten Darstellung der Geschichte Oesterreichs mit Denkreimen. Wien, 1818. 8. Schrämbl.

Eine dürftige Compilation aus Pfeffel, Schütz, Schneller, Hormayr u. a. Die Fakten sind gewöhnlich trocken hingestellt, öfters

erhielten sie eine falsche parteyische Beleuchtung; die Denkreime erheben sich auch nie über die Mittelmäßigkeit.

Nachrichten über die Feyer des dritten Jubelfestes der Reformation in den sämmtlichen k. k. österr. Staaten im Jahre 1817. Von Jakob Glatz. Wien, 1818. 8. Gerold.

Indem der Herr Verfasser eine gedrängte, aber sehr anziehende und befriedigende Uebersicht des von den Regenten Oesterreichs auf den Protestantismus angewendeten Systems, und des aus diesem milden Systeme resultirenden kirchlichen Zustandes der Protestanten in den österreichischen Staaten vorausschickt, theilt er die authentischen Berichte mit, wie sie über die Feyer des Reformationsfestes aus den verschiedenen Provinzen der Monarchie eingingen.

Gebot= und Sündenspiegel ꝛc. Mit passenden Vergleichungen und Anekdoten. Vom Verfasser des Landfreundes. Wien, 1818. 8.

Diese Brochüre, welche in der Sprache und Vorstellungsart des Volkes geschrieben ist, soll vorzüglich Bauersleute, Müller, Bäcker und Fleischhauer zur größeren Billigkeit gegen die übrigen Staatsbürger zurückführen.

Theoretisch= praktische Anleitung zur Kochkunst. Von F. G. Zenker. Wien, 1818. 8. Strauß. Zweyter Theil.

Der zweyte Theil dieses Kochbuches enthält die Anleitung zur Kunstbäckerey. Man kann ihm so wenig, als dem ersten, eine verständige Anlage und Durchführung und bessere Sprache absprechen, ohne eben die von dem Verfasser behauptete Wichtigkeit dieser hohen Kunst und den kantianischen Anstrich zu billigen.

Wasserreise von Regensburg nach Wien, im Jahre 1817. Wien, 1818. 8. Geistinger.

Dürftige Darstellung einer Fahrt von Regensburg nach Wien, in welcher der Verfasser seine Leser damit langweilet, daß er die Vorzüge der Wasserreisen vor jenen zu Lande nachweisen will.



